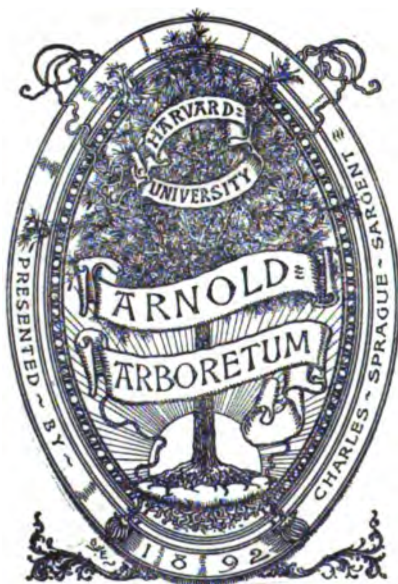

HARVARD
UNIVERSITY
ARNOLD
ARBORETUM
PRESENTED BY
CHARLES SPRAGUE SARGENT
1892

[redacted]

HFo.

Handbuch
für
praktische
Forst- und Jagdkunde,
in alphabetischer Ordnung
ausgearbeitet
von einer
Gesellschaft Forstmänner und Jäger.

Dritter Theil, S bis Z.

Nebst einem vollständigen Register.



Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1797.

Jan, 1908
17385

Zur Nachricht.

Bei Beendigung dieses Handbuchs ist eigentlich nichts mehr darüber zu sagen übrig, weil man in der Vorrede zum ersten Theil alles berührt zu haben glaubt, was dem Leser zum bequemen und nützlichen Gebrauch desselben zu wissen nöthig ist. Das versprochene und gegenwärtigem dritten Theile beigefügte Register, wird dem Leser das Aufsuchen aller derjenigen Sachen, worüber er sich Raths erholen will, noch mehr erleichtern, zumal man der Vollständigkeit halber und um Irrungen zu vermeiden, alle Wörter der Hauptrubriquen wieder mit aufgeführet, und um sie von den Nebenbenennungen zu unterscheiden, durch ausgezeichneten Druck kennbar gemacht hat.

Unter die vorzüglichsten Mitarbeiter, deren Anzeige versprochen wurde, gehören: Herr Mosengeil, Lehrer der Sprachen und Mathematik bei dem Forstinstitute des Herrn Cotta zu Zillbach im Eisenachischen; Herr Oettelt, Forstmeister zu Ilmenau, und Herr Rudolph, Forstcommissair zu gedachtem Zillbach.

Die übrigen Herren, die theils eigene Beiträge gel-
fert, theils durch Abänderungen oder Zusätze de
Buche mehrere Berichtigung und Brauchbarkeit
verschaffen gesucht haben, wünschen, zu Vermeidu
jeden Anstoßes, anonymisch zu bleiben. Alle aber sin
mit dem innigsten Wunsche beseelt, daß ihre Absich
Anfängern zu nützen, erreicht seyn möchte, da sie sich
alsdenn mit der Hoffnung schmeicheln, daß das Buc
selbigen zu fleißigem Gebrauch dienen wird.

Handbuch
für
praktische
Forst- und Jagdkunde.

Dritter Theil, S bis Z.

S

Saalweide, Lat. Salix Caprea, Linn. Fr. le grand Marceau ordinaire, le Saule Marceau à larges feuilles, Engl. the common Sallow; auch genannt: Salweide, Sahlweide, Sohlweide, Söhlweide, Sohle, Seilweide, Sale, Seile, Sälen, breite große Seilweide, Werff, Werfft, rauher Werfft, großer Werfft, breitblätteriger Werfft, Palmweide, Werfftweide, Hohlweide, Streichpalmen, Pfeiffenholz, wilde Weide, Bergweide. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die weichen Baumhölzer der dritten Größe.

Die Saalweide erreicht in 20 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum, wird im Unterholze, Hecken und an Bergen in gutem Boden als ein mittelmäßiger Baum von 10, 12 bis 15 Schuh hoch gefunden, erwächst aber auch sehr oft nur zu einem mittelmäßigen Strauch. Sie treibt flache, 1 Fuß in die Tiefe und 4 Fuß in die Weite gehende Wurzeln. Die Rinde der jungen Zweige ist graugrün und wollig, der ältern grau und glatt. Die Blätter, welche aber viele Abänderungen haben, sind meistens eiförmig, zugespitzt, am Rande hin und wieder wellenförmig gezahnt und gebogen, auf der obern Fläche dunkelgrün, mit kurzen einzelnen Haaren besetzt, auf der untern fein weißwollig, und stehen abwechselnd auf runden, wolligen einen halben Zoll langen Stielen. Bei ihrem Ausbruch findet man gesägte Blattansätze, die den Stiel umfassen, aber leicht abfallen. Das Holz ist weiß, sehr spaltig, dabei aber doch sehr zähe. Die Blüthenkätzchen sind eirund, wohlriechend, ihre Deckblättchen eiförmig und behaart, mit 2 Staubfäden. Manche Bäume haben auf der einen Hälfte männliche, auf der andern weibliche Kätzchen. Bisweilen trifft man Bäume an, wo die weiblichen Kätzchen bald einzeln, bald häufig

reihenweise, auch ohne Ordnung unter den männlichen stehen. Der kleine besiederte Saame wird im Junius reif. Von ihrer Saat und Anpflanzung sehe man unter Weide.

Diese Weide vermehret stark das Unterholz, und sie ist auch in andern Stücken keineswegs als ein Forstunkraut zu betrachten. Denn von den 8 bis 10jährigen Stangen erhält man gute Reifstäbe, wovon die Klafter in Thüringen zu 17 Thlr. 12 gr. verkauft wird, und um den größten Vortheil davon zu ziehen, werden sie alle 5 Jahre im März kurz über der Erde gehauen. Das leichte, lockere Stammholz giebt brauchbare Kohlen für die Pulvermühlen. Die Zweige und Wurzellohden dienen zu allerhand Flechtwerk. Die Rinde dient zum Gerben und zur Lederschwärze. Auch nehmen sie die Landleute, so wie die gespaltenen Ruthen zu Bienenkörben. Den Blüthen fliegen die Bienen nach. Ausserdem ist das Holz dieser Art das Hauptnutzholz der Sieb- und Korbmacher.

Saamen, Fr. Semence, Graine. Ist der wesentlichste und belebteste Theil, welchen eine jede vollkommene Frucht, nach den natürlichen Gesetzen des Wachsthums und der Erzeugung, schlechterdings hervorbringen muß; er enthält den Keim, nämlich den wahren Entwurf der zukünftigen Pflanze, und giebt dieser zugleich die erste Nahrung aus den Saamenlappen.

Soll der Saame der Absicht zur Fortpflanzung jeder beliebten Holzart vollkommen entsprechen, so muß er vollkommen reif seyn, zweckmäßig eingesammelt, oder aus seinen verschiedenen Behältnissen gebracht, und gehörig verwahrt worden seyn; denn unreifer, oder beim Ausklengeln beschädigter und schlecht verwahrter oder zu alt gewordener Saame taugt zur Ansaat nicht. Der Forstmann muß daher nicht nur die Zeit der Reife jedes Holzsaamens genau wissen, sondern er muß auch die Einsammlung, das Ausklempeln die und Aufbewahrung der Saamenkörner verstehen, um den nöthigen Waldsaamen selbst ordentlich einärndten zu lassen, und um die Güte des erkauften Saamens beurtheilen zu können.

Die Reife der Früchte erkennt man aus ihrer ganz eigenen Farbe, Gestalt und Größe, aus der Art, wie sie sich anfühlen, und auf Geruch und Geschmack wirken, aus der

Vertrocknung des Fleisches, aus der Dichtigkeit der Saamen, und dem in selbigen vorhandenen Mehle oder Oele, aus der Abledigung der Saamen von den äußern Schalen, aus der Oefnung der Saamenbehältnisse, und bei einigen Holzarten aus dem natürlichen Abfalle selbst. Die mehresten von diesen Zeichen findet man unter jeder Holzart angegeben, nach welchen der aufmerksame Einsammler der Früchte die Reife beurtheilen kann.

Findet man nun nach angestellter Untersuchung die Früchte hinlänglich reif, so wird zur Einsammlung geschritten, welche nach der Größe der Früchte verschieden ist. Die Eicheln, Bucheckern nnd andere dergleichen größere Früchte fallen häufig ab, wenn man die Bäume mäßig schüttelt, oder an die Aeste mit Stangen schlägt; jedoch ist es rathsam, mit der Einsammlung dieser Früchte so lange zu warten, bis einige von sich selbst abgefallen sind, welche eben die sind, die schon, wie immer, eine Beschädigung erlitten haben. Die Zapfen, Beeren und dergl. werden mit der Hand abgebrochen, die Früchte von Ahornarten, Birken und dergl. aber, welche keine Saamen enthalten, die sie überdieß leicht fallen lassen, abgestreifelt und in Tüchern gesammelt. Die Erlensaamen werden auch in stehenden Gewässern, deren Ufer mit Erlen besetzt sind, in Sieben aufgefangen. Damit sich die Saamen desto länger halten mögen, soll die Einsammlung so viel möglich bei trockner Witterung geschehen.

Unter allen Früchten fordern die Lerchen- Fichten und insbesondere die Kieferzapfen am meisten Fleiß und Aufmerksamkeit, damit man nicht die unrechten brechen lasse, wovon unter diesen Holzarten bereits gesagt worden ist. Die Zapfen von Fichten, die gelochet sind, sind gewöhnlich taube, und sollen darum nicht gebrochen werden. Eben das ist von den Zapfen überhaupt zu verstehen, welche man in den Gehölzen auf der Erde findet. Bei dem Zapfenbrechen hat man sich an eine zweckmäßige Ordnung zu halten; denn da die Tannenzapfen ihren reifen Saamen bald ausfliegen lassen, so darf man sich mit Einsammlung derselben nicht säumen; die Einsammlung der Fichten- Kiefern- und Lerchenzapfen aber, welche die Saamen etwas länger an sich

halten, kann man etwas verschieben, längstens bis Februar oder März.

Von dem Geschäfte, die Saamen auszumachen, ist bereits unter Ausklempeln gesagt worden, so daß es hier übergangen wird.

Da aber die frisch gesammelten Saamen nicht immer gleich im Herbste, sondern erst im folgenden Frühjahr gesäet werden können, oder wenn sie nicht alle Jahre gut gerathen, aber sich doch längere Zeit halten lassen, so müssen sie den Winter über, oder noch länger gut verwahret werden, damit sie nicht übermäßig verdünsten, auskeimen, oder in Fäulniß gerathen. Hiebei ist zu bemerken, daß die öligen Saamen schnell keimen, und in einem nur etwas wenig feuchten Orte verderben; die mehligen keimen gern im Feuchten, werden schimmelicht, und vertrocknen in der Wärme; die harzigen halten sich lange in ihren Zapfen, im Kühlen. Da nun die Verwahrlosung der Saamen sehr schädlichen Einfluß auf die Saat hat, und der Grund von mancher mislungenen Aussaat ist, so ist es um so mehr nöthig, bei der Aufbewahrung der Saamen alle mögliche Vorsicht zu brauchen.

In Rücksicht dieser angegebenen verschiedenen Natur der Saamen ließen sich daher alle Arten derselben in einem trocknen, kühlen und luftigen Orte ziemlich gut aufbewahren; nur scheinen einige eine ganz eigene Behandlung zu fordern. So wollen die Mastbuchensaamen vornehmlich im trocknen, die Hornbaumsaamen aber im feuchten Sande aufbewahret werden, die Ahornsaamen im Sande, der weder feucht noch ganz trocken ist. Die Eschensaamen werden am besten zu ihrer Verwahrung in die Erde vergraben. Die Eicheln halten sich bestens, wenn man sie in einer Grube auf Stroh ausschüttet, und mit trocknem Sand und Erde, damit keine Feuchtigkeit zu ihnen gelangen möge, zudeckt.

Noch muß aber der Forstmann, besonders in dem Fall, wenn er den Saamen von Saamenhändlern kauft, die Güte des Saamens beurtheilen können, um durch eine Aussaat nicht vergebliche Kosten aufzuwenden, und unwiederbringliche Zeit zum Anbau zu verlieren. Er muß nämlich verdorbene, oder bei dem Ausklempeln verbrannte und beschädigte, auch schon

zu alt gewordene Saamen, von den guten zu unterscheiden wissen, und hierzu kann er sich folgender Mittel bedienen:

Guter Saamen ist 1) wenn man bei Zerlegung einer kleinen Portion Saamenkörner den Kern vollkommen, und den bei den meisten Holzarten sehr wohl bemerklichen Keim noch saftig, frisch und unvertrocknet findet, und wenn 2) jeder Holzsaame seinen eigenen Geschmack und Geruch stark von sich giebt, und dabei seine gewöhnliche Farbe hat. Auch kann man 3) von der Schwere eines gewissen Maases Holzsaamens auf seine Güte mit ziemlicher Gewißheit schließen. Da sich dieselbe aber durch Anfeuchten auf eine Zeit lang sehr vermehren läßt, so muß man sich beim Akkord desfalls sicher zu stellen suchen, im Zweifel aber alle eingekaufte Saamen sogleich auf einen luftigen gedielten Boden dünne auseinander bringen lassen, weil sie nach geschehener betrüglicher Anfeuchtung erhitzen und verderben. Ganz frischer Holzsaamen trocknet indessen ohnehin stark ein, ohne daß Betrug damit vorgegangen ist.

Man schlägt 4) eine kleine Parthie gezählter, z. B. Nadelholzsaamenkerne, in ein wollenes Läppchen ein, feuchtet dasselbe mit lauem Wasser an, umwickelt es mit einem wollenen Läppchen etlichemal, und bringt diesen Ballen an einen temperirten Ort. Alle Tage nimmt man die obere Decke ab, und feuchtet den Einschlag wieder mit lauem Wasser an, und nach Ablauf von ohngefähr 8 bis 10 Tagen untersucht man den Saamen, worauf sich, vom häufigen Keimen der Körner, auf deren Güte natürlicher Weise ganz sicher schließen läßt.

Oder 5) man säet eine kleine Quantität ebenfalls gezählter Saamenkörner in eine mit Erde angefüllte Scherbe, stellt sie, wenn es Winter ist, an einen temperirten Ort, begießt die Erde, so oft sie abgetrocknet ist, mit lauem Wasser, und beurtheilet dann den Saamen nach der Menge der aufgehenden Pflanzen. Die beiden letztern Proben geben vollkommene Gewißheit, wenn man sie anzustellen Zeit hat; widrigenfalls aber muß man sich mit erstern, freilich etwas trüglichern Kennzeichen, begnügen. Ein im Backofen geschwächter oder verdorbener Nadelholzsaamen ist schwer zu erkennen, und die feinern

sonders auf solchen Wiesen auf, die durch warme Quellen immer von Schnee und Eis entblößt sind.

Sie nähren sich im Winter von Gras und Graswurzeln, Insekten und Mist, und gehen auch aufs Aas. Im Sommer folgen sie in Gesellschaft der Dohlen dem Pfluge und lesen Insekten und Würmer, als Maikäfer, Maikäferlarven ꝛc. und die Regenwürmer auf, verfolgen sonst Roßkäfer, Heuschrecken, Raupen, Schnecken ꝛc. fressen aber, in Ermangelung dieser lebendigen Nahrung, auch allerhand ausgesäetes, reifes und keimendes Getraide und die frischgesteckten Kohl- und Krautpflanzen.

Im April suchen die Alten ihre Nester wieder auf, und die Jungen bauen sich neue. Diese findet man in den Feldhölzern von hohem Nadel- und Laubholz, auf den Bäumen, die um die Dörfer und Kirchhöfe stehen, als auf Erlen und Eschen; allemal aber auf solchen, die unten fast glatt und mit keinem oder wenig Unterholz bewachsen sind. Auf einem Baum findet man oft 16 und mehrere Nester, die durch kleine Zweige, Dornen und anderes Genist mit einander verbunden sind, und oft unter sich mehrere Bäume vereinigen. Alle suchen mit vielem Geschrei und Zank ihre Stelle zu behaupten, indem ein Gatte um den andern wechselsweise Wache hält, umlegen sich ein Plätzchen mit Dornen und Reisern rund um, füttern es mit Moos, Wolle und Haaren aus, und wohnen dann ruhig bei einander. Sie vermehren sich des Jahrs zweimal, und schon zu Ende des Märzes legen sie zum erstenmal Eier. Diese sind grünlich mit vielen blauen Flecken bezeichnet, und 3 bis 5 nach der Anzahl. Zu Ende des Maies und Anfang des Junius fliegen daher die ersten Jungen schon aus, und zu dieser Zeit ist das Geschrei, das die Alten und Jungen verursachen, sehr beschwerlich. Sie nisten auch, wie die Dohlen, zwischen die kleinen Säulen und Thürmchen an den alten Thürmen, Kirchen und andern Gothischen Gebäuden. — Ihre Feinde sind die Katzen, Marder, Falken, Eulen und Sperber, welche ihre Brut aufsuchen, und die Jungen rauben. Ausser der größten Hungersnoth leben sie mit den Rabenkrähen und Elstern immer im Streite.

Sie können leichter als andere Krähen geschossen werden. Im Winter schüttet man ihnen Rinderblut hin, und

sie werden dabei aus einem verborgenen Orte in Gesellschaft der Dohlen mit Schroten in Menge erschossen.

Auf Erbsenäckern und andern Orten, wo sie Schaden thun, kann man sie dadurch verscheuchen, daß man einige von ihren todten Kammeraden auf Stöcke hängt. — Man hat sie auch durch folgendes Mittel vertilgt: Man nimmt ein halbes Pfund Krähenaugen, schneidet sie ganz klein, kocht sie in einem Topf mit 4 Maas Wasser; wenn solches kalt ist, weicht man eine Nacht eine Metze Waizen darein, besäet damit des Morgens ein Stückchen Land, wo diese Vögel oft liegen, und egget ihn nicht ein. Man wird noch den nämlichen Tag eine Menge Todte finden, die an diesem Gifte gestorben sind. — An manchen Orten werden sie mit Klappern, Schreien und andern Verscheuchungsmitteln von den Feldern abgehalten.

Sie nützen durch ihr Fleisch, das sowohl von Jungen als Alten in manchen Ländern als schmackhaft gegessen wird. Auch die Eier werden zu diesem Gebrauche ausgenommen. — Aus dem Fleische der Jungen macht man auch ein Heilmittel für kranke Falken. — Ihre Federn haben fast gleichen Werth mit denen der Rabenkrähen. — In Frankreich verkündigen sie als Zugvögel die Ankunft des Winters und in dem nördlichen Deutschland die Ankunft des Frühlings.

Ihr vorzüglicher Nutzen, in Rücksicht der Nahrungsmittel, übertrifft den Schaden weit. Den Erbsenfeldern sind sie noch am meisten nachtheilig, indem sie die Erbsen aus der Erde ausgraben; auch hauen sie die Keime der Erbsen, Bohnen, Wicken und Kartoffeln ab.

Abänderungen von ihr sind: 1) die weiße Saatkrähe (lat. Corvus frugilegus candidus); 2) die bunte Saatkrähe (lat. Corv. frugil. varius); und 3) die braune Saatkrähe (Corv. frug. fuscus).

Saatvogel, siehe Regenvogel und Goldregenpfeifer.

Säen, Fr. semer. Ist dasjenige Geschäft des Forstmannes, da er den Saamen von der zu erziehenden Holzart entweder im freien auf holzleere Plätze, oder in den Baumschulen, um Pflanzen zu bekommen, aussäet, und welches er entweder selbst verrichtet, oder durch dazu abgerichtete Personen in seinem Beiseyn verrichten läßt. Siehe Ansäen.

Saft der Bäume, Fr. Sève des arbres. Hierunter verstehet man die flüßigen Theile der Bäume, welche zu ihrer Nahrung, Wachsthum und Erhaltung unumgänglich nöthig sind, und eigentlich die Nahrung der Bäume ausmachen, wovon unter Baum bereits gesagt worden ist.

Die Alten (man will nicht hoffen, daß es auch noch jetzt geschieht) glaubten, daß der Saft im Herbst aus dem Stamme und Aesten der Bäume gänzlich zurück, und in die Wurzeln und Erde zurück trete, um daselbst gleichsam vor Frost sicher zu seyn; im Frühjahr hingegen in den Stamm und in die Aeste wieder herauf steige, daher auch der alte Reim: Fabian Sebastian fängt der Baum zu saften an; und die gewöhnliche Redensart: der Saft ist nun schon aus, oder wieder in den Bäumen, entstanden ist. Natur, Vernunft und Erfahrung aber beweisen, daß dieser Glaube irrig sey, indem sich der Saft im Winter in den Bäumen nur verdickt, im Frühjahr aber wieder verdünnet und in Bewegung setzet. Daher kömmt es auch, daß die Nadelhölzer im Winter weit mehr Oel haben, als im Sommer, welches man daraus sehr leicht erkennen kann, wenn man einen Nadelholzbaum im Winter bis auf das Holz anschalmt, da man denn, wenn man nach 24 Stunden die Wunde betrachtet, eine ungleich größere Menge Harz, als es bei diesem Versuche im Sommer geschieht, ausgeschwitzt finden wird. Wie könnten auch bei hartem Frost die Bäume zerplatzen, wenn ihr Saft nicht zu Eis fröre? Sonach muß jeder Baum auch im Winter seinen Saft haben.

Sägblock, Sägklotz. Ist ein Stück von einem Stamm Nadelholz, aus welchem Bretter und andere Schnittwaare geschnitten werden sollen, und dessen Länge und Dicke sehr verschieden ist. Zum Holländerholz werden in Schwaben die Kiefern-Klötze gerechnet, welche 18 bis 25 Schuh lang sind, und 14 Zoll im Durchmesser haben; auf der Kinzig müssen die Sägklötze beschlagen seyn, und ihre gesetzliche Länge ist dort 20 Schuh, und in der Breite 10 Brett. S. auch unter Bloch und Kübelbaum.

Sägerlohn. Ist der jeden Orts verschieden bestimmte Lohn, welcher auf den Schneidemühlen für das Schneiden der Blöche zu allerhand Schnittwaaren bezahlt wird. An der Kinzig z. B. ist er von 15schuhigten Klötzen vom

Schnitt 2 Kreuzer, von 20schuhigten 3 Kreuzer und von 25schuhigten 4 Kr.

Sägwaar, s. Schnittwaar.

Sakerfalke, lat. Falco sacer, Linn. Fr. le Sacre, Buff. Engl. the Sacre, Lath. auch genannt: Sokerfalk, Brittischer Falke, heiliger Falke, Sacker, Köppel, Stokkerfalk, heiliger Sackerfalke, Stockfalk, Stoßfalk, Großfalk. Gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Falken, nämlich den eigentlichen Falken, eine Art, welche sich von den übrigen Arten dadurch unterscheidet, daß die Wachshaut und die Füße bläulich, der Rücken, die Brust und die vordern Deckfedern der Flügel braun gefleckt sind, und der Schwanz nierenförmige Flecken hat.

Er ist 2 Fuß 3 Zoll lang, und 2 und ein halbes Pfund schwer. Die Flügel reichen fast bis ans Ende des Schwanzes. Der Schnabel ist dunkelbraun; die obere Kinnlade mit Zähnen besetzt; die Sterne sind gelb, die Wachshaut und Beine bläulich. Das Vordertheil der Beine fast bis auf die Zehen mit Federn bedeckt.

Der Kopf und Obertheil des Körpers ist dunkelbraun, der Hintertheil des Kopfs mit Weiß untermischt, die ganze untere Seite des Körpers vom Kinn bis zum Schwanz weiß, in der Mitte jeder Feder ein dunkelbrauner Fleck; die Deckfedern der Flügel, Schultern und vordern Schwungfedern tiefbraun, der Breite nach weiß gestreift, der Schwanz braun, an jeder Seite mit eiförmigen, querlaufenden rothen Flecken, die sehr langen Federn an den Lenden braun, weißgefleckt. — Dem Deutschen giebt man noch vorzüglich einen aschgrauen Kopf.

Dieser Falke ist sehr harter Natur, verläßt das strengste Klima auch den Winter nicht; frißt im Freien die weissen Haselhühner, und fällt sie sogar an, wenn sie der Jäger ins Netz treibt, brütet im April und Mai in wüsten Gegenden zwei Eier aus, und die Jungen fliegen in der Mitte des Junius schon aus dem Neste. Er soll verschiedene Raubvögel in einem sehr hohen Schwung schlagen, aber auch eben so gut auf wilde Gänse, Trappen, Fasanen, Rebhühner, Hasen und allerlei Wildpret stoßen, ja sogar großes Wild anfallen. Mit seiner Stärke und Schnellig-

keit soll er aber auch viel Widerspenstigkeit und Tücke verbinden, und große Geduld bei seiner Abrichtung verlangen.

Salbeiblättrige Weide, Lat. Salix aurita, Linn. Fr. le Marceau à feuilles de Sauge, Engl. the Sage-leaved Willow; auch genannt: Salbeiweide, kleiner Werfft, kleiner breitblättriger Werfft, kleiner rundblättriger Werfft, kleiner rauhblättriger Werfft, kleine rundblättrige Werfftweide, geöhrte Weide. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die weichen halben Sträucher, da sie als ein kleiner, schwacher und niedriger Strauch auf den Reinen zwischen nassen Feldern, und an den Sandhügeln, wo sie häufig gefunden wird, wächst; nur bisweilen kömmt sie im nassen Sand baumartig vor.

Sie erreicht in 5 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum, treibt flache, einen halben Fuß tief und 2 Fuß weit gehende Wurzeln; die Rinde ist am jungen Holze glatt, braunroth, am ältern rauh, die jungen Zweige sind dunkelroth und zähe. Die Blätter sind klein, verkehrt oval, zugespitzt, auf der obern Fläche dunkelgrün glänzend und aderig, auf der untern wollig und weiß, am Rande zuweilen ganz, zuweilen seicht gekerbt, und bald mehr bald weniger (manche auch gar nicht) wellenförmig gefaltet. Die zwei Blattansätze sind nierenförmig, schwach gezahnt und gewellet, unten weißlich haarig. Das Holz ist weiß, weich und nicht dauerhaft. Man findet sie mit halb und ganz getrennten Geschlechtern mit 2 Staubfäden. Das grauwollige Kätzchen enthält ein klein befiedertes Korn, das im Junius reif wird. Das ganz besondere hat diese Art, daß sie im Herbste noch zuweilen blühet, ob sie gleich ohne Blätter, schon zeitig im Frühjahr mit andern Weiden geblühet hat.

Salzlecke, Sulze, Fr. la Salé. Sind Behältnisse in Wildnissen sowohl als auch in Thiergärten, welche aus zusammen gefügten hölzernen Säulen oder Pfosten (einen Schrank) ohngefähr 3 bis 4 Fuß im Quadrat und 1 und einen halben Fuß hoch gefertiget sind, in deren Zwischenraum man einige Karren klaren reinen Leimen führen läßt, unter denselben schichtweis ein halbes Viertel Salz streuet und einen stumpfen Kegel aus dieser gemengten Masse bildet. Sie werden im Frühjahr und Sommer bereitet, und

sind bei Hegung des Wildes durchaus nothwendig, weil das Rothwildpret solche gern genießet und zu seiner Gesundheit braucht; das nahe stehende Wild wird auch dadurch herbei gelockt, und demjenigen, das bereits da ist, sein Stand angenehm macht.

Die beste Zeit, die Salzlecken zu schlagen, ist im Mai; auch muß man sie, wo es nöthig ist, im Junius oder Julius wieder erneuern, und am schicklichsten schlägt man sie an solche Orte, wo das Wild seinen Wechsel hat, auf einer Wiese oder einem andern freien Platze, und auch, wo Sümpfe in der Nähe sind. Wo Viehhuthungen und Trifften sind, kann man Stangen oder Latten, etwa 3 Fuß von der Erde an Pfähle anbinden, um das Vieh abzuhalten, weil sonst die Salzlecken, im Fall es dazu kommen kann, bald ruiniret und ausgeleckt werden; das Wildpret aber achtet auf die Stangen nicht, sondern setzet darüber, da es sie *einmal* im Geruch hat, und es findet sich des Abends und Morgens sehr gern dabei ein. Die Zurichtung der Salzlecken geschieht, unter der Aufsicht des Forstbedienten, an den meisten Orten auf Kosten der Herrschaft durch Holzmacher oder Taglöhner; an einigen aber darf nichts dafür verrechnet werden.

Sammetente, lat. Anas fusca, Linn. Fr. la double et la grande Macreuse, Buff. Engl. the Velvet-Duck, Penn. auch genannt: die wilde braune Ente, Moderente, braune Seeente, Turpane. Als Wasservogel ist sie von der Gattung der Enten eine Art, welche schwarz ist, hinter den Augen einen weißen Fleck, und über die Flügel einen weißen Strich hat, durch welche Kennzeichen sie sich von den übrigen Arten ihrer Gattung unterscheidet.

Sie wohnt in den nördlichen und östlichen Gegenden, und wird im Winter in Oesterreich angetroffen. Sie ist über 22 Zoll lang. Der Schnabel hat an der Wurzel eine schwarze Erhöhung, ist breit, in der Mitte schwarz, an den Seiten gelb, mit rothem Nagel; die Beine sind roth, die Schwimmhaut und die Nägel schwarz.

Der Kopf und Obertheil des Halses ist schwarz, grünglänzend, hinter jedem Auge ein weißer Fleck, über jedem Flügel ein Querstreifen von gleicher Farbe, das übrige Gefieder schön sammetschwarz. — Dem Weibchen fehlt die

fleischige Erhöhung an der Wurzel des Schnabels, seine Farbe ist dunkelbraun, sonst hat es dieselbe weiße Zeichnung des Männchens.

Ohngeachtet diese Enten zu jeder andern Zeit sich auf der See aufhalten, so gehen sie doch zur Brutzeit ins Land, und bauen daselbst ihre Nester. Sie legen 4 bis 10 weiße Eier. Nach diesem Geschäfte fliegen die Männchen sogleich fort, werden aber, sobald die Jungen fliegen können, mit ihren Gattinnen und ihrer jungen Brut wieder vereinigt. — Mit dem Fang dieser Enten beschäftigen sich vorzüglich die Tungusen, und ihr Fleisch schmeckt so gut, wie anderes wildes Entenfleisch.

Sandhuhn, Lat. Glareola. Macht eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus, die folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel ist stark, kurz, gerade, an der Spitze gebogen. Die Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels, sind linienförmig und krumm. Der Rachen ist weit. Die Füße sind breit gedruckt, vierzehig, die Zehen lang, dünne und an der Wurzel mit einer kleinen Haut verbunden. Der Schwanz ist mit 12 Federn versehen und gabelförmig. Von dieser Gattung giebt es folgende 3 Arten:

1) Das Oesterreichische Sandhuhn, Lat. Glareola austriaca, Linn. (Hirundo pratincola, Linn.), Fr. la Perdrix de mer, Buff. Engl. the austrian Pratincole, Lath. auch genannt: Koppenriegerle, Kobelregerlein, Wiesenschwalbe. Als Kennzeichen seiner Art ist es oben graubraun, unten röthlichgrau, Kinn und Kehle sind weiß, und am Halse steht eine schwarze Querlinie.

Es ist 10 und 3 Viertel Zoll lang und 2 Fuß 1 Zoll breit. Der Schwanz ist 4 und einen halben Zoll lang, sehr gabelförmig, und die Flügel ragen ein wenig über sein Ende hinaus. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, oben erhaben, an der Spitze zur Seite zusammengedrückt, an der Wurzel roth, übrigens schwarz; die Füße mit den Nägeln sind fleischroth, die Kniee 4 Linien weit nackt, die Mittelzehe 1 Zoll 1 Linie lang und mit der äußern bis zum ersten Gelenke mit einer Haut verbunden, und die hintere 5 Linien lang.

Der Oberleib ist glänzend graubraun, der Steiß röthlichgrau; das Kinn und die Kehle weiß, mit einer schwarzen Linie umgeben; der Unterhals röthlich weiß, und der übrige Unterleib röthlichgrau; die Seiten verwaschen kastanienbraun; die obern Deckfedern der Flügel weißlich; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; die folgenden graubraun; von den 12 Schwanzfedern sind die 4 äußern an der Wurzel weiß, gegen die Spitze dunkelbraun, die übrigen dunkelbraun, die äußerste auf der äußern Fahne ganz weiß.

Diese Vögel bewohnen in Deutschland Schlesien, Oestreich und die Gegenden der Donau, leben heerdenweise an den Ufern der Flüsse und Seen, auf Sümpfen und wässerigen Wiesen. — Ihre Nahrung besteht aus Wasserinsekten und Gewürmen.

2) Das Sandhuhn mit dem Halsbande, lat. Glareola torquata, Linn. Fr. la Perdrix de mer à collier, Buff. Engl. the collared Pratincole, Lath. auch genannt: das Riegerle; Sandregerlein. Als Kennzeichen seiner Art ist es oben graubraun, unten weißlich und hat einen schwarzen Fleck auf dem Vorderkopfe.

Es ist kleiner als das vorhergehende. Der Schnabel ist schwarz, die Füße sind blaßgelb, nach andern schwärzlich. Oben ist es graubraun; unten weißlich; auf dem Vorderkopfe steht ein schwarzer Fleck; ein Fleck um die Augen, Kehle und Unterhals sind weiß; ein dunkelbrauner Ring umgiebt den Hals; die vordern Schwungfedern sind schwärzlich, die hintern und die Schwanzfedern graubraun.

Sein Aufenthalt sind immer die Ufer des Meeres, der Flüsse und Seen. Hier soll es in den Sand 7 längliche Eier legen, und soll ein Geräusch machender unruhiger Vogel seyn. — Herr Bechstein hält diesen Vogel für das Weibchen oder ein Junges von dem gemeinen Strandpfeifer (Charadrius Hiaticula, Linn.)

3) Das gefleckte Sandhuhn, lat. Glareola naevia, Linn. Fr. la Giarole, Buff. Engl. the spotted Pratincole, Latham; auch genannt: Rothknussel, Rothknillis. Bei dieser Art sind Schnabel und Füße schwarz, der Bauch und After roth, weiß und schwarz gefleckt.

Es hat die Größe des Oesterreichischen Sandhuhns. Schnabel und Füße sind schwarz. Der Oberleib ist braun

mit dunklern Flecken, der Kopf und Hals mit weißlichem Flecken bezeichnet; der Unterleib ist rothbraun, am Bauche, den Seiten und dem After röthlich weiß und schwarz gefleckt und an der Brust und dem Anfange des Bauches weiß gefleckt; die vordern Schwungfedern schwarz, die hintern schwarz und aschgrau; der Schwanz weiß, an der Spitze schwarz. — Wahrscheinlich ist dies keine eigene Art Vögel, sondern etwa ein Weibchen oder Junges von einem Strandläufer, oder einer Schnepfe.

Sandläufer, lat. Tringa arenaria, Linn. Fr. la petite Maubéche grise, Buff. Engl. the Curwillet or Sanderling, Pennant. Ist ein Sumpfvogel, und von der dritten Familie der Gattung der Strandläufer diejenige Art, bei welcher, als Kennzeichen, der Schnabel und die Füße schwarz sind, der Körper grau, unten weiß ist, mit einer grauen Linie vom Schnabel bis zu den Augen.

Er ist $7\frac{1}{2}$ Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, und über 15 Zoll breit. Die Flügel gehen vier Linien weit über die Schwanzspitze hinaus, und er wiegt ohngefär 2 Unzen. Der Schnabel ist 14 Linien lang und schwarz, eben so der nackte Theil der Schenkel und die geschilderten Füße und Klauen, doch schimmert die rothe Farbe durch. Er hat keine Hinterzehe, der federlose Theil der Schenkel ist 4 Linien und die Beine sind 1 Zoll hoch, und die Mittelzehe $10\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Der Oberleib ist weißgrau, schwärzlich gefleckt; Stirn, Wangen und Schläfe weiß; zu beiden Seiten läuft vom Schnabel bis zu den Augen eine graue Binde; von unten ist der Leib schneeweiß; die obern Deckfedern des Schwanzes blaßgrau; die obersten kleinsten Deckfedern der Flügel und die größten Schwungfedern sind schwärzlich, die folgenden Schwungfedern an der Wurzel weiß, übrigens schwärzlich, die hintern mit weißen Spitzen, die nächsten am Leibe braun mit weißem Rande; von den 12 Schwanzfedern sind die zwei mittlern graubraun, die übrigen grau und alle weißlich gerändet. — Am Weibchen sind die kleinsten Deckfedern und die größten Schwungfedern braun, und Stirn und Unterleib sind graulich weiß.

Er bewohnt die sandigen Ufer der Meere und Flüsse von Europa und läuft und fliegt truppweise an denselben

herum. Im September findet man ihn auch einzeln an den steinigen und sandigen Flüssen in Thüringen (wahrscheinlich auch in mehreren Gegenden Deutschlands), die weite Betten haben und flach laufen; im Frühjahr und Sommer aber nie.

Sandweide, lat. Salix arenaria, Linn. Fr. le Saule de St. Leger, Engl. the Sand Willow; auch genannt: kleine, rauhe Bruchwerftweide, kleine, niedrige Sandweide, rauher kriechender Werft, niedriger Sumpfwerft, Steinweide, Ackerweide, kleiner Feld- und Sandwerft, niedrige glatte Feldweide, kriechende Erd- oder Angerweide. Ist sommergrünes weiches Laubholz, und als halber Strauch ein kleiner Strauch, der auf sandigen feuchten Triften und Heiden, so wie auf nassen Hutweiden und an Rainen, an unfruchtbaren feuchten Orten wächst. Sie ist eine der allerkleinsten Weidenarten, welche selten eines Fußes hoch wird.

In 5 Jahren erreicht sie ihren gehörigen Wuchs; treibt flache ½ Fuß tief und 2 Fuß weit gehende Wurzeln; die Rinde ist am jungen Holze glatt, braun, roth, am ältern glatt, grau, hin und wieder etwas haarig; die Blätter sind länglich eiförmig, klein, zugespitzt, der Rand ist ungezahnt, die Oberfläche dunkelgrün, mit feinen kurzen Haaren, die untere weißwollig, silberfarbig. In Ansehung der Blüte hat sie getrennte Geschlechter mit 2 Staubfäden. Die Frucht besteht in einem grauwolligten Kätzchen, welches den Saamen, ein klein befiedertes Korn, enthält, das im Junius reif wird. — Die Sandweide, welche im Thale, auf feuchten Stellen wächst, macht einen kleinen Busch ¼tel oder ½ Elle hoch, der sich über der Erde ausbreitet. Seine Zweige und Schößlinge sind alsdann unbehaart und röthlich, die Blätter klein, unten heller und oben weniger rauch als jene.

Dieser Strauch hat seinen großen Nutzen bei Dämpfung des Flugsandes. Man gräbt ihn in niedrigen Gegenden zwischen den Dünnen aus und bepflanzt die kahlen Sanddünen damit. Die Bewohner der Sanddünen bedienen sich dieser Weidenart sehr häufig zur Feuerung, zu geflochtenen Körben und zu anderm Hausgeräthe. Blätter und Schößlinge werden den Schaafen gefüttert. Mit der

Rinde wird, nach Pallas, das Juchtenleder zubereitet. Im Brandenburgischen wird sie frisch zu den Spinnhütten der Seidenraupen, wegen ihrer Zweige, an denen man aber die Blätter stehen läßt, genommen. Er läßt sich sowol durch seine Wurzeln, als durch abgestochene Zweige vermehren.

Sandwespe, Raupentödter, lat. Sphex. Sie sind nützliche Waldinsekten, und ähneln in der Bildung den Schlupfwespen, haben aber viel eigenes in ihrer Lebensart. Meist graben sich die Weibchen mit außerordentlicher Mühe runde Hölen in sandiges Erdreich, schleppen sodann eine große Spinne oder Raupe einer Phaläne hinein, die sie meist nur lahm beißen, und legen sodann in jede Höle ein Ei, da dann nachher die junge Larve dem großen Thier, das die Mutter dahin vergraben hatte, den Saft zum Gespinste aussaugt, und sich selbst ein Verwandlungsgehäuse daraus bereitet. Sie leben blos vom Raube anderer Insekten.

Sänger, siehe Bastardnachtigall.

Sänger, lat. Motacilla. Macht eine eigene Gattung von der Ordnung der Singvögel aus, und die Vögel dieser Gattung haben folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist grade, pfriemenförmig, dünn, zugespitzt mit fast gleichen Kinnladen, wovon die obere mehrentheils einen Ausschnitt hat. Die Nasenlöcher sind verkehrt eiförmig. Der Nagel der Hinterzehe ist nur mittelmäßig lang. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich in Insekten. Sie halten sich theils an Flüssen, theils im Walde, theils in Hecken und Gebüschen, theils in steinigen Gegenden auf. Sie sind fast alle Zugvögel, da ihnen im Winter die Nahrungsmittel bei uns fehlen, und sie die Kälte scheuen. Von dieser Gattung zählt man in Deutschland 30 Arten, die man vorzüglich ihrer verschiedenen Lebensart halber in folgende Familien eintheilen kann.

Die erste Familie begreift unter sich die Sänger mit einem runden, fast gleichstarken Schnabel und starken Füßen. Sie genießen Insekten und Beeren und nisten im Gebüsche, und sind eigentlich Grasmücken. Diese sind folgende 11 Arten: die Nachtigall, der Sprosser, der Mönch oder die schwarzköpfige Grasmücke, die graue Grasmücke,

die rostgraue Grasmücke, die gemeine Grasmücke oder der Waldsänger, die geschwätzige Grasmücke oder das Müllerchen, die Braunelle, der Feigenfresser, die gesperberte Grasmücke, die weißstirnige Grasmücke.

Zu der zweiten Familie gehören die Sänger mit an der Wurzel breitem und nach vorne zu sehr spitzig auslaufendem Schnabel. Sie nähren sich nebst den Insekten auch von Gewürmen und Beeren, und nisten in Hölen. Sie werden Wurmfresser genannt, und sind ihrer 4 Arten: das Rothkehlchen, das Blaukehlchen, der Wistling oder das Hausrothschwänzchen, das gemeine Rothschwänzchen.

Die dritte Familie begreift unter sich die Bachstelzen oder die Sänger mit einem sehr dünnen und spitzigen Schnabel, schlanken Beinen und einem langen horizontalstehenden Schwanz. Sie genießen blos Insekten, und nisten in Klüften. Ihre drei Arten sehe man unter Bachstelze.

Zur vierten Familie gehören die sogenannten Steinschmätzer, nämlich die Sänger mit an der Wurzel breitem und nach und nach zugespitztem Schnabel und kurzem Schwanze. Sie fressen nichts als Insekten, nisten an der Erde, halten sich in steinigen Gegenden auf, und machen den schicklichsten Uebergang zu den Fliegenfängern, mit denen sie in Gestalt und Lebensart vieles gemein haben. Sie bewegen den Schwanz oft, aber nie aufwärts sondern allezeit unterwärts. Von ihren 3 Arten sehe man unter Steinschmätzer.

Zur fünften Familie gehören die Sänger mit längerm Schnabel und einem Augenstriche. Sie genießen Insekten und Beeren. Da sie wegen ihrer Farbe fast nicht von den Blättern der Bäume zu unterscheiden sind, so heißen sie Laubvögelchen, und ihrer sind 9 Arten. Die Bastardnachtigall, der Spitzkopf, der Rohrsänger, der schwarzstirnige Sänger, der Fitis, der Weidenzeisig, das Laubvögelchen, das Goldhähnchen, der Zaunkönig.

Die sechste Familie enthält den Sänger mit zur Seite eingedruckten Kinnladen, die Alpengrasmücke.

Sangvögel, siehe Singvögel.

Säpern, ist soviel als Borkenreißen.

Sattel, Fr. Lacet de crins de cheval. Ist eine Art Stellung nach Raubvögeln, welche auf folgende Art

gemacht wird. Man braucht dazu eine Taube, und sodann ein Leder 2 Finger breit, in welches man Schleifen von Pferdehaaren wie in die Dohnen macht, bindet alsdenn dieses Leder, welches vom Halse der Taube bis an den Schwanz gehen muß, der Taube mit einem Bindfaden an den Hals, und kreuzweise über den Rücken bis hinten, und bindet solche an den Keulen feste an, gehet hernach damit an die Oerter, wo die Raubvögel entweder des Abends zu Holze fliegen, oder des Morgens verstieben.

Sobald nun der Raubvogel nach seinem Horste seinen Flug macht, oder frühe verstiebet, und man ihn gewahr wird, so läßt man die Taube fliegen; hierauf wird er sogleich herunter fallen, und, da er die Taube wird schlagen und fangen wollen, sich dagegen selbst in den Schleifen mit einem oder auch beiden Fängen fangen, und sodann entweder mit der Taube auf der Erde, oder auf einem Baume auffußen wollen, aber nicht können. Wenn er nun die Taube gefangen, so muß man ihm sogleich nacheilen, damit man ihn auch erlange; denn wenn man ihm Zeit lassen würde, möchte er die Taube verzehren, und sich nachher aus seiner Gefangenschaft nach und nach befreien.

Satz, Fr. Passage. Nennen die Jäger eine Pause, wenn nämlich bei einem Hauptjagen in währendem Zuge dreimal geblasen und dazwischen dreimal inne gehalten wird. S. Jagdsätze.

Satzhase, Fr. Hase. Heißt die Häsin, oder das Weibchen des Hasen.

Sau, siehe wildes Schwein.

Saubeller, Saufinder, Fr. Aboyeur pour le sanglier, Chien pour le vautrait. Sind Hunde, welche in Ansehung der Gestalt mit den Metzgerhunden überein kommen, aber ein langes Haar haben, gewöhnlich schwarz von Farbe. Man unterrichtet sie an zahmen Schweinen oder auf der Saujagd an angeschossenen Sauen, und dadurch daß man sie auf die Fährte abrichtet. Wenn diese Hunde die Sau gefunden haben, so geben sie durch das Anschlagen ein Zeichen von sich; alsdann wird diese gewöhnlich mit größern Hunden gehetzt. Man kann also zu dieser Absicht kleinere Hunde brauchen, und daher zieht man an einigen Orten die Saufinder von den gemeinen Schäfer- oder Bau-

ernhunden. Man wählt dazu die schwarzen oder braunen, wovor die Sauen am besten halten, und öfters nicht einmal davor aufstehen, und gewöhnt sie zu ihrem Geschäfte, indem man ihnen den Schweiß von wilden Schweinen zum Genuß giebt, sie auf zahme Schweine hetzt und sie anbellen läßt. Vorzüglich muß man den Hund vom Wildpretjagen abhalten, und zu nichts anderm als bei den Sauen gebrauchen. Man muß sogar nicht eher, als bis er ein Jahr alt ist, weit mit ihm ausgehen, damit er nicht andere Fährten in die Nase bekommt.

Wenn er nun zur Anführung erwachsen, muß man ihn an einer Linie, mit einem andern schon bei Sauen gebrauchten Hunde hinausnehmen, und dahin sehen, daß man eine mäßige Bache so anschießet, daß sich dieselbe noch ziemlich wehren kann. Hierauf läßt man beide Hunde an die Sau, schießet diese vor ihnen nieder, und lässet sie dieselbe wohl dabei würgen, und spricht dem jungen Hund fleißig dabei zu. Wenn dieses einigemal geschiehet und der Hund mit der Zeit an größere Sauen gelassen wird; so wird man finden, daß der Hund von Zeit zu Zeit in seiner Besserung fortschreitet, und zum Gebrauche tüchtiger wird.

Damit aus dem jungen Hunde ein vollkommener Saufinder gemacht wird, so muß man den jungen Hund an der Linie führen, und ihn im Holze nicht fortlaufen lassen, es sey denn, daß er von andern Fährten ganz abgewöhnt sey; man halte ihn so lange an der Linie, bis man an eine Dikkung kömmt, wo man Sauen vermuthet. Jetzt kann man den Hund hineinlaufen lassen, und ihm leise zusprechen, so wird er, sobald er was findet, laut werden. Sollte aber daselbst nichts von Sauen seyn, so muß man den Hund nicht weiter suchen lassen, sondern ihn wieder an die Linie nehmen, und an einen andern Ort wandern, um dort sein Heil zu versuchen.

Wird von dem jungen Hunde erst einmal was gefunden, und wird erst einigemal vor ihm etwas geschossen seyn, so wird er einen guten Finder abgeben. Doch ist es schlimm, daß viele Hunde in den Lehrjahren bleiben, weil sie von angehenden und hauenden Schweinen leicht todtgeschlagen werden, und es bleibt jenes Sprichwort zu wahr: Wer Schweine-Köpfe essen will, muß Hunde-Köpfe zum Besten geben.

Man muß niemals zugeben, daß der junge Hund eines andern Thieres Fährte nachfolge, sondern wenn er sich solches einfallen läßt, ihn darum bestrafen, und dadurch von diesem Nachsuchen ihn abhalten. Auch kann ein guter Finder dadurch verdorben werden, wenn man, wenn er eine Bache mit Frischlingen findet und davor stünde, solche fangen wollte, man in dieser Absicht noch andere große Hunde dazu hetzte, die denn auch welche davon fingen. — Hat man dieses nur einigemal continuiret, so wird man sehen, daß der Finder die großen nicht einmal anbellen, sondern nur die Frischlinge verfolgen wird, mithin ist solches höchst schädlich.

Saubirschen, Fr. aller tirer le sanglier. Wenn man eine wilde Sau aufsuchen und schießen will, muß man vor allen Dingen gute tüchtige wohlgearbeitete, blos auf Sauen eingehetzte Saufinder (s. vorher unter Saubeller) haben, so daß sie kein anderes Wild jagen.

Durch einen solchen Saufinder läßt man in dem Dikkigt dem Winde entgegen suchen, und wenn dieser nun findet, stellen sich die Sauen vor dem Hunde, so daß man sodann nachschleichen und sie schießen kann. Es ist aber sehr gut und rathsam, noch einen oder ein Paar gute Hunde dabei zu haben, weil, wenn man das Schwein etwa nicht recht gut trift, es oft geschiehet, daß es den Jäger, so es ihn vermerkt, annimmt und ihn zu Boden schlägt. Hat man nun mehr als einen Hund bei sich, und läßt diese daran, so hat das Schwein mit den Hunden zu thun, und kann der Jäger unterdessen entweder nochmals laden, und vollends erlegen, oder aber, wenn es die Hunde halten können, so fängt er es. Hieraus erhellet also auch die Nothwendigkeit, daß ein Weidmann niemals ausziehen darf, Sauen zu birschen, ohne einen guten tüchtigen Hirschfänger bei sich zu haben.

Sauerdorn, siehe Berbisbeerstrauch.

Sauerkirschbaum, Lat. Prunus Cerasus, Linn. Fr. le Cérisier ordinaire, Engl. the common, or Kentish-Cherry; auch genannt: wilde Weichsel, Weichselbaum, wilder Emmerling, wilde Bloderkirsche, wilde Blutkirsche, Bauerkirschen, Bierkirschen, Heckenkirschen, Emmerle, Kosebeeren, Käßbeere, Karsten, Karsebeere.

Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die harten Baumhölzer der dritten Größe, da er zu einem Baum von 10 ja zuweilen von 15 bis 20 Fuß Höhe und einer Stärke von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser erwächst.

Er treibt flache, 1 Fuß tief und 12 Fuß weit gehende Wurzeln; die Rinde ist immer glatt und aschgrau auf röthlich ziehend; die Blätter sind eiförmig, spitzig, dunkelgrün, glänzend, auf beiden Flächen glatt, und der Rand unregelmäßig gezahnt; das Holz ist gelblich, mittelmäßig hart und wenig dauerhaft; die fruchtbaren Zwitterblüten erscheinen Anfangs Mai mit 20 bis 30 Staubfäden auf den einjährigen Zweigen; die Frucht ist eine rundliche, herbe, saure, rothe Kirsche, welche Ende Julius reif wird, und einen rundlichen Kern, den Saamen, enthält.

Aus dem Kerne läßt sich der Sauerkirschbaum zu einem mittelmäßigen Baume erziehen; er kömmt in allen Gärten vor, wo er zum Oculiren der übrigen sauern edlen Kirscharten, auch seiner eigenthümlichen Früchte wegen, aus Saamen und Wurzelbrut gezogen wird. Er erwächst, gegen den Vogelkirschbaum, etwas spärlicher, und nimmt außer den sumpfigen und zu nassen Boden, auf der Ebene und den Hügeln mit allerlei Erdreich vorlieb. Das Holz ist etwas feiner als von der Vogelkirsche, und hat fast gleichen Gebrauch (s. unter Vogelkirschbaum), wenn es reif, und stark genug ist. Die Rinde ist in der Färberei zu gebrauchen. Aus den Früchten (Kirschen) wird in den Apotheken und Haushaltungen ein Mus, so wie auch der Kirschgeist, bereitet.

Saufinder, siehe Saubeller.

Saugarn, Saunetz, Fr. Panneau aux sangliers.

Saugarten, Fr. Enclos où les sangliers se prennent d'eux mêmes. Ist ein im Walde umzäunter Ort, in welchem man Sauen einfängt, um selbige entweder darin zu hetzen oder zu birschen, oder wenn ein starkes Jagen gemacht werden soll, und dergleichen Saugärten mehrere vorhanden sind, sie weiter zusammen in einen zu bringen.

Zu einem Saugarten gehört ein feiner dicker Ort Holz, und man legt sie da an, wo keine Jagdzeuge vorhanden, und dennoch wilde Säuen zu finden sind. Man macht nämlich einen Platz Dickigt auf 150 Schritte ins Quadrat,

noch besser aber rund, in einen guten festen Zaun ein, worin aber zwei Thorwege einander gerade über gelassen werden. Die Thore werden von starken eichenen Latten gemacht, so daß sie inwendig aufgehen, und dahin wird eine Säule gesetzt, damit das Thor nur halb aufgeschlagen wird, nämlich, damit es nicht im Aufmachen rückwärts wieder an den Zaun schlägt. Die Säule ist 2½ Ellen hoch, worauf die Stellung auf folgende Art gemacht wird.

Man nimmt eine eiserne Stange, wie in einem deutschen Büchsenschlosse, von 6 Zoll Länge, 1 Zoll Breite, und ½ Zoll stark; diese Stange ist, wie in einem Büchsenschlosse, in eiserne Backen eingelegt, und geht eine starke Niete hindurch. Unter der Stange an einem Ende muß auch eine Feder seyn, welche die Stange aufdrücken kann, und am andern Ende ein Stuhl, wie an dem Büchsenschlosse, 4 Zoll hoch, worauf die Stange im Aufstellen zu liegen kömmt, und in dem Stuhl oben ein eisernes Loch.

Ferner muß an dem Thore an der letzten Latte ein eiserner Haken seyn, auf die Art, wie ein Klinkhaken an einer Hausthür. Wird nun aufgestellet, so wird das Thor bis an die Säule aufgemacht, und der Haken muß unter der eisernen Stange weg. Alsdenn drückt man die Stange in den Haken mit dem Ende, wo die Feder drunter ist, hinein, und legt sie mit dem andern Ende auf den Stuhl; und so ist aufgestellt.

Um aber auch damit zu fangen, muß eine Allee oder Schneuße, von einem Thor zum andern, durch den Garten durchgehauen werden, da denn auf der Seite, wohin das Thor aufgestellt ist, alle 20 Schritte Säulen kommen, welche von jedem Thore an, nach der Mitte, sich nach und nach verkürzen, so daß die folgende Säule allezeit etwas niedriger ist, und also die beiden mittelsten im Garten nur noch 16 bis 20 Zoll hoch über der Erde sind.

Oben sind Löcher in den Säulen, wodurch ein Drath von jedem Thore bis in die Mitten gezogen wird, und an dem Stuhl zur Stellung feste gemacht ist. In der Mitte des Gartens werden die beiden Dräthe zusammengehängt, worauf es so aufgestellet ist.

Hiezu müssen aber auch Gewichte an die Thore gemacht seyn. An der Thorsäule nämlich, wo das Thor an-

schlagen muß, wird oben ein Kloben oder eine Rolle gemacht, wodurch eine Leine kommt, die mit einem Ende am Thore, an dem andern aber ein Gewicht von einem großen Steine gemacht wird.

Damit das Thor desto leichter zuschlage, kann es auch etwas schief in die Angel nach dem Zuschlage gehangen werden. An der Thorsäule wird noch ein hölzerner Haken gemacht, damit, wenn das Thor zuschlägt, der Haken das Thor desto besser zuhalten helfe.

Wenn nun Sauen gefangen werden sollen, so muß man selbige fleißig mit Eicheln, Erbsen oder Gerste ankörnen, auch damit außer dem Garten anfangen zu streuen, und auf die Allee hinein bis in die Mitten, woselbst aber auf beiden Seiten des Draths von den Thoren desto mehr gestreuet werden muß. Wenn also die Sauen der Mast nachziehen, und, wenn sie in die Mitte bei dem Drathe herüber und hinüber brechen, etwa eine an den Drath stößet, so ziehet sich der Stuhl unter der eisernen Stange an der Stellung weg, die Feder druckt die Stange in die Höhe, daß der Haken am Thore mit demselben Luft kriegt, und schlägt zu, da sie denn gefangen sind.

Man kann sie hierauf in dem Garten hetzen oder birschen, oder auch zu einem starken Jagen-einfangen (s. Einfangen). — Dergleichen kleine Saugarten kann man in einem Reviere oder Walde etliche haben.

Auf andere Art wird ein großer Saugarten angelegt, welches aber nur in einem großen Walde oder Haide geschehen kann, weil um denselben große Reviere seyn müssen: er kostet aber vieles Geld. Man wählet dazu weit in den Wald hinein einen solchen Ort, wo die Sauen gerne stecken, da jederzeit Dickige gehalten werden können, auch Brüche vorhanden sind, indem die Sauen selbige im Winter gern besuchen; man zäunt daher einen Platz ein, welcher 3000 bis 3500 Schritte im Umfange hat.

Zu dem Zaune nimmt man nach Gelegenheit des Orts entweder Pallisaden, oder Bohlen. Diese dürfen aber nicht allzu dichte kommen, jedoch auch so, daß keine Sau durchbrechen kann; oder aber es wird ein geflochtener Zaum mit Reißigbündeln dichte belegt. Der Zaun oder die Planke erhält nur die Höhe von 3 Ellen.

Hierzu läßt man 3 Eingänge, mit doppelten weiten Flügelthoren, von rechten starken eichenen Latten machen. Vor den Thoren wird ein Strich von 20 Fuß breit gepflügt oder umgehackt und geeget, damit man auf selbigem sehen kann, was zum Saugarten ein und auswechselt. Auf einer Seite des Gartens muß ein freier Platz seyn, wo ein ordentlicher Lauft nach Gefallen gestellet werden kann.

In dem Garten kann man auch noch in der Mitte durch einen Zaum machen, worin aber alle 60 Schritte breite Thüren seyn müssen; von dem Orte an, wo der Laufplatz ist, ziehet man noch eine Wand oder Planke, darin alle 50 Schritte oben herunterfallende Thüren sind, auch oben ein so breiter Querriegel, daß ein Mann darauf, und hinter der aufgezogenen Thür stehen kann.

Gegen dem Laufte zu aber muß die Wand so schmal zulaufen, daß sie nur auf 60 Schritte breit bleibt, dafür nach dem Laufte zu eine Wand von 2½ Ellen hoch, worin Säulen, und eine Aufzug-Thür an der andern ist. Hundert Schritte von dieser Wand zwischen diesem schmalen vermachten Strich kömmt wieder eine Wand, darin alle 10 Schritte Aufzugthüren sind. Die Thüren und Eingänge bleiben allezeit offen stehen.

Bei den Eingängen muß man nun fleißig zu sehen, was da ein- und auswechselt, daneben einen Rechen oder Busch Reißig liegen haben, womit man allezeit wieder verstreicht, wenn etwas übergezogen, und man so allemal weiß, was darin gewesen ist.

Wenn keine Eichen im Garten sind, so pflanzet man deren eine Anzahl, wie auch Kastanienbäume hinein. Auch muß das darin stehende Holz in 10 bis 12 Jahren, nicht zwar auf einmal, sondern wechselsweise, verhauen werden, damit jederzeit Dickungen vorhanden sind.

Wenn der Herbst herannahet, und ist keine Mast darin, so streuet man Gerste, Erbsen oder gelbe Rüben fleißig in den Garten, auch anfangs nach den Eingängen und von da weiter in den Wald hinaus, auf daß sich die Sauen mehr und mehr herbei ziehen, und in den Garten gewöhnen. Da man nun allezeit, wie bereits erwähnt, vor den Eingängen sehen und wissen kann, ob starke Schweine oder

sonst grobe Sauen hinein wechseln, so müssen selbige, wenn der Herr damit ein Vergnügen haben will, auch eingefangen werden.

Bei jedem Eingange werden zu dem Ende 2 bis 3 Mann nebst einem Jäger commandirt, daß sie um Mitternacht sich stille und vorsichtig dahin verfügen, und die Thore zu machen. Jedoch dürfen sie nicht auf den Wildfuhren oder umgehackten Strichen herum treten, und müssen vollends bis an den Morgen bei den Thoren bleiben, doch aber sich in die Höhe auf Bäume oder auf ein ordentliches dazu gemachtes Gerüste setzen, damit die Sauen, wenn sie etwa nicht alle hinein wären, nichts von ihnen vernehmen und Unrath merken.

Sobald es Tag ist, siehet man auf den Wildfuhren zu, was im Garten seyn muß. Wären etwa die Sauen, welche man sonsten drüber und im Garten wechselnd gehabt, nicht alle herbei gekommen, so macht man alsbald Anstalt, und nimmt Treibeleute, und treibet die Sauen aus dem größten Theile in den andern. Während dem Treiben steht oben auf dem Querriegel hinter jeder Fallthür ein Mann, welcher, sobald die Sauen da durchwischen, die Fallthür sogleich herunter läßt. Ferner werden sie aus dem andern Theile in den dritten auf gleiche Weise getrieben. Nachdem aber solche wohl verwahret sind, so ziehet man die ersten Fallthüren und auch die Eingangs-Thore wieder auf, kirnet wieder mit Getraide oder Rüben, läßt auch die auswendigen Sauen ein Paar Nächte wieder frei hineinziehen, und alsdenn wird auf gleiche Weise des Nachts wieder zugemacht.

Wenn nun hinlänglich Sauen eingestellet sind, und der Herr solche hetzen will, so wird sofort Anstalt dazu gemacht, währender Zeit aber den Sauen Getraide und Rüben täglich in den Garten gegeben, damit sie auch Muth behalten, weil mit abgematteten zu jagen kein Vergnügen ist. Nach dem Befehl wird mit hohen oder Mitteltüchern der Lauft gestellet und dupliret.

Da aber die Entfernung der Unterschiede zu groß ist, so nimmt man des Tags vorher ein Paar Fuder Tücher mit, damit durchzustellen, und die Sauen mit engern Treiben desto besser in die engen Theilungen hinein zu bringen.

Hernach wird die Jägerei, Hetzhunde und Treibeleute befehliget und in der Ordnung eingerichtet, wie bei dem Saujagen gewöhnlich ist.

Die Jägerei ziehet zwar zu Pferde in den Garten in ihrer Ordnung, aber stille und ohne Waldgeschrei, und auch eben so stille wieder vor den Schirm, und bläset das Jagen ab. Wenn die Jäger in den Garten gezogen, werden die Treibeleute angelegt, und auf jeder Aufzugsthür gegen den Lauft zu stehet ein Mann, welcher, sobald ein Rudel Sauen heraus ist, dieselbe sogleich herunter läßt.

Sausloch, Fr. Trou à sucer (entre l'anus et la queue). Ist, bei dem Dachs, der gleichüber dem Weideloch befindliche große, 1 Zoll tiefe, inwendig haarige Beutel, in welchen er zur Winterszeit seine Schnauze bis zu den Augen steckt, und durch das in selbigem sich sammelnde Fett seine Lebenskräfte schlafend erhält. S. Dachs.

Sauhatz, Sauhetze. Heißt, wenn die wilden Schweine, sowol des Nachts im freien Felde, im Getraide, ingleichen wenn sie durch den Saufinder ausgemacht worden, mit den Saurüden oder Hatzhunden verfolget und gefangen werden.

Sauhund, Fr. Chien pour les sangliers. Heißen die Hunde, welche einzig und allein auf die wilden Schweine gearbeitet werden. S. Saubeller und Saurüden.

Saujagen, Fr. Chasse du Sanglier. Heißt ein Jagen, wenn mit dem Zeuge nach den wilden Schweinen gestellet wird. S. Hauptjagen, Bestätigungsjagen, Lauft zum Abjagen, Saugarten und Streifjagen.

Saukasten, siehe Wildpretskasten.

Saulhölzer, Saulbäume. Sind Stämme von Tannenholz 35 bis 40 Ellen lang, und 16 bis 18 Zoll im Durchmesser. Ein sogenannter doppelter Säulbaum, ist 40 bis 45 Ellen lang, und hat im Durchmesser 19 bis 21 Zoll.

Saunetze, siehe Saugarn.

Saurach, siehe Berbisbeerstrauch.

Saurüden, Fr. Chien pour le vautrait. Ist eine Art Bullenbeisser, welche blos zur Sauhatze gebraucht wird. Er hat einen starken Kopf mit ziemlich flacher Stirn;

die Schnauze ist hinten dick und vorne spitzig, die Beine sind hoch, und der Leib läuft nach hinten dünne zu. Er ist lang und rauchhaarig am ganzen Leibe, und von brauner oder schwarzer Farbe. Er wird wie die Metzgerhunde gewöhnt, wenn der Saufinder das Schwein angemeldet hat, sich demselben an die Ohren zu hängen, und es fest zu halten; viele bleiben jedoch, wie die Saufinder, in den Lehrjahren stehen.

Schaalbretter, s. Orthhielen.

Schaben, s. Motten.

Schabkäfer, lat. Dermestes pini piceae perda. Er gehört unter die schädlichen Waldinsekten, und ist eine Käferart, die vorzüglich gesunde Tannen (pinus picea) liebt, und solche zum Absterben bringt. Der Leib dieses ohngefähr $1\frac{2}{3}$ Linie langen und $\frac{2}{3}$ Linie breiten Käferchens, ist cylindrisch, und seine Farbe glänzend schwarzbraun, die Flügeldecken sind länglich punktirt und an ihren Enden etwas gezähnt. Den Kopf ziert ein kleines Haarbüschchen, und die Fühlhörner sind dreifach gegliedert. Die Freßzangen sind ausnehmend scharf, an den Seiten gezähnelt, vorragend und zum Nagen ausnehmend geschickt. Die Schenkel haben eine etwas plattrunde, die Schienbeine hingegen eine cylindrische Gestalt.

Nach der Beobachtung des Herrn Oberforstmeisters von Werneck, durchbohren sie die Rinde der Tannen, legen zwischen ihr und dem Holze ihre Eier, welche sich endlich in kleine Maden entwickeln; und haben diese ihre Vollkommenheit erreicht, so verwandeln sie sich in die oben gedachten unvollständigen schaallosen und weichen Puppen, aus welchen endlich die Käfer herauskriechen.

Der Schade, den diese Thierchen bisher verursacht haben, ist zwar bis jetzt unbeträchtlich; jedoch steht zu besorgen, daß wenn durch mehrere und glücklich fortgepflanzte Generationen derselben, die Anzahl sich vergrößern möchte, die Folge um so gefährlicher werden kann, besonders da man ganz genau bemerkt haben will, daß diese Käfer eben so gut gesunde als krankwerdende Bäume anfallen und sie zum Absterben bringen.

Schäfchen. Heißen die Blüthenkätzchen, vorzüglich an den Weidenarten.

Schaft, Fr. Tronc, Flêche. Hierunter verstehet man den Stamm eines Baums bis an die Zweige.

Schaft. Fr. Monture, Affût. Heißt das ausgearbeitete Stück Holz an Büchsen oder Flinten, worin der eiserne Lauft liegt. — Schaft ist auch so viel als Schnalle.

Schäften, Spießen, Fr. épisser. Heißt, wenn an einem Tuche oder Garn eine Leine springt und zerreißt; und die Jäger oder Jagdseiler die beiden Enden der Leine ohne Knoten so wieder zusammen stoßen (schäften), daß man den Riß kaum gewahr wird. S. Anbinden.

Schäften, Fr. monter. Ist das Geschäfte der Büchsenmacher, wenn sie einen Birsch- oder Flintenlauft ins Holz legen, und mit dem Holz und sämtlicher Kleidung versehen.

Schale, s. Hirschschalen.

Schälfe, ist so viel als Borke oder Rinde.

Schalholz. Wird in gebirgigten waldigen Gegenden dasjenige Baumholz genannt, womit die Ställe, statt des Steinpflasters, ausgeleget, auch wohl die Wege und Landstraßen ausgebessert werden.

Schärfen, Fr. coüper. Heißt beim Jäger so viel als ab- und aufschneiden.

Scharfe Grenzen. Nennen die Jäger solche Grenzen, wo die Nachbarn nichts von Wild schonen, sondern Jahr aus Jahr ein alles todt schießen.

Schaufel, Fr. Paumure. Heißt bei den Damhirschen das obere lange, zuweilen 2 Hände breite, dünne und zackigte Ende am Gehörne, und derjenige Theil, welcher beim Rothhirsch die Krone genannt wird.

Schaufelhirsch, Fr. Cerf qui a les bois en paumure. Nennt man einen guten und starken Damhirsch, anstatt ein guter Rothhirsch jagdbar genannt wird; die größten und feistesten werden recht gute Schaufelhirsche genannt.

Scheerbuchen, Scheertannen. Wird an einigen Orten dasjenige Holz genannt, welches die Holzmacher bei jedesmaligem Hiebe entweder als schöne gerade zu Nutzholz dienliche Stämme stehen lassen, oder welche sie im Gegentheil nicht gern, oft aus Schonung für ihre Sägen und

Beile mitnehmen mögen, welche sodann in Bergen und Wänden zusammen gesucht, das beste zu Nutz- und Flößholz und das übrige Afterholz zu Lees- Schür- oder Kohlholz, je nachdem es ein Gewerke brauchen kann, angewendet werden.

Scheibel, Scheubel, Fr. Terre que le cerf emporte avec ses pinces. Werden die aus Gras und Erde bestehenden Klumpen genannt, welche der Hirsch bei hartem Boden durch seine Schalen abzwingt und ganz abschiebt, und sie in der Fährte liegen läßt. Sie sind so breit als die Fährte, und liegen glatt ab, daß man sie ganz herausheben kann.

Scheißbeeren, s. Hartriegel.

Scheitholz, Fr. Bois de corde, gros bois, du bois en buches. Heißt dasjenige Holz, wenn ein von einem gefällten Baume, nach dem jedes Orts bestimmten und eingeführten Scheitmaaß, abgeschnittener Kloß in etliche grobe Stücke gespalten, und nach der ebenfalls eingeführten Höhe und Breite in Klaftern aufgesetzt wird. Das Holz im Gegentheil, welches rund bleibt und nicht gespalten wird, heißt Klöppel- und Knüppelholz, und darf in der Regel, um die Käufer nicht zu betrügen, nicht für Scheitholz in die Klaftern gelegt werden.

Scheitmaaß, Fr. Mesure du bois de buche. Ist die jeden Orts verschieden bestimmte Länge, welche die Scheite der Klafterhölzer bekommen, und zu 3, 3½, 4, 4½, 5, ja 6 Schuh lang üblich ist.

Schellente, s. Spatelente.

Scheller, s. Alpenrabe.

Scherzen, Fr. jouer. Heißt, wenn die jungen Wild- und Rehkälber mit einander spielen, und sich herum jagen. Es scherzet auch das alte Wildpret, besonders wenn es des Morgens früh zu Holze ziehet.

Schierholz, s. Schürholz.

Schießen, Birschen, Fr. tirer avec un fusil de chasse. Schießen sagt man von dem kleinen Weidewerk, als Hasen, Hühner und dergl. wenn man etwas mit der Flinte erlegt; birschen wird von den Jägern gesagt, wenn großes Wildpret mit der Büchse erlegt worden ist. Um gut schießen zu können, dazu wird vor allen Dingen erfordert ein gutes und scharfes Gesicht, ein gutes Schießgewehr, Pulver und

Blei, und außer der vorhergegangenen richtigen Anweisung, Gelegenheit zu einer fleißigen Uebung, damit der Liebhaber geschickter wird, und durchs Feuer gut sehen lernt. Ein guter Schütze muß nicht die Augen alle beide zu machen, wenn er zum Schießen losdrückt, weil dadurch das Gewehr und der Schuß verrückt wird, sondern muß stete halten, wenn er mit der Büchse oder Flinte im Stehen oder Sitzen schießet; im Laufen und im Fluge ist es ein anderes.

Nichts ist schwerer und zu nichts gehört mehr Uebung, als zum Schießen im Fluge und im Laufen. Um nicht fehl zu schießen, wenn das Wild querfeld ein kömmt, es sey im Fluge oder Laufen, muß man das Ziel vor demselben nehmen, und das Gewehr mit dem Wilde fortbewegen, bis der Schuß erfolgt ist; denn hält man nur einen Augenblick mit dem Gewehr still, so schießt man fehl. Diese gleiche und feste Fortbewegung des Gewehrs ist nicht leicht, und kann nur durch öftere Uebung erlangt werden. Bei dergleichen Querschüssen, wie fast alle auf der Jagd sind, muß man nach Verhältniß der Entfernung vor dem Gegenstand zielen, z. B. auf 30 bis 35 Schritte bei Rebhühnern, Schnepfen, Fasanen und dergl. im Fluge nach dem Kopfe oder höchstens eine Hand breit vor demselben, auf 50, 60 bis 70 Schritte aber sowohl beim Geflügel als auch bei Hasen, Füchsen 2c. im Laufen einen halben Fuß und mehr vor den Kopf und einige Zoll über den Gegenstand, weil die Hagelkörner und auch die Kugeln in zu großer Entfernung nicht mehr in der geraden Richtung, sondern im Bogen fortfliegen. Läuft hingegen ein Hase in gerader Richtung, so ist das Ziel auf 50 bis 60 Schritte zwischen den Löffeln zu nehmen, wenn man ihn auf der Stelle erlegen will. Mit einem Worte, die gehörige Entfernung, in welcher man schießen will, lernt man bloß durch Uebung. Zum Flugschießen hat man in dieser Rücksicht die Schwalben empfohlen; allein da diese Vögel mit keinem Federwildpret im Fluge vieles gemein haben, so ist es besser, einen Sperling hierzu zu wählen, welcher das ganze Jahr hindurch zu haben ist. Damit der schnelle Flug dieses Vogels gehindert werde, so hänge man ihm eine papierne Krause um den Hals, und schieße ihn also in seinem nunmehro wei

regelmäßigern Fluge, bei welchem der junge Schütze mit Ruhe und Ueberlegung schießen kann.

Alles dieses ist jedoch nicht hinreichend, dem besten Schützen Wildpret zu verschaffen, wenn er auf die Jagd geht, ohne dabei auch die Verschiedenheit der Witterung, der Luft und der Tageszeiten in Betrachtung zu ziehen. Denn wenn das Gewehr sowohl, als auch Pulver und Blei noch so tüchtig, gut und ächt, man auch recht genau geladen hat, und überdies hinter dem Gewehr ein guter Schütze ist, so muß man alsdenn beim Wildpret-Birschen auch dieses beobachten, daß das Wild nicht vom Jäger Wind bekömmt, und vor der Zeit davon zieht.

Bekanntlich haben alle wilden Thiere, auch sogar die wilden Gänse, Enten und Kolkraben einen überaus starken Geruch von dem Menschen, und verschiedene ein außerordentlich leises Gehör, worunter das Schwarzwildpret zu rechnen ist, so daß sie alles, wenn der Wind auf sie zustößt, riechen, und auch die geringste Bewegung hören; deshalb muß sich ein Jäger an einen bequemen Ort, wo er etwas vom Wildpret überzuwechseln oder überzuziehen vermuthet, Abends nach Sonnenuntergang, oder früh bei Anbrechung des Tages hinter einen Baum oder einen von grünem Reißig gemachten Schirm stellen, und daselbst genau aufpassen, bis ihm das verlangte zum Schuße kömmt; jedoch darf er sich durchaus nicht so hinstellen, daß er dem Wildpret über dem Winde stehe.

An Oertern, z. B. an Grenzen, oder wo es sonst nicht zu ändern ist, muß man, wenn widriger Wind ist, auf einen hiezu geschickten Baum steigen, und sich so viel möglich verborgen halten, jedoch so, daß man überall hinsehen, das Wildpret hingegen keinen Wind von einem haben kann. Muß man etwa des Nachts passen, so macht man ein weißes Papier über das Korn, und beugt es um den Lauft und Schaft herum, damit es hinter dem Ladestocke fest eingesteckt werden kann, womit es sich schärfer siehet, und besser in die Augen und das Gesichte fällt.

Wäre aber im Anstellen nichts zu thun gewesen, so weidewerket man, jedoch unter Winde, wobei man sich behutsam umsehen, aber ja nicht sehr rascheln muß. Auch sucht man das Wild und die Hirsche im Sommer und in

der Brunft bei den Sölungen, wo sie sich vor Mittag und vor Abend gern einfinden.

Ist nun ein Stück Wild angeschossen und verwundet, so muß der Jäger vorher allezeit seinen Schweißhund bei sich führen, mit diesem zum Anschusse gehen und suchen, ob er Schweiß oder Haare auf dem Stande oder der Flucht des Wildprets findet, den Hund an die Fangleine nehmen, und dem Schweiße nachfolgen und suchen. Sollte das Thier nicht gestürzt seyn oder geendet haben, so muß er demselben weiter folgen.

Glaubt er aber, daß es noch zu frisch seyn möchte, so muß er es etwas ruhen lassen, damit es kränker wird, und sich niederthut, und dann wieder auf dem Schweiße nachfolgen. Kömmt er denn hin, wo es sich niedergethan, oder aber es fähret vor ihm heraus, so löset er seinen Hund, damit dieser das Thier weiter verfolgt. Ist der Hund gut, so jaget er fort, daß das Thier sich vor ihm stellet, der Jäger aber eilet nach, und schießet das Thier noch einmal auf den Kopf.

Hiebei ist aber zu bemerken, daß ein Wild oder Hirschkalb und Reh sich nicht gern vor dem Hunde stellet, man also selbigem Anfangs mehr Zeit lassen muß, damit es kränker wird, hierauf mit dem Hunde behutsam nachsuchen, aber auch einen guten Hund haben, der es bald fängt. Desto leichter hingegen stellen sich die Sauen. Denn sobald diese angeschossen sind, kann man den Hund daran lassen, damit er selbige stellt, nach geschehener Stellung auch hinzu eilen, und demselben noch einen Schuß geben. S. auch Saubirschen.

Ueber dieses alles gehört zum Birschen ein großer Fleiß, wenn man etwas ausrichten will, besonders an den Grenzen, wo das Wildpret beschossen ist, woselbst man sowohl bei Tag, als bei Nacht, alle Wechsel und Pässe genau beobachten muß, um den Nutzen seines Herrn zu befördern und seinen eigenen Vortheil sich zu verschaffen.

Als allgemeine Vorschriften gelten noch folgende: Bei warmen Wetter muß man in Ebenen und offenen Gegenden jagen, und zugleich nicht vergessen, daß sich die Vögel während der Hitze häufig in feuchten Gegenden, Brüchen, Sümpfen ꝛc. aufhalten, wo wenig Wasser und viel hohes

Gras ist, an Ufern der Flüsse und Bäche, an solchen Hügeln, die gegen Norden liegen; allein bei kaltem Wetter findet man das Feder- und anderes kleines Wildpret gewöhnlicher an Hügeln, die in Süden liegen, zwischen Hecken, auf Stoppelfeldern, im Heidekraut, Ginster und Farrenkraute im kurzen Gestrüppe, und bei starkem Forste endlich ziehen sie in Dickige und niedrige warme Gegenden, oder in gut bestandene Oerter. In diesen wird man auch mit größerm Vortheil jagen, als in der Ebene, weil man dem Wilde näher kommen kann, oder weil das Wild besser hält.

Die rechte Zeit, auf die Jagd zu gehen, ist allezeit des Morgens, ehe noch der Thau abtrocknet, weil alsdann weder die Hirten noch der Landmann das Wild aufgejagt haben, und die Fährten der vergangenen Nacht frisch und für die Hunde leicht zu finden sind.

Vom Frühjahr an bis zum Abfall des Laubes sollte jeder Jäger eine dunkelgrüne nicht glänzende Kleidung, vom Abfalle des Laubes aber bis zum Ausbruche, eine aschgraue oder laubbraune tragen, damit ihn das Wild weder während des Sommers noch des Winters, von den belaubten und unbelaubten Bäumen unterscheiden könne. Beim Absuchen eines Revieres muß man, so wie überhaupt bei allem Jagen, unter dem Winde zu bleiben suchen, unverdrossen alle Gegenstände, wo sich etwa Wild verbergen könnte, untersuchen, beständig scharf und sorgfältig umher sehen, und bisweilen still stehen, weil dadurch das Wild oft zum Aufgehen oder Aufspringen verleitet, und so zum Schuß gebracht wird. Sobald man aber geschossen hat, muß man den Hund anhalten, bis man mit dem Laden fertig ist, und im Falle man auf Geflügel, als Rebhühner u. s. w. geschossen hat, muß der Jäger genau nach dem Ort hin sehen, wo das Kett wiederum niederfällt.

Schießen lassen, Fr. alonger, relâcher la lesse au chien. Sagt der Jäger, wenn er den Leithund in der Arbeit vorwärts am Hängeseile fort läßt, und das Hängeseil durch die Hand ebenfalls ein Stück fort läßt. Siehe Leithund.

Schießgeld, Schußgeld, Birschgeld, Fr. Droit du chasser. Ist ein Accidens der Jäger, welches sie von ihren

Herrschaften für das gelieferte Wildpret zum Verspeißen sowohl, als auch für das Schießen und Fangen der Raubthiere und Raubvögel erhalten, nicht aber an allen Orten gleich ist.

Schießgewehr, s. Gewehr.

Schießheerd, Fr. l'Aire. Ist ein Vogelheerd, wo die Vögel mit Fuchsschwänzen oder ausgestopften Raubvögeln an Pfeile befestiget, und mit Abschießen derselbigen in die dazu aufgestellten Garne hinein geschreckt oder gejaget werden. Ein solcher Heerd ist aber nicht für einen Jäger, sondern nur für große Herren praktikabel.

Schießhütte, Fr. Cabane de chasseur. Ist eine Hütte, welche auf einen Baum, in der Nähe der Salzlecken, errichtet wird, um Rothwildpret und Rehe dabei zu birschen; man macht dergleichen auch an einen Berg in die Erde, und läßt davor Luder schlagen, um Raubthiere dabei todt zu schießen; s. Fuchshütte.

Schießhund, s. Jagdhund.

Schießkarren, Schießwagen, Fr. Charette pour la chasse aux outardes. Heißt das Fuhrwerk, auf welchem die großen Trappenbüchsen gefahren werden.

Schießpferd, Fr. Cheval de chasse. Ist ein mit der Schießhalfter abgerichtetes Pferd, welches an einigen Orten dem Jäger gehalten wird, um solche sowohl zum Birschen, als auch besonders bei dem Treibzeug zum Hühnerfang zu gebrauchen; s. Treibzeug.

Schießpulver, Birschpulver, Fr. Poudre à tirer, Poudre à giboyer. Ist das allerbeste und feinste Schießpulver, auf dessen Güte alles ankommt. Allgemein glaubte man, daß ein gewisser Mönch, Namens Berthold Schwarz, der Erfinder des Schießpulvers sey; allein schon lange vor dem Zeitalter desselben und zwar bereits 1200. war es unter Heinrich, Pfalzgrafen am Rhein, zum Sprengen einer Mauer, und 1249. von den Arabern, 1338. von den Franzosen und 1360. in Lübeck bekannt und gebraucht worden.

Das Schießpulver besteht aus sehr leichten Holzkohlen, Schwefel und geläutertem Salpeter. Die Kohlen und der Schwefel befördern die Entzündung. Der Salpeter, welcher in seinen kleinsten Theilchen eine Menge zusammen ge-

preßter Luft enthält, bewirkt die Explosion und das Forttreiben. Sobald nämlich diese Theilchen zerrissen werden, fährt die eingeschlossene Luft mit Gewalt heraus, und es erfolgt die angezeigte Wirkung. Die Verfertigungsmethode des Pulvers besteht in der Hauptsache darin, daß die angezeigten Bestandtheile nach vorhergegangener Läuteruug des Schwefels und Salpeters in einem hölzernen Troge gemahlen, mit Wasser angefeuchtet, und sobald sie gehörig vermischt sind, aus dem Teige die Pulverkörner verfertigt, und diese demnächst getrocknet werden. Die wesentlichsten Eigenschaften eines guten Pulvers sind, daß es sich schnell entzünde, daß die Explosion der ganzen Masse auf einmal mit der möglichsten Geschwindigkeit erfolge, und daß es keine Unreinigkeit zurück lasse.

Das geglättete Jagdpulver besteht gewöhnlich aus sechs Theilen Salpeter, einem Theil Schwefel und einem Theile Holzkohlen, und die Güte desselben so wie auch seine Stärke wird auf folgende Art untersucht: Man erkennt dessen Güte äußerlich daran, wenn es keine bläuliche etwas ins Pupur spielende Farbe hat, wenn die Körner klein und wenig glänzend sind, und sich beim Zerdrücken mit dem Nagel nicht sandig anfühlen. Es muß einen kalten, salzigen Geschmack haben, sich nicht leicht zwischen den Fingern zerdrükken, wenn es aber mit einiger Gewalt zerdrückt wird, wenig oder gar keine Schwärze auf den Fingern zurück lassen. Ferner erkennt man die Güte und Reinigkeit des Pulvers daran, wenn 2 bis 3 kleine Haufen dicht neben einander auf weißes Papier geschüttet werden, und einer davon angezündet wird. Fängt dieser leicht Feuer und steigt der Rauch davon gerade auf ohne Schlacken, oder unreine Theile zurücklassen, und ohne das Papier zu verbrennen, oder die andern Haufen zu entzünden, so ist dies ein Zeichen von der Güte der Kohlen, von dem gut geläuterten Schwefel und Salpeter, und überhaupt von der vollkommnen guten Vermischung gedachter drei Bestandtheile. Fangen hingegen die andern Haufen zugleich mit Feuer, so war der Salpeter mit Salz vermischt, die Kohle schlecht gerieben, so wie die Masse nicht tüchtig gemischt; und bekömmt das Papier schwarze Flecken, so ist der Schwefel oder Salpeter nicht wohl geläutert gewesen. Die Stärke oder Gewalt des

Pulvers kann man noch am sichersten bestimmen, wenn man eine durch Gewicht bestimmte Ladung Pulver und Hagel, aus einem Gewehre verschiedenemale in einer Entfernung von 50 bis 60 Schritten auf Papierbogen abschießt, und untersucht, wie viel Bogen jedes Pulver durchschossen hat.

Schießpulver muß an einem sehr trocknen Orte aufbehalten werden. Der mindeste Grad der Feuchtigkeit hindert die schnelle Entzündung. Wenn das Pulver nicht zu viele Feuchtigkeiten an sich gezogen hat, so kann es allenfalls, wenn es vorher an der Sonne getrocknet worden, wieder gebraucht werden, wird aber immer an seiner Güte verlieren. Bei der Trocknung muß man den gehörigen Grad der Hitze beobachten, weil eine zu große Hitze den Schwefel auflöst, die Mischung verdirbt, und eben dadurch die Kraft des Pulvers mindert.

Von der Quantität des Pulvers zum Schießen, und wie man beim Laden des Gewehrs damit verfahren soll, davon sehe man unter Jagdflinte und Laden. — Zum Aufbewahren des Pulvers und auf der Jagd bedient man sich verschiedener Flaschen; s. Pulversack.

Schießwagen, s. Schießkarren.

Schiffbauholz, s. Holländerholz, Bohlen, Korben, Pfosten und andere besondere Benennungen.

Schifferstück. Hierunter wird beim Holzhandel auf der Murg und dem Rhein ein einfacher Dreißiger verstanden.

Schiffsknie, Korben. Sind im Winkel wie ein Knie gewachsenes Eichenholz, das zum Schiffbau gebraucht wird, und entweder aus dem Stamm und einem starken Ast, oder aus dem Stamm und einer starken Wurzel bestehen, unter denen die letztern die festern und also auch die bessern sind. Die starken gehen nach Holland, die geringern aber werden zu inländischen Schiffen verbraucht.

Schild, Fr. qui porte un écu. Heißt bei dem Hühnerfänger ein in einen Rahmen genähetes Stück Leinen Tuch, welches in Ermangelung eines Schießpferdes gebraucht wird. Es gehört dazu ein Stück Leinwand, 3 Ellen breit, und 2 und eine halbe Elle hoch, woran an einem Ende auch noch ein Stück Leinwand gemacht, und so ausgeschnitten wird, daß es wie ein Pferde- oder Rindviehhals aussieht.

Zu beiden Seiten müssen hölzerne Rahmen oder Leisten in der Leinwand befestiget seyn, in welche in der Mitte längliche Löcher kommen, worin man einen Querstock spannen kann, damit die Leinwand aufgestreift, der Querstock auch wieder herausgenommen und das Schild zusammen gerollt werden könne. Auch müssen gegen die Mitte in dem Schilde ein oder 2 längliche runde Löcher gemacht werden, etwa 3 Viertel Ellen von oben herunter, dadurch der Hühnerfänger sehen und die Hühner beobachten kann. Dieses Schild wird mit blasser Farbe gemahlt; es darf nicht glänzen, damit die Hühner, wenn die Sonne darauf scheint, nicht scheu werden. Auf das Schild wird entweder ein Pferd oder ein Stück Rindvieh gemahlt, und man gebraucht dasselbe, die Rebhühner in die Garnsäcke oder Treibzeuge einzutreiben.

Schild, Fr. écusson. Wird der breite dicke Knorpel genannt, welchen die starken Keuler und Hauptschweine, wenn sie im Herbste feist werden, über den Blättern, oben an dem Rücken bekommen, und welcher so dick ist, daß man kaum durchschießen oder aber mit einem scharfen Hirschfänger kaum durchkommen kann.

Schild, Fr. Emaillures, Egallures. Heißen bei den Haselhühnern die schwarzen, und bei den Rebhühnern die rothen Federn, welche diese Vögel auf der Brust haben; bei beiderlei Arten hat aber der Hahn allezeit mehrere und größere als das Huhn.

Schilddrossel, s. Meeramsel.

Schildhahn, s. Birkhuhn.

Schindel, Fr. Bardeau, Echandole, Aisseau. Sind breit gespaltene, eines Fingers ohngefähr dicke, und eine Elle, auch eine und eine Viertel Elle lange Stücken Holz von Tannen oder Fichten, die mit Falzen versehen sind, so daß eine in die andere paßt, und mit diesen werden an vielen Orten, besonders in gebirgigten waldigen Gegenden, statt mit Ziegeln, Schiefer oder Stroh, die Gebäude gedecket.

Schindelbaum, Fr. Arbre propre à faire des bardeaux. Ist ein Tannen- oder Fichtenbaum, welcher sehr gerade gewachsen und gut spaltig ist.

Schirken, s. Zirpen.

Schirm. Heißt, wenn zu einiger Beschützung etwas von Busch- oder Reißholz aufgerichtet wird, oder ein von selbst gewachsener Busch darzu ausgeputzt ist, so daß man sich selbst oder die Hunde dahinter verbergen kann; s. Jagdschirm und Hundeschirm.

Schirrholz, Fr. Bois vif. Ist eigentlich diejenige Art Nutzholz, welche die Rademacher oder Stellmacher zu ihrer Arbeit brauchen.

Schlag, Fr. la Vente. Wird ein abzutreibender Ort im Nadel- und Unterholz genannt, wo alles kahl weggehauen wird.

Schlagbauer, Fr. Trébuchet. Wird ein dreifaches Vogelhaus genannt, in dessen Mitte ein Lockvogel, auf beiden Seiten aber Fallthüren sind, damit wenn wilde Vögel kommen, der Locke zufliegen, und Futter in dem Bauer finden, sie die Fall- oder Schlagthüre abtreten, und sich neben der Locke fangen.

Schlagbaum, Schnellbaum, Schneller, Fr. Barrière, Bascule. Ist eine Vorbereitung, die wilden Katzen, Marder, Iltisse, Wieseln rc. damit zu fangen. Hierzu nimmt man 4 Stangen eines Arms stark, und 4 Fuß lang, bohrt an einem Ende durch alle 4 Stangen ein Loch, wodurch ein Nagel eines Daumens dick kömmt; die zwei mittlern Stangen müssen sich am Nagel leicht hin und her bewegen lassen, und etwas kürzer am andern Ende seyn, wo sie auch mit einem hölzernen Nagel befestiget werden. Die beiden Seitenstangen werden auch mit einem solchen Nagel verbunden. Auf jede Stange wird eine kleine Säule, 12 Zoll stark, angebracht, und oben mit einem Querholze fest zusammen gemacht. In und durch den Schlagbaum geht ein Stock Fingers stark, und an einem Ende angebunden; vorne wird eine Kerbe eingeschnitten, darzu ein Stellholz, 6 Zoll lang, und an dieses eine dünne Leine gemacht, welche an die obersten Bäume angebunden ist, womit diese aufgezogen und dadurch einer hölzernen Rattenfalle gleich werden. Auf die Mittelbäume legt man einen Stein. Wenn ein Thier nun an das Stellholz oder die Zunge stößt, so schlagen die Fallbäume herunter, und es wird solchergestalt gefangen oder zerquetschet.

Schlagbares Holz, s. haubares Holz.

Schlägel, Fr. la Batte, Hie. Werden von festem zähen Holze gemacht, und sind zu jedem Fuder Zeuge ihrer zwei nöthig, um beim Stellen die Pfähle, Stangen u. s. w. damit einzuschlagen.

Schlagen, Fr. le Cerf fraie sa tête aux arbres pour faire tomber son bois. Heißt, wenn der Hirsch das Bast von dem Gehörn, nachdem er völlig vereckt, an Bäumen abschlägt, welches auch die Jäger das Fegen um die Himmelsspur (Portées hautes) nennen, weil sie an der Höhe der Stelle, wo sich der Hirsch gerieben hat, seine Höhe und dadurch seine Größe und Alter ansprechen oder erkennen (connoissance des portées) können.

Schlagen, Fr. Dentée. Wird von den Sauen gesagt, wenn sie mit ihrem Gewehre etwas verletzen, als z. B. der Hund ist von einer Sau geschlagen worden.

Schlagen; heißt auch bei den Raubvögeln das Fangen.

Schlagen, Fr. Courcaillet. Wird von den Wachteln gesagt, wenn sie ihren Laut von sich hören lassen; so auch das Schlagen (Fr. le Chant) der Nachtigallen.

Schlagheftel, Schwangheftel, Fr. Piquet d'attache. Heißen die Hauptpfähle auf einem Vogelheerd, wo die Garne hinten und vorne angebunden werden.

Schlagholz, Stockausschl g, Wurzelholz, Wiederwachs, Stammreiß. Hierunter verstehet man dasjenige Gehölze, welches nach dem Abtreiben am Stock und auf den Wurzeln wieder ausschlägt, wenn es in einem gewissen Alter von 15, 20 bis 30 Jahren, zu gehöriger Jahreszeit, und mit der erforderlichen Vorsicht abgehauen wird, da es dann bei gehöriger Wirkung der Sonne, der Luft und des Regens neue Schößlinge treibt, daraus entweder Bäume oder Büsche erzeuget, je nachdem es die Holzart, der Boden und die Lage derselben verstatten, und bringt diese Wirkungen, nach wiederholter Abhauung des Stammreißes, jedesmal und zwar so lange hervor, als der alte Mutterstock oder dessen Wurzel am Leben bleiben, und die zu Bildung und Austreibung neuer Lohden erforderlichen Kräfte haben.

Dieses thun zwar fast alle Laubholzsorten, das Nadelbaumholz sämtlich ausgenommen; jedoch schicken sie sich

Schirm. Heißt, wenn zu einiger Beschützung etwas von Busch- oder Reißholz aufgerichtet wird, oder ein von selbst gewachsener Busch darzu ausgeputzt ist, so daß man sich selbst oder die Hunde dahinter verbergen kann; s. Jagdschirm und Hundeschirm.

Schirrholz, Fr. Bois vif. Ist eigentlich diejenige Art Nutzholz, welche die Rademacher oder Stellmacher zu ihrer Arbeit brauchen.

Schlag, Fr. la Vente. Wird ein abzutreibender Ort im Nadel- und Unterholz genannt, wo alles kahl weggehauen wird.

Schlagbauer, Fr. Trébuchet. Wird ein dreifaches Vogelhaus genannt, in dessen Mitte ein Lockvogel, auf beiden Seiten aber Fallthüren sind, damit wenn wilde Vögel kommen, der Locke zufliegen, und Futter in dem Bauer finden, sie die Fall- oder Schlagthüre abtreten, und sich neben der Locke fangen.

Schlagbaum, Schnellbaum, Schneller, Fr. Barrière, Basculę. Ist eine Vorbereitung, die wilden Katzen, Marder, Iltisse, Wieseln ꝛc. damit zu fangen. Hierzu nimmt man 4 Stangen eines Arms stark, und 4 Fuß lang, bohrt an einem Ende durch alle 4 Stangen ein Loch, wodurch ein Nagel eines Daumens dick kömmt; die zwei mittlern Stangen müssen sich am Nagel leicht hin und her bewegen lassen, und etwas kürzer am andern Ende seyn, wo sie auch mit einem hölzernen Nagel befestiget werden. Die beiden Seitenstangen werden auch mit einem solchen Nagel verbunden. Auf jede Stange wird eine kleine Säule, 12 Zoll stark, angebracht, und oben mit einem Querholze fest zusammen gemacht. In und durch den Schlagbaum geht ein Stock Fingers stark, und an einem Ende angebunden; vorne wird eine Kerbe eingeschnitten, darzu ein Stellholz, 6 Zoll lang, und an dieses eine dünne Leine gemacht, welche an die obersten Bäume angebunden ist, womit diese aufgezogen und dadurch einer hölzernen Rattenfalle gleich werden. Auf die Mittelbäume legt man einen Stein. Wenn ein Thier nun an das Stellholz oder die Zunge stößt, so schlagen die Fallbäume herunter, und es wird solchergestalt gefangen oder zerquetschet.

Schlagbares Holz, s. haubares Holz.

Schlägel, Fr. la Batte, Hie. Werden von festem zähen Holze gemacht, und sind zu jedem Fuder Zeuge ihrer zwei nöthig, um beim Stellen die Pfähle, Stangen u. s. w. damit einzuschlagen.

Schlagen, Fr. le Cerf fraie sa tête aux arbres pour faire tomber son bois. Heißt, wenn der Hirsch das Bast von dem Gehörn, nachdem er völlig verecket, an Bäumen abschlägt, welches auch die Jäger das Fegen um die Himmelsspur (Portées hautes) nennen, weil sie an der Höhe der Stelle, wo sich der Hirsch gerieben hat, seine Höhe und dadurch seine Größe und Alter ansprechen oder erkennen (connoissance des portées) können.

Schlagen, Fr. Dentée. Wird von den Sauen gesagt, wenn sie mit ihrem Gewehre etwas verletzen, als z. B. der Hund ist von einer Sau geschlagen worden.

Schlagen; heißt auch bei den Raubvögeln das Fangen.

Schlagen, Fr. Courcaillet. Wird von den Wachteln gesagt, wenn sie ihren Laut von sich hören lassen; so auch das Schlagen (Fr. le Chant) der Nachtigallen.

Schlagheftel, Schwangheftel, Fr. Piquet d'attache. Heißen die Hauptpfähle auf einem Vogelheerd, wo die Garne hinten und vorne angebunden werden.

Schlagholz, Stockausschl g, Wurzelholz, Wiederwachs, Stammreiß. Hierunter verstehet man dasjenige Gehölze, welches nach dem Abtreiben am Stock und auf den Wurzeln wieder ausschlägt, wenn es in einem gewissen Alter von 15, 20 bis 30 Jahren, zu gehöriger Jahreszeit, und mit der erforderlichen Vorsicht abgehauen wird, da es dann bei gehöriger Wirkung der Sonne, der Luft und des Regens neue Schößlinge treibt, daraus entweder Bäume oder Büsche erzeuget, je nachdem es die Holzart, der Boden und die Lage derselben verstatten, und bringt diese Wirkungen, nach wiederholter Abhauung des Stammreißes, jedesmal und zwar so lange hervor, als der alte Mutterstock oder dessen Wurzel am Leben bleiben, und die zu Bildung und Austreibung neuer Lohden erforderlichen Kräfte haben.

Dieses thun zwar fast alle Laubholzsorten, das Nadelbaumholz sämtlich ausgenommen; jedoch schicken sie sich

nicht alle gleich gut dazu, sondern es verdient immer eine Holzart der andern vorgezogen zu werden. So ist besonders die Eiche, die Birke, die Hainbuche, die Esche, die Ulme und die Eller zu empfehlen, sowohl wegen des starken Triebes ihrer vielen Ausschläge, als auch wegen der langen Dauer der Stöcke, und wegen der Nutzbarkeit ihres Holzes, welches man als Wurzelholz zu einer ziemlichen Dicke erwachsen lassen kann, ohne um den künftigen Ausschlag der Stöcke besorgt seyn zu müssen.

Das Alter, in welchem die zu Schlagholz bestimmten Holzsorten gehauen werden müssen, wenn sie am besten wieder ausschlagen, und den größten Nutzen abwerfen sollen, ist nicht bei allen Holzgattungen einerlei, und richtet sich überdies noch besonders nach dem Boden und der Lage des Orts, auch nach der Stärke des gewünschten Holzes, in so weit es, als Wurzelholz betrachtet, zu erziehen möglich ist.

Die Eiche, Birke, Buche, Eller, Ulme, Esche, der Ahorn, Elzbeerbaum, die Linde, der Vogelbeerbaum, die Pappel, baumartige Weiden, und die übrigen Laubholzbäume, die Hasel, der Faulbaum, Hartriegel, Schwalkenbeerstrauch, Kreuzdorn, Ligustor, Traubenkirschbaum, und die niedere Weide schlagen in ihrem 15ten, 20sten 30sten, auch einige bis ins 40 Jahr sehr gut wieder aus, und können hernach alle 30 Jahre, auch, nach Erforderniß und Maasgabe der Umstände, 5 Jahre früher, oder 10 Jahre später, zu geringerem oder stärkerem Klöppelholz, oder, so wie sämtliche vorbemeldete Buschhölzer, alle 6 bis 8, auch 10 Jahre zu Reißig- oder Stangenholz abgetrieben und genutzt werden. Wenn man aber verschiedene Baumhölzer über 30 Jahre, andere über 50 bis 60 Jahre alt werden läßt, so treiben sie entweder gar keine, oder doch meist nur sehr schwächliche Stock- und Wurzellohden, und man hat sich überdies, bei einem sehr alt gewordenen Stock, keine Hoffnung zu machen, daß derselbe noch lange Zeit Wurzelholz liefern werde. Denn der Glaube ist sehr irrig, als ob man einen Stock ewig zu Wurzelholz nutzen könne, weil er kaum so lange Ausschläge liefert, als der ihm geraubte Stamm gelebt haben würde, und auch in demjenigen Alter am einträglichsten ist, im welchem der Stamm, wenn er stehen geblieben wäre, den stärksten Zuwachs gehabt

haben würde. — Nur wenige weiche Holzarten, z. B. die Pappeln, machen eine Ausnahme.

Bevor man also einen Waldbezirk zu Stock- und Wurzelausschlag abtreiben läßt, untersuche man genau, mittelst Zählung der Jahrringe, das Alter des Holzbestandes, welcher auf magerem Grund zwar schwach, aber zum Wurzelausschlag doch zu alt seyn kann. Findet man hiebei die Stämme zu alt, als daß man sich tüchtigen Ausschlag versprechen könnte; so erziehe man erst nach der unter Holzkultur und Holzschlag angegebenen Saamenholzzucht, einen jungen Wald, und treibe diesen nachher in gehörigem Alter ordnungsmäßig zu Wurzelholz ab, wenn es die Umstände erfordern, den Bezirk als Wurzelholz zu nutzen.

In Ansehung der Jahreszeit zur Hauung des Wurzelholzes ist die beste ohnstreitig vom Ende Februars, längstens bis in die Mitte des Aprils, wenn die Witterung noch rauh, und ein früher Ausbruch des Laubes nicht zu vermuthen ist. Später darf kein Schlagholz gehauen werden, weil sich die Stöcke sonst gern verbluten, und durch den Verlust des häufig ausfließenden Saftes ermattet, nur sehr magere Lohden treiben, oder wohl gar absterben. Und früher darf es nicht geschehen, weil sonst im Winter bei starker Kälte die Rinde vom Stocke losfrieren, das Wasser dazwischen eindringen, und der ganze Stock dadurch verderben kann. Weswegen auch die Hauung im Februar, wenn es noch sehr kalt seyn sollte, nicht vorgenommen, sondern bis in den März verschoben werden muß. — Nur Erlenbrüche, die ohne Frost unzugänglich sind, machen hier eine Ausnahme. Der Frost schadet ihnen zwar auch, aber nur nicht so viel, als andern Holzarten.

Bei der Hauung des Wurzelholzes ist genau darauf zu sehen, daß dasselbe so nahe wie möglich über der Erde und bei alten knorrigen Mutterstöcken ohngefähr 3 Zoll über dem vorigen Hieb, weggenommen werde, damit der Saft gleich in den Wurzeln Augen bilden und ausschlagen muß, welches die besten Triebe sind, und daß bei alten knorrigen Stöcken der Saft eine durchdringliche Rinde zu Austreibung neuer Lohden finden möge.

Auch ist die strengste Aufsicht zu halten, daß die Arbeiter 1) sich sehr scharfer Instrumente, bei Stangenholz

der Aexte, und bei Reißholz der Heben oder Barten bedienen; daß sie 2) den Stamm durch einen schiefgeführten Hieb von beiden Seiten her, nach einer schiefen Richtung, glatt abhauen, damit das Wasser darauf nicht stehen bleiben und Fäulniß ansetzen kann, und daß sie 3) den abzuhauenden Stamm nicht auf die Seite beugen, weil sonst das sehr schädliche Einreissen und Aufsplittern erfolgen würde.

Nächstdem läßt man auf einem solchen Schlag hier und da Stämme stehen, welche durch ihren Schatten das Erdreich etwas feucht erhalten, und den saftigen Lohden bei allzuheißen Tagen abwechselnde Kühlung geben. Diese zur Beschattung und zum Schutz stehen zu lassende Stämme dienen zugleich theils zur natürlichen Besaamung, und ersetzen die wegen Alter oder wegen sonstiger Zufälle abgehende Stöcke mit jungen Saamenpflanzen, theils liefern sie auch da, wo der ganze Forsthaushalt in Nieder- oder Schlagholzwald besteht, und wo keine besondern Bauholzwälder oder Hochwaldungen vorfindlich sind, das nöthige Bau- und Nutzholz.

Die Anzahl der erforderlichen Schatten- und Saatbäume muß nach der Art derselben und nach der Lage des Bodens, je nachdem derselbe leicht vertrocknet oder die Feuchtigkeit hält, nach der Stärke der Stämme und nach den mehr oder weniger vorfindlichen leeren Plätzen ermäßigt, die Art derselben aber, wenn man die Wahl hat, nach der Vorzüglichkeit und Nothwendigkeit einer oder der andern Holzsorte bestimmt werden.

Wo man die Absicht hat, zugleich mit dem Wurzelausschlag auch Bäume zu Bau- oder Geschirrholz zu erziehen, da sind wieder andere Maasregeln zu nehmen, als wenn man bloß in Rücksicht auf gute Wurzelholzzucht handelt. Ist mit der Wurzelholzzucht die Baumholzzucht in keiner andern Absicht verbunden, als die nöthigen Saat- und Schattenbäume dadurch zu erlangen, und sind ausser den niedrigen Feuerholzdistrikten noch besondere hinlänglich große Bauholzwälder vorhanden, so thut man wohl, alle sehr starke Bäume, besonders solche Gattungen, welche sich wie die Rothbuchen, Linden rc. sehr in die Aeste verbreiten, und stark verdämpfen, aus den Wurzelholzschlägen zu ver-

hannen, so wie alle nöthige Laßreißer nur zu solcher Größe erwachsen zu lassen, daß sie zwar tüchtigen Saamen tragen, doch aber nicht sehr verdämpfen können, und überhaupt lieber 2 bis 3 geringe Stämme gehörig entfernt, als einen starken Baum auf dem Schlage stehen zu lassen. Wo es aber die Nothdurft erfordert, auch starke Bauholzstämme in Wurzelholz zu erziehen, da bestimme man höchstens auf einen Acker 5 bis 6 wenig ästige Eichbäume, oder sonstige Bauholzbäume, und thue nach Verhältniß an der Zahl der geringern Laßreidel und Laßreißer ab, weil jede nur einigermaßen starke Bedeckung der Wurzelholzzucht nachtheilig wird.

Ausser diesen allgemeinen Regel, wie die Schlagholzschläge zu behandeln sind, ist auch noch insbesondere der Abweichungen zu erwähnen, welche nach der Verschiedenheit der Holzarten sich nöthig machen.

Bei dem Abtrieb eines mit eichnen Reidel- und Stangenholz bestandenen Distrikts zu Wurzelausschlag, muß man vorher durch Zählung der Jahrringe an einigen Stämmen das Alter untersuchen, so wie auch die Gesundheit dieser Reidel oder Stangen überhaupt, und wenn sie nicht zu alt und noch frischwuchsig sind, so daß man sich einen guten Wurzelausschlag zu versprechen hat; dann lege man den Holzschlag im ältesten Theil des Distrikts zuerst an, und treibe wo möglich die Schläge so, daß die Absahrt des Holzes zu Vermeidung vielen Schadens, künftig nicht über die neuen Schläge, sondern durch den stehenden Theil des Holzes gehen muß, wie unter Holzschlag schon gesagt worden ist. Kann, bei dieser Anlage, die Abend- und Mitternachtsseite mit stehendem Holz bedeckt bleiben, so bringt dieß den Schlägen Vortheil, weil die rauhen Winde dadurch etwas abgehalten werden. Man lasse im März und zu Anfang des Aprils die Reidel und Stangen auf obige Art recht tief, glatt und vorsichtig abhauen, und lasse, wenn der Boden feucht, gut und schon hinlänglich mit Holz bewachsen ist, auf jedem Acker 15 bis 20 Stück stufigtgerade Reidel, von 5 bis 6 Zoll im Durchmesser, und wo möglich auch halb so viel geringere, doch stufigte Laßreißer stehen. Wenn aber der Distrikt an der Sommerseite eines Berges liegt, mager ist, und leicht vertrocknet, dann läßt man 20 bis 25 Stück Reidel und

halb so viel Stück Laßreißer, oder auch nach Verhältniß des Astraums der Bäumchen, und nach Maasgabe der weniger oder mehr vorfindlichen holzleeren Plätze einige Reidel mehr oder weniger gleich vertheilt, auf dem Schlag zurück.

Gleich nach dem Abhieb oder doch noch vor dem Ausschlag der Stöcke lasse man das Klafter- oder Reißerholz aus dem Schlag bringen, und lege denselben so lange in Hege, bis das Vieh ihm keinen Schaden mehr thun kann. Nach Ablauf von 20, 25 bis 30 Jahren wird der Wurzelausschlag schon die Stärke wieder erlangt haben, daß es zu Prügelholz und Reißer abermals genutzt und aufs neue gehauen werden kann. Dann muß aber auch schon die Hälfte von den Anfangs stehen gebliebenen Laßreideln, welche nun schon beträchtlich stärker geworden seyn werden, und zwar immer die höllreichsten, zu Nutz- oder Geschirrholz abgehauen, und wieder eben so viel geringere, aus dem Saamen erwachsene Reidel, an ihrer Stelle stehen gelassen werden.

Ist es möglich, die Lohrinde vortheilhaft zu verkaufen, so wird man den Ertrag des eichnen Wurzelholzschlags sehr erhöhen, wenn man das Stammreiß schält, die Rinde in der Luft trocknet und an Lohgerber verkauft. Man muß aber dann mit der Fällung des Holzes so lange warten, bis der Saft flüssig ist und bis die Rinde sich ablöst, welches nach Verschiedenheit der Witterung gegen Ende des Aprils, oder sobald die Knospen aufzuspringen anfangen, geschehen kann. Man verliert zwar durch dieß Schälen an der Holzmasse in der Klafter etwas; da aber ein Cubikschuh dergleichen Lohrinde zwei- bis dreimal so viel gilt, als ein Cubikschuh Holz, so ist der Vortheil doch beträchtlich. Ein solcher Schlag wird noch besonders Rindenschlag oder Lohschlag genannt.

Die Buche, welche in den Hochwaldungen einer der nützlichsten Bäume ist, schafft nicht gleichen Vortheil in den Niederwäldern, weil sie, nach genau angestellter Zergliederung ihrer Rinde, zu Bildung und Austreibung häufiger Stock- und Wurzellohden nicht geschickt ist, als Niederwald zu nutzen. Machen indessen die Umstände eine solche Behandlung dennoch nöthig, so thut man besser, und handelt am sichersten, schon bei der zweiten Hauung im 80sten oder 90sten Jahre, oder längstens bei der dritten

Hauung im 120sten Jahre, nicht ferner auf Wurzelausschlag zu treiben, sondern nach den unter Holzschlag angegebenen Regeln, die Saamenholzerziehung einzuschlagen; folglich den Wald Bezirk- oder Schlagweis dunkel zu stellen, ihn zur rechten Zeit auszulichten, abzutreiben, und den neuerzogenen Wald, nach der Güte seines Bodens und den einst misrathenden Umständen gemäß, entweder zu Hochwald erwachsen zu lassen, oder künftig, wie vorher, zu Wurzelholz zu nutzen. Soll aber der vorliegende Distrikt, nach Erforderniß der Umstände, und in Rücksicht der Lage und des Bodens, zu ewigen Tagen Wurzelwald bleiben; dann müssen alle demnächst in buchenem Wurzelholzschlag gewiß entstehende Blößen mit schicklichern Holzarten angepflanzt und angesäet werden, um den ganzen Distrikt in Zukunft mit besseren und schicklichern Wurzelholzsorten in Bestand zu bringen.

Bei der Hauung eines buchenen Wurzelholzschlags selbst ist nicht nur genau darauf zu halten, daß nach obigen allgemeinen Regeln die Stämme im gehörigen Alter, zur bestimmten Jahreszeit, und mit bemerkter Vorsicht abgehauen werden; sondern es ist auch auf gutem feuchten Boden alle 15 bis 20 Schritte, hingegen auf magerem Grund und an den Sommerseiten der Berge alle 12 bis 14 Schritte, nachdem das Holz stark ist, und der Waldgrund holzleere Plätze hat, ein schöner stufigter Reidel zur Mast und Beschattung stehen zu lassen. Diese Stämme können bis zur etwanigen dunkeln Hauung, ohngefähr im 90sten Jahre, entweder ganz verschont werden, oder es muß, wenn der Distrikt im 80sten Jahre nochmals zu Wurzelholz abgetrieben, und im 120sten Jahre die Saamenholzzucht wieder anfangen soll, ein Theil der zuerst stehen gebliebenen bisher, beträchtlich stärker gewordenen Laßreidel mit weggenommen werden, in so fern sie das Wurzelholz zu sehr verdämpfen.

Unter allen Laubholzarten sind zu der Wurzelholzzucht die Birke, Ulme und Hainbuche die vorzüglichsten, weil die Stöcke und Wurzeln bis ins Alter starke und viele Lohden treiben, weil die Schläge fast jährlich durch den oft erfolgenden Saamen besäet und mit neuen Pflanzen unterhalten werden, und weil das Holz zu Kohlen und überhaupt zur Feuerung besondere Vorzüge hat.

Die Zeit, die Art und Weise der Hauung selbst verhält sich, wie oben im Allgemeinen schon hinlänglich bestimmt ist, nur leidet die Anzahl der Laßreidel und der Laßreißer eine Abänderung, weil diese Holzgattungen mehr Sonne und Kälte vertragen können, weil die Schläge bei einer geringen Bedeckung das beste Wurzelholz liefern, auch durch weniger Saatbäume hinlänglich besäet werden, und weil aus dem Starkwerden der Schatten- und Saatbäume, die Ulmen ausgenommen, doch kein besonderer Vortheil entspringt. Man haue also diese Hölzer zur bestimmten Fällungszeit, nach den gegebenen Vorschriften, im 20sten, 25sten bis 30sten Jahre ab, lasse Ackerweis 30 bis 40 Stück von den stärksten stufigten Stangen stehen, deren Anzahl man auch vermehren kann, wenn der Ort viele bloße Plätze hat. Hierauf lege man den Distrikt in Hegung, bis er dem Vieh entwachsen ist, und schlage ihn ins künftige, wenn man Reißer- und Stangenholz verlangt, alle 10 bis 15 Jahre, wenn man aber Kohl- und Klafterholz haben will, alle 25 bis 30 Jahre.

Wird bei dem folgenden Schlag die Hälfte von den zuerst stehen gebliebenen Reideln weggenommen, werden an deren Stelle wieder junge stufigt gewachsene Stangen stehen gelassen, und wird ins künftige ferner gesorgt, daß bei jedesmaliger Abholzung auf einem Acker oder Morgen 8 bis 12 Stück Reidel, von 5 bis 6 Zoll im Durchmesser, und eben so viel Stangen auf dem Schlag stehen bleiben, so wird man, wegen der natürlichen Besaamung, zu Rekrutirung der abgehenden alten Stöcke unbesorgt seyn können, vortrefliches Wurzelholz und zu allerhand Schirrholz brauchbare Birken, Ulmen und Hainbuchen zu erhalten. Auch kann man junge Eichen einzeln auf die Schläge verpflanzen, und nicht nur ins künftige einiges geringes Bauholz mit unter diesem Wurzelholze erziehen, sondern auch von den Eicheln beträchtlichen Vortheil durch die Mastung genießen.

Die Eller kann ebenfalls mit Nutzen zu Wurzelholz gebraucht werden. Da sie hauptsächlich zu Brennholz genutzt wird, so giebt sie bei solcher Behandlungsart ohnstreitig den größten Vortheil; denn sie treibt nach dem Abhiebe des Stammes sehr häufige und schnellwüchsige Stock- und

Wurzellohden aus, welche bald zu derjenigen Stärke anwachsen, daß sie zu gutem Kohl- und Feuerholz verwendet werden können.

Der Abtrieb geschieht nach obigen allgemeinen Regeln, jedoch mit der Ausnahme, daß die Fällung des Holzes beim Frost unternommen wird, weil die Moräste und Brücher in dieser Zeit nur zugänglich sind; überdieses schadet diese frühe Fällung dieser Holzart nichts. Auf Schattenbäume braucht man in Ellernbrüchen keine Rücksicht zu nehmen, weil da der Boden beständig naß ist, und ohnehin nicht ganz vertrocknet; für Bäume zur Nachsaat und zu Rekrutirung der abgehenden Stöcke muß aber gesorgt werden. Um diese Absicht zu erreichen, läßt man auf dem Schlag alle 15 Schritte eine, oder auch Ackerweis 18 bis 20 Ellernstangen stehen, welche durch ihren leichten Saamen, der nur wunde Erde, aber keine Bedeckung haben will, den Bruch genugsam besäen werden.

Bei der nächsten Hauung, welche in 10, 15 oder 20 Jahren, nachdem das Holz stark werden soll, geschehen kann, muß aber die Hälfte von diesen Laßreißern weggenommen, wieder junge Stangen an ihrer Stelle stehen gelassen, und so fortgefahren werden, daß bei jeder Hauung gegen 10 Saamenreidel und eben so viel Stangen auf dem Schlag bleiben. — Soll die Ellernrinde zum Färben gebraucht werden, so läßt man den Schlag wie gewöhnlich hauen. Man läßt hernach bei Frost die ganzen Stangen aus dem Bruch bringen, und auf einen festen Platz, welcher dem Sonnenschein ausgesetzt ist, neben einander legen. Sobald nun der Saft im lebendigen Holze umfließt, wird auch der in den abgehauenen Stangen verdickt befindliche Saft durch die Sonnenwärme für dieses mal noch flüssig, und die Rinde läßt sich mit wenig Mühe abschälen.

Die Behandlungsart der übrigen zu Wurzelausschlag dienlichen Laubholzsorten, richtet sich im Allgemeinen nach den hier angeführten Regeln, und nach diesen wird auch ein jeder sich richten können, wie ein mit vermischten Laubhölzern bestandener Wald zu behandeln sey. Nur ist noch zu erinnern, daß die Buschhölzer, welche wegen ihres dichten und kurzen Wuchses besonders zu Hecken gebraucht werden, alle 6, 8 bis 10 Jahre, die Buschweiden an Flüssen

aber alle 3, 4 bis 6 Jahr, nachdem sie zu einem Behuf dienen sollen, gehauen werden, und daß die abgehenden Stöcke bei ersteren durch stehen zu lassende Saatreißer, und bei letzteren durch Steckreißer ersetzt werden müssen.

Noch muß hier die Kopfholzzucht mit angeführt werden, weil sie als ein Theil der Holzerziehung durch Wurzelausschlag anzusehen ist. Alle diejenigen Laubholzsorten, welche vorher zu Niederwald empfohlen worden sind, können auch zu Kopfholz gebraucht werden. Besonders aber sind die Eichen, Eschen, Ulmen, Ellern, Pappeln, so wie auch die Hainbuchen, Linden und die baumartigen Weiden sehr geschickt dazu, und wenn erstere 5 Sorten auf 20 bis 30 Schuh Länge, und letztere in der Höhe von 8 bis 10 Fuß abgeköpft, und schon in ihrer Jugend, sobald sie die erforderliche Stärke von einem und einem halben Zoll im Durchmesser erreicht haben, hiezu gewöhnt werden; so schlagen die hohen Stammreiß-Bäume, am ganzen Stamme herunter, sehr häufig wieder aus, und die kurzen Kopfholzbäume treiben, nahe unter dem Abhieb, eine buschigte Krone oder viele Aeste, welche man bis zu einer brauchbaren Dicke erwachsen und von Zeit zu Zeit wieder abwerfen läßt.

Bei der Hauung des Kopfholzes oder hochstämmigen Stammreißes müssen alle Aeste, so lange der Stamm noch keine sehr rauhe und dicke Rinde hat, dichte am Baum glatt abgehauen, und alles Einreissen sorgfältig vermieden werden, daß sich keine schädliche Fäulniß ansetzen, und daß die Wunde auch bald überwachsen kann. Sobald aber die Baumrinde sehr rissig oder sehr dick wird, muß man bei dem Hieb, so oft es nöthig scheint, hier und da 6 bis 8 Zoll lange, von unten herauf schräg abgehauene Abstümmel stehen lassen, um den leichtern Ausbruch der Lohden zu befördern, welche die am Ende oft sehr dick werdende alte Stammrinde nur mit Mühe einzeln zu durchdringen im Stande sind, an den mit glatter dünner Rinde bedeckten Aststümmeln aber leicht durchbrechen können. — Bei Weiden, Pappeln und Linden sind dergleichen Stümmel nicht so noth-

wendig, als bei andern Holzarten, deren Rinde weniger schwammig ist.

Die beste Jahreszeit zu Hauung dieses Holzes ist der März. Wo aber das in der Sonne getrocknete Laub der Eiche, der Esche, der Hainbuche, der Ulme ꝛc. zum Winter-Schaffutter gebraucht wird, wie an vielen Orten geschiehet; so unternimmt man den Hieb um Bartholomäus-Tag, trocknet die abgehauenen Reißer, in Wellen gebunden, an der Sonne, giebt zur Winterszeit diese Gebunde den Schafen und Ziegen zum Abfressen der Blätter vor, und verbrennt hernach das Holz. Dieses Abstümpfen, Abköpfen, Abwerfen, oder wie es sonst genannt werden mag, kann 4, 6, 8, 10 bis 15 Jahre geschehen, nachdem die Holzart schnell wächst, nachdem man stärkeres Holz verlangt, und der Boden gut ist. Werden nachher die von Zeit zu Zeit durch Alter oder Zufall abgehenden Stämme mit Pflänzlingen wieder ersetzt; so kann man auf Viehtriften, an Wegen, Flüssen, Teichen ꝛc., wohin sich diese Holzzucht am besten schickt, von dergleichen Kopfholzstämmen einen ansehnlichen Nutzen ziehen.

Schlaglinien. Werden die Linien genannt, welche die Länge eines Holzschlags bestimmen, und durch die Schlagpfähle angezeigt werden.

Schlagpfähle, Nummerpfähle. Sind 6 Fuß hohe, 6 bis 8 Zoll im Quadrat starke vierkantige Pfähle, welche am Anfang und Ende einer Schlaglinie eingegraben werden.

Schlagwand, Fr. Pan contremaillé. Heißt ein jedes Garn, welches sich auf den Heerden mit Schlagstäben auf- und niederziehen läßt.

Schlagweishauen. Ist diejenige nöthige Einrichtung in einem Waldbezirk, da der Forstmann die alten Bäume, z. B. in einem aus haubarem und nicht haubarem Buchenholz vermischt bestandenen Wald, an der Reihe wegnehmen, und nicht etwa alljährlich im ganzen Bezirk, bald hier bald da, anweisen läßt, um einen Theil des Waldes nach dem andern in Ruhe zu bringen. — Es versteht sich dieses auch von Nadelholzrevieren, in welchen aber, um einen egalen Anflug zu bekommen, der Distrikt rein abgeholzet wird.

Schlaufthielen. Sind Bretter, welche 1½ Zoll dick sind, und werden also für anderthalb Brett gerechnet.

Schlecht behangen, Fr. Chien mal coëffé. Sagt man von den Hunden, welche keine langen und breiten Schlappohren und keine großen Lefzen an den Mäulern, sondern nur spitzige Ohren und Nasen haben.

Schlechte Nase, Fr. Flair mal, Vent mal. Wird von einem Leit- oder Hühnerhund gesagt, wenn er nicht bald findet, oder zu Fährten kömmt, und die Spuren leicht übergeht.

Schlechter Hirsch, Fr. Cerf de peu de valeur. S. Geringer Hirsch.

Schlechter Jäger, Fr. Chasseur ignorant. Ist ein Mann, welcher, ob er zwar die Jägerei erlernt hat, auch schießen kann, und sich für einen Jäger ausgiebt, dennoch unwissend ist.

Schlehendorn, Lat. Prunus spinosa, Linn. Fr. l'Epine noire, le Prunier des bois, Engl. the black Thorn, or Sloe-Bush; auch genannt: Schwarzdorn, Schleedorn, Heckendorn, Schlehenbaum, Schlehenstrauch, Dornschlehen, Heckschlehen, Spinling, wilder Krieckenbaum, Kietschken, Kietschenpflaumen. Ist sommergrünes Laubholz, und ein harter ganzer Strauch, welcher wegen seiner ansehnlichen Dornen, zum Unterschiede von dem Weißdorn, auch den Namen Schwarzdorn erhalten, und nach der Verschiedenheit des Bodens eine verschiedene Höhe und Stärke erlangt. Er macht mit den Vogelkirschen, Traubenkirschen und Sauerkirschen ein Geschlecht aus, das fruchtbare Zwitterblüthen zum Vorschein bringt.

Er erreicht in 20 Jahren sein vollkommenes Wachsthum, treibt flache, 1 Fuß tief und 8 Fuß weit gehende knotige Wurzeln, die mit vielen Wurzellohden wuchern; die Rinde ist am jungen Holze glatt, schwarzbraun, am ältern rauh, schwärzlich oder grau, sehr stachlicht, zugleich auch bitter; die Blätter sind länglicht glatt, fein gezahnt und bitter; das Holz ist bei seiner geringen Stärke sehr hart und mittelmäßig dauerhaft; die wohlriechenden Zwitterblüthen mit 20 bis 30 Staubfäden erscheinen frühzeitig im April und noch vor Ausbruch des Laubes in überaus großer Menge; die Frucht ist eine kleine runde, Anfangs grüne,

bei ihrer Reife im Oktober schwarzblaue, mit einem feinen Duft überzogene Kirsche, welche in einem sauern grünen Fleisch den Saamen, einen ovalen platten Stein enthält, in welchem der Saamenkern befindlich ist, der erst im zweiten Jahre aufgeht.

Um den Schlehendorn zu erziehen, stecke man die Kerne oder die Frucht selbst sogleich im Herbst in einen guten fruchtbaren Boden; die Saat geht im folgenden Jahr etwas spät auf; die Steckreißer gedeihen; will man den jungen Strauch verpflanzen, so geschiehet es im achten Jahr im Frühling in Löcher, die nicht tief sind. Wenn dieser Strauch in Laubforsten im Unterholze vorkommt, wird er mit demselben abgeholzet und in die Wellen gebunden, und wenn keine Gelegenheit da ist, es an die Salinen zu den Gradierhäusern zu verkaufen, so kann es zur Feuerung der Dorfbacköfen genommen werden. Auch bedient man sich der Zweige, junge Bäume gegen Hasen und Triftvieh zu schützen, theils neue Heckenanlagen damit zu decken. Auf öden Feldern läßt man auch die Sträucher gern stehen, weil sich Hasen und Rebhühner darunter verbergen.

Die Blüthen sind als ein blutreinigendes Mittel bekannt. Es wird ein Wasser davon gebrannt. Auch suchen die Bienen die Blüthen auf. Die Rinde ist zuweilen innerlich gebraucht worden; auch bedient sich der Landmann derselben in manchen Gegenden zur bessern Aufbewahrung seiner Käse. Mit Lauge abgekocht, giebt sie der Wolle eine rothe Farbe. Die zarten, gelinde gerösteten Blätter geben einen guten Thee. Man hat auch die Rinde, besonders von der Wurzel, zum Gerben vorgeschlagen. Die Früchte geben durch Zusatz des Vitriols eine beständige schwarze Farbe und eine bessere Dinte, als die aus Galläpfeln bereitete. Im Spätherbst, wenn sie durch die angehenden Fröste schon etwas mürbe geworden sind, werden sie theils roh gegessen, theils gedörrt. Zuweilen werden sie mit Zucker oder Senf eingemacht. Wo sie in Menge zu haben sind, wird Brandwein oder Essig daraus verfertiget. Sie sind ein schickliches Mittel zur Verbesserung zäher Weine. Auch kann man ein weinartiges Getränke (den Schlehenwein) daraus bereiten.

Schleichen, Fr. marcher doucement. Heißt bei dem Jäger, wenn er, indem er irgend ein Thier zu birschen

sucht, sehr stille, und wo möglich verborgen, jedoch allezeit gegen den Wind, in den Wäldern herum geht (schleicht).

Schleichwege, s. Birschsteige.

Schleiereule, lat. Strix flammea, Linn. Fr. l'Effraie ou l'Effrasaie, Buff. Engl. the white Owl, Penn. auch genannt: weisse Eule, Kircheule, Thurmeule, Buscheule, Kautzeule, Todteneule, geflammte Eule, Waldkautz, Kohleule, Schleier-Auffe. Schleiereule heißt sie, weil ihr Gesicht gleichsam wie mit einem Schleier umhüllt ist, und Perleule, weil ihr Kleid mit rundlichen kleinen weißen Flecken, wie mit Perlen, garnirt zu seyn scheint.

Sie gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Eulen (den Käuzzen) eine Art, welche sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß ihr Körper weiße Punkte hat, und der innere Rand der mittlern Klaue gezähnelt ist. Sie übertrifft an Schönheit und Sanftheit ihres Gefieders alle Eulen, und wird auch daran sehr leicht erkannt. In Deutschland ist sie allenthalben bekannt.

Ihre Länge ist 16 Zoll, die Flügelbreite 3 Fuß 3 Zoll, der Schwanz 5 und einen halben Zoll, und die Flügel reichen fast 1 und einen halben Zoll über die Schwanzspitze hinaus. Sie wiegt 11 Unzen. Der Schnabel ist 1 und ein Viertel Zoll lang, sehr gekrümmt, ganz weiß oder nur zuweilen an der Spitze braun; der Stern ist gelb, die 3 Zoll höhen Beine mit rostgelben wolligen Pflaumfedern bedeckt, die Klauen schwärzlich, die Mittelzehe 1 Zoll 8 Linien und die hintere 1 Zoll lang.

Die Augen sind mit einem dichten Kreise von weißen und zarten haarähnlichen Federn umgeben, die nach dem Schnabel zu einen kaffeebraunen Fleck haben. Die Einfassung der Ohren ist von achtfachen, harten, nach dem Gesicht zu weißen, und nach dem Hals zu rothbraunen Federn zusammengesetzt. Kopf, Rücken und Deckfedern der Flügel sind schön aschgrau gewässert, mit in Schnüren gereiheten kleinen schwarzen und weißen Flecken, und unter dem Aschgrauen schimmert noch etwas gelbliche Grundfarbe hervor. Der Unterleib ist blaßröthlich mit schwärzlichen Punkten,

der After rostgelb. Die innere Seite der Schwung- und Schwanzfedern ist weißlich mit schwarzgrauen Streifen, und einzelnen dergleichen Flecken, die äußere rothgelb mit schwarz- und aschgrauen Streifen und Spitzen; die erste Schwungfeder ist stark gezähnelt und die mittlern Schwanzfedern sind ganz rothgelb mit schwarzgrauen Binden.

Das Weibchen ist dicker als das Männchen, und auch mit hellern Farben regelmäßiger bezeichnet; vorzüglich ist der Unterleib röstroth mit einzelnen schwarzen und am Bauch auch weißen Pünktchen.

Diese Eule macht in der Nacht ein klagendes und kreischendes Geschrei: Grey, Kreh, Krey! bläßt dazu, wie ein schlafender, schnaubender Mensch: Scheh, Schehi, Schehu, Schihu! und setzt durch diese Töne abergläubische Menschen in Schrecken, die sie für einen Vorboten eines nahen Todesfalles ansehen, und deswegen Todenvogel nennen. — Sie wohnet mitten in den volkreichsten Städten, pflegt sich am Tage auf Kirchen, Thürmen, alten Schlössern, und in den Löchern der Stadtmauern aufzuhalten, und erst in der Dämmerung aus ihren Schlupfwinkeln hervorzukommen. Im Sommer geht sie des Nachts in die Wälder und Felder ihrer Nahrung nach, und kömmt erst in der Morgendämmerung wieder zurück. Bei strenger Kälte findet man oft 5 bis 6 in einer Höle, auch wohl im Heu und Stroh versteckt. Sie schlafen stehend mit dem Schnabel zwischen den Brustfedern, schnarchen wie ein Mensch, und fallen auch zuweilen im Schlaf herunter.

Sie nähren sich von Ratten, Haus- und Feldmäusen, Fledermäusen, jungen Vögeln, und großen Käfern, die des Nachts und Abends herumschwärmen. Besonders reinigen sie im Winter die Kirchen und Scheunen von Mäusen, fliegen aber auch in die Taubenschläge und tödten die Tauben. Im Herbst besuchen sie den Schnepfen- und Drosseln-Fang und die Sprenkel. Da sie schöner als andere Eulen sind, so sind sie auch zärtlicher, lassen sich ihre Freiheit nicht nehmen, und an vorgelegte Kost gewöhnen, sondern sterben lieber in 10 bis 14 Tagen Hungers.

Sie legen ihre 3 bis 5 weiße Eier, die länglicher als bei andern Eulen sind, zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils in die Klüfte der Mauern, unter die Dächer der

Kirchen und Thürme, ins Genist, Kehrig oder in den verwitterten Mörtel, ohne eine Nest zu machen. Die Jungen sehen in ihrer ersten Jugend weiß aus, und werden mit Käfern und Stücken Mäusen ernähret.

Man fängt sie leicht, wenn man ein Netz oder einen Fischhamen vor ihre Schlupfwinkel stellt. Beim Mondenschein kann man sie auch im Felde erschießen. — Ihr Nutzen besteht darin, daß das Fleisch der Jungen nach den ersten 3 Wochen nicht übel zu verspeißen seyn soll. Der übrige Nutzen ergiebt sich aus ihrer Nahrung, so wie auch ihr Schaden. Außer dem hält der Aberglaube unter den gemeinen Leuten ihre Erscheinung für eine Vorbedeutung eines bevorstehenden Todesfalles, und oft gar für ein Gespenst.

Abänderungen von ihr sind: 1) mit blaßgelbem Oberleibe, auf welchem die weißen und schwärzlichen Pünktchen stehen; 2) mit grau und braun gewelltem Oberleibe, auf welchem einzelne weiße Punkte stehen; 3) mit ungefleckten Oberleibe. Alle drei haben noch nicht das dritte Jahr erreicht, und haben also auch noch nicht ihre eigentliche Farbe.

Schleifen, Fr. Oeillets. Heißen sonst die Schlingen von Pferdehaaren und ausgeglühetem Drath; oftmals werden auch welche von Stricken und Seilen gemacht, und in die Wild- und Rehehagen aufgehenget.

Schleiffen, Fr. grouiller. Nennen einige Jäger das Schnalzen und die übrigen sonderbaren Töne des Auerhahns, welche er beim Falzen von sich hören läßt; f. Auerhuhn.

Schleifreißer, Fr. Randons. Sind lange und zusammengebundene Büsche, oder ganze Stämme mit den daran befindlichen Aesten, welche die Fuhrleute in waldigten gebirgigten Gegenden, wenn sie mit zwei- oder dreispännigen beladenen Karren hohe Berge hinein fahren, zum Aufhalten hinten an den Karren hängen, damit derselbe dem Stellpferde nicht zu sehr auf dem Halse liegt.

Schleiffe, Fr. Eclisse, Morceau mince de bois fendu et long. Sind etwa 2 Ellen lange, 1½ Zoll breite, und von Buchen, Tannen, Kiefern und Fichten gemachte Späne, welche in vielen Waldgegenden in den Dörfern, statt des Lichtes, gebrannt werden.

Schleppen, Fr. la Trainée. Heißt, wenn der Jäger, um Wölfe, Füchse, Marder u. d. gl. Raubthiere zu fangen oder zu schießen, Wildpret- oder Hasen-Gescheide, das die Raubthiere lieben, und gerne darnach gehen, an einen Fangstrick bindet, und solches da, wo dergleichen Thiere gerne wechseln, hin und her und endlich bis zu dem Platz schleiffet, wo er es ankörnen will.

Schleußen, siehe Schleiße.

Schlingstrauch, lat. Viburnum Lantana, Linn. Fr. le Coudre moinsienne, Engl. the common Wayfaring Tree, pliant Meally Tree; auch genannt: Schlingbaum, Schlinge, Schlingenbaum, Schlingbeerbaum, Schlingweide, Wegeschlinge, Weißschlingenbaum; Kothschlinge, Wiedel, Wiedern; Wiedelbaum, Kandelweide, Pabstweide, Pabst, Pabstbaum, Schergenpabst, Scheriken, Scherben, Scherbiken, Patscherben, Petscherben, Bandstrauch, Kaulbeere, Kandelbeere, Haubeere, Schießbeere, Schlungbeere; Tyroler Schwindelbeerbaum, Holdernetteln, kleiner Mehlbaum, Mehlstrauch, Ortowin, Bügelholz, Rothschlinge; in Oesterreich: Pappelstrauch.

Ist sommergrünes Laubholz, und ein ganzer harter Strauch, der mit dem Schwalkenbeerstrauch ein Geschlecht ausmacht; beide bringen fruchtbare Zwitterblumen zum Vorschein. In der Krone haben sie 5 Staubfäden mit rundlichen Hülsen, und anstatt des Staubwegs findet sich eine Saftgrube, die oben 3 Narben trägt.

Der Schlingstrauch ist bald ein hoher, bald ein niedriger, und dabei nur ein mittelmäßig starker Strauch, der auf seinen weit ausgebreiteten nicht sehr zahlreichen Zweigen sehr stark und dick belaubt ist. Seine Höhe ist 6, 7 bis 8 Fuß, selten aber über 12, 15 bis 18 Fuß, und in 15 Jahren erreicht er sein vollkommenes Wachsthum. Die Wurzel ist holzig, zähe, viel ästig, und treibt weit um sich her viele schlanke Wurzellohden. Die Rinde ist im Winter glatt und graulich, auf braun zielend, besonders nahe am Fuß der Schüsse, die jüngern Zweige sind, so wie sie schießen, sehr biegsam, braun und mit einer weißgelblichen Wolle bekleidet. Ihre Enden sind, zumal im Winter, weich und wollig anzufühlen. So wie sie älter werden,

wird die Rinde grau und rissig. Die Stämme bleiben dünne. Die Blätter sind herzförmig, säzeförmig gezahnt, lederartig steif, dick, auf der obern Fläche glatt gelbgrün, auf der untern mit einer gelblichen Wolle überzogen. Das Holz ist weißgrünlich, feste, zähe, biegsam, und mit einer weiten Markröhre versehen. Die Blüte ist weiß, und kömmt im Mai in großen breiten, entblößten Blumenbüscheln, auf kurzen rauhen Stielchen aus den Spitzen der obern Zweige hervor, und haben einen nicht unangenehmen Geruch. Die Früchte sind runde etwas platte Beeren, mit einem Nabel, welche anfangs eine grüne, hernach eine rothe, und im September bei ihrer Reife eine schwarze Farbe haben, auch einen schleimigen, süßlichen unangenehmen Geschmack, und enthalten einen platten, grauen, schwarzgestreiften Saamenstein.

Der Schlingstrauch wird, wie andere Sträucher, gewöhnlich im Frühjahr abgetrieben, und nicht besonders kultivirt. Will man ihn aber anbauen, so säet man die Saamenkerne im Herbst in festgetretenen Boden ¼ Zoll tief, und diese liegen 1 oder auch 2 Jahre, ehe die jungen Pflänzchen mit zwei runden dicken Saamenblätterchen erscheinen. Die jungen Pflanzen müssen immer feucht und im Schatten gehalten werden. Die künstliche Vermehrung geschieht sehr leicht durch Ableger, welche in einem Jahre hinlänglich Wurzel bekommen.

Die schlanken Ruthen geben gute Reitgerten, Wieden zum Wellen binden, Reife zu kleiner Böttcherarbeit, Schlingen und Haarseile für das Vieh. Aus den jungen geraden Schössen werden die langen polnischen Tobackspfeifenröhrchen (die bekannten Ottowinnen) verfertigt. Die Beeren dienen in den Wildbahnen zur großen Vögel Mast, und werden an einigen Orten von armen Leuten gegessen. Die gesottene und in der Erde einige Zeit macerirte Rinde der Wurzel und des Stammes giebt einen guten Vogelleim.

Schloß, Fr. Platine, Ressort. Ist die Maschine an Büchsen und Flinten, welche durch das Feuer-Schlagen den Schuß in dem Laufe anzündet. S. Gewehr.

Schloß, Fr. Os de la hanche. Werden nach Jägersprache die beiden Knochen der Thiere zusammen genannt, durch welche ihre Jungen bei der Geburt hindurch

gehen, weil sie sich zu jener Zeit von einander geben; ein jeder Knochen für sich alleine wird Eisbein genannt.

Schloßtritt, Schlußtritt, Fr. Appui du pied du cerf. Heißt die Fährte oder Tritt, welchen der edle Hirsch, wenn er von seinem Bette aufsteht, mit einem der vordern Läufte, den er mehrentheils unter sich liegen hat, mitten in seinem Bette macht.

Schlupfwespe, Raupentödter, Lat. Ichneumon. Sind nützliche Waldinsekten und zahlreiche Thiere, die im faulen Holze, im Sande und Zapfen der Fichte, Tannen, auch Kiefern wohnen. Sie legen ihre Eier in die lebendigen Raupen oder Puppen der Schmetterlinge, auch anderer Insekten; in dem Körper derselben entwickeln sich die cylindrischen Larven, und nähren sich von dem fettigen Wesen der Raupen, welche kränkelnd einige Zeit fortleben, sich auch oft noch in der Puppe verwandeln; woraus doch aber statt des Schmetterlings eine oder mehr Schlupfwespen hervorkommen. Manche sind auch an andere Gattungen ihres eigenen Geschlechts gewiesen; denen sie als Larven ihre Eier in den Leib legen, so daß von verschiedenen Gattungen die eine blos zur Vertilgung der andern geschaffen zu seyn scheint. Sie tragen übrigens vieles zur Vertilgung der Raupen, Spinnen und anderer Insekten bei.

Schluß, Fr. la Jointure. Heißt, wenn der Hirsch mit den hintern Schalen so gerade in die vorderen tritt, daß es blos scheint, als ob es mit den Schalen von einem Laufte geschehen sey, und dieses ist eins der besten Zeichen, den Hirsch von dem Thiere zu unterscheiden, weil letzteres es nicht, oder doch selten thun kann. Wenn der Hirsch nun den Schluß macht, so entsteht der Bürzel.

Schmählen, siehe Melden.

Schmalente, siehe unter Wilde Ente.

Schmalreh, oder

Schmalthier, Fr. Faon de biche, Hére. Heißt ein Wildkalb, wenn es ein Jahr alt, und im zweiten Jahre wenn es nicht brunftet und setzt; da es dann im dritten Jahre schon ein Alt- oder Geltthier genannt wird.

Schmatzen, Fr. attacher les souches, les fendre & entoiser. Heißt wenn die Holzmacher, wo die Bäume von den Stöcken etwas hoch abgemachet worden, die Stäm-

me dicht von der Erde hinweg schroten, und die Stücken in Klaftern legen.

Schmeißen, Fr. chier. Heißt, wenn die Raubvögel ihre Excremente von sich werfen. Losung heißt es hingegen von den vierfüßigen Raubthieren, so wie bei dem anderen Wildpret.

Schmierwege, siehe unter Floßholz.

Schnabel, Fr. Bec fournu. Hierunter wird die hölzerne Gabel verstanden, welche manche Jäger einem Hühnerhunde, wenn er zu niedrig sucht und dadurch dem Wildpret zu nahe kömmt und es aufjagt, etwa ½ Elle lang unter dem Halse, mittelst eines über den Kopf und das Maul befestigten Riemens festmachen, so daß er mit der Nase nicht auf den Erdboden kann, sondern den Kopf fein in der Höhe tragen, und in den Wind suchen muß. Daß aber der Hund bei dieser Gabel, besonders wenn er lebhaft ist, sich das Genick abzustoßen Gefahr läuft, ist eben so gewiß, als man durch dieses Mittel seinen Endzweck nicht erreichen wird. S. Hühnerhund.

Schnabel, Fr. le Bec. Ist die hornige Scheide, welche bei allem Federwildpret über einem knöchernen Fortsatz des Stirnknochens, als ihrer Stütze, vorn am Kopfe sitzt, die mehreste Aehnlichkeit mit den Hörnern der Ziegen- und Ochsen-Gattung hat, und aus zwei nackten, mit einer glatten Haut bedeckten Kinnladen besteht, die einander dekken. Mit dem Schnabel nehmen die Vögel ihre Speise und ihren Trank zu sich, zerreißen, zerbeißen und verschlingen damit ihre verschiedene Nahrungsmittel, Insekten, Saamen u. d. gl., hauen Löcher in die Bäume, lösen die Rinde derselben ab; vertheidigen sich damit gegen ihre Feinde und greifen sie damit an; schnäbeln sich, und tragen ihren Jungen die Speisen darin zu; putzen sich damit und bringen die Federn in Ordnung; treiben ihre Gatten und Jungen damit zu ihren Pflichten und zum Neste; bauen ihre Nester damit, reißen sie wieder ein, tragen sich Vorrath zusammen, und die Papageien klettern und hängen sich sogar an die Aeste an.

Schnallé, Schaft, Fr. le Fermoir, la Nature, parties naturelles. Wird von einigen das Geburtsglied bei den Betzen genannt.

Schnalzen, Schnappen, Klatschen, Fr. Elaquer. Ist der besondere Ton, welchen der Auerhahn zur Falzzeit von sich giebt; siehe Auerhuhn.

Schnappstange, Fr. Pieu pour la toile mouvante. Müssen bei den Jagen, wo Fall- oder Schnapptücher aufgestellt werden, in Bereitschaft seyn, und man braucht ihrer 14 bis 15, und sie müssen etwas stärker als die Stellstangen, aber auch fein glatt, und 10½ Fuß lang seyn. Oben in der Stange wird ein Kloben oder eine Rolle (am besten von Messing) eingemacht, die fein glatt und leichte herumlaufen; durch diese wird eine Leine eines Fingers stark und 3 Klaftern lang gezogen, welche einen hölzernen Knebel nach dem einen Ende zu hat.

Schnapptuch, siehe Falltuch.

Schnarrdrossel, siehe Misteldrossel.

Schnärz, siehe Wachtelkönig.

Schnatterente, Lat. Anas Strepera, Linn. Fr. le Chipeau, Buff. Engl. the Gadwall or Gray, Penn. auch genannt: Schnarrente; graue und braune Ente. Gehört unter die Ordnung der Wasservögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, welche als Kennzeichen, einen glänzenden, schwarzen Fleck auf den Flügeln hat, der oben roth, unten aber weiß eingefaßt ist. Den Namen hat sie von ihrem beständigen Schnattern; schreit aber auch außerdem noch: Quäck! Quäck! wie die zahme, und man läßt sie deshalb gern unter den zahmen mit abgeschnittenen Flügeln herumlaufen, und braucht sie beim Entenfange, um die wilden herbeizulocken. Sie flieget 3 bis 4 Stunden weit, und führet die fremden, besonders die Seeenten, dem Fang zu. Diejenigen, welche viele Schläge in einem Athem thun, werden für die besten gehalten.

Sie bewohnt Europa bis Schweden hinauf, und kömmt nach Deutschland im Winter auf die Flüsse und Teiche. Sie ist eine der größten wilden Enten, 22 Zoll lang, und 3 Fuß 9 Zoll breit. Der Schwanz ist 3¼ Zoll lang, und die Flügel reichen fast bis auf die Schwanzspitze. Der Schnabel ist 2¼ Zoll lang, flach und schwarz; die Sterne sind gelb; die Füße rothgelb, die Beine 2 Zoll

hoch, die Mittelzehe $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, die hintere 6 Linien, die Kniee 6 Linien hoch nackt.

Der Kopf und Obertheil des Halses ist röthlich, schwarz gefleckt; der Obertheil des Rückens, die Schultern und die Brust mit bogigen, schwarzen und weißen Linien; der Bauch schmutzigweiß; der Steiß schwarz; die Deckfedern auf dem Rücken der Flügel röthlichbraun, die nächsten purpurroth, mit einem schwarzen Rande; die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die nächsten am Leibe grau, der Spiegel weiß: der Schwanz keilförmig zugespitzt, aschgrau, die 2 mittlern von den 16 Federn dunkler. — Das Weibchen ist an der Brust röthlichbraun, schwarzgefleckt, die andern Farben wie beim Männchen, nur dunkler.

Sie ist sehr scheu und daher schwer zu fangen und zu schießen. Sie hält sich blos auf süßen Gewässern auf, ist aber in Deutschland selten. Wenn sie gefangen wird, so geschieht es fast immer im Oktober, auf ihrer Reise in warme Länder. Am Tage hält sie sich mehrentheils zwischen dem Schilf und Riedgras verborgen und geht nur des Morgens und Abends ihrer Nahrung nach, die meist aus Fischen besteht; daher hat ihr Fleisch einen wilden und thranigen Geschmack.

Schnautz. Heißt an den Sägklötzen (Blöchen) die verflößet werden, das vorderste und hinterste Ende derselben, durch welches die Löcher zum Zusammenbinden derselben gebohrt werden. Wenn die Klötze auf Wagen zur Schneidemühle gebracht werden, so ist es nicht nöthig einen Schnautz daran zu lassen, und geschieht auch nicht, weil es Holzverschwendung wäre; in einigen Gegenden geschieht es aber gleichwohl, und die Schneidemüller sehen es gerne, weil er sodann eine Nebennutzung für sie ist, und wenn sie deren viele haben, so machen sie ganze Meiler davon und verkaufen sie als Kohlen.

Schnecken Rundung, Fr. le Voie spiral. Ist ein, wie andere Flügel, gehauener Weg, dessen Rundung aber immer enger läuft, jedoch nirgends zusammen trifft.

Schneeammer, Lat. Emberiza nivalis, Linn. Fr. l'Ortolan de neige, Buff. Engl. Greater Brambling, Penn. auch genannt, Schneesperling, Schneevogel, Wintersperling, Winterling, Neuvogel, Meerstieglitz, Strietvagel,

Schneeemmerling, geschäckter Emmerling; in Thüringen Schneelerche, und Schneefink. Ist als Singvogel von der Gattung der Ammern eine Art, welche sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß die Schwungfedern weiß, die andern nach der Spitze zu schwarz, die Schwanzfedern schwarz, die drei äußersten weiß sind.

Sie ist 7 Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, die Breite 12 Zoll. Die Schwingen legen sich auf der Hälfte des Schwanzes zusammen. Der Schnabel ist 7 Linien lang, oben schmal, unten stark eingekerbt, von Farbe gelb mit schwarzer Spitze; der Augenstern graubraun, die geschilderten Beine 1 Zoll lang, und mit dem Rücken und langen Klauen kohlschwarz, der hintere Nagel ½ Zoll lang, die mittlere Zehe 10 Linien lang und die hintere mit dem Nagel 14 Linien.

Im Winter hat er folgende Farben. Der Kopf, Hals und ganze Unterleib ist weiß; der Kopf zuweilen mit etwas gelbbrauner Farbe bespritzt; der Ober- und Unterrükken, die Schultern und die obern Deckfedern des Schwanzes sind schwarz, die Rückenfedern schmal weiß, die Schulterfedern und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes rothbräunlich eingefaßt; die erste Ordnung Schwungfedern die Hälfte weiß, nach der Spitze zu schwarz, die drei letztern schwarz mit rothbräunlicher Einfassung; die Deckfedern der ersten Ordnung schwarz, die übrigen weiß, der Schwanz ist gabelförmig, die drei äußern Federn desselben weiß mit einem schwarzen Spitzenstrich, die vierte schwarz, nur an der Wurzel weiß, und die zwei mittelsten ganz schwarz, röthlich weiß eingefaßt.

Das Weibchen ist etwas kleiner, am Kopf und Oberhals weiß mit Zimmtbraun gemischt, und über die weiße Brust laufen eben dergleichen Flecken, wie ein abgebrochenes Band.

Im Sommer soll er folgende Farben haben. Der Scheitel ist gelblich, der Hals von gleicher Farbe, Brust und Bauch dunkelgelb gegen den After ins weiße fallend; der Rücken und die Schultern schwarz mit röthlichbrauner Einfassung; die Deckfedern des Schwanzes an dem untern Theile weiß, an dem obern gelblich.

Es ist ein unruhiger Vogel. Er fliegt wie die Goldammer, aber schneller, und läuft auf der Erde schnell, wie die Lerchen, immer nach einerlei Richtung fort. Er hat einen zwitschernden artigen Gesang, und dieser besteht aus einzelnen Bruchstücken des Feldlerchengesangs, zwischen welchen er zuweilen laut aufschreit. Seine Lockstimme ist wie eine pfeifende Mannsstimme und klingt: Fid! Fid!

Der Schneeammer ist ein nordischer Vogel, der nur im Winter nach Deutschland kömmt, wenn ihn die Kälte und der hohe Schnee aus Norden vertreibt. Es ist ein Zugvogel. Im April kehrt er wieder zurück, und zieht alsdann in großen Schaaren durch das nördliche Deutschland. — In Norden nährt er sich von allerhand Pflanzensaamen, und im Winter in den südlichen Ländern von Hafer, Vogelwegtritt und Wegbreitsaamen ꝛc. Vermuthlich genießt er in den nördlichsten Gegenden auch Insekten.

Sein Nest macht er im Mai auf den Bergen in den Spalten der Felsen, und das Weibchen legt 5 weiße, besonders am obern Ende stark braungefleckte, stumpfe Eier. Die jungen Männchen haben im ersten Jahre gleiche Farbe mit den Weibchen und einen fast dunkelbraunen Schnabel; sind auch zuweilen etwas mehr schwarz und braunroth gefleckt, besonders um dem Kopfe herum. — Die Sperber verfolgen ihn sehr auf seinen Zügen.

Im Winter kann man ihn in Deutschland auf einen Schuß mit Vogeldunst in Menge erlegen. Man kann ihn auch auf dem Pferdemist, den man mit einem Garn überdeckt, auf den Landstraßen fangen. Die Lappländer fangen ihn in großer Menge in Haarschlingen, die an sein Futter angebracht werden, für den Tisch. Sein Fleisch schmeckt sehr gut und ist allenthalben ein leckeres Gericht. In Oesterreich wurden sie sonst im Winter gefangen, mit Hirsen gemästet, und wie der Ortulan zubereitet.

Schneeamsel, siehe Meeramsel.

Schneebruch, Fr. Bris d' arbre causé par le poids de neige. Sind Aeste, zuweilen die Gipfel, ja ganze Bäume, welche von der Last des Schnees abbrechen, und herunter und umfallen.

Schneedohle, siehe Dohle.

Schneeeule, lat. Strix Nyctea, Linn. Fr. le Harfang, Buff. Engl. the great white Owl or snowy Owl, Penn. auch genannt: Große weiße Eule, weiße Eule, Tageule, Isländische weiße Eule, große weiße nordische Eule, weißbunte Eule, weißbunte schlichte Eule, große weiße und einzeln schwarzgedüpfelte Eule. Sie gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Eulen, den Käutzen, eine Art, welche weiße, dunkelbraun gestreifte Federn, als Kennzeichen hat.

Diese große Eule wird in Deutschland selten angetroffen, und bewohnt eigentlich die kältesten Zonen der Erdkugel. Sie ist 2 Fuß 3 Zoll lang, und der geschlossene Flügel hat von der Schulter an 19 Zoll und ausgebreitet 5 Fuß. Sie wiegt über 3 Pfund. Der Schnabel ist sehr krumm, schwarz mit großen weißen Nasenlöchern; der Stern hochgelb; die Klauen 1½ Zoll lang, stark gekrümmt, spitzig und von schöner Schwärze.

Der Kopf ist verhältnißmäßig kleiner, als bei den übrigen Eulen; das ganze Gefieder ist schneeweiß, in den nördlichsten Gegenden rein, in südlichern aber oben auf dem Kopf mit vielen dunkelbraunen Flecken, auf dem Obertheil des Rückens mit dunkelbraunen Querlinien. Die Schwungfedern haben an ihrer äußern Fahne schwärzliche Flecken, auch dergleichen kleine auf den Deckfedern. Der Schwanz hat ebenfalls dunkelbraune Flecken. Der Unterrücken, Steiß und Augenkreis sind schneeweiß, und die Beine und Füße bis dicht auf die Klauen mit langen schneeweißen Federn bedeckt.

Von andern Eulen unterscheidet sie sich gar merklich dadurch, daß sie weit stärkere und härtere Schwungfedern hat, wodurch ihr Flug rauschender, aber auch schneller gemacht wird. Daher fliegt sie auch am Tage auf ihren Raub aus, fliegt sehr schnell, und kann, wie ein Falke, schnell und senkrecht auf ihre Beute stoßen. Sie frißt Auerhühner, Birkhühner, Schneehühner, Hasen, Mäuse und Aas. Im Winter ist sie wegen ihrer weißen Farbe kaum vom Schnee zu unterscheiden. — Ihr gräßliches Heulen ist dem Klaggeschrei eines Menschen im größten Unglück ähnlich.

Sie nützet durch ihr Fleisch, welches die Einwohner am Hudsonsbusen gekocht essen, und darauf die Brühe trinken. In Lappland fängt sie viele Mäuse weg. Die Kalmucken erzeigen ihr fast göttliche Ehre, und halten sie, je nachdem sie zur Rechten oder zur Linken fliegt, für ein großes Glücks- oder Unglückszeichen. — Sie schadet durch ihren Raub, und wird in Lappland wegen ihres gräßlichen Geschreis für ein Gespenst gehalten.

Schneefink, Lat. Fringilla nivalis, Linn. Fr. le Pinçon de neige ou Niverolle, Buff. Engl. the Snow Finch, Latham. Ist ein Singvogel und von der ersten Familie der Gattung der Finken eine Art, welche folgende Kennzeichen hat. Der Kopf ist aschgrau, der Rücken graubraun, die hintern Schwungfedern, die Deckfedern der Flügel und die äußern Schwanzfedern sind weiß.

Er bewohnt in Europa die hohen südlichen Gebirge der Schweiz und Frankreichs, und kömmt auch zuweilen nach Sachsen und Thüringen. Nur im Winter geht er in die Ebenen herab. Er ist von der Größe einer Feldlerche, 8 Zoll 2 Linien lang, und 14 Zoll breit. Der Schwanz ist 3 Zoll lang, und die Flügel reichen bis ½ Zoll vor dessen Ende.

Der Schnabel ist glänzend schwarz, 7 Linien lang, an der Wurzel dick, und läuft sehr spitzig zu; die Regenbogenfarbe der Augen nußbraun, die Augenlieder weiß eingefaßt; die geschilderten Füße sind glänzend dunkelkastanienbraun, an den Zehen schwärzlich auslaufend, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 11 Linien und die hintere 10 Linien lang, die Nägel glänzend schwarz, und sehr scharf.

Scheitel, Wangen und Schläfe, Genick, Nacken und Seiten des Halses sind dunkelaschgrau, die Halfter des Oberkiefers schwarzbraun, die Zügel grau und weiß gefleckt, der Rücken und die Schultern graubraun, die mittelmäßigen Steißfedern schwarz mit untermischten weißen Federn; die Kehle schön schwarz und weiß gefleckt, die Gurgel und Oberbrust weißgrau, der übrige Unterleib weiß, nur die äußersten langen Afterfedern mit einer graubraunen Spitze, und die Kniefedern aschgrau, die vordern Schwungfedern schwarz mit rothgrauer Einfassung, die übrigen schön weiß

bis auf die vier letzten, welche so wie ihre Deckfedern graubraun sind, die Deckfedern der Flügel schön weiß, die Afterschwingen schwarz, die Deckfedern der Unterflügel weiß, der Schwanz gerade, die zwei äußern Federn ganz weiß, die übrigen, bis auf die zwei schwarzen mittlern, weiß mit schwarzen Endspitzen und dergleichen Flecken an der Wurzel, und die beiden mittlern an den Seiten weiß gerändet. — Das Weibchen unterscheidet sich wenig vom Männchen, nur ist der aschgraue Kopf röthlich überlaufen und der ganze Unterleib schneeweiß, an der Brust wie mit Schmutz überzogen, und an den Seiten etwas schwarz gefleckt.

Es ist ein munterer Vogel. Er lockt laut und hell Kip! kip! singt auch fleißig, aber so unangenehm, wie der Bergfink, mit welchem er überhaupt in seinem ganzen Betragen sehr viel Aehnlichkeit hat.

Schneegans, lat. Anas hyperborea, Linn. Fr. l' Oye de neige, Engl. the Snow Goose, Penn. heißen auch Hagelgänse. Ist als Wasservogel von der ersten Familie der Gattung der Enten eine Art, welche weiß ist, und die Schwungfedern von der Spitze an bis zur Hälfte schwarz sind. Diese große Gans bewohnt den Norden von Asien und Amerika, fliegt zu Anfang des Winters heerdenweise in einer großen Höhe über Schlesien, ist an der Preußischen Seeküste auch im Winter, vermuthlich also auch an der Deutschen.

Sie ist 3 Fuß lang, fast 4 Fuß breit, und der Schwanz kurz und fast gleich. Der Schnabel ist erhaben, die obere Kinnlade scharlachroth, die untere weißlich, der Nagel schwarz, der Stern gelbbraun, die Beine und Füße dunkelroth.

Die Stirn ist gelblich, der Kopf, Hals und Körper schneeweiß, die kleinern Deckfedern der Flügel gewöhnlich aschgrau mit dunkelbraunen Spitzen, die vordern Schwungfedern an der Wurzel weiß, an der Spitze schwarz, die übrigen an der Spitze graulich. — An den Jungen ist der Mundwinkel und der Rand der untern Kinnlade schwarz, das Gefieder blau und ihre eigentliche Farbe erhalten sie erst nach einem Jahre.

In der Mitte des Oktobers ziehen diese Gänse in ihre Winterquartiere nach Süden, und fliegen dabei sehr hoch. Im Mai kehren sie wieder zurück. In manchen Gegenden bedecken sie in Heerden von Tausenden das ganze Land, und steigen gleich Wolken mit großem Lärm in die Höhe. Sie kommen in Schaaren nach Carolina und fressen Binsen- und Graswurzeln, welche sie gleich den Schweinen aufwühlen.

Ihre Menge steht mit ihrer Dummheit in Ebenmaaß, beides am größten unter allen Gänsearten. Sie sind gar nicht scheu, und werden auf die lächerlichste Art um Jakut und in andern von ihnen besuchten Gegenden Sibiriens gefangen. In jenem kalten Klima machen sie den vornehmsten Unterhalt der Einwohner aus und die Federn sind ein Handelsartikel. Jede Familie tödtet jährlich an tausend. Sie werden gerupft, ausgenommen, dann in dazu gegrabene Löcher auf einander gelegt und blos mit Erde bedeckt, welche zusammenfriert und ein Gewölbe über ihnen macht. Wenn nun eine Familie eins dieser Magazine öffnet, so findet sie eine wohlschmeckende und gute Speise.

Schneegarn, Schneenetz, Fr. Hailier à perdrix. Ist ein Garn, welches zur Winterszeit, wenn es geschneit hat, zum Rebhühnerfang gebraucht wird, und sich von dem Tiraß blos dadurch unterscheidet, daß es von stärkerem Zwirne und mit etwas weiteren Maschen (weil die jungen Hühner im Winter schon völlig ausgewachsen und so groß wie die alten sind) gestrickt wird. Bei dem Gebrauch des Schneegarns sucht man die Hühner, die ein irgend geübtes Auge gar leicht auf dem Schnee entdeckt, auf, und überzieht sie, wenn sie halten, auf ähnliche Art wie vor dem Hunde. Die bequemste Zeit dazu ist des Morgens, und zwar sehr frühe ehe sie aus ihrem Nachtlager aufstehen und das Geäse suchen, oder auch des Abends, wenn sie bereits ihr Nachtlager gescharrt haben. Die Witterung muß gelinde, der Schnee ohne Kruste seyn, weil sie sonst nicht nahe heran kommen lassen. Bei flachem Schnee, wo sich die Hühner nicht so tief einscharren können, und ebenfalls weniger halten, und wenn es windig ist, kann das Schneenetz nicht gebraucht werden, so wie sie dann, wenn der Wind stark weht, sich ohnehin gerne nach dem Gebüsch an

die Anberge in die Feldgräben ziehen, wo ihnen mit dem Schneegarn nicht beizukommen ist. Gewöhnlich hält, wenn die Hühner im Lager beisammen sind, ein Huhn die Schildwache. Wenn sich dieses bei der Annäherung des Schneegarns schnell unter dem Schnee verbirgt, so ist es ein gutes Zeichen, und die Hühner halten dann größtentheils, dagegen sie, wenn die Schildwache zu rufen anfängt, gewöhnlich aufzustehen pflegen.

Schneehaube, Fr. Hailier à perdrix. Ist ein zum Rebhühnerfang gehöriges Garn, welches aus 4 etwa 1 und einen halben Fuß hohen Seitenwänden und einer spiegelicht gestrickten Decke oder Himmel besteht, und aufgestellt einen Raum von etwa 4 Fuß ins Gevierte einnimmt. Die Seitenwände werden erst in eins und dann an beiden Enden zusammen gestrickt, in jeder Ecke der Seitenwände aber ein etwa Daumen dicker Stab dergestalt eingebunden, daß das Garn vermittelst der Stäbe, und wenn diese (4 an der Zahl) in die Erde gesteckt werden, im Viereck auseinander gespannt und aufgestellt werden kann. Der Himmel wird ebenfalls durch einen gerade in der Mitte in die Erde gesteckten Stab in die Höhe gehalten, so daß das Garn, wenn es aufgestellt ist, einige Aehnlichkeit mit einem aufgeschlagenen Zelte hat. In den Seitenwänden werden, wenn das Garn fertig ist, einige Maschen ausgeschnitten, und in die Oefnungen sogenannte Einkehlen, wie in einem Garnsacke, eingestrickt. Durch diese Einkehlen können die Hühner zwar hineinkriechen, aber da sie inwendig enge sind, nicht wieder heraus, bis man sie auslöset. Oder noch besser werden, statt der Einkehlen, in die durch das Ausschneiden der Maschen gemachte Oefnungen Fallthürchen, die sich aber äußerst leicht nach einwärts aufstoßen lassen müssen, eingesetzt.

Diese Schneehaube wird, wenn Schnee gefallen ist, dahin gestellt, wo sich Rebhühner aufhalten. Es werden die 4 Stäbe am Garne recht viereckig in die Erde fest eingestechen; das Garn muß auch recht straff stehen. Der Heftel an dem Himmel wird ebenfalls fest eingebracht; er dient dazu, daß wenn Hühner in der Haube sind, sie nicht so hoch mit dem Himmel auffliegen können. Hernach streuet man Waizen oder Gerste, und körnet die Hühner vorher dahin

an, wo die Schneehaube zu stehen kommt, macht glatte Steige im Schnee nach den Einkehlen zu, wirft Getraide darauf einzeln hin, in der Haube aber desto mehr, und auch eine Handvoll unausgedroschener Waizenähren, daß sie etwas zu hacken darin finden. Auf diese Art werden sie nun dem Futter nachgehen, und in die Einkehlen hinein kriechen. Oder sobald die Hühner ein Paarmal die Körnung ausserhalb und in der Haube selbst abgelesen, und sich ungescheut an diese gewöhnt haben; so läßt man wie bei der Steige die Fallthürchen los herabhängen, da sie sich dann auf ähnliche Art wie in der Steige einschließen und fangen. — Diese Art von Rebhühnerfang ist sehr gut, und kostet nicht viel, und man kann sich mit wenigen Kosten einige in Vorrath machen.

Schneehuhn, lat. Tetrao Lagopus, Linn. Fr. la Lagopede, Buff. Engl. the Ptarmigan, Penn. auch genannt: das weiße Birkhuhn, Haselhuhn oder Rebhuhn, Steinhuhn, Rypen, Weißhuhn, der Schneehase, Ptarmigan. Gehört nach dem linneischen System unter die fünfte Ordnung, nämlich die Hausvögel, und ist von der Gattung des Waldhuhns eine Art, welche als Kennzeichen schwarze Zügel und schwarze Schwanzfedern mit weißen Spitzen hat.

Es hat die Größe einer Taube, und das Ansehen uud die Gestalt des Haselhuhns, ist 16 Zoll lang und 24 Zoll breit. Der Schwanz ist 4 Zoll lang und die Flügel reichen bis fast an seine Mitte. Es wiegt 14 bis 20 Unzen. Der Schnabel ist 9 Linien lang und schwarz; die Füße sind bis auf die Fußsohlen mit haarigen Federn bedeckt; die mittlere Zehe 1 und 3 Viertel Zoll und die hintere einen halben Zoll lang, und ist unter den befiederten Füßen ganz versteckt; die breiten scharfen Nägel sind schwarz.

Ueber den Augen ist ein scharlachrother warziger Fleck, in Gestalt der Augenbraunen; von dem Schnabel bis zu den Augen laufen schwarze Zügel; Kopf, Hals, Rücken, Schultern und einige von den Deckfedern der Flügel sind mit schmalen, schwarzen etwas weiß untermischten Strichen besetzt; die Flügel, der Bauch, After und die langen Deckfedern des Schwanzes weiß, die Schäfte der 7 ersten Schwungfedern schwarz, von den 14 Schwanzfedern die

äussersten schwarz, die mittlern aschgrau, schwarz gefleckt und mit weissen Spitzen, die Schenkel und Füsse stark und weiss.

Am Männchen hat die aschgraue Farbe die Oberhand, ausgenommen auf dem Kopfe und am Halse, wo die Federn stark rostfarbig gemischt sind mit weissen Querstreifen. Im Winter verändert es seine Farben und wird weiss bis auf die schwarzen Zügel und Schwanzfedern. — Das Weibchen ist im Sommer fast am ganzen Körper mit schwarzen und rostfarbigen Bändern besetzt, aber die schwarzen Zügel fehlen entweder ganz, oder sind kaum sichtbar. Auch dies wird im Winter weiss.

Diese Vögel wohnen in den nördlichen Ländern der alten Welt, gehen auch weiter herab, sogar bis nach Italien, suchen aber alsdann nur die höchsten Schneegebirge auf. In Steiermark sind sie nicht selten; nach andern Gegenden Deutschlands kommen sie aber nur im Winter zuweilen. Sie halten sich gewöhnlich auf den höchsten Gipfeln der Berge auf, leben gesellschaftlich, haben einen schnellen Gang, aber einen schweren Flug, scheuen das blendende Sonnenlicht und den Wind, graben aber keine Höhlen in den Schnee, wie man sonst behauptete. Aus angebohrner Dummheit scheuen sie die Gegenwart des Menschen nicht, und um sie zu greifen, ist oft weiter nichts nöthig, als ihnen Brod vorzuhalten, oder einen Hut vor sie hinzuwerfen, und alsdann Schlingen über sie zu schleudern oder sie mit Ruthen von hinten todt zu schlagen. Sie sollen nach einigen dem Hohngelächter ähnliche Töne von sich hören lassen, nach andern wie Hirsche schreien.

Sie leben von den Kätzchen, Blättern und jungen Schößlingen der Fichten, Birken, des Heidekrauts, der Heidelbeersträucher und anderer Bergpflanzen. Auch geniessen sie Beeren von verschiedener Art und Insekten.

Die Hennen legen 6 bis 10 röthliche, schwarzgefleckte Eier in der Mitte des Junius auf die bloße Erde, oder den kahlen Fels. — Verschiedene Raubthiere und Raubvögel sind ihre Feinde, und ausserdem trifft man auf ihnen auch Läuse an. — Mit Schießgewehr können sie leicht getödtet, sogar mit Steinen todt geworfen werden, und man sagt, daß der Hahn, wenn seine Henne getödtet ist,

den Körper derselben sehr ungern verlasse. Die Isländer und Grönländer fangen sie bei tiefem Schnee in Schlingen.

Ihr Fleisch schmeckt vortreflich und dem Hasenwildpret etwas ähnlich. — Die Häute geben für die Grönländer ein warmes gutes Hemd. — Die Eier sind auch sehr schmackhaft.

Schneelerche, s. Berglerche.

Schneenetz, s. Schneegarn.

Schneideichen. Werden zu Pfosten genommen, sind gemeiniglich 30 bis 35 Ellen lang, und 30 bis 66 Zoll im Durchschnitt.

Schneideln, Schnetteln, Fr. emonder. Ist, wenn einem Baume die Seitenäste weggenommen werden. Es geschiehet dieses theils von Forstverbrechern an alten Bäumen, um die starken Aeste zum Feuerholz anzuwenden, theils von Forstmännern an jungen Stämmen, in der Meinung, einen schönen geraden Stamm zu erziehen. Letzteres ist schädlich, und es reiniget sich jede Holzart von selbst, wenn sie geschlossen steht. Starken Bäumen ist ebenfalls nichts schädlicher, als das Ausschneideln; denn eine Eiche bekommt an den Stellen, wo die abgehauenen Aeste gesessen haben, durch die sich hinziehende Feuchtigkeit faule Flecke, diese erweitern sich mit der Zeit, greifen den Kern an, und endlich geht der Stamm verloren. Buchen und anderes Laubholz verfaulet zwar nicht so leicht darnach, doch wird es zu Bau- und Werkholz ebenfalls unbrauchbar. Dem Nadelholze ist das Ausschneideln ebenfalls gefährlich, und verhindert seinen Wachsthum. Das Schneideln der Eschen, Birken, Hainbuchen und andern hiezu für beständig gewidmeten Gehölzes wird inzwischen keinesweges getadelt, sondern vielmehr als eine nützliche Sache angerathen.

Schnellbäume, s. Schlagbäume.

Schnellen, Fr. châtier. Heißt, wenn der Jäger mit dem Leithunde ziehet, und, wenn solcher nicht recht folgen will, statt ihm Schläge zu geben, welche die wenigsten Leithunde vertragen können, nur mit dem Hängeseile auf den Rükken zuckt.

Schneller, Stecher, Fr. Cliquet, Declin, Détente. Ist die Feder, welche an den Kugelbüchsen, unter dem

Schloß in dem Biegel, in das Holz befestiget ist, und den Hahn, nachdem er aufgezogen und gestochen worden, zum Anzünden losschmeißet. — Schneller heißen ferner die Bogen oder Biegel, welche zu den Aufschlägen in den Vogelschneußen gebraucht werden. — Schneller sind auch gewisse Stellungen, vor die Vogeldiebe in die Schneußen zu legen.

Schnellfalle, Fr. Trape. Heißt eine Falle, welche mit einer hierzu gebogenen Stange gestellet, und so eingerichtet ist, daß sie bei dem Abziehen in die Höhe fährt, und das Thier fängt.

Schnellgehend, Fr. tortu. Sagt man erstlich von einem Baum, welcher windisch aufwächst, so daß er nicht spaltig, mithin weder zu Schindeln noch zu sonst etwas tauglich ist; und zweitens heißt ein schnellgehender Baum ein solcher, der schnell über andere empor wächst.

Schnepfe, Lat. Scolopax, Fr. Bécasse. Macht von der Ordnung der Sumpfvögel eine Gattung aus, welche folgende Kennzeichen hat: Der Schnabel ist fast rund, stumpf und merklich länger als der Kopf. Die Nasenlöcher sind schmal. Das Gesicht ist befiedert. Die Füße sind vierzehig, und die hintere Zehe besteht aus mehreren Gelenken. In Deutschland giebt es ihrer 14 Arten, und sind theils wegen der Aehnlichkeit in der Farbe, theils wegen der Verschiedenheit in der Jugend- und Alterfarbe, schwer von einander zu unterscheiden. Auch haben einige dem äußern Ansehen nach gar vieles mit den Strandläufern gemein. Das am wenigsten veränderliche Merkmal geben die Füße. Sie waten in Morästen und in seichten Wassern herum, doch halten sich auch einige gern in Wäldern auf. Die Jäger theilen sie daher in Holz- oder Waldschnepfen und in Wasser- oder Sumpfschnepfen ein. Wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches werden sie vorzüglich geschätzt. Sie gehören zur niedern Jagd.

Sie werden schicklich unter 3 Familien gebracht. Zur ersten Familie, die unterwärts gekrümmten Schnabel hat, gehören: die Doppelschnepfe, der Regenvogel, die rothbäuchige Schnepfe, die Lerchenschnepfe und die punktirte Schnepfe, welche aber wahrscheinlich das Weibchen oder ein Junges von dem punktirten Strandläufer ist.

Zur zweiten Familie, welche geraden Schnabel hat, gehören: die Waldschnepfe, die Mittelschnepfe, die Heerschnepfe, die Pfuhlschnepfe, die Haarschnepfe, die Strandschnepfe, die rothfüßige Schnepfe, die Regenschnepfe.

Zur dritten Familie mit aufwärts gekrümmtem Schnabel gehört: die Geißkopfschnepfe.

Schnepfe hoch, s. Kirr, O!

Schnepfenfallen. Diese gehören zum Schnepfenfang, welcher an solchen Orten geschieht, wo das zahme Vieh, so lange der Schnepfenstrich dauert, nicht hinkommt. Zur Verfertigung der Fallen schlägt man einen Pfahl, welcher eines Daumens dick ist, so in die Erde, daß er mit der Kerbe, welche an der einen Seite eingeschnitten ist, 4 Zoll hoch über der Erde stehet. Hierzu wird eine Zunge gemacht, auch von einem starken Stocke, 7 bis 8 Zoll lang, etwas breit geschnitten; an einem Ende ist an der schmalen Seite der Zunge eine flache Kerbe eingeschnitten, und auf der Zunge und deren breiten Seite ist auch eine Kerbe. Hierzu kömmt das Stellholz, welches 3 Zoll lang seyn kann. Dies sind die drei nöthigen Stücke zur Falle. Alsdann werden von 6 langen Pferdehaaren zwei Schleifen gedrehet, wie zu einer Dohne; jedoch kann man auch die Schleifen von feinem Messingdraht machen, denn diese stellen sich leichter und besser. Diese zwei Schleifen bindet man an eine dünne Leine, oder an starken Bindfaden. Zugleich wird das Stellholz auch mit einem Bindfaden an diese Leine nebst den Schleifen gebunden.

Diese Fallen werden nun auf den Wildpretssteigen, oder wo das Vieh Steige gemacht hat, gestellt, und neben dem Steige wird der Pfahl eingeschlagen, daß also die Zunge quer über den Steg reicht. Neben dem Steige wird an einem 1 und einen halben Zoll dicken Stocke die Leine mit dem Stellholze gebunden. Die Aufstellung geschieht so, daß man den Stock, woran das Stellholz und die Schleifen sind, herüber nach der Falle hinbeugt, so daß man das Stellholz mit einem Ende in die Kerbe im Pfählchen, und mit dem andern auf der Zunge in die Kerbe bringen kann. Die Zunge muß aber unten frei stehen, daß sie leicht niedergetreten werden, und auch sehr lose stehen kann. Neben

der Zunge stellt man zu beiden Seiten die Schleifen, steckt auch wohl von der Seite ganz dünne Reißchen, daß die Schleifen vom Regen sich nicht selbst zuziehen. Auf beiden Seiten der Falle muß der Steig mit einem stumpfen Besen fleißig gekehrt werden, daß sie recht glatt und schwarz aussehen, weil die Schnepfen dem schwarzen und freien Erdreich gern nachgehen. Wenn nun die Schnepfe auf den Steig hinläuft, und auf die Zunge tritt, so schnellt der gebogene Stock in die Höhe, und sie wird von der Schleife erwischt und gefangen.

Hiebei ist aber zu bemerken, daß neben den Fallen und Steigen auch allerlei Reißer und Holz geworfen wird, damit die Schnepfen nicht neben den Steigen weglaufen, und man wirft ganze Striche quer durch die Dickige oder Oerter, wo die Schnepfen gern liegen, und stellt alsdann dazwischen so viel Fallen, als man nur anbringen kann. In diesen Fallen fangen sich die Schnepfen sehr gut, und die Mühe wird reichlich belohnt.

Schnepfenfang, Fr. Chasse de bécasses. Die Schnepfen, welche zur niedern Jagd gehören, werden auf verschiedene Art gefangen. Da sie immer den nämlichen Weg nehmen, den sie einmal gekommen sind, und sich immer auf gleiche Weise aus den Hölzern und Gebüschen in das freie Feld und an das Wasser begeben, besonders gern in dem Weidengebüsche sich aufhalten, durch alle glatte und ebene Gänge, die durchs Buschholz vom Vieh getreten sind, laufen, so werden sie auch durch Netze und Schlingen gefangen.

Will man sie mit Kleb- oder Stoßgarnen (S. Stoßgarn) fangen, so sucht man dazu eine Gegend aus, wo die Schnepfen gewöhnlich hin und her streichen; denn sie fallen des Abends aus den Hölzern nach der grünen Saat heraus, und des Morgens wieder zurück ins Holz. Auch nehmen sie an solchen Orten gern ihren Zug hin, wo in Gebirgen, oben hinaufwärts Gründe zusammen schießen, und alsdann Flächen von Wiesen sind, über den Flächen aber wieder Vorhölzer, kleine Büsche, Brüche, Wiesen oder Saatfelder sich befinden; ingleichen wo platte Heiden, oder Wälder und Wiesen, junge Schläge und Dickige dahinter, wie auch, wo Feldhölzer sind, da sie von einem Feldholze zum

andern ziehen. Mithin muß man des Frühjahrs, im März, und im Herbst, im September und Oktober, einen solchen Ort aussuchen, da man sich des Abends und Morgens vor das Holz stellt, und Acht giebt, wo ein Zug von Schnepfen hingehet; dahin werden nun die Garne, eine kleine Strecke vom Holze entfernt, gestellt, und zwar so, daß sie nach der Quere des Zuges zu stehen kommen. Hierzu nimmt man feine glatte Stangen, die eines Arms dick und 10 Ellen hoch sind. Alsdann stößt man die Löcher mit einem Pfahleisen, die so weit sind, daß die Stangen leicht aus- und eingesetzt werden können.

Die Stangen legt man mit den untern Spitzen an die Löcher, bindet an die erste Stange die Hauptleine, und läßt sie auf und an der andern Stange angebunden. Alsdann wird die erste Stange aufgerichtet, und das Garn nach der andern Stange zu aufgezogen. Unterdessen bindet man an der andern Stange die Hauptleine des andern Garnes an, und ziehet die Leine an der dritten Stange, und angebunden, läßt das Garn auch auf, und so wird ein Garn an das andere an den hohen Stangen angebunden und aufgerichtet, daß also, wie oben gemeldet, der Ort des Zugs quer vor mit diesem Garne bestellt ist.

Wenn die ganze Wand oder Reihe der Garne steht, so müssen an beiden Enden, oben an den letzten Stangen, Windleinen angebunden, und an einem Heftel angezogen und befestigt werden, so daß die ganze lange Wand mit den Oberleinen straff stehet. Unten bleiben die Garne frei hängen, wie die Lerchenklebgarne oder Tagnetze. Jedoch, wenn es windig ist, so ziehet man durch die untersten Maschen einen Bindfaden, und hänget denselben an die Stangen an, daß der Wind die Garne nicht in die Höhe treibet. Der Bindfaden muß aber etwas hoch gebunden seyn, daß das Garn Busen fassen kann, wenn eine Schnepfe einfliegt; überhaupt müssen auch die Garne nicht zu tief nach dem Boden herabhängen, indem die Schnepfen nicht leicht so tief ziehen, daß sie darunter wegfliegen sollten. Je höher aber die Garne sind und stehen, desto besser ist es.

Sind die Garne so aufgestellt worden, so stellen sich gegen Abend oder früh Morgens ein oder ein Paar Jäger neben die Garne, in einen von grünen Reißern gemachten

Schirm, damit sie nicht so frei stehen, doch aber einer gegen den andern die Garne übersehen könne. Man nimmt auch Flinten mit sich, damit man, wenn ja bisweilen eine Schnepfe über die Garne zöge, dieselbe durch den Schuß einholen könne.

Wenn es anfängt, Abend zu werden, oder des Morgens der Tag anbricht, so kommen die Schnepfen gezogen, schlagen und verwickeln sich in die Garne. Hierauf eilet der Jäger herbei, und hebet die beiden Stangen desselben Garnes, wo die Schnepfe hängt, geschwinde heraus, und legt sie um, damit er die Schnepfe auslösen kann. Man muß aber dabei sehr geschickt und hurtig seyn, damit die Stangen mit dem Garne gleich wieder aufgerichtet werden, wenn etwa mehrere Schnepfen kommen.

Die Garne bleiben, wenn es nicht regnet, so stehen, und man hängt sie, wie zuvor gemeldet, unten mit einem Bindfaden an, daß sie vom Winde nicht in die Höhe getrieben und in Unordnung gebracht werden.

Eine andere Art, diese Garne aufzustellen, kostet zwar etwas mehr, ist aber beim Stellen und Auslösen der Schnepfen bequemer. Die Netze werden auf gleiche Art (s. unter Stoßgarn) verfertigt; an beiden Enden der Hauptleinen müssen Schleifen seyn, worin Knebel eingeknüpft werden können. Die Stangen sind gegen 10 Zoll höher; in denselben werden oben zwei Kloben oder Rollen gemacht; in jeder Rolle wird eine feine gezwirnte Leine gezogen, woran an einem Ende ein hölzerner Knebel ist. Diese Leine muß aber fast noch einmal so lang, als die Stange hoch seyn.

Alsdann stößt oder stellt man die Stangen nach der Länge ihrer Garne fest ein. Vorher aber ist oben über den Rollen eine Hauptleine gemacht, von einer Stange zur andern, so lang, als sonst das Garn ist, ingleichen auch zwei Windleinen auf beiden Seiten fest angezogen. Wie denn auch an der ersten und letzten Stange von der ganzen Wand eine Windleine ist, womit die ganze Wand der Länge nach auch fest angezogen, und an Hefteln gebunden wird; da denn die Stangen durch die ganze Wand sowohl auf den Seiten, als nach der Länge, mit Windleinen straff und wohl befestigt stehen, und in den Rollen die Aufziehleinen mit den Kne-

beln vorher eingezogen sind. Auch muß in diesen Leinen in der Mitte eine Schleife seyn, und in der Stange unten ein Haken, woran die Leine gehängt werden kann. Das Ende von der Leine wird besonders an der Stange angebunden, und so ist denn alles zum Aufstellen eingerichtet.

Gehet man nun des Abends oder Morgens mit den Netzen zur Stellung, so nimmt man die eine Schleife von der Oberleine des Garnes, und hängt sie an den einen Knebel, zieht die Leine mit der darin befindlichen Schleife unten an der Stange in den Haken, läßt die Oberleine auslaufen, macht dieselbe mit ihrer Schleife an der andern Stange, und auch an den Knebel, welcher an der durch die Rolle befindlichen Leine ist, zieht also das Netz an dieser Stange auch hinauf, und eben so wird das andere Netz oder Garn gleichfalls an der Leine, welche durch die andere Rolle geht, eingeknebelt, hinaufgezogen, und eben so an dem Haken mit der Schleife befestigt.

Auf diese Art verfährt man mit den andern Garnen, und an den Stangen stellt man sich alsdann, wie vorher erwähnt, vor oder gleich den Garnen, und erwartet die Schnepfen auf dem Zuge. Fliegt nun eine Schnepfe ein, so geht man sogleich hinzu, und hängt die Leine von dem Haken ab, läßt sie geschwinde herunter, und löset sie geschwind aus, stellt aber das Garn an der Leine durch die Rolle sogleich wieder auf.

Es geht noch geschwinder als bei der ersten Art, da man die Stangen umlegen muß; aber wegen der Haupt-Wind- und Aufziehleinen, wie auch der Rollen, kostet es etwas mehr. Indessen ist es den Garnen zuträglicher, weil man dieselben des Abends allemal sehr bald herunter lassen, zusammenstreichen, und abknebeln, auch immer ins Trockne bringen kann. Es ist auch sehr bald wieder aufgestellt, weil die Stangen immer feste stehen bleiben. Wenn man auch solche Gegenden hat, oder auswählt, die nicht sehr breit sind, und wo also die Schnepfen durch schmale Gänge ziehen, da hat man nur wenige Garne nöthig, und da ist es eine sehr artige und nützliche Art von Schnepfenfang, die man auch noch überdies über Viehtriften und dergleichen gebrauchen kann.

Die Schnepfen werden auch in den gewöhnlichen Hühner-Steckgarnen gefangen. Wenn man derselben 50 bis 60 hat, so kann man eine große Strecke damit bestecken. Mit diesen Steckgarnen gehet man in die Hölzer, wo die Schnepfen gern den Tag über liegen; am besten aber ist es in Dickigen, und auch stehenden Hölzern; auf flachen jungen Schlägen laufen sie nicht so gut. Man steckt die Garne in einer Reihe, so lange sie reichen wollen. Man muß aber auch bisweilen Winkel stechen, daß man eine Spindel herauswärts, und die andere herein in die gerade Reihe bringe, besonders wo Steige sind. Wenn nun die Garne gerichtet sind, alsdann nimmt man etliche Leute, welche Hacken oder starke Stangen in den Händen haben, legt sie in eine Ecke von den Garnen ab und an, in einer Reihe. Nach diesem fangen sie an zu treiben, rufen einander zu: Picke ho! und stoßen mit den Stangen, oder schlagen mit den Hacken auf den Boden. Indessen muß nicht sehr gelärmt und geschrien werden, sondern sie bleiben in ihrer Ordnung, und stampfen vor sich hin nach den Garnen zu, ganz gemächlich. Wenn die Schnepfen das Pochen und Schüttern des Erdbodens bemerken, machen sie sich auf und laufen nach den Garnen zu, woselbst sie hinein schlüpfen, aber weder durch noch wieder zurück können, und also warten müssen, bis man sie auslöset.

Auf diese Art kann man in einem Tage etlichemal treiben. Man hat dabei ein großes Vergnügen, und wenn der Zug gut ist, starke Ausbeute. Ob es gleich scheint, daß die Steckgarne viel kosten, so kann doch ein fleißiger Jäger hierzu bald kommen, wenn er Flachs kauft und spinnen läßt, und die Garne bei Gelegenheit selbst stricket; man kann dieselben viele Jahre brauchen. Die Steige müssen auch hierbei sehr reinlich gehalten werden.

Man kann die Schnepfen auch auf folgende Art in Schleifen (Laufdohnen) fangen. Man macht nämlich von Weiden, Haseln und dergleichen schwachen Ruthen, kleine Horden, welche 6 Ellen lang und 1 oder auch nur 3 Viertel Elle hoch sind. Wenn nun der Schnepfenzug angeht, so schlägt man die Horden in einer Reihe weg, zwei und zwei

dichte neben einander, und läßt dazwischen allemal 7 bis 8 Zoll Raum. In diesen Oefnungen kehrt man auch Steige durch, bindet alsdann einen Stock von einer Horde zur andern quer über, 8 Zoll hoch von der Erde. Hieran werden die drei Schleifen von Pferdehaaren gemacht, und die Schleifen zum Fangen aufgezogen.

Wenn dergleichen Horden einmal gemacht sind, so kann man sie, wenn der Schnepfenzug vorbei ist, mit den Pfählen allemal aufheben, und ins Trockne bringen; sie können viele Jahre gebraucht werden, und man darf nur die Horden allemal wieder hinschlagen. Man braucht auch nicht alle Jahre Reißig oder Holz zu werfen, sondern nur die Schleifen aufzuziehen, und gerade hinzuhängen, so stellen sie sich wieder recht gut.

Auch kann man mit diesen Horden in den Schlägen gut ankommen, da sonst die Reißer, nebenher zu werfen, weit zu tragen wären. Sie sind auch überdem fester auf dem Boden, indem die Schnepfen durch die Reißer leicht durchkriechen können. Wer viele Schnepfen fangen will, der schlage etliche Striche dergleichen Horden durch die Hölzer oder Büsche, besonders wo die Küh- und Viehlager im Sommer in den Wäldern sind.

In den Gegenden, wo die Schnepfen zwischen den Wachholderbüschen, oder an die kleinen Brüche und nassen Flecke fallen, kann man sie auch in Laufdohnen oder Schleifen auf folgende Art fangen: Man schneidet Stöcke, welche einen Finger dick, und auf 20 Zoll lang sind, schneidet sie an einem Ende spitzig, gegen das andere Ende hinauf sticht man mit einem Messer durch den Stock, und ziehet eine Schleife, von Pferdehaaren gedrehet, durch, welche aber an einem Ende einen doppelten starken Knoten hat, damit sie sich nicht durch den Stock ziehen kann; am andern Ende aber ist ein Oehr zu einer Schleife. Diese Stöcke mit den Schleifen steckt man zwischen die Wachholderbüsche, in welche und um welche Steige gehen, und an die oben genannten Orte, so daß die Stöcke wie ein Dreieck stehen; doch müssen sie oben nicht dichte zusammen kommen; alsdann ziehet man die Schleifen zum Fange auf, doch so, daß sie nicht ganz auf den Boden kommen, damit die Schnepfen, wenn

sie im Laufen sind, dieselben gerade treffen müssen. Die Stöcke steckt man, daß sie wie ein Geländer stehen.

Man kann auch eine ganze Menge solcher Laufdohnen durch die jungen Schläge und Dickige, auch Steige durchstecken. In diesem Zeuge kann man nicht nur Schnepfen, sondern auch die Krammetsvögel in Menge fangen. Im Winter, wenn der Vogelsang vorbei ist, kann man sie wieder aufheben und die Schleifen ausstreichen, daß sie gerade hängen, wodurch sie sich desto besser wieder aufstellen lassen. Dabei ist noch zu bemerken, daß man auch mit einem stumpfen oder von Dornen gemachten Besen glatte Steige nach den Dohnen zu kehre, auf welchen die Schnepfen sehr gern hinlaufen.

Leichter ist es, wenn man solche Schnepfengänge mit Tannenreißern besteckt, und alle 30 Schritte ein Laufsährtchen auskratzt, und darüber auf zwei Stöckchen zwei Haarschlingen steckt. Man kann diese Wege schlängeln, oder in Zickzack laufen lassen, und stundenweit durch einen Wald führen.

Wer nicht Zeit oder Geduld hat, Zeuge zu machen und zu stellen, kann sich, wenn er Liebhaber ist, des Schießens bedienen (siehe Schnepfenschießen). — Ausserdem kann sich der Jäger auch der Schnepfen durch den Fang im Fallen (s. Schnepfenfalle) bemächtigen.

Schnepfenjagd, Fr. Chasse de bécasses. Heißt, wenn während des Schnepfenstrichs eine Herrschaft mit Jägern und Jagdleuten ordentlich auszieht, an Orte, wo sich Schnepfen aufhalten, sich mit der bei sich habenden Gesellschaft anstellen, und die Treibeleute durchgehen lassen, damit sie die Schnepfen aufjagen, und der Herrschaft zum Schuß bringen.

Schnepfenschießen, Fr. chasser des bécasses. Heißt, wenn man bei dem Schnepfenstrich, vorzüglich der Waldschnepfen, sich nach den Schnepfen anstellt. Wenn nämlich der Zug angeht, so stellt man sich mit ein Paar Flinten (wozu die Doppelflinten mit zwei Läuften besonders gut sind) in den Vorhölzern an solche Orte, wo die Schnepfen des

Abends und Morgens von einem Dickige zum andern ziehen. Vorzüglich stellt man sich an solche Oerter, wo Oefnungen oder Durchgänge sind, auf Wegen, Waldwiesen, Grenzen und dergl. an, weil die Schnepfe fast immer dergleichen Oefnungen sucht, und während des Ueberziehens verfolgt, wobei man aber vorzüglich solche Gegenden wählen muß, wo das Holz niedrig ist, und man die Schnepfe beim Ueberziehen erreichen kann. Wenn der Abend kalt und unfreundlich ist, zieht sie sich in niedrigen Holzungen gewöhnlich sehr hoch und oftmals ohne einen Laut zu geben, dagegen sie an einem warmen Abend niedrig und minder schnell zieht, ihre Ankunft auch von weitem mit einem öftern Kätsch, Kätsch! rufen anmeldet. Im Herbst zieht sie still und hoch, und wird alsdenn nicht des Abends auf dem Zuge, sondern bloß den Tag über vor dem Hunde geschossen.

Da die Waldschnepfe sich bei ihrem Durchzuge oft nur einige wenige Tage aufhält, so ist diese Jagd größtentheils auch nur von kurzer Dauer. Im Frühjahr hält sie sich zwar gewöhnlich etwas länger auf; jedoch hängt dies vorzüglich von der Witterung ab, weil, wenn zu Zeiten bei ihrer Ankunft die Holzungen noch mit Schnee und Eis belegt sind, oder sie auch spät eintrifft, ihr Aufenthalt nur kurz ist. Bei dem Anstellen muß man sich aber auch immer fertig halten, damit man sie im Fluge herunter schießen kann; denn sie halten sich nicht lange auf. Oefters geschieht es aber, daß sogleich ein neuer Flug hinter her kömmt, daher ist es am besten, daß man noch eine andere geladene Flinte bei sich hat, damit man auch unter diese schießen kann.

Hat man einen gut dressirten Hühnerhund, so kann man mit demselben die jungen Hölzer, welche wegen ihrer Höhe zu überschießen sind, im Tage absuchen. Hiebei muß man vorzüglich, so wie immer, wenn man im Holze und in Gesträuchen sucht, darauf sehen, daß der Hund kurz und behutsam suche, und sich nie weiter von dem Jäger entferne, als dieser ihn sehen und beobachten kann.

Um einen jungen Hund gleich Anfangs, wenn man ihn arbeitet, an eine kurze Suche im Gesträuche zu gewöhnen, darf man nur, wenn man ihn zum erstenmal in diese bringt, immer so oft er sich rechts oder links wendet, ohne ihm zuzurufen, nach der entgegengesetzten Seite abgehen.

Der Hund pflegt dann gewöhnlich, sobald er den Jäger nicht mehr gewahr wird, ihn schnell und ängstlich aufzusuchen, und es hat dies, wenn man ihm jedesmal, so oft er von selbst zurückkehrt, lobt und Recht giebt, die gute Wirkung, daß er aufmerksam wird und den Jäger immer im Gesicht zu behalten, sich Mühe giebt. Ist er aber demohngeachtet zu wild, und sucht er zu weitläuftig, so muß freilich Strafe erfolgen, bis er den Fehler nachläßt.

Wenn die Witterung gelinde und der Tag warm ist, so hält die Waldschnepfe, besonders wenn sie bereits ein Paar Tage geruhet hat, gewöhnlich den Hund und liegt oft fest. Sie fliegt schwer und mit einem großen Geräusch auf, an offenen Oertern niedrig, dagegen sie im hohen Gesträuche und Holzungen erst gerade und oft schnell in die Höhe steigt, dann aber auch, weil man sie, wenn der Strauch dicht ist, gleich aus dem Gesichte verliert, schwerer zu schießen ist. Sie fällt gewöhnlich, wenn sie nicht etwa schon einigemal beschossen worden, oder auch vielleicht erst angekommen ist (dann ist sie scheuer), in einer kurzen Entfernung wieder ein, besonders in kleinen mit Feldern umgebenen Holzungen, aus denen sie nicht gern herauszieht; daher man, wenn man sie entweder gefehlt hat, oder weil das Gesträuche zu dicht war, nicht zum Schuß gekommen ist, immer in der Richtung, in der sie abflog, weiter versuchen muß. Wenn man sie an solchen Orten, wo wenig Unterholz ist, findet, so trifft es sich nicht selten, daß man sie, wenn der Hund kurz steht, gewahr wird und im Sitzen schießen kann, welches, wenn es vor einem jungen Hunde geschieht, sehr gut ist, weil ihn nichts so brauchbar macht, als wenn das Wildpret, vor dem er steht, im Sitzen vor ihm geschossen wird. Sie hält übrigens den Hund am besten, wenn die Sonne schon ein wenig hoch am Himmel ist, weniger in den ersten Morgenstunden und gegen Abend.

Man kann auch das Schnepfenschießen auf folgende Art anstellen: Man nimmt einige Jungen, welche sich in eine Linie stellen, und mit Klappern den Wald in dieser Linie durchtreiben, und durch dieses Lärmen die Schnepfen aufjagen müssen, welche alsdann von den angestellten Schützen geschossen werden. Dabei muß man aber, wenn

die Treiber sich nähern und die Schnepfe niedrig zieht, sehr vorsichtig beim Schießen seyn.

Schnepfenstoß, Fr. Chasse de perdrix à la pantière. Heißt, wenn man Stoßgarne vor die Holzungen stellt, wo ein guter Schnepfenzug hingehet, damit die Schnepfen im Ein- und Ausstreichen in das Garn stoßen und sich fangen; s. Schnepfenfang.

Schnepfenstrich oder

Schnepfenzug. Fr. Passage des bécasses, Troupe des bécasses. Heißt die Zeit der Wanderung der Schnepfen, welche in der Mitte des Oktobers, wenn der erste Schnee auf den Gebirgen fällt, anfängt; im März und April kommen sie wieder zurück. Alsdann fliegen sie in großen und kleinen Gesellschaften, des Abends und Morgens durch gewisse bestimmte Thäler, und werden von den Jägern im Fluge, der niedrig und gerade ist, gefangen oder geschossen.

Schnerre, s. Ziemer.

Schnetteln, s. Schneideln.

Schneuß. Heißt, wenn man Schlingen von leinenem Garn oder Pferdehaaren in gerade oder geschlängelte Gänge auf mancherlei Weise aufstellt, um verschiedene Arten großer und kleiner beerfressender Vögel, z. B. Drosseln, Rothkehlchen ꝛc. zu fangen. Hiezu bedient man sich vorzüglich der Dohnen und Sprenkel, nämlich der eigentlichen Sprenkel, oder der Aufschläge.

Schnippen, Fr. se lancer. Heißen die Hühnerfänger das Schnicken der Feldhühner mit dem Schwanze. Wenn die Hühner nämlich in das Treibezeug eingetrieben werden, und ihnen der Hühnerfänger zu nahe kömmt, so heben sie die Schwänze in die Höhe, schnicken damit, und machen lange Hälse, da es dann hohe Zeit ist, daß sich der Hühnerfänger mit seinem Schilde wieder zurück zieht, ehe sie auf- und davon fliegen.

Schnippen, Fr. criqueter. Wird von den Jägern der Warnungston der Schwarzdrossel Tack, Tack! genannt, welchen sie mit ängstlichem Geschrei und dabei empor hebendem Schwanze oft und schnell wiederholt, wenn sie Abends oder Morgens einen Fuchs, Hasen, ein Reh oder anderes Wildpret, auch Eulen und andere Raubvögel gewahr

wird, und dadurch dem Jäger von dem Daseyn dieser Thiere und Vögel Licht giebt.

Schnittwaare, Sägwaare, Fr. Marchandiſe qui ſe vend à l'aune. Hierunter werden alle Sorten von geschnittenem Holze zusammen verstanden, das auf den Schneidemühlen aus den tannenen, fichtenen und kiefernen Blöchen geschniten wird. Die gewöhnlichste Schnittwaare ist, allerlei Gattung von langen und kurzen, dicken und dünnen Bohlen, Brettern oder Dielen, Rahmschenkeln und Latten. Der Handel, welcher damit getrieben wird, ist beträchtlich und nützlich; denn das Land, welches denselben treiben kann, gewinnt über den Werth des Holzes und den Verdienst an Fuhrlohn oder am Flößen auch noch die Kosten der Veredlung des Materials.

Schnüren, Schnürren, Fr. porter les pieds de derrière ſur les traces de ceux de devant. Heißt das Fährtezeichen der Wölfe, Füchse, wilden Katzen und dergl., indem sie im Trabe mit dem hintern Laufte allemal wieder in den Tritt treten, den sie mit dem vordern gemacht haben. so daß sie alle Tritte in gerader Linie fortsetzen.

Schocke, Fr. par ſoixantaine. Sind die Haufen Büschel oder Wellen, welche von dem Reißig der Busch- und Laubhölzer aufgebunden und nach Schocken, 60 Stück auf ein Schock gerechnet, verkauft werden.

Schonzeit, s. Hegezeit.

Schopf, Fr. Cime. Heißen die verworrenen Zweige in der Krone auf einem Baume.

Schragen, Fr. trois cordes de bois. Heißt in einigen Orten ein Holzmaas oder Holzstoß, der 3 Klaftern hält, und gemeiniglich 9 Ellen lang und 3 Ellen hoch ist. So viel, nämlich 3 Klaftern 6füßiger Scheite, gehen auf einen Schragen Holz.

Schränken, der Schrank, Geschrenket, Fr. Amble, emble, ecarter les pieds. Wird der Gang des Hirsches genannt, indem er jederzeit auseinander, wie ausgekretschet, geht, so daß man glauben sollte, es wären ihrer zwei neben einander gegangen, indem die Fährten, nämlich die rechte und linke, nicht gerade hinter einander kommen. Vom Thier geschieht dies selten und auch nicht anhaltend; denn wenn es auch 3 oder 4 Fährten so macht, so kömmt es doch

wieder gerade hinter einander. An dem weiten Schranke muß man die Breite und Feiste des Hirsches erkennen, und je breiter daher die Fährten im Schranke auseinander stehen, desto feister und breiter ist der Hirsch. Wie mit dem Auseinanderkretschen der Schrank gemacht wird, kann am genauesten im Schnee beobachtet werden.

Einige Jäger glaubten vormals, der Hirsch mache den Schrank auf die Art, daß er die Läufte über einander werfe, welches aber falsch ist, indem er breit auseinander geht. Dieses ist also die wahre Ursache, weil der Hirsch breiter am Leibe als das Thier ist, wozu auch die Schwere seines Leibes und des Gehörns etwas beiträgt, daher auch zuweilen ein hochbeschlagenes Thier noch eher schränkt, als wenn es nicht trägt, jedoch ohne damit anzuhalten.

Schraubenzieher, Fr. Tourne-vis, Tourne à gauche. Ist ein kleines sauber geschmiedetes Eisen, etwa eine Viertel Elle lang, oben mit einem gedreheten Stiel von gleicher Länge, unten aber mit einer breit geschmiedeten Schärfe versehen. Wenn nun die Schärfe oben in die Kimme des Schraubenkopfs gesetzt wird, so kann man die Schrauben am Gewehr damit auf- und zu drehen.

Schrecken, s. Melden.

Schreckheerd, Fr. Aire où l'on fait donner les oiseaux avec les oiseaux de proie. Ist ein Vogelheerd, welcher mit 4 Seitenwänden und einem Himmel gestellt wird, und wo die Vögel mit Raubvögeln eingeschreckt werden. Hierzu sucht man sich in einem Vorholze einen feinen dikken Busch aus, und wenn sich dergleichen nicht findet, so muß man an einem solchen Orte, wo ein guter Zug von Vögeln gehet, allerhand Arten von Laubholz anpflanzen. Ehe aber das Holz hinlänglich hoch und dick wird, so kann man es mit grünem Reißig, jungen Fichten und Tannen, dichte besetzen und gleichsam lebendig machen.

Den Strauch oder Busch zu diesem Heerde macht man auf 50 Schritte oder 75 Ellen lang, und 12 bis 15 Ellen breit, die Höhe aber auf 8 Ellen. Auf den 4 Ecken setzet man Säulen, die 8 Zoll breit, 5 Zoll stark und 9 Ellen hoch sind. Oben in den Säulen müssen zwei Kloben oder Rollen dichte an einander seyn, und können beide zugleich an einem eisernen Bolzen oder Nagel gehen, desgleichen

auch unten; da denn in eine Rolle die Hauptleinen, und in die andere die Zugleinen kommen. Dicht unter diesen Rollen macht man die Quere durch auch Rollen zu den Querwänden. An dem einen Ende bauet man eine Hütte, welche nicht weit vom Strauche kömmt, dabei übersetzt, und mit den Säulen in gleicher Höhe gemacht wird; unten auf beiden Seiten hinaus aber bedeckte Gänge, welche eine Elle weit über die Säulen hinausgehen.

Hierzu gehören nun auch Garne, nämlich auf beiden Seiten ein dreifaches Garn, nach Art der Steckgarne, die Spiegel von Bindfaden, deren Maschen 8 Zoll weit sind, worein das Ingarn von mittelmäßig starkem Nähzwirn kommt, dessen Maschen 1 und ein halbes Zoll weit, die Länge aber auf 80 Ellen wird. Desgleichen müssen auch an beiden Enden Quergarne von 17 Ellen Länge seyn, welche ebenfalls dreifach gemacht werden, und bis an die Ecksäulen reichen müssen. Oben drüber kommt ein Himmel oder eine Decke, welche nur einfach von dünnem Bindfaden mit 1 Zoll weiten Maschen, aber spiegelicht gestrickt wird, und genau, sowohl in der Länge als in der Breite, bis an die Ecksäulen reichen muß. Alsdenn wird die Decke an beiden Seitenwänden oben längs durch mit Bindfaden fest angestrickt. An diesem Saume werden, eine Elle weit auseinander, eiserne Rinken angemacht, dergleichen Rinken kommen auch unten an die Seitenwände, so wie auch oben und unten an die Querwände.

Nachher werden sowohl oben als unten eines starken Fingers dicke Leinen in die Seiten- und Querwände, so wie auch oben und unten die Rollen eingezogen. Desgleichen kömmt auch vorne quer durch an der Decke eine Saumleine; hinten hingegen ist die Decke an der Querwand befestiget. Auch sind die Seitenwände an der hintersten Querwand von oben bis unten fest gemacht.

Oben an den ersten Rinken der Decke und der Seitenwand ist eine Zugleine, die längs an der Oberleine und an der ledigen Rolle bis in die Hütte geht. So muß ebenfalls unten an jede Seitenwand und den ersten Rinken eine Zugleine gebunden werden, und durch die untersten ledigen Rollen in die Hütte gehen, womit oben und unten zugezogen wird. — Die Oberleinen werden an Hefteln, welche 6

bis 7 Schritte von den Säulen stehen, scharf angezogen und angebunden. Auch müssen die Unterleinen straff gezogen, und an die Heftel, welche nahe an den Säulen einzuschlagen sind, gebunden werden.

Die vorderste Querwand, die nicht weit von der Hütte steht, wird mit grünem Reißig verblendet, mit Stängelchen, wie eine Wand, quer durch vorgebunden und recht dichte mit grünem Reißig bekleidet, damit von der Wand nichts zu sehen ist. Die hintere Querwand wird auswendig auch mit Stangen und grünem Reißig recht gut verblendet, so hoch als die Wand vom Garn ist. — Inwendig werden etliche junge Fichten oder Tannen gesteckt, um die Wand zu verblenden, jedoch so, daß die Decke über den Gipfel derselben gezogen werden kann. Die Decke wird alsdann mit Seitenwänden zurück bis an die hinterste Querwand zusammen geschoben. So müssen auch die Seitenwände auswendig recht gut mit grünen Bäumchen verblendet werden, damit dieselben den Vögeln nicht so helle in die Augen fallen.

Funfzehn bis 18 Schritte von den Seitenwänden werden 10 bis 12 Antrittreißer von dürren Bäumen, oder grüne, von welchen das Laub abgestreifet wird, nicht über 12 Ellen hoch gesetzet. Hiezu ist noch eine Leiter erforderlich, auf welcher man an die Wände hinauf steigen kann, in so fern man selbige nicht herunter lassen will, wenn sich Vögel gefangen haben. Auch muß man zur Zeit des Stellens ein Paar Raubvögel, z. B. Sperber, dabei haben, welche ausserhalb der Antrittreißer auf hohen Stangen in Kasten stehen müssen, und diese Kasten werden auf folgende Art gemacht:

An dem untern, 2 Fuß 3 Zoll langen, und 12 Zoll breiten Brett, werden 2 Seitenbretter 15 Zoll hoch mit gebrochenen eisernen Bändern befestiget. Zur Decke oben ist an jedem Seitenbrette ein Brettchen 6 Zoll breit angemacht, die, wo sie in der Mitte zusammen schliessen, mit einem eisernen Häkchen und einer Feder zusammen schliessen. An dem Häkchen ist ein Draht oder Bindfaden, der in die Hütte geht, womit die Kasten aufgezogen werden können. In den Kasten sind zu beiden Seieen eiserne Federn, welche, wenn oben das Häkchen losgezogen wird, den Kasten aus-

einander drücken. Noch befindet sich in den Kasten ein Sprungstängelchen, Arms stark, worauf der Raubvogel sitzt. Die Sprungstange ist mit zwei Riemen oben an der Decke nach den Ecken zu angenagelt, so daß, wenn der Kasten auseinander geht, sich die Sprungstange etwas hebt, und also der Vogel sich regen muß.

Der Strauch im Heerde kann mit rothen und schwarzen Vogelbeeren eingebeeret seyn, damit er fein helle scheint. Um den Heerd herum werden allerhand Sing- und Lockvögel gehängt, welche aber Decken über die Bauer haben, und meist so rangirt sind, daß sie beim Einschrecken den Raubvogel nicht zu sehen bekommen. Besonders sind daher hier die geblendeten Lock- und Singvögel sehr nützlich. — Neben der Hütte und dem Heerde hinaus, wo der Zug her kommt, macht man ein Schweberohr, woran geblendete Vögel angemacht und womit die Zugvögel angerohret werden, wie mit mehrerem, unter Vogelheerd, gesagt wird.

Wenn nun auf diese Art der Heerd fertig, die Decke und Seitenwände zurück an die hinterste Querwand geschoben, und die Raubvögel in ihre Kasten eingesetzt sind; so giebt man fleißig Acht, wenn ein Zug Vögel kömmt, und ziehet nöthigen Falls das Schweberohr. Sobald die Vögel auffußen, so ziehet man die Bindfaden der Kasten. Sobald die Vögel den Raubvogel sehen, fahren sie aus Furcht in den Heerd, und sogleich ziehet man den Heerd zu, da man denn den ganzen Flug Vögel im Heerde hat.

Obschon das Zuziehen des Heerdes von zwei Personen verrichtet werden kann, so geschieht es doch besser von vieren, wovon 2 die Oberleinen oben in der Hütte, und 2 die Unterleinen unten in der Hütte zugleich ziehen. Denn so kann man die Vögel geschwinder auslösen, und auch den Heerd und die Raubvögel wieder aufstellen, da man dann an einer Ecke in die Garne und den Strauch hinein schleicht. Auch kann der Strauch in der Mitte so gemacht werden, daß man darin durchgehen, und mit Stecken die Vögel heraus in die Garne jagen und auslösen kann. Hierzu gehört aber Geschwindigkeit, damit man einen neu ankommenden Flug ebenfalls hinein schrecken kann.

Die Kasten werden, wie es nöthig ist, nach jedesmaligem Fang auf folgende Art wieder zugemacht: Die Stan-

gen müssen überall 12 bis 13 Ellen hoch, und so gemacht seyn, daß 4 starke Stangen von 8 Ellen genommen, solche auf einer Seite bis zur Hälfte breit gearbeitet, und sodann an einander gesetzet und gefüget werden. In diese 4 Stangen wird eine viereckigte Stange hinein gepaßt; auf dieser befestiget man den Kasten, und bohret durch dieselbe und durch die von den Seitenstangen etliche Löcher, in welche ein starker eiserner Nagel oder Bolzen gesteckt werden kann. Soll nun der Raubvogel mit dem Kasten auf- oder niedergebracht werden, so ziehet man den eisernen Bolzen heraus, schiebet hierauf die Stange mit dem Kasten hinauf, und stecket, indem man auf einer Leiter hinauf steiget, den eisernen Bolzen hinein.

Die Sperber müssen, ehe man sie braucht, fleißig getragen, und am besten auch rein abgetragen, auch gewöhnt seyn, in dem Kasten stille zu sitzen. Ist man aber ja genöthiget, ganz rohe oder wilde zu nehmen, so müssen sie verkappt seyn, weil sie sich sonst die Köpfe zerstoßen.

Schreibtag, Waldgeding, Fr. Assiette de vente. Es ist in manchen Ländern die Gewohnheit eingeführt, daß zur bessern und genauern Uebersicht des Holzbedarfs und der darnach einzurichtenden Größe der Holzschläge, jährlich gewisse, mehrentheils 2 Tage, einer im Frühjahr, der andere im Herbst, bestimmt werden, an welchen an dem einen alle Sorten, als Bau- Werk- Nutz- Brenn- oder Kohlhölzer von den Unterthanen angegeben, und wenn dagegen nichts zu erinnern ist, von den Forst- und Rechnungsbeamten aufgeschrieben, an dem andern aber nach vorheriger Erlegung baarer Bezahlung, angewiesen und abgegeben oder zugepostet werden.

Schreien, Fr. bramer, raire, bruire. Sagt man von dem fürchterlichen Geschrei der alten Hirsche, welches sie zur Brunftzeit (röhren, Fr. raller) in der Abend- und Morgendämmerung von sich hören lassen, und das an Heftigkeit und Stärke, je brünstiger sie werden, dergestalt zunimmt, daß man es eine halbe Stunde weit hören kann, wodurch sie sich dicke Hälse und zuweilen gar Kröpfe zuziehen. Wenn hingegen die Hirsche diese Grausen erweckende Töne im Jänner und Februar hören lassen, so wird es für

eine Verkündigung noch bevorstehender großer Kälte angesehen.

Schreien, Fr. caqueter. Heißt es auch, wenn die Feldhühner, Gänse und Enten ihren gewöhnlichen Laut von sich geben.

Schreien, Fr. huer. Sagt man von dem Ton der Eulen.

Schreien, Fr. glapir. Heißt es von dem Quacksen der Hasen.

Schreier, Lat. Falco naevius, Linn. Fr. le petit Aigle, Buff. Engl. the spotted Eagle, Penn. auch genannt: Kleiner Adler, Steinadler, Entenadler, Entenstößer, klingender Schellentenadler, Gänseadler, Schelladler, gefleckter oder gescheckter Adler, röthlicher Mäuseaar. Ist ein Raubvogel, und von der ersten Familie der Gattung der Falken eine Art, deren Kennzeichen sind: gelbe Wachshaut und Zehen, rostbrauner Körper, auf den Oberflügeln weißgefleckt.

Es ist der kleinste Adler, 2 Fuß 3 Zoll lang und 4 Fuß 6 Zoll breit. Man findet ihn allenthalben in Europa, Asien und Amerika, wird aber in Deutschland nur sehr einzeln in den Schlesischen und Oesterreichischen Gebirgen angetroffen. Der Schnabel ist dunkelbraun, die Wachshaut, der Stern und die Zehen gelb, die Klauen schwarz.

Die Farbe des Gefieders ist rostbraun, die Deckfedern der Flügel und die Schultern mit weißen Flecken, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die Enden der größern weiß, die Brust und der Bauch von tiefern Farben und mit schmutziggelben Streifen, der Schwanz schwarzbraun, schmutzigweiß gefleckt, die Beine bis auf die Zehen befiedert und von der Farbe des Unterleibes, die Deckfedern der Unflügel mit vielen weißen Flecken.

Dieser Adler ist nicht so edelmüthig, herzhaft, stark und klug, als er leicht zu zähmen und bequem auf der Hand zu tragen ist. Er liebt zu seinem Aufenthalt waldige und gebirgige Gegenden, wo Flüsse und Seen in der Nähe sind. Am häufigsten nährt er sich vom Kranich, außerdem stößt er auf Enten, Tauben und andere kleine Vögel, und vorzüglich auf Feldmäuse. Sein Nest baut er auf hohe Bäume,

und legt am Ende des Aprils 2 weiße Eier, die hin und wieder mit rothen Strichen bezeichnet sind.

Um Tauris war er sonst ein Gegenstand der Ergötzlichkeit der Vornehmen, wo er den Falken und selbst dem Sperber zum Wildpret diente, und dies könnte man noch jetzt nachahmen. Der Sperber verfolgt ihn hitzig, gewinnt ihm die Höhe ab, schwebt über ihm, packt ihn an, greift ihn mit den Klauen in die Seiten und schlägt ihn mit seinen Flügeln so lange um den Kopf herum, bis er mit ihm auf die Erde niederfallen muß. — Sein Nutzen und Schaden ergiebt sich aus dem obigen.

Schritt des Hirsches, Fr. le Pas du cerf. Dieser muß bei der Fährte in Acht genommen werden, weil der Hirsch weiter schreitet, als ein Thier, denn dieses thut schon ein Hirsch, der sein drittes Gehörn trägt. Am leichtesten kann man im sandigen Boden darauf ansprechen. Wenn ein Hirsch $1\frac{1}{2}$ Schuh schreitet, ist er schon als jagdbar anzusprechen, und kann 10 Enden haben. Am deutlichsten kann man sich solches dadurch machen, daß, wenn man nach der Breite des Hirsches (s. Schränken) in gutem Boden beobachtet, ob es ein guter oder geringer Hirsch ist, man sie alsdenn mit seinen Schuhen messe, den Absatz von einem Schuhe an eine Fährte dichte vor, und gleich den andern Schuh wieder dichte daran, und gerade vor nach der andern Fährte setze, und genau beobachte, wie weit er mit den beiden Schuhen an die Fährte, die vor ihm ist, gekommen, wenn es ein Hirsch von 8, 10 oder 12 Enden gewesen zu seyn scheint; wobey aber zu merken, daß von den zwei hinter einander folgenden Fährten die eine Fährte zum Schuhmaas zu rechnen ist. Hat man nun in gutem Boden wohl in Acht genommen, wie weit ein Hirsch von 8, 10 oder 12 Enden nach seinem Schuhmaas seinen Schritt gemacht, so wird es bei trocknem und sandigem Boden und Schnee sehr wohl zu statten kommen, wo man keine reine Fährte, als nur Schritt und Schrank bemerken kann.

Schroth, siehe Hagel.

Schrothbeutel, Fr. Sachet à Dragée. Ist ein langer schmaler lederner Sack mit einem runden retortenförmigen Boden, welcher oben an der engern Mündung mit ei-

ner messingenen oder beinernen Hülse versehen ist. Einige Jäger bedienen sich der einfachen, andere der gedoppelten Schrotbeutel, in denen man zweierlei Schrotsorten aufbehalten kann. Sie werden mehrentheils vorne neben dem Koppelschloß um den Riemen geschlagen. Es giebt aber auch eine Gattung einfacher Schrotbeutel, die mittelst eines unten befestigten Riemens oben zusammen geschnallt und um die Schultern gehangen werden, und die zum Fortbringen des Schrots sehr bequem sind.

Schrotbüchse, siehe Jagdflinte.

Schrothölzer. Werden abgedrummte Stücke von den Stämmen genannt; so heißen auch in Franken die Laubhölzer.

Schuhu, siehe Uhu.

Schürbäume, Fr. Bois de futaie. Heißen in einigen Gegenden diejenigen alten Bäume, welche auf den Schlägen in den Nadelholzrevieren als Saamenbäumen stehen bleiben.

Schürholz, Schierholz, Fr. Bois de chauffe. Ist eine Benennung von einer Holzsorte Klafterholz, welche auf dem Thüringerwald, vorzüglich auf den Glashütten, entweder zum Trocknen des guten Holzes, oder zum Aufwärmen der Glashütten verbraucht wird; auch wo die Glasöfen mit zwei Feuern geheizet werden, wird dergleichen zum heizen unter den Kühlofen genommen. Es ist dergleichen Holz der Abgang oder Afterschlag von dem gutem Glas- oder auch Flößholz; auch werden statt dessen Stocken zu dem benannten Gebrauch angewendet.

Schurz, Fr. le Derrière. Heißen die Jäger den langen gelben Haarbüschel am Geburtsgliede (Feigenblatt) des Weibchens (Rieke) des Rehgeschlechtes.

Schußgeld, siehe Schießgeld.

Schußmäßig, Fr. à la portée de fusil. Ist, wenn man einem Thier so nahe kömmt, daß man es mit der Büchse oder Flinte erreichen und fällen kann.

Schwalbe, Lat. Hirundo, Fr. Hirondelle. Macht eine Gattung von der Ordnung der Singvögel aus, und unterscheidet sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist klein, an der Spitze umgebogen und spitzig, und an der Wurzel platt. Die Nasenlöcher

sind rund und offen. Der Rachen ist weiter als der Kopf, weil die Verbindung der äußern Haut weit nach hinten bis unter die Augen geht, und dient darzu, um die Insekten in der Luft desto sicherer wegzufangen. Die Zunge ist kurz, breit, an der Spitze zerlappt. Die Füße sind kurz, breit, fast immer bis an die Fersen mit Federn bedeckt und mit scharfen Klauen zum Anhängen versehen. Sie gehen wenig und schlecht, sitzen mehrentheils auf der Erde, und hängen sich gerne an. Die Flügel sind sehr lang, befördern ihren schnellen sehr anhaltenden Flug, und überkreutzen sich stark auf dem Schwanze. Der Schwanz ist meist gabelförmig, und von ihm kömmt der Name: Schwalbenschwanz. Sie fangen ihre Nahrung, löschen ihren Durst und baden sich im Fluge. Sie halten sich gern um das Wasser auf, und sind Zugvögel. Ihre Nester bauen sie aus Erde, Leimen, mit oder ohne Stroh und Grashalmen vermischt, oder in Löcher und Erdhöhlen, und schlafen in denselben.

Da die Schwalben kein eigentlicher Gegenstand der Jäger sind, dies etwa ausgenommen, daß sich junge Schützen an denselben im Flugschießen üben; so wäre es überflüßig, ihre ganze Beschreibung hier anzuführen, so, daß es hinlänglich ist, nur ihrer Arten zu erwähnen, die sich in zwei Familien unterscheiden.

Zu der ersten Familie, welche 3 Zehen vorne und eine hinten hat, gehören: 1) die Rauchschwalbe, Lat. Hirundo rustica, Linn. Fr. l' Hirondelle de cheminée, ou Hirondelle domestique, Buff. Engl. the common or Chimney Swallow, Penn. auch genannt: Feuerschwalbe, Bauernschwalbe, Küchenschwalbe, Stadtschwalbe, Stachelschwalbe, Stechschwalbe, Crainisch: Laustaza. 2) Die Hausschwalbe, Lat. Hirundo urbica, Linn. Fr. l' Hirondelle à croupion blanc ou de fenetre, Buff. Engl. the Martin, Martled or Martinet, Penn. auch genannt: Fenster- Giebel- Leim- Dorf- Land- Spirkschwalbe, Speyerl, Mehlschwalbe, Crainisch: Huda urnik. 3) Die Uferschwalbe, Lat. Hirundo riparia, Linn. Fr. l' Hirondelle de rivage, Buff. Engl. Sand - Martin or Shore Bird, Penn. auch genannt: Graue Schwalbe, Felsenschwalbe, Gestettenschwalbe, Wasser- Strand- Sand-

Dreck- Koth- Erdschwalbe, Meerschwalbe. 4) Die Felsenschwalbe, lat. Hirundo rupestris, Linn. Engl. Rock-Swallow, Latham.

Die Schwalben der zweiten Familie haben alle Zehen nach vorne gekehrt, und zu diesen gehören: 5) die gemeine Mauerschwalbe, lat. Hirundo Apus, Linn. Fr. le Martinet noir, Buff. Engl. the Swift, Penn. auch genannt: Stein- Mauer- Kriech- Geyer- Spir- Spürschwalbe, Speyer, Feuerschwalbe. 6) Die weißbäuchige Mauerschwalbe, lat. Hirundo Melba, Linn. Fr. le grand Martinet à ventre blanc, Buff. Engl. the white-bellied Swift, Lath. auch genannt: Alpenschwalbe und große Gibraltarschwalbe.

Schwalbenschwanz, siehe Gabelweihe.

Swalkenbeerstrauch, lat. Viburnum Opulus, Linn. Fr. l' Obier des bois, le Viorne commun, Engl. the Marsh Elder, auch genannt: Schwalken, Schwelken, Schwelkenbaum, Schwelgen, Schwelgenbeere, Schwelgenbaum, Schwallbeere, Schwalgesbeere, Schwalbesbeere, Calinen, Calinkenbeere, Calinchenbeere, Calinschenbeere, Caninienbeerstrauch, Galingenbeerstrauch, Galingenbaum, Halinke, Halinkenbaum, Kaline, Kalinenbaum, Kalinke, Kalinkenbeere, Kalinkenbaum, Kalinkenbeerbaum, Malinen, Malinenbaum, Malinenholz, Malinenstrauch, Talinkenbeere, Talinkenbeerstrauch, Fakkelbeere, Fackelbeerbaum, Fackelbaum, Schießbeere, rothe Schießbeere, heller Schießbeerbaum, Schweisbeere, Drosselbeere, Markholz, Gooseflieder, Gänseflieder, Wasserflieder, Wasserflitter, Wasserholder, Wasserholler, Bechholder, Bachholder, Wasserahorn, Affholder, Hirschholder, wilder Rosenholder, Masholder, Marsholder, Sumpfholder, wilder Schneeballenstrauch, wilde Gelderrose, Kalkbeere, Gimpelholz.

Ist sommergrünes Laubholz, und ein harter ganzer Strauch, der mit dem Schlingstrauch ein Geschlecht ausmacht, und wie dieser, fruchtbare Zwitterblüten zum Vorschein bringt. Man findet ihn am häufigsten im feuchten Waldgrund, auch in sumpfigem, in den Erlenbüschen, an den Triften, Wiesen und an Wasserrändern. An solchen Orten wird er öfters ein mäßiger Baum von 8 bis 10 Fuß

hoch. An trocknen, kalkigen und frei erhabenen Stellen ist er niedriger, bringt ein helleres Laub, blühet sparsamer, und wirft sein Laub zeitiger ab.

Die Wurzel geht 1 Fuß tief und 3 Fuß weit um sich her und treibt auch Sprossen, die Rinde ist aschgrau und zähe, das Holz ist weißgelblich, zähe und hart, hat einen etwas bräunlichen Kern und widrigen Geruch, die Blätter sind am Grunde rundlich gebildet, zertheilen sich oben in drei spitzige Lappen, fast wie das Laub des gemeinen Ahorns, haben einen scharf gesägten Rand, die obere Fläche ist glatt und hellgrün, die untere matter von Farbe und leicht behaart; die Blüten erscheinen Ende des Mais und Anfang des Junius in schönen großen, flachen, breiten, wohlriechenden Büscheln, an den Enden der Zweige aus den Achseln der Blätter; darauf folgen die Beeren, welche anfangs hart und grün, bei der Reife saftvoll, durchsichtig, glänzend und hellroth sind, im Oktober reif werden, den Winter über hangen bleiben, und den Zugvögeln zu Theil werden. Sie haben einen unangenehmen, bittern, herben, dabei etwas scharfen und ekeln Geschmack, und enthalten einen einzigen herzförmigen Saamen (rothen glatten Stein). Die Früchte setzen sich gegen die vielen Blüten nur sparsam an, welches daher kommt, weil viele Blumen ihre männliche Staubfäden nicht zur Vollkommenheit bringen, daher die Befruchtung nur bei einigen von Statten gehen kann.

Den Saamen säet man im Herbst in einen feuchten schattigen Grund, er gehet folgendes Frühjahr auf; man kann auch die Fortpflanzung durch Ableger und Wurzelsprossen bewerkstelligen. Den jungen Strauch verpflanzt man im 8ten und 9ten Jahre im Herbst, und im Frühjahr in Graben zu Hecken. Die übrige Behandlung kömmt mit der des Mispelbaums überein.

Das Holz erfordert 15 bis 18 Jahre zu seiner Reife, alsdann fällt man es im Herbst oder Frühjahre, es kann zu verschiedenen kleinen Instrumenten und Geräthen genommen werden. Die Schuhmacher verfertigen Schuhzwecke daraus. Die jungen Triebe geben gute Pfeifenröhre. In den Forsten wird dieser Strauch mit anderem Schlagholz abgetrieben und zu Wellen aufgebunden. Verkohlt giebt das Holz schwache Stangenkohlen für Kleinschmiede und

andere Feuerarbeiter. Aus den Blüten hohlen die Bienen vielen Wachs- und Honigstoff. Den Beeren ziehen die Drosseln und in den nördlichen Ländern das Haselhuhn begierig nach, von den Russen werden sie gegessen, und in Curland bereitet man einen guten Essig daraus. Wegen seines schnellen Wuchses und schönen Ansehens empfiehlt sich dieser Strauch zu Hecken in niedrigen feuchten Gärten.

Schwämme, Lat. Fungus, Fr. Eponge. Sind allgemein bekannte Gewächse, die aus einem fleischigen, meistens weichen und saftigen, zuweilen lederartigen Wesen bestehen, mit einem häutigen Ueberzuge, und weder Zweige noch Blätter, und fast keine Wurzel haben. Einige Arten wachsen strunklos auf lebenden und todten Bäumen, andere bestrunkt auf der Erde. Die Saamen lassen sich mit bloßen Augen nicht wohl wahrnehmen.

Sie lieben fast überhaupt Feuchtigkeit, Schatten und eingeschlossene Luft, mit gemäßigter Wärme. Daher wachsen sie in geschlossenen Oertern, auf bemoosten Plätzen, auf faulender Walderde, und auf anbrüchigen kranken, alten Bäumen sehr häufig, und vermindern sich wieder ungemein, wo die Luft frei, trocken und warm ist, und die Erde andere Gewächse zu nähren in Stand gesetzt worden.

So schnell sie wachsen, so schnell vergehen sie wieder. Einige werden immer weicher, und zerfließen endlich ganz; andere werden nach und nach fester, und vertrocknen langsam. Ueberhaupt sind die Schwämme vielen Veränderungen unterworfen. Farbe und Gestalt wechseln öfters, und selbst die bestrunkten Schwämme verwandeln sich in strunklose.

Der haupsächlichste Nutzen der Schwämme scheint der zu seyn, daß sie Schnecken, Käfern, Fliegen und andern Insekten zur Nahrung, folglich zur Erhaltung der Untermast dienen. Verschiedene Arten sind offenbar giftig; viele, die sich in ein leimiges Wesen auflösen, können zur Verfertigung eines Leims genützt werden; wenige sind genießbar, und auch diese sind immer eine ungesunde Speise für Menschen, und können leicht schädlich werden, um so mehr, als man noch keine sichern Zeichen hat, die eßbaren von den schädlichen zu unterscheiden. Indessen sind gewiß alle jene Schwämme giftig, auf welchen sich Würmer und andere

Insekten einfinden; aber gewöhnlich wird man dieselben nicht gewahr, so lange die Schwämme im vollkommenen Zustande sind. Insbesondere ist der Erlenblätterschwamm (Agaricus alneus,) Linn.) zur Seife, der seitwärts bestrunkte halbrunde Löcherschwamm (Boletus igniarius. L.) zum Feuerschlagen dienlich, und der Fliegenschwamm (Agaricus muscarius. L.) den Fliegen und Wanzen dienlich.

Schwan. Unter diesem Namen sind zwei Arten bekannt, der stumme Schwan und der Singschwan. Beide gehören unter die Ordnung der Wasservögel, und sind Arten von der Gattung der Enten.

1) Der stumme Schwan, lat. Anas Olor, Linn. Fr: le Cygne, Buff. Engl. the tame or mute Swan, Penn. auch genannt: zahmer Schwan, gemeiner Schwan, Schwan schlechthin, Schwanente. Er gehört unter die erste Familie der Entengattung, und unterscheidet sich von den übrigen Arten durch schwarzen halbmondförmigen Schnabel, schwarze Wachshaut und weißen Körper.

Dieser Schwan findet sich wild fast allenthalben in Europa, und wird fast in ganz Deutschland in seinem wilden Zustande auf Seen und großen Teichen angetroffen. Er kömmt im Frühjahr später aus Süden und verbreitet sich nicht so weit gegen Norden als der Singschwan. Er ist über 5 Fuß lang, und über 8 Fuß breit. Der Schwanz ist 8¾ Zoll lang, und die Flügel bedecken zwei Drittheile desselben. Das Gewicht ist gewöhnlich 20, zuweilen aber auch 25, ja 30 Pfund, wenn sie gut gehegt und gefüttert werden.

Der Schnabel ist 4 Zoll lang, dunkelroth, an der Spitze desselben ein schwarzer einwärts gekrümmter Nagel, an der Wurzel der obern Kinnlade ein großer, schwarzer, runder Auswuchs, zwischen dem Schnabel und den Augen eine dreieckige, schwarze, nackte Haut; die Füße sind zinnoberroth, die Nägel schwarz; die Beine 4 Zoll hoch, der nackte Theil der Kniee 1⅓ Zoll, die Mittelzehe 6 Zoll und die hintere 15 Linien lang. — Das ganze Gefieder rein weiß. — Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, hat einen weniger dicken fleischigen Auswuchs, und einen dünnern Hals.

Es ist ein schöner, muthiger und reinlicher Vogel. Er schwimmt auf dem Wasser mit dem schönsten Anstande, biegt den Hals krumm, wie ein lateinisches S, und trägt dabei die Flügel etwas erhaben. Besonders schießt das Männchen zur Zeit der Begattung mit der größten Schnelligkeit über das Wasser, legt dabei den Hals auf den Rücken, und schlägt die Flügel in die Höhe. Er fliegt eben nicht öfterer, als er geht, fliegt aber ziemlich schnell und sanft und gleitet gleichsam in der Luft hin. Mit seinem langen Halse, der aus 18 Gelenken besteht, kann er auf den Grund des Wassers kommen, denn mit seinem Körper kann er sich nicht ganz untertauchen. Er erreicht ein sehr hohes Alter, und soll 30 ja 100 Jahre alt werden.

Gehegt und gezähmt findet man die stummen Schwane fast durch ganz Europa an den Seeküsten, auf den Flüssen, die weit austreten, in den Seestädten, auf Schlössern und Gütern, wo es große Teiche und Gräben giebt, in welchen klares und helles Wasser ist, welches sie vorzüglich lieben. Den gezähmten pflegt man auch auf dem Wasser hölzerne Häuschen zu bauen, in welchen sie trocken sitzen, sich verbergen, und besonders zur Mauserzeit sich mausern können. Im Winter aber werden sie mit Enten und Gänsen in die Ställe und Häuser getrieben. Wenn aber viele auf einem Teiche sind, so halten sie durch die starke Bewegung eine Strecke Wasser so offen, daß es auch bei der strengsten Witterung nicht zufrieren kann. Hier bleiben sie ohne die Füße zu erfrieren, gesund, und befinden sich weit besser, als wenn sie in Ställe eingesperrt werden.

Die ungezähmten stummen Schwane ziehen gewöhnlich im Oktober weg, stellen sich aber zu Ende des Märzes wieder auf dem Teich, See und Fluß ein, wo sie sich das vorige Jahr aufgehalten haben. Doch bleiben auch viele da, suchen warme Brüchen und Quellen auf, gehen unter die Wehre und Schleußen, und suchen, sobald als warme Witterung einfällt, ihre alten Wohnplätze wieder auf.

Sie nähren sich von allerhand Wasserpflanzen, die sie mit ihrem langen Halse aus dem tiefsten Wasser herausholen können, von Wasserlinsen, allerhand Sämereien der Wasserkräuter, vorzüglich von großen Wasserkäfern (Dyticus), und sollen auch Frösche und Schnecken fressen. Fische

rühren sie nie an; allein Brod und allerhand Getraide genießen sie gar gerne.

Bei der Begattung machen Männchen und Weibchen possierliche Stellungen, lehnen sich oft an einander in die Höhe, und geben hell und fein den Ton: Krick! krick! von sich, das aber kein Singen, sondern ein bloßes Locken ist. Das Weibchen baut sich im April aus Holz, Binsen, Rohr, Schilf u. d. gl. ein schlechtes Nest, füttert es mit Brustfedern aus, und legt 6 bis 8 graugrünlich weiße große Eier in dasselbe. Sie werden 5 Wochen bebrütet; die Jungen sehen anfänglich grünlich dunkelgrau aus. Sie lassen ein beständiges Geschrei Pi, pi, pi! hören, werden von beiden Eltern sogleich aufs Wasser geführet und beschützet, und fast 3 Wochen lang auf dem Rücken unter den Flügeln, der Wärme halber, getragen. Bis ins zweite Jahr sehen sie mehr grau, oder vielmehr aschgraubraun aus, haben im ersten Jahre schwarze, im zweiten bleifarbene, im dritten Jahre gelbe, und in der Folge erst zinnoberrothe Schnäbel und Füße.

Wenn die Jungen im Herbste nicht wegfliegen sollen, so fängt man sie, wenn sie bald flügge sind, weg, und zerknickt oder schneidet ihnen vielmehr das erste Flügelgelenke ab. Daraus entstehen die gezähmten stummen Schwane. Sie gewöhnen sich sehr leicht an die Menschen und brauchen alsdann gar keiner Zähmung. — Ihre Feinde sind zweierlei Arten Läuse, deren Menge ihnen zuweilen tödtlich ist. Auch stoßt der Fischadler auf sie, gegen welche sie sich aber tapfer wehren.

Sie gehören zur hohen Jagd, sind sehr leicht zu schießen, welches aber in Deutschland selten geschieht. Wenn man die Jungen auf einem Teich oder Fluß fangen will, so treibt man sie, entweder wenn sie noch nicht fliegen können, auf Kähnen mit vielen Menschen an das Ufer oder ins Schilf und ergreift sie mit den Händen oder läßt sie durch gute Apportirhunde, die sie nicht beschädigen, ergreifen, oder man nimmt große Stellnetze, befestigt an dieselben zwei Spring- oder Schlagstangen mit Gelenken, die an den äußersten Enden mit zwei Leinen versehen sind, stellt diese in eine Ecke des Wassers so, daß die Netze unsichtbar im Wasser liegen. Wenn nun die Schwäne in die Ecke

getrieben sind, so ziehen zwei Personen die Leinen an, sie werden eingeschlossen und alsdann gefangen.

Ihrer Schönheit sowohl als ihres ökonomischen Nuzzens halber, verdienten sie in größerer Menge gezähmt zu werden, zumal sie noch weniger Wartung und Pflege als anderes Hausgeflügel, z. B. die Gänse, bedürfen. Die Jungen kommen als eine Delikatesse auf die Tafeln großer Herren, z. B. in Pasteten; das Fleisch der Alten aber ist zähe, thranig und ein schlechtes unschmackhaftes Nahrungsmittel. Das Fett wird in den Apotheken verkauft.

Die Häute, auf denen man nur die Pflaumfedern sitzen läßt, sind, wegen ihrer ungemeinen Wärme, gut zu Umschlägen auf erkältete Glieder, und überhaupt ein zartes, warmes und kostbares Pelzwerk, das zu Palatinen, Müffen, Unterfutter und Brusttüchern gebraucht wird. Man macht auch aus denselben feine Puderquasten. Die Federkiele aus den Flügeln dienen zum Schreiben, und aus den Flügel- und Schwanzfedern macht man Federhüte und Sultane. Die ganzen Flügel braucht man in Holland gewöhnlich zum Abkehren. Die übrigen weißen feinen Federn und vorzüglich die Dunen werden zu weichen Betten und Kissen gebraucht und sind die theuersten.

Man hält die Schwäne auf fischreichen Teichen und Flüssen nicht allein zur Zierde, sondern auch um die Reiher und die Raubvögel, welche die Fische angehen, davon abzuhalten, und allerlei den Fischen schädliche Gewürme, und besonders die großen bunten Wasserfrösche, welche sogar den Hechten auf den Kopf springen, ihnen die Krallen in die Augen schlagen und sie also tödten sollen, zu verzehren. — Wenn sie sich bis über die Hälfte des Leibes ins Wasser tauchen, so hält man solches für ein Zeichen von gutem Wetter, und sie sollen den Regen verkündigen, wenn sie das Wasser dergestalt über sich werfen, daß es eine Art von Staubregen um sie macht.

Vor ihrer außerordentlichen Stärke in den Fittigen haben die Menschen Ursache sich zu fürchten, indem sie ihnen damit Arme und Beine zu zerschlagen im Stande sind. Man hat auch Beispiele, daß ein Schwan ein Pferd so an die Schenkel geschlagen hat, daß es eine Zeitlang lahm geblieben ist.

belzchen, Pfannenstiel, Pfannenstieglitz, Backofendrescher, Weinzapfer, langgeschwänzte Meise, Zahlmeise. Ist, als Singvogel, von der Gattung der Meisen eine Art, bei welcher, zu Kennzeichen, der Scheitel weiß, und der Schwanz länger als der Leib ist.

Diese Meise unterscheidet sich durch ihren 4 Zoll langen, keilförmigen Schwanz von allen andern Meisen; der ganze Vogel ist 6½ Zoll lang und 7 Zoll breit. Die Flügel bedecken nur den vierten Theil des Schwanzes. Der schwarze, gedruckte Schnabel ragt kaum zwei Linien unter den Federn hervor; die Augen sind groß, schwarzbraun, mit einem gelben Liderrande; die geschilderten Füße so wie die Klauen schchwarzbraun, die Beine 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf ist klein, in den dicken Brust- und Rückenfedern versteckt, an Scheitel, Backen und Kehle weiß; der Oberleib schwarz mit einigen durchstechenden fleischbraunen Federn, die weiße Kanten haben; von den Seiten des Halses legen sich auf die Schultern und Deckfedern der Flügel herab schöne fleischfarbene ins purpurroth fallende lange Federn; der Unterleib ist weiß, am Bauche und After ins fleischfarbene sanft übergehend; die Deckfedern der Flügel schwarz, die hintern heller und weiß gerändert, die vordern Schwungfedern fast alle schwärzlich, die letztern schwarzgrau röthlich mit weißen Kanten auf der äußern Fahne; der Schwanz schwarz, die drei äußern Federn heller mit weißen Flecken an der äußern Fahne. — Das Weibchen hat über den Augen einen schwarzbraunen breiten Streifen bis in den Nacken, und auch auf den Wangen zuweilen kleine schwärzliche und bräunliche Striche.

Diese Meise hat wegen ihres langen Schwanzes eine ganz eigene Form, und an diesem Schwanze scheint ein kleiner runder Federball angespießt zu seyn. Sie fliegt auch deshalb langsam, und schwer, und macht dabei ein großes Geschrei Ii, Ii, Ii! und Ge, ge, ge, geg! Sie ist zärtlich, und nicht leicht im Zimmer zu erhalten. Die Schwanzfedern sitzen so locker, daß sie dem, der sie dabei angreift, sogleich in der Hand bleiben; deswegen nennen sie die Franzosen auch: Perd sa Queue. Ihre Lockstimme

ist: Jzirrrr! und das Männchen singt auch einige leise Strophen, die sich in einen fallenden Klageton endigen.

Sie bewohnt die Berge und Wälder, die mit lebendigem Holze bepflanzt sind. Im Herbst findet man gewöhnlich nur einzelne Bruten; die sich aber im Winter oft zu ganzen Heerden zusammenschlagen, und wenn sie von einem Berge zum andern ziehen, hoch in der Luft, oder wenn sie sich auf einzelnen Bäumen niederlassen, ein großes Geschrei machen.

Im Sommer nährt sie sich vorzüglich von Spinnen und ihren Eiern, von kleinen Räupchen, womit sie auch ihre Jungen füttern; im Herbst und Winter aber sucht sie zwischen den Baumrinden und Knospen die Baumwanzen, Käferchen, Maden, Raupen und Insekteneierchen hervor und wird dadurch den Stauden und Bäumen sehr nützlich.

Ihr Nest setzt sie in die Gabel etlicher dicken Zweige, oder am liebsten auf einen starken Ast an dem Stamm an, und es hat die Gestalt eines Tobacksbeutels oder einer aufgeblasenen Kälberblase. Es ist mehr als ½ Fuß hoch und über vier Zoll breit; besteht auswendig aus weißem Baummoos, welches sie mit Wolle, Haaren und Spinngeweben durchflicht. Inwendig ist es mit lauter Federn so stark und dicht ausgefüttert, daß man aus einem einzigen Neste einen ganzen Hut voll sammeln kann. Es ist oben zugebaut und nur an einer Seite geht oben ein kleines rundes Loch hinein; man hält es für einen Klumpen Moos, und entdeckt es nicht eher, als bis man die Alten aus- und einfliegen sieht. Nur dann, wenn sie in ihrer ersten oder zweiten Brut gestöhrt werden, bauen sie in einem alten faulen, geräumigen, oben offenen Baume, oder alten faulen Baumstamm.

Das Weibchen legt 12 bis 15 kleine stumpfe, weiße, am obern Ende mit röthlichen Punkten eingefaßte Eier und zwar des Jahres zweimal und brütet sie in 13 Tagen aus. Die Jungen sind vor dem ersten Mausern am Kopfe mehr gefleckt und haben nicht die glänzend schwarze Rückenfarbe der Alten, gewöhnlich sind sie, wenn sie sich mausern wollen, am Scheitel weiß, die Seiten des Kopfs rauchschwarz, so wie der Rücken, und der Schwanz scheint vor dem ersten Mausern immer länger zu seyn, als nachher. —

Die Haselmäuse, Baummarder und Wiesel zerstören ihre Brut und im Winter verfolgen sie die Sperber.

Sie läßt sich leicht locken und daher auch leicht fangen, und da sie unter allen Meisenarten am wenigsten scheu ist, so kann man sie auch mit dem Blasrohre erlegen. Man fängt sie auf dem Tränkheerd, wie andere Meisen sehr häufig.

Ihr Nutzen ergiebt sich aus ihrer Nahrung und Schaden thun sie gar nicht; denn daß sie die Knospen der Bäume im Herbst und Winter abfräße, giebt man ihr mit Unrecht schuld.

Schwarm, siehe Flug.

Schwärmer, Fr. Vageur. Wird ein Leithund genannt, wenn er nicht mit der Nase bei der Erde bleibt, und daher die Fährte nicht richtig hält, sondern den Kopf in der Höhe trägt, und sich nach allem, was vorüber geht und fliegt, umsiehet, welches ein großer Fehler bei einem solchen Hunde ist.

Schwarte, Fr. Dosse. Ist eins von den halbrunden geringen Brettern, die von einem Bloch abgeschnitten werden. Ist das Bloch stark, daß es vierkantig geschnitten werden kann, so giebt es vier Schwarten, sonst aber und gemeiniglich nur zwei Schwarten.

Schwartenbrett. Heißt ein Brett, welches von einem Bloch auf der Schneidemühle zuerst mit der Rinde oder äußern Holzlage abgeschnitten wird, ehe die eigentlichen Bretter folgen können. So können z. B. aus einem 20 zölligen Bloch, das 14 Schuh lang seyn soll, geschnitten werden: 12 Stück gute Bretter, die 14 Zoll breit und 1 Zoll stark sind; 2 Schwartenbretter, die $11\frac{1}{2}$ Zoll breit und 1 Zoll stark sind; weiter 2 dergleichen, die $\frac{1}{2}$ Zoll stark und $10\frac{3}{4}$ Zoll breit sind; und 4 Stück Schwarten.

Schwartenseiten, hat ein Brett, dessen Oberfläche die Sehne eines Cirkelstücks vom Umkreis des Stammes ist, mithin ein Brett, dessen Schnitt nicht durch den Mittelpunkt oder Kern des Baums geht.

Schwarzamsel, s. Schwarzdrossel.

Schwarzbacken, s. Baumfalke.

Schwarzbeere, s. Heidelbeere.

Schwarzdorn, s. Schlehendorn.

Schwarzdrossel, lat. Turdus Merula, Linn. Fr. le Merle noir, Buff. Engl. the black Bird, Penn. auch genannt: Amsel, Merle, Schwarzamsel, Kohlamsel; Amazl. Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Drossel diejenige Art, welche durch ihre schwarze Farbe und goldgelben Schnabel und Augenrand von den übrigen sich unterscheidet. Sie ist 11 Zoll lang, der gerade Schwanz 4 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite 1 Fuß 4 und einen halben Zoll. Die Flügel legen sich über den Schwanz hinter der Mitte zusammen.

Der Schnabel ist 1 Zoll lang, inwendig und auswendig goldgelb, der Augenstern dunkelbraun, die Ränder der Augenlider goldgelb, die geschilderten Beine 1 und einen halben Zoll hoch und mit den starken Zehen und Krallen schwarz, die Mittelzehe 14 Linien und die hintere 11 Linien lang.

Das Männchen ist am ganzen Leibe tief schwarz. Das Weibchen aber schwarzbraun, die Brust rostfarben und der Bauch aschgrau überlaufen, nur der innere Schnabel gelb, der äußere so wie die Füße schwarzbraun, und die Kehle hell und dunkelbraun gefleckt. Es scheint auch immer etwas größer und schwerer als das Männchen zu seyn, daher die Jäger eine besondere Art aus demselben haben machen wollen.

Die Schwarzdrosseln sind sehr lebhafte, kluge, mistrauische und scheue Vögel. Sie fliegen niedrig, aber sehr schnell, und nur von einem Gebüsche zum andern, halten sich immer verborgen, sind in steter Aufmerksamkeit, ja sogar des Nachts, fliehen nicht nur jeden vermeinten Feind von weitem, sondern reizen auch durch ihr starkes anhaltendes Geschrei: Zizirr! Tack, Tack! die ganze Vögelwelt, auf ihrer Hut zu seyn. Der Gesang des Männchens ist melodienreich, hat einige tiefe starke Nachtigallen-Strophen, die aber leider mit ein Paar hohen kreischenden abwechseln. Es belebt damit die stillen Abende vom März bis Julius. Mehrere Lieder und Arien lernt es sehr gut singen, kann auch sogar Worte nachsprechen.

Die Schwarzdrossel bewohnt vorzüglich die gemäßigten Theile von Europa, und ist in Deutschland allenthalben, wo waldige Gegenden sind, zu finden. Dies sind die ein-

zigen Vögel dieser Gattung, die ihren Wohnort, wenigstens in Deutschland, nicht ändern, ob sie gleich in andern Ländern für Zugvögel ausgegeben werden. Im Sommer verbergen sie sich und ihre Brut in den Dickigen der Laub- und Schwarzhölzer, und man trifft sie mehr in gebirgigen waldigen Gegenden, als in ebenen Feldhölzern an. Vorzüglich häufig trifft man sie in solchen gebirgigen Waldgegenden an, die dicht mit Wachholderbüschen besetzt sind. Im Winter leben die Jungen einzeln, die Alten aber bleiben Paarweise, suchen entweder im tiefen Walde die Oerter auf, wo warme Quellen sind, oder ziehen sich nach den Wachholderdickigen, Feldhölzern und Gärten, wo Beeren für sie hängen, und kommen oft den Häusern sehr nahe.

Beeren sind auch im Winter ihre vorzüglichste Nahrung. An den warmen Quellen lauern sie den Insekten auf. Im Sommer füttern sie sich und ihre Jungen mit verschiedenen Insekten und mit Regenwürmern. Sie baden sich gern im Wasser.

Schon zu Ende des Märzes, wenn es gelinde ist, findet man 4 bis 6 Junge in ihrem Neste, das äußerlich aus Erdmoos, und inwendig aus fetter Erde besteht. Es steht in dem dicksten Gebüsche oder in einem Reißighaufen, fast immer nur etliche Ellen hoch. Die Eier sind länglich, im Grunde graugrün mit hellbraunen oder leberfarbenen Flecken und Streifen bezeichnet. Sie nisten des Jahrs zweimal, und das Männchen löset das Weibchen im Brüten ab. Die jungen Männchen sehen vor dem Mausern der Mutter mehr ähnlich als dem Vater; der gelbe Schnabel kommt erst im Frühjahr zum Vorschein; der Oberleib ist schmutzig schwarzbraun, der Unterleib bis zur Brust schmutzig rostgelb, der Bauch schmutzig weißgrau. — Die Baummarder, wilden Katzen und Wieseln zerstören ihre Brut; den Alten aber haben weder die Raubthiere noch Raubvögel etwas an.

Sie sind als scheue Vögel sehr schwer zu schießen; fallen auch nur einzeln auf die Heerde, am häufigsten aber fangen sie sich in der Schneuß im Herbst und im Winter in Dohnen und Sprenkeln, wenn man Vogelbeeren vorhängt. Im Winter gehen sie auch in Hungersnoth in große Meisenschläge, die mit Vogelbeeren bestreut sind, und fangen

sich in den Leimruthen, die man auf einen von Schnee entblößten Fleck, der eben mit diesen Beeren belegt ist, steckt.

Sie nützen durch ihr sehr angenehm schmeckendes Fleisch, weshalb auch nur zwei Vögel zu einem Club gerechnet werden. Ihr Gesang macht dem Liebhaber Freude. Auch durch ihre Insektennahrung werden sie nützlich. Dem Jäger verrathen sie oft des Abends durch ihr ängstliches Geschrei Füchse, Hasen, Rehe und anderes Wildpret, auch Eulen und andere Raubvögel.

Abweichungen von ihr sind: 1) die weiße Schwarzdrossel (Turdus Merula candida); 2) die perlgraue Schwarzdrossel (T. M. cinerea); 3) die bunte Schwarzdrossel (T. M. varia); 4) die weißköpfige Schwarzdrossel (T. M. leucocephala).

Schwarze Ente, s. Trauerente.

Schwarze Hölzer, s. Nadelhölzer.

Schwarze Hühnerweihe, lat. Falco ater, Linn. Fr. le Milan noir, Buff. Engl. the black Kite, Lath. auch genannt: Schwarzer Falke, Mäuseahr, kleiner Waldgeier. Ist ein Raubvogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Falken eine Art, deren Kennzeichen sind: gelbe Wachshaut und Füße, schwarzbrauner Oberleib und etwas gabelförmiger Schwanz.

Dieser Raubvogel ist in Deutschland sehr gemein, etwas kleiner als die Gabelweihe, sonst ihr aber an Bildung gleich, außer daß der Schwanz nur ein klein wenig gabelförmig ist. Der Leib ist dick, die Länge 1 Fuß 11½ Zoll, die Flügelbreite 4 Fuß, die Länge des Schwanzes 9 Zoll 7 Linien, und die Flügel erreichen die Spitze desselben.

Der Schnabel ist hornfarbig, an der Spitze schwarz, 1½ Zoll lang; die Wachshaut und die Haut der Mundöffnung sind gelb; der Mund öffnet sich bis unter die Augen; die Regenbogen sind hellbraun, die Füße kurz, dünn, röthlichgelb, die Nägel schwarz und an den Schenkeln hängen lange Federn (Hosen) bis zur Hälfte der Beine herab; die Beine sind 2 Zoll 7 Linien hoch, die mittlere Zehe 2½ Zoll, und die hintere 2 Zoll lang.

Der Kopf, die obere Seite des Halses, der Rücken, Steiß und die obern Deckfedern der Flügel sind schwarzbraun, an der Wurzel weißlich; die Gegend zwischen den

Nasenlöchern und Augen ist mit weißer Wolle und schwarzen Borsten bedeckt, dergleichen auch an der Wurzel des Unterschnabels stehen. Die Kehle, untere Seite des Halses und der obere Theil der Brust sind mit schwarzbraunen Federn besetzt, der untere Theil der Brust, der Bauch und After schwarzbraun, mit weißgelblichen Querstrichen, die Schenkelfedern schwarzbraun. Die Schwungfedern sind schwarzbraun. Auf der innern Seite sind 1 bis 5 weiß, mit schwarzen Spitzen, die 6 bis 42 weiß und schwarz gestreift mit schwarzen Spitzen. Die 12 Schwanzfedern sind oben braun und röthlich, mit schmalen schwarzen Querstrichen, an der Spitze weißlich. — Das Weibchen ist etwas größer, am Oberleibe bräunlichschwarz, am Unterleibe, Kopf, Hals und Steiß weißlich überlaufen.

Er hält sich in großen Ebnen und besonders gern da auf, wo große Teiche und Seen sind, die mit Holzung umwachsen oder dasselbe doch in der Nähe haben. In dasselbe nistet er auch. Er stößt auf kleine Feldmäuse, Heuschrecken und junge Vögel.

Schwarze Linde, s. Linde.

Schwarzer Waldhahn, s. Birkhuhn.

Schwarze Zuckerbirke, s. Birke.

Schwarzer Falke, s. Schwarze Hühnerweihe.

Schwarzer Hollunder, s. unter Hollunder.

Schwarzer Reiher, s. unter Reiher.

Schwarzkehlchen, s. Wüstling.

Schwarzkehlige Steinschmätzer, s. Steinpicker.

Schwarzkehlige Taucher, lat. Colymbus arcticus, Linn. Fr. le Lumme ou petit Plongeon de Mer de Nord, Buff. Engl. the black throated Diver, Penn. auch genannt: die Polarente, zweite Halbente, der Polartaucher, Lumb, Lumbe, Lumme. Er gehört unter die Ordnung der Wasservögel (Schwimmvögel), und ist von der zweiten Familie der Gattung der Taucher eine Art, bei welcher Kopf und Hals grau, die Kehle violetschwarz und der schwarze Rücken mit viereckigen weißen Flecken besetzt ist.

Dieser Taucher bewohnt eigentlich die nördlichen und nördlichsten Weltgegenden; man trifft ihn aber auch zuweilen in Deutschland im Herbst, Winter und Frühjahr auf sei-

nem Zuge auf Sümpfen und Teichen an. Er ist 2 Fuß 2 Zoll lang, und 3 Fuß 6 Zoll breit. Der Schwanz ist nicht sehr bemerkbar, und die Flügel berühren den Steiß. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, gerade, schmal, scharf zugespitzt und schwarz, die Füße schwarz, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 3¼ Zoll, und die hintere 9 Linien lang, die Nägel breit und glatt.

Die Stirn und die Wangen sind schwarz, der Kopf und Hintertheil des Halses schmutzig aschgrau, die Seiten des Halses weißlich, mit schwarzen Strichen, der Rücken und die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißen Flecken, die Kehle und der Vorderhals schwarz violet- und grünglänzend, die Brust und der Bauch weiß, die Schwungfedern schwarz, die hintern weiß gefleckt, die 20 Schwanzfedern ebenfalls schwarz. — Das Weibchen hat an der schwarzen Kehle weißliche, und auf dem Rücken weißgeränderte Federn.

Wenn es stark regnen will, fliegt er wild umher, und macht ein kläglich heiseres Geschrei, das Hui, hui! klingt; will sich der Himmel hingegen wiederum aufhellen, so läßt er ein frohlockendes Karola! Karola! hören. Seine Nahrung besteht vorzüglich in Fischen; doch findet man in Thüringen auch Wasserkäfer und Wassergräser in seinem Magen. Die Norweger halten es für ein gewisses Zeichen von der Ankunft der Heeringe in den Busen, wo sie auf ihren Fang lauern; denn er verfolgt sie beständig.

Sein Nest macht er ans Ufer in das Schilf und die Sumpfgräser. Das Weibchen legt 2 braune ziemlich große Eier, und beide Gatten brüten sie wechselsweise in 4 Wochen aus. Wenn sie zum Neste wollen, so müssen sie allezeit mit dem Schnabel in die Erde ankern, und den Leib so aus dem Wasser heraus ziehen. Die Jungen haben auf dem Rücken, außer den viereckigen Flecken, noch weiße Ränder an den Federn, und an den Seiten der Brust stehen einige schwarze Striche.

Sie sind leicht zu schießen, und die Grönländer schlagen sie sogar mit Prügeln todt. Das Fleisch schmeckt gut; das von den Jungen zubereitete kömmt am Geschmack dem jungen Hasenfleisch am nächsten. Auch die Eier werden gesammelt und gebraucht. Besonders werden die zähen

Häute gahr gemacht und zu Pulverbehältnissen, Verbrämungen der Wintermützen, zu Brustlätzen, Ober- und Unterkleidern verarbeitet.

Schwarzköpfige Grasmücke, s. Mönch.

Schwarzmeise, s. Kohlmeise und Tannenmeise.

Schwarzspecht, lat. Picus Martius, Linn. Fr. le Pic noir, Buff. Engl. the greatest black Woodpecker, Penn. auch genannt: der große Schwarzspecht, gemeiner Specht, tapfere Specht, Krähenspecht, die Spechtkrähe, Holzkrähe, Holzkrahe, Hohlkrähe, das Holzhuhn, der Füselier; Krainisch: Tscherna, Schouna. Er gehört unter die Ordnung der Waldvögel, und ist von der Gattung der Spechte eine Art, welche sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß sie schwarz ist, der Scheitel hochkarmoisinroth.

Er ist der größte unter den in Europa bekannten Spechten, 1 Fuß 6 und einen halben Zoll lang, und 2 Fuß 7 Zoll breit. Der keilförmige Schwanz ist 8 Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte desselben. Er ist also größer als eine Dohle und 11 Unzen schwer.

Der Schnabel ist 2 und einen halben Zoll lang, stark, hart, sehr geeckt, scharf, dreikantig, an der Wurzel weißlich und nach der Spitze zu bläulich hornfarben, der Stern weißgelb, die Augenlider nackt, die Füße dunkelbleifarbig, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch und vorne halbbefiedert, die äußere Vorderzehe 17, die innere 13 und einen halben, die äußere Hinterzehe 16 und die innere 7 Linien lang.

Der große längliche Kopf ist von der Stirn bis in den Nacken hochkarmoisinroth, und läßt nur die schwarzgraue Grundfarbe punktweise durchschimmern, das übrige Gefieder aber ist ganz schwarz. — Am Weibchen, welches nur ein wenig kleiner ist, hat nur der Hinterkopf die glänzend rothe Farbe des Männchens, wenigstens reicht sie nicht bis zur Stirne, und die schwarze Farbe ist nicht so dunkel.

Durch das geschickte Auf- und Abklettern an rauhen Baumstämmen zeichnet sich dieser Specht, so wie alle Spechte vor andern Vögeln vorzüglich aus. Hierzu dienen ihnen besonders die starken kurzen Kletterfüße mit ihren großen starken Klauen, so wie auch ihr ganz eigen gebildeter

Schwanz das Seinige dazu beiträgt. Die ſtarken und elaſtiſchen Federn des leztern dienen zur beſten Unterſtützung, und da die mittlern lang und die Seitenfedern kurz ſind, ſo können ſie ſich feſt darauf lehnen, und ſich ihre Arbeit erleichtern, ſie mögen grade oder ſeitwärts an einem Stamme hängen. Dieſe Arbeit beſteht in einem unabläßigen Bemühen, Löcher in die Bäume, Baumſtrünke und in die Erde zu machen, worzu ihnen ihr langer und ſtarker Schnabel dient. Sie machen ſie in der Abſicht, um entweder in eine ſolche Höhle zu niſten, oder Holzwürmer zu ihrer Nahrung in denſelben zu ſuchen; denn ſie greifen niemals einen guten, geſunden Baum an, ſondern allemal einen von Würmern und der Fäulniß angegriffenen, und wenigſtens iſt derjenige Baum, den ein Specht angebohrt hat, kernfaul, und wenn er äußerlich noch ſo geſund ſcheint.

Das Geſchrei, das der Schwarzſpecht bei dieſer Arbeit und im Fluge hören läßt, iſt ein ſehr weit ertönendes: Gut, gut! gick, gick, gick, gick! Er iſt der ſcheueſte unter ſeinen Brüdern, und wegen ſeines guten Gehörs und Geſichts hat der geſchickteſte Jäger Mühe, ſich ihm zu nähern. Wenn er böſe iſt und zur Zeit der Begattung ſträubt er auch ſeine beweglichen Kopffedern. Er iſt übrigens ſehr flüchtig, und bald da bald dort zu hören.

Im Sommer ſind bloß die großen Waldungen ſein Aufenthalt, und er liebt ſie um deſto mehr, je gebirgiger ſie ſind, und zieht die Schwarzwälder jederzeit den Laubwäldern vor. Er iſt ein Standvogel, fliegt nur in ſeiner Gegend im Winter von einem Baume zum andern, nähert ſich zuweilen den Dörfern, und ſucht in den Leimenwänden und Strohdächern ſeine Nahrung zu finden. Des Nachts, und wenn es regnet, ſucht er allemal eine Baumhöhle zu ſeinem Aufenthalte auf.

Seine Nahrung beſteht aus Inſekten, Raupen und Larven, die er meiſt unter den Rinden der Bäume, welche er mit ſeinem ſtarken Schnabel aufhackt, mit ſeiner langen und mit Widerhaken verſehenen Zunge hervorzieht. Im Winter ſucht er dieſe Nahrung auch zuweilen in den Dörfern auf. Er klopft an alle loſe Rinden, beſonders der Baumſtrünke und alter Stöcke an, und ſobald die Inſekten aus ihren Wohnungen hervorkommen, werden ſie ihm zum

Raube. Eine vorzügliche Speise sind ihm die schwarzen großen Roßameisen, die in den alten modrigen Holzstöcken wohnen. Er durchwühlt auch die Ameisenhaufen, und hackt die Hümmel- und Wespennester auf, um zu den Puppen und Maden zu kommen.

Er nistet in die Baumhöhlen, und legt seine 3 bis 4 weißen Eier auf das bloße Holzmehl, ohne alle Unterlage hin. Die Jungen sind Anfangs auf dem Kopfe roth und schwarz gesprengt, weil die Federn nur an der Spitze roth und übrigens schwarz sind, und die übrige Farbe ist auch mehr schwarzbraun, als schwarz. Sie lassen sich zähmen und fressen Wallnüsse, leben aber immer nur eine kurze Zeit. — Seine Feinde sind die nämlichen, die der Grünspecht hat.

Er ist schwer zu schießen, wegen seiner Schüchternheit und Hurtigkeit, da er immer von einer Seite des Baums zur andern flüchtet. Sein Nahrungsneid bringt ihn noch am gewöhnlichsten in des Jägers Hände. Sobald er nämlich einen Kammeraden an einem Baum eifrig hacken hört, so eilt er herbei, beißt jenen ab, wenn er schwächer ist, und frißt ihm seinen Raub weg. Dies macht sich der Jäger zu Nutze, wenn er einen in einer Gegend bemerkt, nimmt ein Messer und pickt damit an die Flintenkolbe; der betrogene Schwarzspecht kömmt augenblicklich herbei geflogen, klebt sich an einen nahe stehenden Baum, und wird erschossen. Der Schütze muß aber hurtig seyn, ehe er ihn gewahr wird und wieder fortfliegt. — Wenn man seine Höhle weiß, in welcher er des Nachts schläft, so kann man ihn auch mit einer Schlinge, welche man davor aufstellt, fangen. — Selten wird er bei den Leimgestellen betrogen, die er für dürre Baumgipfel ansieht, seine Nahrung daran suchen will, und hängen bleibt.

Er nützet durch sein nicht übel schmeckendes Fleisch und dadurch, daß er viele schädliche Holzwürmer tödtet. — Mit Unrecht wird er in Deutschland von den Jägern als ein schädlicher Vogel geschossen, und dafür gut bezahlt; denn er geht niemals einen gesunden Baum an.

Schwarzstirniger Sänger, lat. Motacilla nigrifrons, Bechstein; auch genannt: Weidenzeißig, Weidensänger. Ist ein Singvogel, und von der fünften Familie der Gattung der Sänger, den Laubvögelchen, eine Art, bei

welcher als Kennzeichen der Oberleib schön dunkel zeißiggrün, der Unterleib gelblichweiß, und hinter der spitzigen Stirn ein schwarzes Querband steht.

Dieser seltene Vogel hat die Größe der Bastardnachtigall, ist fast 6 Zoll lang, der Schwanz davon etwas über 2 Zoll, 10 Zoll breit, und die Flügel reichen bis hinter die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel ist gerade, gestreckt und etwas stark, 8 Linien lang, oben hornbraun, unten gelblichweiß, der Augenstern graubraun; die Füße sind schmutzig bleifarben, die Klauen hornbraun, die geschilderten Beine 5 und eine halbe Linie hoch, die mittlere Zehe 7 und die hintere starke 6 und einen halben Zoll lang.

Der ganze Oberleib ist grau, schön zeißiggrün überlaufen; hinter dem langgestreckten steht ein breites schwarzes Querband; der Steiß ist heller als die Rückenfarbe; über die Augen läuft eine weißlichgelbe Linie; die Wangen sind etwas dunkler als die Hauptfarbe; der Unterleib ist gelblichweiß, mit grüngelbem Anflug auf der Brust; die Kniee sind grau, die Schwungfedern dunkelbraun, die Schwanzfedern gerade, und etwas dunkler als die Schwungfedern. — Beim Weibchen ist die Stirn roströthlich, olivenfarben überlaufen.

Es ist ein munterer, scheuer Vogel, der immer im dichtesten Gebüsch herumkriecht, und dabei Heit und Zä! lockt. Er singt ziemlich angenehm, und unaufhörlich, wenn er im Gebüsch herum hüpft. Man sieht ihn selten nach Insekten in die Luft fliegen, sondern er liest sie fast alle von den Blättern und Zweigen ab.

Er hält sich in wasserreichen Gegenden, an Teichen, Flüssen und Bächen, die dicht mit Gebüsch bewachsen sind, auf, und hüpft selten frei herum. Er kömmt zu Anfang des Mais als Zugvogel an, und verläßt Thüringen schon zu Anfang des Septembers wieder. Sobald nur die geringste kühle Witterung eintritt, hüpft er schon mit gesträubten Federn herum, und muß daher sehr zärtlich seyn.

Er nährt sich von Insekten, und zwar solchen, die sich um das Wasser herum aufhalten, als Hasten, Mücken rc. Er muß überaus starken Appetit haben; denn man sieht ihn nichts thun als fressen. Vor seiner Abreise geht er auch noch nach schwarzen Hollünderbeeren. — Sein Nest findet man

im düstern Gebüsche. Es besteht äußerlich aus trocknen Grashalmen, und ist mit Würzelchen und Thierhaaren ausgefüttert.

Diesen Vogel kann man fast bloß durch Schießgewehr, mit Vogeldunst geladen, bekommen. Nur im höchsten Nothfall geht er auch den Johannis- oder Hollunderbeeren in den Sprenkeln nach. — Er nützt dadurch, daß er zur Minderung der Wasserinsekten mit beiträgt.

Schwarz Wildpret, Fr. Bêtes noires. Werden die wilden Schweine von jedem Alter und Größe genannt; von einigen werden auch der Bär und Dachs dazu gerechnet.

Schwebstockholz, s. unter Ahorn.

Schwedische Natter, s. unter Amphibien.

Schweindachs, s. unter Dachs.

Schweinhatzzeit, Fr. Porchaiſon. Ist diejenige Jahreszeit, nämlich im Herbst nach Martini, um welche die wilden Schweine feist und recht gut sind, und nun überall gejagt, gebirschet, und mit den Hatzhunden verfolget werden.

Schweiß, Fr. Sang, Roſée. Wird nach Jägersprache das Blut von allen wilden Thieren, edeln und unedeln genannt. — Vormals herrschte der schädliche Aberglaube, daß der gedörrte Schweiß vom Hirsch, mit Essig eingenommen, bei Verrenkungen, Verstauchungen und Stechen im Leibe ein hülfreiches Mittel sey.

Schweißen, Fr. ſaigner, faire roſée.

Schweißhund, s. Birschhund.

Schwellen. Sind Eichen von 30 bis 50 Schuh lang, kommen leicht beschlagen aufs Wasser, und ihre Dicke ist nach Proportion ihrer Länge schon vor langer Zeit her durch Gesetze bestimmt. So muß nämlich eine 50schuhige am kleinen Theil 11 Zoll breit und 8 Zoll dick seyn, eine 40schuhige 10 Zoll breit und 7 Zoll dick, eine 36schuhige 9 Zoll breit und 7 Zoll dick, und eine 90schuhige 8 Zoll breit und 6 Zoll dick.

Schwere Hatzhunde. Heißen die englischen Docken, Danziger und Brabänter Bären- und Bullenbeisser, welche wegen der Größe und Schwere ihres Körpers zum Laufen nicht tüchtig, desto besser aber zum Fangen und Würgen sind.

Schwertstange, Fr. épée. Sind die, etwa 4 Ellen hohen Stangen, welche da, wo ein Vogelheerd mit 2 Wänden gestellt wird, hinten und vorne allernächst an der Lorve eingestoßen werden. Diese Stangen sind oben an beiden Seiten breit gehauen, damit die Oberleinen von den Vogelwänden daselbst anschlagen, und nicht umfallen können, sondern in der Höhe stehen bleiben müssen.

Schwimmer, s. Lanette.

Schwimmvögel, s. Wasservögel.

Schwindsucht, s. Darre.

Schwippstock. Heißt ein schmeidiger Stock, dergleichen die Vogelsteller bei jeden Schlagstücken in die Erde stoßen, sie hernachmals biegen, und an die Schlagstäbe heften, damit wenn die Vogelsteller rücken, sie die Vogelwände desto geschwinder aufheben und zusammen schlagen helfen.

Sechsständer, Fr. Vieux pinçon chanterelle. Werden die alten Singfinken genannt, welche 6 weiße Federn im Schwanze haben.

Sechs und Dreißiger, s. Stichhölzer.

Sechziger, s. Gemeiner Sechziger.

Seeadler, Lat. Falco ossifragus, Linn. Fr. l'Orfraye ou Ossifrague, Grand Aigle de mer, Buff. Engl. the Sea-Eagle, Penn. auch genannt: Steinadler, Meeradler, Beinbrecher, großer Meeradler, großer Hasenadler, großer Hasenaar, Gänseadler, bartiger Adler, Fischadler, Stast. Ist ein Raubvogel, und von der ersten Familie der Gattung der Falken eine Art, welche sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet: Die Wachshaut ist gelb; die Füße sind zur Hälfte fedrig, die Schwanzfedern auf der inwendigen Seite weiß, und an den Knieen hängt ein Federbart herab.

Dieser Adler bewohnt ganz Europa einzeln, wird in Deutschland fast überall angetroffen, und ist an einigen Orten, z. B. auf dem Thüringerwalde, noch gewöhnlicher, als der gemeine Adler. Er ist 3 Fuß 6 bis 10 Zoll lang, und die Flügelbreite beträgt 8 Fuß. Der Schwanz mißt 13 Zoll, und die Flügel reichen bis an das Ende desselben.

Der starke Schnabel ist sehr gekrümmt, 4 Zoll lang, wovon der Haken allein 1 Zoll hält, die Wachshaut gelb,

zuweilen auch bläulich, der Regenbogen im Auge rothbrann, die Beine am unbefiederten untern Theil, so wie die Zehen, dunkelgelb geschuppt, die Krallen (Fänger) glänzend schwarz und halb cirkelrund, scharf und schneidend, die Beine 4 Zoll hoch, die Mittelzehe mit dem Nagel 4 Zoll, und die hintere 3 Zoll lang.

Die Federn am Kopfe und Halse sind lang, schmal, steif und dunkelbraun mit hellern Spitzen, der Rücken und die Deckfedern der Flügel röthlichbraun mit schwarzbraunen Endspitzen, die obern Deckfedern des Schwanzes weißlich, das Kinn weißlich, die Brust und der übrige Unterleib dunkelbraun, röthlichgelb gefleckt, die langen Schenkelfedern graubraun mit schwarzbraunen Endflecken, die vordern Schwungfedern schwarz, die hintern dunkelbraun, an der schmalen Seite weiß und braun gefleckt, die Unterdeckfedern der Flügel dunkelbraun, weiß gefleckt, der Schwanz dunkelbraun, auf der innern Fahne röthlichweiß, dunkelbraun gesprengt und eingefaßt. — Das Weibchen ist dunkler, die Federn des Kopfs und des Oberhalses laufen schmutzig weiß aus; das Kinn ist weiß, und Brust und Bauch sind schmutzig weiß gefleckt.

Er hält sich gern nahe an der Erde und schwingt sich bei weitem nicht so hoch in die Luft, als andere Adler. Sein Flug ist auch nicht so schnell und sein Gesicht nicht so scharf und weit. Er soll sogar des Nachts, wie die Eulen, auf den Raub ausfliegen; wenigstens treffen ihn die Jäger oft des Nachts beim Aas an, das sie für die Füchse hinlegen. Er hält sich am liebsten nahe an den Ufern des Meeres auf, verachtet aber auch das platte Land nicht, wenn fischreiche Flüsse, Seen und Teiche in der Nähe sind, und in Thüringen trifft man ihn fast immer nur in den dicksten Schwarzwäldern an.

Seine Hauptnahrung besteht in großen Fischen, auf welche er mit Ungestüm losstürzt, und sie mit seinen Krallen ergreift. Ausserdem nimmt er auch Gänse, Hasen, Lämmer und junge Zigen mit sich fort, und in Thüringen geht er Rehkälber an, und besucht alle Plätze, wo Aas liegt. In den nördlichen Gegenden lebt er von See- und Landvögeln, und von jungen Robben.

Er horstet auf den höchsten Bäumen, besonders auf den Eichen, macht ein außerordentlich breites Nest, und legt alle Jahre 2 große, abgerundete, schwere, schmutzig-weiße und rothgefleckte Eier, bringt aber oft nur ein Junges auf. Er soll auch zuweilen auf dem Thüringerwalde nisten. — Das Fleisch der Jungen soll zart und schmackhaft seyn. In Senegal hat er mit den Priestern gleichen Rang und darf nicht getödtet werden. — Seinen großen Schaden ersieht man aus seiner Nahrung.

Seeamsel, s. Wasserstaar.

Seekreuzdorn, Lat. Hippophae Rhamnoides, Linn. Fr. le Rhamnoide à feuilles de Saule, l'argueuse, le Chalef d'Europe, Engl. the Sea-Buckthorn; auch genannt: weidenblättriger Seekreuzdorn, Weidendorn, weidenblättriger Stechdorn, deutscher Stechdorn, Sanddorn, Meerdorn, Meerkreuzdorn, Dünenbesingstrauch, Streitbesingstrauch, Finnische Beere, Wegdornartiger Sanddorn, Haftdorn, rother Schlehendorn. Ist sommergrünes Laubholz, und ein harter ganzer Strauch, von welchem in Europa nur eine Art einheimisch ist, und diese wird am häufigsten in Preußen, am Rhein und an sandigen Ufern der Nord- und Ostsee gefunden.

Er erreicht in 15 Jahren sein vollkommenes Wachsthum; die Wurzel treibt stark, 12 Fuß weit, um sich, und wuchert mit vielen Wurzellohden, so daß der Strauch wie die Sandweide zur Befestigung des Flugsandes dient, die Rinde ist am jungen Holze glatt hellbraun, im Alter dunkelbraun und rostig; die häufigen Dornen sind lang, stark und hart, und diejenigen, in welche sich die Zweige endigen, sind sehr spitzig; die Blätter sind schmal, lanzenförmig mit einer runden Spitze, und der Rand ungezahnt, auf der obern Fläche meergrün, auf der untern mit einem silberweißen Filz und mit schildförmigen, haarigen Schuppen besetzt; das Holz ist weißgrün, auch wohl gelblich, hart und mittelmäßig dauerhaft. Er bringt männliche und weibliche Blüthen auf besondern Zweigen hervor, daher kein einzelner Strauch für sich selbst fruchtbar ist. Die männlichen Blüthen kommen unter den Blättern zwischen einer einschaligen Knospe und einem Zweige zu mehreren hervor, und bestehen aus 4 kurzen Staubfäden, in einer kleinen

Blumendecke. Die weiblichen sind einzeln zwischen den untern Blättern anzutreffen; der Saamenstock ist rund, sehr klein; der Staubweg ist äußerst kurz, die Narbe aber sehr groß. Die Blätter kommen im April und Mai hervor. Darauf folgt eine einfache, runde, safrangelbe Beere von der Größe einer Erbse, die einen Stein (den Saamen) enthält, und im Oktober reif wird.

Die Beeren enthalten einen gelben, herben, sauern, färbenden Saft, und werden an dem botnischen Meerbusen zu Latwerge bereitet und gespeiset. Das Holz, welches nach dem Abhieb bald trocknet und sehr hart und dauerhaft wird, ist zu mancherlei Nutzgebrauch geschickt. Von den belaubten Zweigen erhielt Herr Suckow verschiedene vortrefliche Farben. Auch soll man diesen Strauch zu Bepflanzung der Sanddünen gebrauchen können. In Lustwaldungen wird er wegen seines sonderbaren Ansehens im Winter sehr geschätzt, indem seine vierjährigen Schösse alsdann sehr dicht mit großen, aufgeblasenen, schuppigen Knospen besetzt sind, welche eine dunkelbraunere Farbe als die Zweige haben. Um das Ende Februars pflegen diese Knospen an Größe stark zugenommen zu haben. Auch machen seine Blätter mit ihren zweierlei Farben einen guten Effekt.

Seemeve, s. unter Meve.

Seerachen, s. Tauchergans.

Seidenschwanz, lat. Ampelis. Macht eine Gattung von der Ordnung der Singvögel aus, und hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist gerade, kurz, erhaben, die längere obere Kinnlade etwas eingekrümmt und an beiden Seiten ausgeschnitten. Die Nasenlöcher sind in Borsten versteckt. Die Zunge ist spitzig, knorplich und gespalten. Die mittlere Zehe ist an ihrer Wurzel mit der äußersten vereinigt. Er hat einige Eigenschaften mit dem Fliegenfänger, andere mit der Drossel gemein. Von dieser Gattung giebt es nur eine Art, diese ist

der gemeine Seidenschwanz, lat. Ampelis Garrulus, Linn. Fr. le Jaseur de Bohème, Buff. Engl. the Waxen-Chatterer, Lath. auch genannt: Seidenschweif, Böhmer, Boheimlein, Böhmische Haubendrossel, Zuserl, Zinzirelle, Pestvogel, Kriegsvogel, Wipferz, Schneevogel, Sterbevogel, Pfeffervogel, Goldhähnle, Schwätzer.

Als besonderes Kennzeichen ist am Hinterkopf ein kleiner Federbusch, und die hintern Schwungfedern haben eine pergamentartige rothe Spitze.

An Größe gleicht er fast der Rothdrossel, ist 9 Zoll lang, und 1 Fuß 5 Zoll breit. Der Schwanz mißt 3 Zoll und die Flügelspitzen reichen bis über die Hälfte desselben. Das Gewicht ist 3 Unzen. Der Schnabel ist schwarz, dick, kurz, oben gewölbt, und an der Wurzel breit; die Nasenlöcher sind eirund, der Augenstern rothbraun. die Füße und Nägel schwarz, die geschilderten Beine 1 Zoll hoch und unter den Knieen etwas befiedert, die Mittelzehe 1 Zoll und die hintere 7 Linien lang.

Der ganze Vogel hat ein zartes, seidenartiges Gefieder; die Stirn und die langen Afterfedern sind schön hell kastanienbraun; die Nasenlöcher bedecken kleine schwarze Federchen; am untern Mundwinkel ist ein weißlicher mit Rothbraun umgebener Strich. Die übrige Farbe des Leibes besteht aus einer sanften Mischung des Braunen mit dem Aschgrauen, doch in verschiedenen Schattirungen. Scheitel, Federbusch, Hals und Brust sind rostbraun grau, Rücken, Schultern und Deckfedern der Flügel dunkelbraun grau, Unterrücken und mittelmäßigen Steißfedern sanft hellaschgrau, der Bauch und die Seiten röthlich silbergrau; die Deckfedern der ersten Ordnung sind so wie die Schwungfedern schwarz, haben aber weiße Spitzen; die hintern Schwungfedern sind an der äußern Fahne viel kürzer als an der innern, haben auf jener weiße Spitzen, und der Federschaft verlängert sich in einen zinnoberrothen, eirunden hornartigen Fortsatz, deren Zahl von fünfen bis zu neunen verschieden ist. Der Schwanz ist fast gerade, kaum merklich getheilt, schwarz, und alle Federn haben einen halben Zoll lange schwefelgelbe Spitzen. Die untern Deckfedern der Flügel sind silberweiß.

Das Weibchen hat eine kleinere schwarze Kehle, eine schmälere und hellgelbere Schwanzspitze, nur gelblichweiße Flügelspitzen, höchstens 5 kleine schmale zinnoberrothe Fortsätze an den Schwungfedern, zuweilen auch gar keine, und die Schwungfedern sind nicht so schwarz, sondern fahler.

Es ist ein dummer, träger Vogel, der den Jäger so nahe kommen läßt, daß er ihn fast mit einem Stocke erschla-

gen kann. Er läßt weiter keinen Gesang, als einige leise lispelnde Töne, fast wie die Rothdrossel, aber leiser hören, singt aber im Winter und Sommer. Seine Lockstimme ist ein oft wiederholtes: Rhiß, rhiß, rhiß! und wenn er böse ist, so schnappt er mit dem Schnabel laut zusammen. Im Fluge, der ziemlich schnell von statten geht, gleicht er dem Staare. Er läßt sich ohne alle Mühe zähmen, macht aber durch nichts als durch seine Farbe Vergnügen, vielmehr durch seine Unfläterei Misvergnügen. Unter allen Vögeln ist er gewiß der größte Fresser.

Sein Sommeraufenthalt ist der arktische Kreis. Von da kömmt er im Winter heerdenweise nach Deutschland ꝛc. ist auch in Nordamerika, wird aber da 1 Zoll kleiner. Er lebt sehr gesellig, und man trifft daher immer große Heerden beisammen an. Sie überwintern fast alle Jahre in Thüringen in den Vorbergen des Thüringerwaldes, und bleiben gern da, wenn sie Ueberfluß an Nahrungsmitteln finden. Sie kommen auch schon zu Anfange des Novembers und gehen in der ersten Hälfte des Aprils wieder in ihre Heimath zurück. Andere Gegenden von Deutschland besucht er nicht so häufig, und wird daselbst Sterbevogel genannt.

Im Frühling und vermuthlich auch im Sommer nährt er sich von Insekten, vorzüglich Schwebefliegen und Bremsen, und füttert also damit auch seine Jungen. Er setzt sich dabei auf den Gipfel eines Baums, fliegt sobald als er ein solches Insekt in der Luft gewahr wird, darnach in die Höhe, schnappt es weg, und setzt sich wieder an seine vorige Stelle nieder. Außerdem frißt er Beeren von allerhand Art, Vogelbeeren, Hartriegelbeeren, Mistelbeeren, Kreuzdornbeeren, Schlingbaumbeeren, Wachholderbeeren und im Nothfall auch Knospen von Buchen, Ahorn- und Obstbäumen. Er badet sich gern, macht sich aber nicht so naß, wie andere Vögel.

Er soll in Steinklippen in gebirgigen und waldigen Gegenden nisten. Die jungen Weibchen haben immer keine hornartigen Fortsätze an den Schwungfedern; überhaupt sind die Jungen in allen Farben heller, und die jungen Männchen, die bei uns überwintern, haben wenigstens schon 7 rothe Federanhängsel.

Da er so dumm ist und immer in großen Gesellschaften beisammen sitzt, so kann man auf einen Schuß oft 20 und mehrere erlegen. In der Schneuß und auf dem Heerde fängt er sich eben so leicht. —

Er nützt durch sein Fleisch, welches gesund ist und da es zart und so lieblich, wie gewürzt, schmeckt, so nennt man ihn an manchen Orten das Pfeffervögelchen. Aus den schön gefärbten Federn wissen die Federschmücker allerhand Sträuße zu binden. Er frißt auch schädliche Insekten.

Seidenspinner, s. Stricker.

Seil, s. Hängeseil.

Seitenwände, s. Hauptwände.

Selbstschuß, Fr. Arme à feu qui tue celui qui y touche. Ist eine kurze Büchse mit einem Schloß, von welchem ein daran befestigter Draht oder dünnes Seilchen abgeht, so daß, wenn ein Thier dasselbe berührt, die Büchse losgeht und das Thier todt schießet. Dergleichen werden auf allerhand Raub- und andere Thiere an ihre Ein- oder Ausgänge gelegt.

Senkholz, Fr. Bois canard. Werden die Scheite genannt, welche bei einer Holzflöße nicht mit fort wollen, sondern zu Grunde gehen und in den Bächen und Flüssen liegen bleiben und hernach, wenn man sie, nachdem das Wasser wieder rein und helle geworden, zu Gesicht bekömmt, aussetzt und nachflösset, oder auf der Stelle verkauft, weil sie sich gemeiniglich wieder senken.

September, Fr. Septembre. In diesem Monate giebt es für den Forstmann folgende Geschäfte: Mit der Reinigung der Baumschulen, der Holzpflanzungen und mit der Aufsicht über das Kohlenbrennen und die Hirtenfeuer wird, wie im August, fleißig fortgefahren. Wenn in den angepflanzten Oertern einige Bäume nicht fortgekommen sind, muß man sie ausreissen und wieder ersetzen, weil man sonst keine geschlossenen Orter bekommt. Die Lerchenbäume kann man nunmehr anfangen zu pflanzen, auch kann man überhaupt gegen Ende dieses Monats mit der Herbstpflanzung den Anfang machen; so wie man das Einsammeln des späten Birkensaamens beschließt, hingegen das Einsammeln des Weißtannensaamens anfängt.

In Kiefern- Tannen- und Fichtenrevieren wird Brennholz geschlagen, und das darunter befindliche Nutz- und Bauholz ausgeschossen.

Die Köhlerei wird zu Ende dieses Monats, wenn nicht die Nothdurft die Fortdauer bestimmt, im Gebirge, in der Ebene und in Laubforsten beschlossen; aber das Stockroden geht fort.

Das Harzscharren oder sogenannte Flußscharren geht an den Orten, wo es noch üblich, wenn die heiße Witterung vorbei ist, wieder an; am besten jedoch ist, wenn es ganz unterbleibt. Die Bienenweide im Gebirge hört auf; in Gegenden aber, wo man viele gemeine Heide hat, schafft man die Bienen in diese Reviere.

Die Vogelbeeren werden zum Vogelfange, zum Mus- und Saftkochen, auch zum Brandweinbrennen mit Ende dieses Monats gesammelt, so wie die Hanebutten und Preusselbeeren.

Die Mastbesichtigungen und Mastverpachtungen nehmen ihren Anfang, so wie man auch für unverpachtete in Fehme zu nehmende Mastreviere sich tüchtige Masthirten miethet, und die Schweinebuchten in guten Stand setzen muß. — Mit Michaelis geht das Raff- und Leseholzholen in den gewöhnlichen Holztagen wieder an.

In diesem Monate blühet die salbeiblättrige Weide, die Alpranke, der hohe Brombeerstrauch und die gemeine Heide. — Der Saamen fällt in diesem Monate ab: von der späten Birke, Holzbirnbaum, Traubenkirschbaum, Korneelkirschbaum, Lorbeerweide, Haselstrauche, Besenpfrieme, Straußbeerenstrauch, Johannisbeerstrauch, wilden Stachelbeerstrauch, Färberginster, Trunkelbeerstrauch, Heidelbeere, kleinen stachelichten Ginster, Eibenbaum und Krähenbeere.

Allen Rind- und Schaafviehhirten werden nun mit Ernst die Masthölzer untersagt.

Der Jäger hat in diesem Monate folgendes zu bemerken: Den ersten September geht die Mittel- und niedere Jagd auf. Ueberhaupt aber wird die Jagderlaubniß der Jäger im allgemeinen nach folgenden Tagen bestimmt: nach Bartholomäi hohe Jagd, von Jacobi bis Matthäi Hasen,

von Michaelis bis Lichtmesse Füchse, Hühner, Enten ꝛc. von Laurentii bis St. Thomä Dachse ꝛc.

Wegen der zu Ende dieses Monats völlig eintretenden Hirschbrunst ist in den Hinterbergen Ruhe zu halten, und Brunfthirsche kann man bis in die Mitte des Monats birschen, die Schmalthiere und Kälber aber länger. — Alles kleine Weidewerk wird nunmehr erlegt.

Das hin und wieder vertheilte Rothwildpret ziehet sich in große Wälder und Gehege zusammen, und jedes Stück brunftet gewöhnlich wieder an seinem alten Brunftplatze. Die Dammschaufler sind jetzt am feistesten. und werden nebst den steifen Rehböcken, welche sich in Dickigen verborgen halten, des Abends spät auf das Geäse und Morgens früh wieder abgehen, geschossen. Das Tannenwildpret tritt zu seines gleichen, und fängt an feist zu werden.

Die wilden Schweine gehen jetzt unter die wilden Obstbäume, Eichen, Buchen und legen Feist an; starke Bachen hingegen pflegen bisweilen noch einmal zu rollen, frischen aber nicht so viel Stück als im Frühjahr.

Der Hase, welcher sich bei feuchtem Wetter in Hecken und Sträuchern, bei trockenem aber in den Haserstoppeln aufhält, setzet zum viertenmale; aber dieser Satz wird gemeiniglich von den Raubthieren gefressen.

Die Wölfe, welche truppweise zusammenziehen, die Füchse, welche jetzt weit umher streifen, und viele der größern Thiere, welche nur einmal im Jahre sich fortpflanzen, jagen in diesem Monate die Jungen von sich, welche nunmehr sich einen neuen Aufenthalts- oder Wohnort wählen und bearbeiten müssen. — Die Marder und Iltisse ꝛc. kehren nach und nach in die Dörfer zurück.

Von diesem Monate an werden die Fischottern bis zur Ranzzeit theils geschossen, theils mit Eisen und Netzen gefangen. — So lange das Wetter offen ist, fängt man die Biber ihrer Geilen wegen auf gleiche Art; allein des Bibers Geile nimmt mit dem Monde ab und zu. — Der Dachs geht in die Felder und Gärten, daher man ihm des Nachts mit dem Hunde beikommen kann.

Das große Federwildpret sucht sich jetzt seine Winterwohnungen auf; der Trappe, welcher zum Schießen angefahren oder angeritten wird, steht auf Saatfeldern und ist

feist. Der Fasan steht in Feldhecken, Brüchen u. s. w. wie im Frühjahr. Die wilde Gans kömmt in unsern Gegenden an, und die gefleckte Meerschwalbe zieht durch.

Von Egidi an bis 3 Wochen nach Michaelis muß der Vogelsteller täglich auf dem Vogelheerde seyn, und er hat nach der Regel einen guten Vogelfang zu erwarten, wenn der Sommer trocken gewesen ist. Auch die Dohnen- und Schneußvögel ziehen jetzt am stärksten, und werden um desto häufiger gefangen, je mehr es Beeren giebt, und je stärker und kälter die Frühnebel eintreten.

Vierzehn Tage vor Michaelis nimmt auch der Lerchenstrich seinen Anfang, die man erst in Nachtgarnen, wenn sie aber in größern Schaaren kommen, in Taggarnen fängt.

Vierzehn Tage vor und nach Michaelis ist auch der beste Finkenstrich, und wenn der Heerd auf das Feld gemacht ist, so fängt man bei guten Lockvögeln nicht nur gemeine Finken, sondern auch Bergfinken, Goldammern, Kernbeißer, Grünlinge, Hänflinge, Stieglitze u. s. w.

Endlich gehen auch zu Ende dieses Monats die Haselhühner, die sich in Ketten zusammengezogen haben, nach der Pfeife, und werden in den tiefen und hohen Laubwaldungen, wo viele Bromm- und Heidelbeeren sind, am häufigsten angetroffen. Sie fangen sich auch in den Aufschlägen und Dohnen, indem sie nach den Vogelbeeren fliegen.

Setzen, Fr. faire des petits. Heißt beim Rothwildpret sowohl, als auch Rehen und Hasen, wenn sie ihre Jungen bringen, oder gebären.

Setzzeit, Fr. Saison, les Biches font leurs petits. Wird die Zeit genannt, zu welcher die Hirschkühe, Rehe und Hasen ihre Jungen bringen, nämlich bei den meisten Thieren im Frühjahre.

Sichelschnäbler, Lat. Tantalus Falcinellus, Fr. le Courlis verd, Buff. Engl. the Bay Ibis, Penn. Ist als Sumpfvogel die einzige Art von der Gattung des Nimmersatts. Das Gesicht ist schwarz, die Flügel und der Schwanz sind violet und die Füße blau. Er ist 1 Fuß 8 ½ Zoll lang und 3 Fuß 2 Zoll breit. Der Schwanz ist 4 Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf sein Ende. Der Schnabel ist 4 Zoll lang und dunkelbraun, die Füße blau, die

Nägel schwarz, die Schenkel 2 Zoll hoch nackt, die Mittelzehe 3 Zoll und die hintere 1½ Zoll lang und mit einer starken Klaue versehen.

Das Gesicht ist kahl und schwarzgrün; der Scheitel und Hals dunkel kastanienbraun, erstere mit weißen Strichen; der Oberleib dunkelgrün gold- und kupferfarbig glänzend; die Kehle, der Vorderhals und die Brust kastanienbraun, der Hals mit weißlichen Strichen und die Brust mit einem grünen Goldglanze; der übrige Unterleib braun aschgrau; die Schwung- und Schwanzfedern blau, grün und kupferfarbigspielend, letztere bilden auch eine etwas gabelförmige Gestalt.

Er bewohnt häufig das schwarze und Caspische Meer, das südliche Europa und die Seen und Flüsse des südlichen Deutschlands. Er hält sich gerne in Heerden bei den Seen auf, vereinzelt sich aber zur Brützeit und geht an die Ufer der Flüsse.

Sichelzins. Wird dasjenige Geld genannt, welches die Unterthanen für die Erlaubniß, das Gras von in herrschaftlichen Forsten gelegenen Wiesen abzumähen, entrichten; an vielen Orten heißt dieses Erbzins. — Sichelzins, wird auch für die Erlaubniß, in schon ziemlich erwachsenen Oertern Gras schneiden zu dürfen, gegeben, und hat den Namen davon, weil das Gras mit der Sichel abgeschnitten werden muß, und nicht abgemähet werden darf, weil durch letzteres viele junge Lohden mit abgeschnitten würden. Allein auch dieses Grasschneiden ist schädlich, und darf daher von keinem Forstbedienten verstattet werden. S. auch Grassichel.

Sicke, siehe Dusel.

Sickenruf, ist so viel als Wachtelpfeife.

Siebenziger, siehe Gemeiner und Meß-Siebenziger.

Silberfasan, lat. Phasianus Nycthemerus, Linn. Fr. le Faisan blanc de la Chine, Buff. Engl. the pencilled Pheasant, Lath. auch genannt: der schwarze und weiße Fasan aus China; der weiße Chinesische Fasan mit langen Ohren. Er gehört unter die Ordnung der Hausvögel, und ist von der Gattung des Fasans eine Art, welche

als Kennzeichen schwarze Haube und Bauch, keilförmigen Schwanz und weißen Oberleib hat.

An Größe übertrift er den gemeinen Fasan, ist vom Schnabel bis zum Schwanzende 2 Fuß 11 Zoll lang, wovon der Schwanz 19 Zoll einimmt. Die gefalteten Flügel reichen kaum an die Wurzel des Schwanzes. Der Schnabel ist $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, blaßgelb, der Augenstern rothgelb, die geschuppten Füße hochroth, der weiße Sporn 8 Linien lang, die Mittelzehe $2\frac{1}{2}$, und die hintere 1 Zoll lang.

Die Augen sind mit einem scharlachrothen Raum eingefaßt, der nur mit zarten Haaren besetzt ist, oben an jeder Seite sich in ein Horn verwandelt, rückwärts an jeder Seite des Kopfs sich in eine Spitze endigt, also einen doppelten Kamm bildet, unten aber in zwei Läppchen, wie beim Haushahne, herabhängt; diese Haut erhebt sich in der Hitze. Am Hinterkopfe hängt ein schöner $3\frac{1}{4}$ Zoll langer schmalfederiger, glänzend indigblauer Federbusch herab. Der Nacken und vordere Theil des Oberhalses ist weiß. Der Rücken, die Schultern, die Deckfedern der Flügel und die mittelmäßigen Steißfedern sind weiß mit vielen schmalen zickzackförmigen schwarzen Querlinien überlaufen. Der ganze Unterleib ist schwarz, ins Dunkelblaue, und zwischen den Beinen ins Grüne spielend. Die Schwungfedern sind weiß, sehr schmal schwarz gerändert, und mit einer Linie breitem Querstreifen bezeichnet. Die Schwanzfedern sind weiß, die zwei mittelsten fast rein, außer fast am Steiß mit einigen feinen schwarzen Querstreifen, die folgenden weiter schwarz gestreift, und die äußern ganz, am stärksten und auch die Schäfte.

Die Henne ist kleiner, der Schnabel und Augenstern braungelb, die Füße bleichroth; der Schwanz nur 1 Fuß lang; der Federbusch ist kürzer, niedergelegt und dunkelbraun oder schwärzlich; Kopf, Hals, Rücken, Brust, Schenkel und die mittelsten Schwanzfedern durchgängig rostbraun und sehr zart grau gesprengt; die Kehle und Wangen weißgrau; Unterbrust, Bauch und die andern untern Theile weißlich, rostbraun gefleckt und mit schwarzen Querbändern; die großen Schwungfedern schwärzlich, die der zweiten Ordnung wie der Rücken, und die nächsten am Körper weiß gefleckt; die äußern Schwanzfedern mit schwar-

zen Wellenlinien und Kielen. — Wenn die alten
nen zur Fortpflanzung untauglich werden, so bekomm
oft die Farbe des Männchens.

Der Silberfasan kömmt in seiner Natur und Be
bungsart fast gänzlich mit dem Goldfasane überein, ist
weniger zärtlich als dieser, und könnte daher noch ehe
uns einheimisch gemacht werden. Die Henne legt gew
lich 8 bis 14, und nur höchst selten 18 bis 20 Eier, d
Größe den kleinen Hühnereiern gleichen. Sie sehen
lichgelb ins weiße spielend aus, auch zuweilen fleischfa
und sind fein verloschen und wenig punktirt.

Zur Paarungszeit (Falzzeit), welche zu Ende
Aprils und immer wenigstens 8 Tage früher, als di
Goldfasans anfängt, ist der Hahn ungemein hitzig
Wenn die Henne die Freiheit hat, so brütet sie am b
die Eier selbst in 26 Tagen aus. Sonst legt man si
Zwerghühnern unter. — In der Jugend erhalten sie
das Futter, das die jungen Goldfasanen bekommen,
haben bis zum zweiten Jahre die Farbe der Mutter
Das Fleisch halten einige für wohlschmeckender, als
vom gemeinen Fasan.

Silberreiher. Unter diesem Namen giebt es
besondere Arten Sumpfvögel, nämlich der große un
kleine Silberreiher, und beide sind Arten von der
tung der Reiher.

1) Der große Silberreiher, Lat. Ardea Egr
Linn. Fr. la grande Aigrette, Buff. Engl. the g
Egret, Penn. auch Türkischer und Indischer Reihe
nannt. Als Kennzeichen seiner Art hat er einen n
merklichen Federbusch, die Rücken- und Schulterf
reichen weit über den Schwanz hinaus, und sind
schmal; die Farbe ist weiß.

Seine Länge und Höhe ist 3 Fuß 9 Zoll, und die
gelbreite 6 Fuß 2 Zoll; der Schwanz mißt 4¼ Zoll,
die Flügel falten sich an der Spitze desselben. Der S
bel ist 5¼ Zoll lang, so wie der Hals stark, sehr scharf
spitzt, oben schwärzlich, unten hellbraun, um die längl
Nasenlöcher herum gelblich. Der Augenstern ist gold
Die Füße sind dunkelbraun, fleischfarben überzogen,
nackte Theil der Schenkel fleischbraun, dieser 5 Zoll,

die Beine $9\frac{3}{4}$ Zoll hoch, die mittlere Zehe $3\frac{3}{4}$ Zoll lang, die hintere $3\frac{1}{4}$ Zoll; die Nägel schwarzbraun.

Das ganze Gefieder ist rein silberweiß; die Zügel und der Augenkreis glänzend dunkelgrün; die Kopffedern bilden einen Federbusch, am Vorderhals hängen lange schmale Federn herab; die Schulterfedern sind lang, sehr schmal, zerschlissen, und biegen sich sichelförmig über die Flügelfedern hin; an den Seiten des Rückens entspringen 1 Fuß 8 Zoll lange Federschäfte, welche 8 Zoll über den Schwanz hinaus reichen.

Dieser Reiher hält sich an großen Morästen, in überströmten Gegenden und an süßen Landseen zwischen dem Schilf, Rohr und anderm Gesträuche auf, brütet auf den durch Ueberschwemmung gemachten kleinen Inseln, und geht des Nachts seiner Nahrung nach, die aus Amphibien und anderer gewöhnlichen Reiherspeise besteht. Er ist sehr schön, lebt nicht in Gesellschaft, sondern einzeln und macht einen bellenden Lärm, wie der Wolf.

2) Der kleine Silberreiher, lat. Ardea Garzetta, Linn. Fr. l'Aigrette, Buff. Engl. the little Egret, Penn. auch genannt: kleiner weißer Reiher. Von den übrigen seiner Art unterscheidet er sich durch einen Federbusch am Hinterkopfe, weißen Leib, schwarzen Schnabel, grüne Zügel und Füße. Er gleicht an Größe einer Henne, ist 2 Fuß 1 Zoll lang, und 3 Fuß 2 Zoll breit. Der Schwanz mißt 5 Zoll, und die Flügel reichen bis an dessen Spitze. Er wiegt 1 Pfund.

Der Schnabel ist $3\frac{3}{4}$ Zoll lang und schwarz; der Augenstern hellgelb; die Füße schwärzlichgrün, die Nägel schwarz, die Schenkel $4\frac{1}{2}$ Zoll federlos, die Mittelzehe $2\frac{3}{4}$ Zoll lang und mit der äußern bis zum ersten Gelenke mit einer kleinen Haut verbunden, die hintere 20 Linien lang.

Das ganze Gefieder ist schön silberfarben weiß; die Zügel sind nackt und grün; der Federbusch besteht aus sehr schmalen, biegsamen, herabhängenden Federn, wovon zwei fast 6 Zoll lang sind; die Federn an der Brust und auf den Schultern sind zart, locker und ohne Fasern.

Er bewohnt das südliche Europa, ist im Frühjahr und Herbst in Oesterreich, und auch zuweilen, wiewohl selten, in Thüringen. Er besucht die Ufer der Meere und Flüsse,

und setzt sich gern auf die Bäume. Seine Nahrung sind Fische, besonders Aale und Krebse; doch frißt er auch Frösche. Sein Fleisch ist eßbar.

Silvanus, (Waldgott) siehe unter Jagdgötter.

Singdrossel, lat. Turdus musicus, Linn. Fr. le Grive, Buff. Engl. the Trostle, Penn. auch genannt: Sangdrossel, Gesangdrossel, Pfeifdrossel, Zippe, Zippdrossel, Ziepdrossel, Drostel, Drossel, Drosthel, Sommerdrossel, Weißdrossel, Weindrossel, Grangdrossel, Crainisch: Drossig und Drosch. Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Drosseln eine Art, bei welcher, als Kennzeichen, die innern Deckfedern der Flügel blaßorangengelb sind; der Oberleib ist olivengrau, und die Deckfedern der Flügel haben rostgelbe Spitzen.

In der Gestalt, Farbe, Aufenthalt, Gesang und überhaupt in der ganzen Lebensart ähnelt sie sehr der Misteldrossel; sie ist kleiner als die Wachholderdrossel, aber grösser als die Rothdrossel. Sie ist 9½ Zoll lang und 1 Fuß 3 Zoll breit. Der Schwanz ist 3½ Zoll lang und die Flügelspitzen reichen ein wenig über dessen Mitte. Sie wiegt 3 Unzen.

Der Schnabel ist 9 Linien lang, hornbraun, unten von der Mitte an nach der Wurzel gelblich, inwendig gelb; die Nasenlöcher sind eirund, die Regenbogen nußbraun, die Ränder der Augenlider gelbweiß, die geschilderten Beine blaß bleifarben, die Zehen weißgelb, die Nägel hornbraun, die Beine 15 Linien hoch, die mittlere Zehe 13 und die hintere 9 Linien lang.

Kopf, Hals, Rücken, Schulterfedern, mittelmäßigen Steißfedern und Deckfedern der Flügel dunkelolivengrau, von den Nasenlöchern bis zu den Augen ein gelblichweißer Strich; die Wangen rostgelblich, schwärzlich und olivenbraun gefleckt; an der Wurzel des Oberkiefers sehr viel schwarze Barthaare, die Kehle gelblichweiß, an derselben läuft von den beiden Ecken des Unterkiefers 9 Linien lang herab ein schwarzer Streifen, Seiten des Halses und Brust hellröthlichgelb mit herzförmigen, und der weiße Bauch mit eirunden dunkelbraunen Flecken; die mittelmäßigen Afterfedern weiß; die beiden Reihen der großen Deckfedern der Flügel haben an den Spitzen dreieckige rostgelbe

Flecken (Spiegel); die inwendigen Deckfedern sind hellorangengelb, die Schwungfedern graubraun, olivenbraun kantirt, die hintern an den Spitzen gelblich weiß gerändet, und alle inwendig an der Wurzel hellorangengelb; die Schwanzfedern fast gerade, spitzig dreieckig zugeschnitten, graubraun, die äußerste an der äußern Seite, die übrigen an den Spitzen kaum merklich weiß gesäumt.

Das Weibchen ist etwas kleiner, die zwei schwarzen Linien an der Kehle sind in kleine Striche verwandelt; die Brust ist heller weißgelb und die röthlich gelben Spitzen der großen Flügeldeckfedern sind kleiner.

Die Singdrossel verkündigt auf den Gipfeln der höchsten Bäume sitzend durch ihren lauten abwechselnden, der Nachtigall ähnlichen Gesang, die Ankunft des Frühlings, singt den ganzen Sommer hindurch, und besonders in der Abend- und Morgendämmerung bei schönen Tagen. In ihrem Gesange findet man die Worte: David, David! drei Rösel für eine Kanne — Prosit, prosit! Kottenhans, Kuhdieb! Kuhdieb! Wenn sie Kuhdieb sagt, wird sie für einen vorzüglich schönen Vogel gehalten. Ihre Lockstimme ist Zipp, zipp! in der Angst und bei Gefahr stößt sie noch ein tiefes Jack, jack, jack, heraus, woran sie alsdenn ihr Zipp, zipp hängt. Sie ist sehr scheu, fliegt mittelmäßig geschwinde, hat einen hüpfenden Gang, und lebt gern in Gesellschaft ihres Gleichen.

Sie bewohnt ganz Europa, und ist im Thüringerwalde außerordentlich zahlreich. In großen Waldungen, besonders in gebirgigen wohnen sie am liebsten, und unter diesen ziehen sie wieder die Schwarzwälder den Laubwäldern vor. Sie suchen immer die Plätze auf, wo Waldwiesen und Bäche in der Nähe sind. Im September 14 Tage vor und 14 Tage nach Michaelis, wenn starke Nebel kommen, versammeln sie sich in Heerden und ziehen in wärmere Gegenden. Sie machen den zweiten Strich von Schneußvögeln aus; die ersten sind gewöhnlich die Ringdrosseln. In der Mitte des Märzes, bei guter Witterung auch früher, sind sie da, und jeder alte Vogel setzt sich wieder auf den Baum, wo er das vorige Jahr gesessen hat, und singt sein Frühlingslied.

Sie nähren sich im Sommer von Insekten, und besonders von Regenwürmern, von Kirschen, und vorzüglich von Heidelbeeren, im Herbste von Vogelbeeren, Elsbeeren, Weißdornbeeren, Kreuzdornbeeren, Schlingbaumbeeren, Wachholderbeeren und Weinbeeren.

Ihr Nest bauen sie am liebsten auf niedere Tannen- Fichten- und Kieferbäume, doch auch auf die untern dichten Aeste der Buchen, Eichen, Espen, Birn- und Aepfelbäume u. d. gl. am seltensten in niedriges Gebüsch und auf alte Baumstrünke. Es ist groß und eine vollkommene Halbkugel. Es besteht auswendig aus Erdmoos und inwendig aus Sumpfsmoos, das mit Erde, Leimen rc. vermischt ist. Das Weibchen legt 3 bis 6 blaugrüne mit schwarzbraunen Punkten besetzte rundliche Eier, und brütet sie mit dem Männchen in 16 Tagen aus. Die erste Brut ist schon in der Mitte oder am Ende des Aprils flügge. Es macht des Jahrs zwei Hecken. Die Jungen sehen am Oberleibe weißgedüpfelt aus, und lernen, wenn man sie aus dem Neste nimmt, und mit Milch und Semmeln auffüttert, Lieder pfeifen.

Ihre Feinde sind die Wiesel, Baummarder und große Haselmäuse, welche oft die Brut vertilgen. Die Alten aber werden von den Falken, Sperbern und andern Raubvögeln im Herbst verfolgt.

Im Herbst sind sie schwer zu schießen; im Frühjahr aber kann man sie gar leicht von der Spitze des Baums herab erlegen, auf welchem sie singen. — Als einen der gewöhnlichsten Schneußvögel fängt man ihn auf seinem Zuge häufig in den Sprenkeln und Dohnen. — Auf dem Heerde wird er deswegen nicht häufig gefangen, weil die ankommende Gesellschaft sich gern zerstreut, und nicht auf einmal auffliegt. Man hat drei Locker und einen Ruhrvogel nöthig, und man kann jeden gleich den dritten Tag zum Lockvogel brauchen. — Sie fliegen auch nach dem Kautz, und man kann sie daher auch auf der Heher- oder Meisenhütte mit Leimruthen fangen.

Ihr Fleisch schmeckt angenehm, und sie sind im Herbste sehr fett. Diejenigen, die in Weinbergen gefangen werden, schätzt man wegen ihres vortreflichen Geschmacks vorzüglich. Es gehen 4 Stück auf ein Club. — Ihr Gesang

ſowohl im Freien als im Zimmer macht ſie für den Liebhaber auch wichtig. Sie verpflanzen durch die nicht ganz verdauten Beerkerne, die Wachholder- und Vogelbeerbäume. — Schaden ſollen ſie in Weinbergen thun.

Abänderungen ſind: 1) die weiße Singdroſſel (Turdus muſicus albus); 2) die weißköpfige Singdroſſel (T. m. leucocephalus); 3) die Singdroſſel mit dem weißen Halsringe (T. m. torquatus); 4) die bunte Singdroſſel (T. m. varius); 5) die graue Singdroſſel (T. m. cinereus).

Singſchwan, ſiehe unter Schwan.

Singvögel, Sperlingsartige Vögel, Lat. Paſſeres, Fr. Oiſeaux de chant. Dieſe machen nach dem Linneiſchen Syſtem die ſechſte Ordnung der Vögel aus. Bei dieſen Vögeln iſt der Schnabel kegelförmig und zugeſpitzt. Die Naſenlöcher ſind meiſt offen, bloß und eiförmig. Die Füße (Gangfüße) ſind zart, geſpalten. Sie leben theils zur Zeit der Begattung, theils beſtändig in Monogamie, bauen ſich mehrentheils künſtliche Neſter, theils auf Bäumen und Häuſern, theils an der Erde und in Geſträuchen. Einige leben von Saamen der Pflanzen und haben einen dicken, ſtarken und kurzen Schnabel, um ſelbigen zu zerbeißen, andere nähren ſich von weichen Inſekten und Gewürmen, und haben einen längern, dünnen und ſchwachen Schnabel. Sie machen des Jahrs mehrere Bruten. Sie ſind meiſt eßbar und unter ihnen giebt es vorzüglich die Schneußvögel und die Stubenvögel, nämlich diejenigen, welche man ihres angenehmen Geſangs halber im Zimmer füttert.

Außerdem werden die Singvögel wegen ihrer Schnäbel und verſchiednen Lebensart in vier Abtheilungen gebracht: a) in Singvögel mit dicken Schnäbeln, als der Kernbeißer, Fink, Ammer; b) in Singvögel mit krummen Schnäbeln, als die Nachtſchwalbe und die Schwalbe; c) in Singvögel mit geränderten Schnäbeln, als die Droſſel, der Seidenſchwanz und der Fliegenfänger; d) in Singvögel mit dünnen Schnäbeln, als die Meiſe, die Bachſtelze, die Lerche, der Staar, und die Taube.

Unter die Singvögel gehören alſo folgende Gattungen mit ihren Arten. Die Tauben (wiewohl dieſe eine beſondere Vogelordnung ausmachen ſollten); die Lerchen, die

Staare, der Seidenschwanz, die Drosseln, die Kernbeisser, die Ammern, die Finken, die Fliegenfänger, die Sänger, die Meisen, die Schwalben, die Nachtschwalbe.

Sitzen, Fr. relaisser, être relaissé. Heißt es von dem Rothwildpret, wenn es sich auf seinem Bette niedergethan hat. — Sitzen heißt es auch von dem Hasen, wenn er in seinem Lager ist.

Sitzen, Fr. se jucher, être perché. Sagt man von den Hühnern, Fasanen, wenn sie zu Bette gehen.

Soblachen, ist so viel als Brudel.

Sohlweide, siehe Saalweide.

Sohr. Heißt bei den Bäumen krank oder dürre.

Sommerdrossel, siehe Weißdrossel.

Sommerlatte, Fr. Revenue, Tendron. Werden bei den Laubhölzern die Schossen genannt, welche in einem Jahre gewachsen sind, besonders heißt man so die einjährigen Stammlohden.

Sommerlinde, siehe Linde.

Sömmern. Heißt, wenn ein Baum seine Krone weit ausbreitet, so daß er einen großen Raum beschattet, wo nichts wachsen kann.

Sommern. Sagt man von einem Baum, wie er seine Sommerlatten treibt, und zwar gut sommern, wenn dieselben lang sind, hingegen schlecht sommern, wenn sie kurz sind.

Sommerseite, Fr. Côté du midi. Wird an den Bäumen diejenige Seite genannt, welche gegen Mittag zu stehet, ingleichen auch von den Bergen, welche gegen Mittag liegen, und von der Sonne, Sommers und Winters beschienen werden; so sagt man z. B. der Berg liegt an der Sommerseite.

Sommerstand, Fr. Gite ou Retraite d'été. Heißt es von den Hirschen sowohl als auch anderem Wildpret, wenn sie nach dem Frühjahr ihre Stände verändern, und die Dickige suchen, um sich sowohl vor der Sonnenhitze, als auch den Fliegen und Mücken zu verbergen.

Sonnenuhr, Fr. Horloge solaire. Eine gerade, oder auch gebogene Fläche, auf welcher ein von der Sonne erleuchteter Körper mit seinem Schatten gewisse, nach be-

stimmten Regeln gezeichnete Linien trift, und dadurch die Tagesstunden angiebt.

In so fern es mehreren Besitzern dieses Handbuchs angenehm seyn könnte, einige von den nothwendigsten Kenntnissen der Gnomonik (heißt diejenige Wissenschaft, die von Verfertigung der Sonnenuhren handelt) gesammelt zu finden, gehört auch dieser Artikel hierher. Daß sich aber in diesen Blättern keine vollständige Anweisung, sondern nur eine gedrängte Uebersicht aufstellen lasse, versteht sich wohl ohnehin.

Da die Gnomonik eigentlich auf astronomischen Grundsätzen beruht; so ist es nothwendig folgende Erörterungen vorauszuschicken.

I. Man stelle sich durch unser Auge eine bis an die Fläche der Himmelskugel verlängerte Vertikallinie, und auf eben diese Weise auch eine Horizontallinie vor; so entsteht, wenn man mit der letztern, als Halbmesser, einen Kreis bis an den Endpunkt der Vertikallinie beschreibt, ein Quadrant. Drehte sich dieser Quadrant um die Vertikallinie, als um seine Axe, so würde dadurch eine Halbkugel beschrieben, deren Wölbung die scheinbare Wölbung der Himmelskugel seyn würde; und diese Halbkugel würde unten durch eine Kreisfläche begränzt, die durch die Umdrehung der Horizontallinie entstünde, und welche man den Horizont nennt. — Der Endpunkt der Vertikallinie heißt Scheitelpunkt (Zenith); denkt man sich hingegen in der untern Himmelswölbung einen Punkt, dem Zenith gerade entgegengesetzt, so heißt dieser Fußpunkt (Nadir).

II. Wenn die Sonne irgend einer Erdgegend aufgeht, so befindet sie sich in dem Horizont *) dieser Gegend. Nach-

*) Die Astronomen stellen sich die Horizontalebene eines jeden Orts durch den Mittelpunkt der Erden gelegt vor, und nehmen sie mit der Horizontalebene, die durch jenen Ort selbst geht, zusammenfallend und gleich laufend an, wodurch sie also das Auge über der Erde in den Mittelpunkt derselben versetzen. Und das läßt sich auch wegen der ungeheuern Entfernung der Sonne von der Erde (deren mittlerer Abstand über 20 Millionen geograph. Meilen beträgt) mit Grund annehmen, weil eben dadurch der wahre Horizont (d. h. der durch den Mittelpunkt der Erde gelegt ist) mit dem scheinbaren (der durch jenen Ort selbst geht) zusammenfällt.

dem sie aber aufgegangen ist, steigt sie immmer höher *), und die Zeit, wo sie am höchsten steht, ist der Mittag, worauf sie sich wieder senkt, und endlich beim Untergang abermals in dem Horizont der Gegend verliert.

III. Beim Auf- und Untergang sind die Schatten aller über der Horizontalebene erhabnen Körper am längsten; am kürzesten hingegen, wenn die Sonne am höchsten steht. Gesetzt also, man befestigt auf einer ebnen, den Sonnenstrahlen ausgesetzten Fläche einen vertikalen Stift, und mißt von Zeit zu Zeit die Länge seines Schattens; so kann man schließen, daß es Mittag ist, wenn dieser Schatten am kürzesten ist. Diese Beobachtung giebt diejenigen Methoden an die Hand, vermittelst welcher man die Mittagslinie findet **). Dieser Linie bediente man sich schon in den ältesten Zeiten. Man nannte den Stift, oder jeden erhabnen Körper, dessen Schatten vermittelst jener Linie den Mittag bestimmen mußte, einen Gnomon (daher der Name Gnomonik). Man errichtet oft auf einem horizontalgepflasterten Boden, worauf die Mittagslinie in Stein, oder Metall genau bemerkt war, einen Obelisk, von dessen Spitze der Schatten auf die bemerkte Linie fiel, wenn es Mittag war ***). In dem vorigen Jahrhundert hat Cassini, ein berühmter Astronom, zu Bologna einen ähnlichen Gnomon erneuert. Auf dem horizontalen Boden einer hohen Kirche zog er eine Mittagslinie, und brachte gegen Süden, tausend Zoll über dem Boden, eine kleine Oeffnung an, durch welche das Sonnenlicht, wenn es Mittag war, gerade auf diese Linie fiel ****).

*) Es versteht sich, daß hier und in der Folge von dem Lauf und der Bewegung der Sonne nur in so ferne geredet wird, als sie uns zu laufen und sich zu bewegen scheint; und es wird vorausgesetzt, daß jeder überzeugt sey, jener scheinbare Sonnenlauf entstehe eigentlich von der Bewegung unsrer Erde selbst, die sich nicht nur täglich einmal von Westen nach Osten um ihre Axe dreht, sondern auch binnen einem Jahre eine eiförmige Linie (Ellipse) um die Sonne beschreibt.

**) Wie man die Mittagslinie auf eine bequeme und genaue Art suchen müsse, sehe man unter dem Art. Mittagslinie, welcher überhaupt nachgelesen werden muß.

***) Hierher gehört unter andern G. Phil. *Kraus* Theoria Pyramidum (1757).

****) S. Hube's Unterricht in der Naturlehre 1ster Band, 2ter Brief.

IV. Stellt man sich die Mittagslinie irgend eines Ortes gegen Norden und Süden um die ganze Erdkugel verlängert vor, so giebt dies den Mittagskreis des Orts. Ein jeder Ort der Erde hat folglich seinen Mittagskreis. Alle diese Kreise müssen sich in 2 Punkten der Erdkugel durchschneiden, die man Erdpole nennt. Einer von ihnen heißt Südpol, der andere Nordpol.

V. Ein Ort heiße A; so nennt man den halben Mittagskreis, der von einem Pole anfängt, und durch A bis zum andern Pole gezogen wird, den Meridian von A.

VI. Diejenige Linie, die von einem Pole anfängt, und durch den Mittelpunkt der Erde bis zum andern Pol gezogen wird, heißt die Erdaxe.

VII. Setzt man in Gedanken durch den Mittelpunkt der Erde eine Ebene senkrecht auf die Axe, so wird dadurch die ganze Erdkugel in zwei ähnliche und gleiche Halbkugeln getheilt, nämlich in die südliche und nördliche; der Kreis, den dieser Durchschnitt rund um die Erdkugel herum bildet, heißt der Aequator, oder die Linie.

VIII. Der Aequator des Himmels liegt gerade über dem Erdäquator (in seiner fortgesetzten Ebene) und die Himmelspole oder auch Weltpole gerade über den Polen der Erde; so wie auch die von einem Himmelspol zum andern gezogene Linie die Weltaxe heißt, und also nichts anders ist, als die bis an die Fläche der Himmelskugel verlängerte Erdaxe; welches alles daraus begreiflich ist, weil die Bestimmung jener Dinge am Himmel blos von der Vorstellung abhängt, daß sich die Erde in der Mitte des scheinbaren Himmels-Gewölbes befinde.

IX. Zur nähern Bestimmung der Meridiane theilt man den Aequator in 360 Grade, jeden Grad in 60 Minuten u. s. w. von Abend gegen Morgen herum ein. Derjenige Grad des Aequators, den der Meridian irgend eines Orts trifft, bestimmt des Ortes Länge, wobei aber angezeigt werden muß, welchen Meridian man als den ersten angenommen hat *).

*) Den ersten Meridian ziehen einige durch den Pik auf Teneriffa; andere durch St. Ferro; andere durch die Pariser Sternwarte u. s. w.

X. Der Aequator theilt die Meridiane auch in nördliche und südliche Quadranten, deren folglich jeder 90 Grade hat, die von dem Aequator an gegen den Pol zu gezählt werden. Derjenige Grad des Mittagsquadranten, in welchem ein Ort liegt, bestimmt die Breite desselben, welche, wie der Quadrant selbst, nördlich oder südlich ist.

XI. Da auch ferner der Aequator jeden Meridian in einem rechten Winkel durchschneidet (VII); so geht er gerade von Osten nach Westen. Denkt man sich daher eine gerade Linie durch einen Ort A (der aber nicht im Aequator selbst liegt), immer von Osten nach Westen um die Erde herum gezogen, so würde dieses ein Kreis seyn, der mit dem Aequator parallel liefe. Alle solche Kreise nennt man daher Parallelkreise; und sie heißen Tagekreise, wenn man sie mit dem Aequator des Himmels parallel, in der Fläche der Himmelskugel annimmt.

XII. Um die Bewegung der Gestirne bestimmen zu können, muß man sich gewisse unbewegliche Gränzen vorstellen, von denen die Bewegung und nach denen sie zu geschieht. Zu einer solchen Gränze nun nimmt man auch den Horizont an. Nach ihm bestimmt man die Polhöhe eines Orts, welche in dem Abstand des sichtbaren Pols (z. B. bei uns des Nordpols *) von dem Horizont besteht. Diese Polhöhe ist aus mathematischen Grundsätzen mit der Breite der Oerter einerlei; man findet sie also in den Tafeln der Länge und Breite für die vornehmsten Oerter der Erde **).

Es würde uns zu weit führen, wenn das Verfahren, wie man nach astronomischen Regeln die Polhöhe eines Ortes mißt, auseinander gesetzt werden sollte. Zudem wäre das hier nicht an seiner Stelle, da wegen des engen Raums, auf den sich der Plan dieser kleinen Abhandlung einschränken muß, doch nichts Ausführliches geliefert werden könnte.

*) Man wählt zur Messung den äußersten Stern im Schwanz des kleinen Bären, der dem Nordpol am nächsten steht, und dessen Höhe im Winter, wenn die Nacht länger als 12 Stunden ist, wo also der Polarstern zweimal im Meridian gesehen werden kann (nämlich einmal über dem Pol und das anderemal unter demselben) gemessen werden muß.

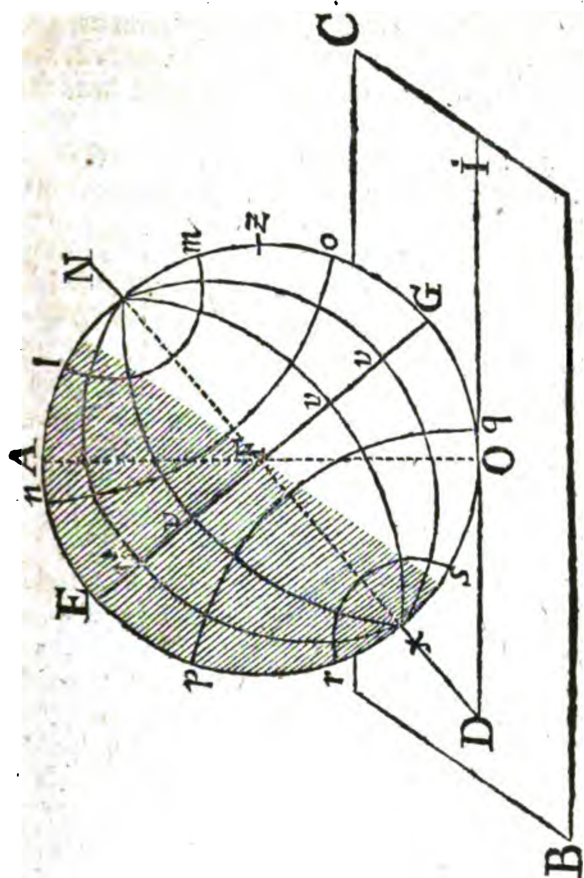
**) S. unter andern Vega's logarithm. Tafeln, am Ende.

Für den Nicht-Mathematiker würde also immer noch vieles unverständlich bleiben, dahingegen der Mathematiker alles was dahin gehört, in jedem astronomischen Lehrbuche findet. Der Unkundige benutze also zur Auffindung der Polhöhe die oben angeführten Tafeln der Länge und Breite, wo er die angegebne Breite der ihm zunächst gelegnen Stadt, für seine Gegend, ohne einen beträchtlichen Fehler zu begehen, annehmen kann.

Hier bemerke man auch noch die Benennung: Höhe des Aequators; wodurch man den Abstand desselben vom Horizont bezeichnet. Sie wird sehr leicht nach dem in der Astronomie bewiesenen Satz gefunden, daß die Polhöhe mit der Höhe des Aequators 90 Grad ausmacht. Man findet folglich die letztere, wenn man die bekannte Polhöhe von 90° abzieht.

XIII. Da die Sonne den Aequator des Himmels (der, wie aus XI. folgt, zugleich der größte Tagekreis ist) so wie auch alle übrige Parallelkreise binnen 24 Stunden in ganz gleicher Bewegung durchläuft, so folgt, wenn man die 360° des Aequators durch 24 dividiret, daß die Sonne in jeder Stunde 15 solcher Grade zurücklegt. Sie rückt also von Zeit zu Zeit in einen andern Meridian, woraus sich die verschiedenen Mittage und Tagszeiten überhaupt an den verschiedenen Oertern der Erde leicht erklären lassen. Alle Oerter nämlich, die unter einem und demselben Meridian liegen, haben auch zu gleicher Zeit Mittag; und alle haben ihn eine Stunde früher oder später, die um 15 Grade von einander unterschieden sind.

Ohne einige Kenntniß der bisher kürzlich entwickelten Sätze ist es ohnmöglich, sich einen deutlichen Begriff von den Grundsätzen der Gnomonik zu machen. Hingegen wird dem, der sich die Mühe nimmt, sie einzeln durchzugehen, in der nachstehenden Theorie der Sonnenuhren nichts dunkel bleiben.



stellt eine künstliche, halberleuchtete Erdkugel vor. Gesetzt, man wollte ihr für den Ort A die Richtung geben, welche die Erdkugel wirklich hat: so müßte man sie

1) so stellen, daß ihre Axe D N vertikal über der Mittagslinie, der Nordpol N gegen Norden zu, stünde;

2) müßte man ihrer Axe eine solche Richtung gegen die horizontale Mittagslinie geben, daß der Ort A auf der Kugel ganz oben vertikal über dem Mittelpunkt der Kugel zu stehen käme. Denn durch die erste Bewegung bringt man die Axe der Kugel in dieselbe durch die Mittagslinie liegende Ebene, in welcher sich auch die Erdaxe befindet;

durch die zweite Bewegung aber macht man die Axe der Kugel mit der Erdaxe parallel, oder man giebt der ersteren die Richtung, welche auch die letztere hat, indem der Ort A nach der Vertikallinie wirklich oben über dem Mittelpunkt der Erde liegt.

So ist nun die hier gezeichnete Kugel gestellt. Sie liegt auf einer Tafel B C, worauf eine Mittagslinie D I gezogen ist. Die Stellung der Kugel ist so, daß sie die Mittagslinie in O berührt, daß der Südpol D auf dem südlichen Theil dieser Linie steht und der Ort A oben in der höchsten Stellung der Kugel liegt. Hierdurch ist die Polhöhe des Ortes A bestimmt, welche so viel Grade beträgt, als der Bogen vom Pol N an bis zum Horizonte, den man durch den Mittelpunkt der Kugel legt, enthält (zweite Anmerkung). Man nimmt also hiebei den Ort A in dem Mittelpunkt der Kugel an, und mißt den Winkel N F Z; wo Z einen Punkt in der Horizontalebene des Ortes A bedeutet.

Ist nun E G der Aequator, und man stellt die Kugel an einen freien Ort, wo sie den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist; so wird der Punkt F, wo der Schatten der Kugel den Aequator durchschneidet, in einer Stunde durch 15 Grade fortrücken, wenn man die Linie E G rund um die Kugel herum in 360° eintheilt. Die Abwechselung des Lichts und des Schattens auf unsrer Erde verhält sich eben so, wie auf der künstlichen Kugel, da, wie schon oben bemerkt wurde, die Entfernung der Erde von der Sonne so groß ist, daß die Dicke der Erde dagegen nur einen Punkt vorstellt, und es also eben so viel ist, als ob der Mittelpunkt der künstlichen Kugel in den Mittelpunkt der Erdkugel, und die Axe der künstlichen Kugel in die Erdaxe fiele.

Bemerkt man also auf der Linie E G von 15 zu 15 Graden die Stunden des Tages; so ist diese Kugel dadurch in eine Sonnenuhr verwandelt.

Die Linien l m, n o u. s. w. stellen Parallelkreise, und N E x, N o x, N G x Meridiane vor, welches zugleich zur Erläuterung desjenigen dient, was im Vorhergehenden hierüber gesagt wurde.

Außer dieser Sonnenuhr, die, wenn sie gleich nicht die einfachste ist, doch im allgemeinen die Theorie der Son-

nenuhren dem Nichtmathematiker am deutlichsten macht, giebt es noch vielerlei Arten.

Man theilt sie in bewegliche und unbewegliche. Bewegliche sind, die man mit sich herum führen kann; unbewegliche sind, die ihren Ort nicht ändern. Diese sind entweder in ebenen Flächen oder in nicht ebenen Flächen, z. B. auf oder in einer halben Kugel, Cylinder u. s. w. Die Uhren, welche auf einer ebenen Fläche beschrieben werden, sind folgende:

1) Die Horizontaluhr, die mit dem Horizont parallel liegt.

2) Die Verticaluhr, die mit dem eigentlichen Vertikalcirkel (d. i. der durch das Zenith und die Punkte des Morgens und Abends geht) parallel steht. Diese Vertikaluhr ist südlich, wenn sie gegen Mittag, und nördlich, wenn sie gegen Norden steht.

3) die Mittagsuhr, die gegen Morgen liegt, und mit dem Mittagszirkel parallel ist.

4) Die Mittagsuhr, die gegen Abend liegt, und mit eben diesem Zirkel parallel ist.

5) Die obere Polaruhr, welche den Polen und der Weltaxe parallel und nach dem Zenith liegt.

6) Die untere Polaruhr, welche den Polen und der Weltaxe parallel und nach dem Nadir liegt.

7) Die obere Aequinoctialuhr, die dem Aequator parallel und nach dem Pol, der über dem Horizont erhoben ist, gerichtet wird.

8) Die untere Aequinoctialuhr, die dem Aequator parallel, aber nach dem Pol, der unter dem Horizont ist, gerichtet wird.

Alle diese Arten nennt man regulaire Sonnenuhren. Irregulaire heißen solche, die nach der verschiedenen Stellung der Flächen, worauf sie sich befinden, von den obigen abweichen. Man nennt sie inclinirend, wenn sie sich vorwärts, reclinirend, wenn sie sich hinterwärts gegen die Erde neigen; declinirende sind, die entweder von Mittag gegen Morgen oder Abend, oder von Mitternacht gegen Morgen oder Abend abwärts stehen. Diese declinirenden Sonnenuhren werden ausschließlich abweichende genannt.

Der Weiser (Stylus) aller dieser Uhren ist also derje-
e Stift, der mit der Weltaxe parallel geht, und für sie
st angenommen wird; und der Durchschnitt einer Ebene,
durch den Weiser lothrecht mit der Ebene der Uhr auf
e Fläche gesetzt ist, heißt die Linie unter dem Weiser
bstilaris).

Die wenigsten Schwierigkeiten hat die Verfertigung
er Aequinoctialuhr, sobald man nur die Höhe des Aequa-
s, der sich (XII.) aus der bekannten Polhöhe leicht fin-
ı läßt, für diejenige Gegend weiß, wo man die Uhr brau-
n will. Man beschreibt nämlich einen Zirkel und theilt
; in 24 gleiche Theile; zieht man aus dem Mittelpunkt
'ade Linien in diese Theilungspunkte, so entstehen dadurch
Stundenlinien. Auf der Abendseite bezeichnet man die
ormittags- und auf der Morgenseite die Nachmittagsstun-
ı und richtet endlich in dem Mittelpunkte den Weiser ver-
al auf. Der Punkt 12 muß mit seiner Linie gerade
er der Mittagslinie liegen, und die Fläche der Uhr muß
gestellt werden, daß sie mit dem Horizont einen Winkel
icht, welcher der Höhe des Aequators gleich ist, welches
mittelst eines an der Uhr angebrachten Gradbogens zu
virken ist. Bei dieser Aequinoctialuhr wird der Mittel-
nkt für den Mittelpunkt der Erde, und (weil der Zirkel
der Aequatorsfläche liegt) der auf der Mittagslinie erhöhte
eiser für die Weltaxe angenommen.

Da nun die Sonne ihre Tage mit der Weltaxe parallel
chreibt, und sich einmal so geschwind, wie das anderemal
vegt; so muß auch der Schatten der Weltaxe auf der Ae-
inoctialfläche in gleicher Zeit gleiche Theile des Zirkels
chreiben.

Je nachdem die Sonne dem Aequator nord- oder süd-
irts steht, wird die nördliche oder südliche Seite der Uhr-
che beschienen; man kann daher auch auf die untere Fläche
ie Aequinoctialuhr zeichnen, indem man den Weiser auf
den Seiten hervorragen läßt.

Eine allgemeine Aequinoctialuhr läßt sich verfertigen,
nn man einen Zirkel mit der gehörigen Eintheilung auf
e Fläche beschreibt, die sich über einer andern horizonta-
ı Fläche auf und nieder bewegen läßt (— etwa wie der
ckel auf einem gewöhnlichen Magnetkästchen), und die

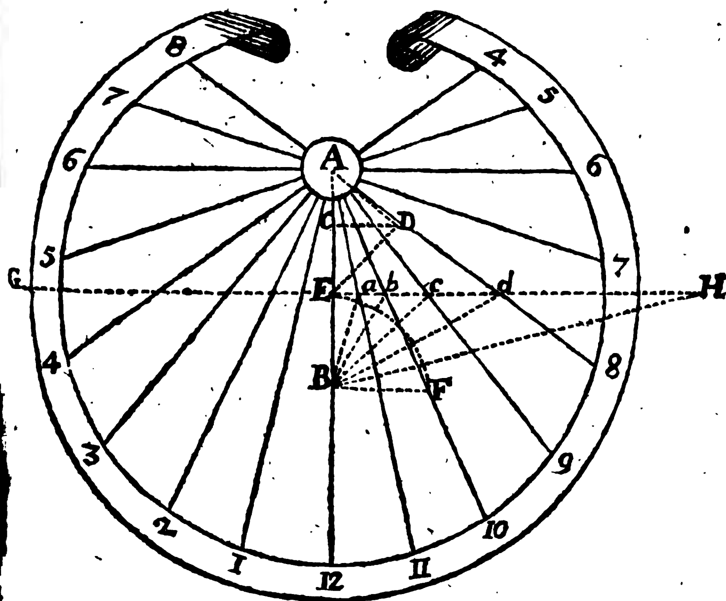
man nach einem Gradbogen, der an der horizontalen Fläche befindlich ist, und dessen Grade die obere bewegliche Fläche abschneidet, in verschiedenen Neigungen gegen den Horizont bringen kann, welche Neigungen dann jedesmal die Aequatorshöhe desjenigen Orts bestimmen muß, wo man die Uhr brauchen will.

Hätte z. B. ein Ort. 39° Aequatorshöhe; so würde man diejenige Fläche, worauf die Aequatorszirkel gezeichnet wären, am Gradbogen so rücken müssen, daß sie gerade 39° Grad abschnitte.

Um die Mittagslinie sogleich wenigstens ohngefähr zu finden, kann man eine Magnetnadel beifügen.

Wenn man die Aequinoctialuhr richtig kennt, so kann man sich das Verfahren, nach welchem die übrigen Sonnenuhren gefertigt werden, leicht erklären, da eigentlich auf der Theorie der Aequinoctialuhr alles beruht.

Hier werde ich nur noch die Art angegeben, wie man die Horizontaluhr verfertigt.



1) Man ziehe die Mittagslinie AB, oder nehme sie auf einer beweglichen Fläche willkührlich an

2) In dem willkührlich in der Mittagslinie angenommenen Punkt C richtet man eine Perpendikularlinie auf und macht sodann den Winkel CAD der gegebenen Polhöhe gleich.

3) In D wird der Winkel CDE dem Winkel CAD gleich gemacht, und die Linie DE bis auf die Mittagslinie gezogen.

4) Durch E zieht man die Linie GH, welche AB rechtwinklich durchschneiden muß.

5) Man nimmt die Länge ED, sticht sie auf EB ab, und beschreibt mit EB als Halbmesser den Quadranten EF.

6) Man theilt diesen Quadranten in 6 gleiche Theile, zieht aus dem Mittelpunkte B durch die Theilungspunkte bis an die Linie GH die Linien Ba, Bb, Bc u. s. w. und trägt aus E gegen G dieselben Theile.

7) Man zieht aus A durch die Punkte a, b, c, d u. s. w. die Stundenlinie bis an eine beliebige Einfassung. Die Linien A 7, A 8 werden gegen die andere Seite verlängert. Die Linie für A 6 ist diejenige, worauf AB senkrecht steht.

8) Man schreibt auf die Abendseite die Vormittags- und auf die Morgenseite die Nachmittagsstunden.

9) In A richtet man den Stift so auf, daß er gerade über der Linie AB, also in der Mittagsebene steht, und oben in A mit der Fläche der Sonnenuhr einen Winkel macht, der dem Winkel CAD (folglich der Polhöhe) gleich ist. Man verlängert diesen Stift gewöhnlich, bis man ihn über den Punkt 12 umbiegen und noch einmal unten befestigen kann.

Es ist nicht schwer, einzusehen, daß der Quadrant EFBE eigentlich ein Theil der Aequinoctialsonnenuhr ist. Denkt man sich ihn als einen ganzen Cirkel mit den gehörigen Stundenlinien, so über die Horizontalfläche, worauf die Horizontaluhr beschrieben werden soll, gestellt, daß er in der Aequatorsfläche liegt; so würde sein Weiser gerade mit dem Weiser der Horizontaluhr zusammentreffen, und wenn man die Stundenlinien bis auf die Linie GH, als eine Tangente, verlängerte, so würden dadurch die Punkte a, b, c, d u. s. w. entstehen.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß wenn die Horizontaluhr auf eine bewegliche Fläche beschrieben ist, man vorher an dem Ort, wo man sie hinlegen will, eine Mittaglinie bestimmen müsse, auf welche dann die Linie AB zu liegen kommen, oder mit ihr parallel laufen muß.

Eine Mittagsuhr wird völlig wie die Horizontaluhr beschrieben, ausser daß der Winkel CAD und CDE der Höhe des Aequators gleich gemacht werden muß.

Abweichende Sonnenuhren zu verfertigen bedient man sich eines gewissen Instruments (Declinatorium), wodurch man sucht, um wie viel Grade die Fläche, an welcher die Uhr befestigt werden soll, gegen Morgen oder Abend abweicht; darnach bestimmen sich die Regeln zur Verfertigung abweichender Uhren. — Hievon ausführlicher zu handeln, würde uns von dem Plan dieser Blätter entfernen.

Tragbare Sonnenuhren waren sonst sehr gewöhnlich. Da sie aber durch ihre Größe beschwerlich werden, wenn sie auch nur halbe und Viertelstunden angeben sollen, so sind sie jetzt durch die Taschenuhren gänzlich aus der Mode gekommen.

Man hat auch Monduhren, Sternuhren u. s. w. Hievon aber und von den Handgriffen, Sonnenuhren überhaupt zu verfertigen, muß man eigne Bücher nachlesen.

Daß in diesen wenigen Bläteern keine vollständige Gnomonik geliefert werden konnte, wurde schon oben erinnert. Es kam mehr darauf an, eine kurzgefaßte und möglichst deutliche Darstellung der ersten Grundsätze jener Wissenschaft für diejenigen aufzustellen, welche in diesem Theil der angewandten Mathematik noch nicht bewandert sind, welches wohl bei vielen unserer Leser der Fall seyn dürfte.

Diejenigen, welche in den Kenntnissen der Gnomonik weitere Fortschritte zu machen wünschen, werden in folgenden Schriften befriedigende Auskunft finden:

Neuvermehrte Welperische Gnomonika, 3te Ausgabe mit dem 4ten Theile vermehrt (von Joh. Chrph. Sturm). Nürnberg, 1708. Fol.

Penthers Gnomonica fundamentalis et mechanica (deutsch) Augspurg, 1734. Fol. Lehrt besonders allerlei Handgriffe.

Böttiger erleichterte Gnomonica, Lemgo, 1748.

De la *Hire* Gnomonique, Par. 1698.

Georg Michaelis gründliche Vortheile, allerlei Arten von Sonnenuhren zu verfertigen, Jena und Leipzig, 1738.

Die Aufgabe: Auf jede Ebene, deren Lage gegeben ist, eine Uhr zu beschreiben, findet man in einigen dieser Bücher aufgelöst. Auch gehört noch hierher:

Gregor. Elem. Astron. L. II. Pr. 42. sequ.

Die Zeit für das gemeine Leben zu wissen, und hauptsächlich Stand- oder Taschenuhren zu berichtigen, sind Müllers Tafeln der Sonnenhöhe, nebst dem hiezu gehörigen sehr einfachen Sextanten vorzüglich zu empfehlen. Den Sextanten kann man sich leicht und ohne Kosten verfertigen lassen, und auch die Tafeln selbst sind nicht kostbar, da man sie jetzt für jeden Grad der Polhöhe einzeln haben kann. — Man kann vermittelst dieser Tafeln die Tagesstunden sehr richtig und bis auf Minuten bestimmen.

Am Schlusse dieser kleinen Abhandlung wird auch noch eine Art von natürlicher Gnomonik erwähnt, die man zuweilen bei Landleuten, hauptsächlich bei solchen, die ihre meiste Zeit auf dem Felde zubringen, z. B. bei Hirten, antrifft. So bestimmen einige die Stunden, indem sie sich gegen Mittag kehren, und ihren Hut, mit der Höhlung nach oben zu, horizontal auf die Hand legen, nach dem Schatten, der in die Höhlung fällt.

Andere richten sich, vermöge langer Erfahrung nach dem Stand der Sonne; andere wollen die Stunden nach der Länge ihres eignen Schattens erkennen u. d. gl.

Daß aber bei allen Methoden der Art nicht die geringste mathematische Genauigkeit möglich sey, bedarf wohl nur für den eines Beweises, der die Grundsätze der Gnomonik eben so wenig kennt, als jene natürlichen Gnomoniker mit dem Schäferstabe.

Spachen, Fr. gros bois détérioré. Ist ein im Würtembergischen gewöhnlicher Ausdruck, und werden darunter diejenigen Splitter oder Absprünge von den zu Scheitern gespaltenen Trümmern oder Klötzen verstanden, und entstehen entweder wenn die Holzhauer ungeschickt einhauen, und die Mitte des Trummes nicht genau treffen, oder aber zuweilen, besonders wenn das Holz gefroren ist, die Axt ausspringt. Spachen sind also eigentlich misrathene Scheiter.

Späne, Fr. éclats de bois. Sind die beim Schroten, Spalten der Scheithölzer, besonders beim Abhauen der Aeste und Einbinden des Reißigs in Wellen abgesprungene kleine Holzstücke. Diese dürfen den Holzhauern nicht als Accidenz verstattet werden, weil sie sonst mehr auf deren, als auf die Vermehrung der Klaftern bedacht sind.

Spänner, Fr. qui a droit d'amasser du menu bois dans les forêts. Heißen Holzsammler, welche in den Hölzern das dürre Holz und die abgehauenen Späne auflesen. S. Leseholz.

Spane, Fr. Empan, Palme. Ist ein angenommenes Maas, nach welchem an einigen Orten die Bäume in der Rundung gemessen, darnach der körperliche Inhalt berechnet und so nach der Spanne verkauft werden. Die Länge eines solchen Maases ist verschieden; so hält z. B. die Spanne in dem Sachsen-Weimarischen 9 Nürnberger Zoll, und werden deren 3 für eine Waldspanne, und 4 für einen zweispännigen Baum gerechnet, und so weiter fort.

Zufolge dieses Maases soll halten

1 Bühnstange in der Peripherie			$16\frac{3}{4}$	Zoll
1 Halbspänniger	—	—	$22\frac{1}{2}$	—
1 Einspänniger	—	—	27	—
1 Anderthalbspänniger	—	—	$31\frac{1}{2}$	—
1 Zweispänniger	—	—	36	—
1 Dreispänniger	—	—	45	—
1 Vierspänniger	—	—	54	—
1 Fünfspänniger	—	—	63	—
1 Sechsspänniger	—	—	72	—

Dann steigt jede Spanne der stärkern mit 9 Zoll allemal, und vom Sechsspännigen an wird jeder Stamm nach dem Fällen der Länge nach bis in die Spitze, wo er noch 4 Zoll im Durchmesser hält, gemessen, wo denn von 65 Schuh an, alle 10 drüber haltende Schuhe die Taxe desselben verhältnißmäßig erhöhen.

Spannenmesser, Lat. Phalaena Geometra, Fr. Arpenteuse. Von diesen minder schädlichen Waldinsekten ha-

ben die Raupen nur 10 bis 12 Füße, und scheinen gleichsam, wenn sie sich bewegen, ihren Gang mit Spannen abzumessen. Sie verwandeln sich theils über, theils unter der Erde. Die Schmetterlinge haben theils eckige theils zugerundete Flügel, die sie flach tragen; sie fliegen auch am Tage und gegen Abend. Sie nähren sich von Blättern.

Von diesen verdient nur eine Art, die Winterraupe (Ph. Geom. brumata), wegen ihrer Schädlichkeit angeführt zu werden. Diese sieht man zuweilen fast hundertweise zusammen auf unserm Kernobste, auf den Kirschen, Pflaumen, Rüstern, Linden, Eichen, Birken und Rosen, von deren jungen Sprossen, Laube und Blüthe sie gleich vom Frühlinge an lebt; sie ist grün und der Länge nach weiß gestreift. Sie hat ihre Verwandlung zu einer Puppe, im Junius, aus welcher im Oktober der Nachtvogel hervorkommt. Zu dieser Jahreszeit hat man fast kein Laub an den Bäumen, und man sieht ausser dieser wenig andere Insektenarten mehr.

Spannkette, Fr. Chainette à mesurer l'épaisseur du bois. Ist das, unter Spanne, beschriebene Maas, welches von messingenem Draht gemacht, und in gewisse Theile abgetheilet ist, und womit die Baustämme 2 Ellen hoch über der Erde umspannet werden.

Spannstange. Ist eine Sorte Holländer Geschirrholz, und sind 30 und mehrere Fuß lange Stangen, von Buchen- Weißbuchen- oder Birkenholz, 12 bis 13 Zoll in der Rundung gemessen, dick. Sie werden zum fest Einspannen der Main- Saar- und Moselflöße gebraucht, und müssen gerade gewachsen seyn.

Spannwieden, s. unter Oblast.

Sparren. Ist ein Stamm Tannenholz, der 18 bis 24 Schuh in der Länge hat, 5 bis 6 Zoll am kleinen Ende dick ist, und sich zu Dachsparren schickt.

Spatelente, Lat. Anas Glaucion, Linn. Fr. le Morillon, Engl. the greg headed Duck, Penn. heißen auch: Breitschnäbel, breitschnäbliche Enten, Löffelenten, Leppelschnuten, Lepelgänse, Schallenten, Schellenten, Blauaugen. Ist als Wasservogel von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, bei welcher als Kennzeichen,

der Körper schwärzlich ist, und um den Hals herum ein weißes Halsband geht.

Diese Ente ist im nördlichen Europa und Asien zu Hause, liebt die Seestrande, wird aber doch auch, obgleich selten, in Deutschland auf den großen Flüssen und Seen im Sommer angetroffen. Sie ist 17 Zoll lang und 28 Zoll breit, der Schwanz ist 2 und 3 Viertel Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf dessen Mitte. Der Schnabel ist bräunlichgelb, an der Spitze sehr breit und rund, und ein wenig über sich gebogen, die Nasenlöcher stumpf eirund, die Sterne goldfarbig; die Füße schwärzlichgelb, die Nägel schwarz, die Beine 1 und 3 Viertel Zoll hoch, an den Schenkeln weit entblößt, die Mittelzehe 2 Zoll lang, und die hintere 8 Linien.

Der Kopf hat etwas lange Federn und dunkelrostbraun, der Hals mit einem weißen Kragen umgeben, unter diesem steht ein grauer, der Rücken und die Deckfedern der Flügel schwärzlich mit weißen Streifen, die größern Deckfedern dunkelbraun mit einigen weißen Flecken; die Brust weiß, der Bauch röthlichweiß, über den Schenkeln schwarz, die vordern Schwungfedern und der aus 14 Federn bestehende Schwanz schwarz, die hinteren Schwungfedern weiß, durch das Weiße an den Flügelfedern entsteht eine weiße Linie auf denselben.

Das Weibchen ist von gleicher Größe und lerchengrau, der Kopf ist braun, der übrige Oberleib von eben der Farbe mit grauen Flecken besprengt, der Unterleib weiß, an der Brust und dem Steiß braun gemischt, statt des weißen Flecks auf den Flügeln 5 weiße Federn.

Diese Enten trifft man oft in den Seestädten an, wo sie gezähmt unter den Hausenten herumlaufen. Sie sind nicht scheu und fliegen schwer. In Deutschland ziehen sie im Herbst allezeit weg, und kommen im Frühjahr erst wieder. Sie nähren sich von Wasserschnecken, Muscheln und unreinen Seegräsern; gezähmt fressen sie Brod und eingeweichte Körner.

Das Fleisch schmeckt gut, wenn es vorher in Essig gelegt worden. — Die starken Flügelfedern dienen fast so gut als Rabenfedern zum Zeichnen und Schreiben. An der Brust und am Bauche haben sie vortrefliche Dunen.

Specht, lat. Picus, Fr. le Pic. Macht eine Gattung von der dritten Ordnung der Vögel, nämlich der Waldvögel aus, und haben die Vögel dieser Gattung folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist vielflächig, gerade, an der Spitze keilförmig scharf zulaufend. Die eirunden Nasenlöcher sind mit borstenähnlichen Federn bedeckt. Die Zunge ist im Umrisse rund, sehr lang, gespitzt, an der knöchernen Spitze mit Borsten rückwärts gestachelt, und in ihrer Scheide mit einer wie Leim klebrigen Feuchtigkeit versehen, die diesen Vögeln beim Insektenfang sehr gute Dienste thut. Ihre Kletterfüße, an welchen die zwei vordern Zehen bis zur ersten Hälfte des ersten Gelenkes zusammen gewachsen sind, machen, daß sie an den Bäumen sehr geschickt auf- und absteigen können. Der Schwanz ist steif, elastisch, besteht aus 10 Federn, und dient zur Unterstützung und zum Widerstämmen an den Bäumen.

Die Spechte gaben sonst dieser ganzen Ordnung den Namen spechtartige Vögel; besonders merkwürdig ist an ihnen das Zungenbein. Dieses endigt sich wie bei dem Wendehals und einigen andern Vögeln dieser Ordnung, in zwei lange federartige Knorpel, die von unten nach oben, und von hinten nach vorne unter der Haut über den ganzen Hirnschädel fortlaufen, und an der Stirne, beinahe an der Schnabelhaut fest sitzen. Diese Knorpel stellen elastische Federn vor, vermöge welcher diese Vögel ihre fadenförmige Zunge hervorschnellen, und Insekten damit fangen können. Denn sie nähren sich vorzüglich von Insekten, und von den Larven, die das Holz zernagen; dazu dient ihnen ihr starker Schnabel und besonders ihre spitzige, klebrige und mit Widerhäkchen versehene Zunge. Sie sind in allen Gegenden verbreitet, in Italien sehr häufig, wo sie auch zum Markte gebracht und gegessen werden, leben ungesellig, und nisten in hohle Bäume.

Zu dieser Gattung gehören: der Schwarzspecht, der Grünspecht, der große, mittlere und kleine Buntspecht (s. unter Buntspecht), und der dreizehige Specht (lat. Picus tridactylus, Linn. Fr. le Pic varié, Buff. Engl. the threetoed Woodpecker, Penn.), welcher aber nur selten in dem nördlichen Deutschland und auf den südlichen Alpen

desselben angetroffen, und daher seine Beschreibung übergangen wird.

Spechtmeise, lat. Sitta. Wird als eine besondere Gattung von der Ordnung der Waldvögel aufgezählet, und hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist pfriemenförmig, fast rund, gerade, glatt und eben, die obere Kinnlade etwas länger mit zusammengedruckter Spitze. Die Zunge ist ausgeschnitten und getheilt. Die Nasenlöcher bedecken borstenartige Federn. Die Füße sind Gangfüße. Sie haben bis an die Zehen besiederte Schenkel, klettern wie die Spechte, haben aber sonst mehr Aehnlichkeit mit den Meisen. Es gehört hiezu nur eine Art.

Die gemeine Spechtmeise, lat. Sitta europaea, Linn. Fr. la Sittelle, Buff. Engl. the Nuthatch, Penn. auch genannt: Blauspecht, Grauspecht, Maispecht, Holzhacker, Nußhacker, Baumpicker, Kleiber, blaue Spechtmeise, größte Meise, Europäischer Sittvogel, Klener, Klaber, Tottler, Kottler, spechtartige Meise, Kleberblauspecht; Krainisch: Barleß. Bei ihr sind die Schwanzfedern schwarz, die vier äußern über der Spitze weiß.

Dieser Vogel bewohnt die nördlichen Weltgegenden, und gehört auch in Deutschland zu den gewöhnlichen und häufigen Vögeln. Er hat die Größe einer Lerche, ist 6 und einen halben Zoll lang, der Schwanz 1 und 3 Viertel Zoll, und die Flügelbreite 11 Zoll. Die zusammengelegten Flügel reichen bis drei Viertheile auf den Schwanz. Das Gewicht ist 1 Unze. Der Schnabel ist 10 Linien lang, oben stahlblaufarbig, unten blauweiß; die Augen sind graubraun, die Beine 10 Linien hoch, die Mittelzehe so wie die Hinterzehe 1 Zoll lang, die ganzen Füße gelblichgrau, die Nägel wie der Schnabel gefärbt, stark und groß.

Die Stirn ist blau, der übrige Oberleib und die Deckfedern der Flügel bläulichgrau, die Wangen und Kehle weiß; von der Wurzel des Schnabels läuft ein schwarzer Streifen durch die Augen bis an den Rücken, Brust und Bauch sind dunkel citronfarbig, die Seitenschenkel und Afterfedern zimmetbraun, letztere mit gelblichweißen Spitzen, die Schwingfedern schwärzlich, die großen an der Wurzel weiß und inwendig weiß eingefaßt; von den 12 kurzen Schwanzfedern haben die mittelsten die Farbe des Rückens;

die Seitenfedern sind schwarz mit bläulichgrauen Spitzen. — Das Weibchen ist kleiner, an Ober- und Unterleib etwas blässer, und hat keine blaue Stirn.

Er scheuet die Menschen nicht und kann unter allen Vögeln am geschicktesten den Bäumen hinauf und herab klettern. Sein Flug ist schön und schnell. Er ruft beständig, ja sogar des Nachts, sein hohes helles: Gü! Gü! Gägügä! Er wandert nicht, wohnt in Laubwäldern, die mit großen alten Buchen und Eichen besetzt sind, und kömmt nur im Herbst und Winter mit den Kohlmeisen in die Gärten. Im Winter trifft man sie oft zu 6 und 8 in den Dörfern an, um an den Strohdächern und in den Scheunen und Ställen Insekten zu suchen.

Diese sind auch ihre vorzügliche Nahrung, und sie suchen sie zwischen den Ritzen der Baumrinden hervor. Sie fressen aber auch Nüsse und Bucheckern, legen sogar einen Vorrath davon in Baumhöhlen, und zwängen sie, um sie zu öfnen, in Baumritzen, und nehmen den Kern heraus.

Sie brüten in alten hohlen Bäumen, besonders Eichen und Buchen. Die Oefnung zu ihrem Neste lassen sie nur so groß, daß sie nur mit dem Körper bequem durchkommen können. Das Weibchen legt 6 bis 7 schmutzigweiße, und rothgefleckte Eier, und brütet sie mit dem Männchen in 14 Tagen aus. Wenn die Feinde ihrer Brut, die Wieseln und großen Haselmäuse, sich dem Neste nähern, so erhebt das Weibchen ein gräßliches Geschrei. An ihnen findet man eine ins Grüne schillernde fliegende Laus.

Da sie so wenig scheu sind, so können sie leicht mit Blasröhren und Flinten erschossen werden. Sie gehen auch nach den Hanfkörnern in die Meisekasten und auf die Heerde.

Sie nützen durch ihr angenehm schmeckendes Fleisch, und daß sie sich von Holzwürmern nähren. Wenn sie sich den Häusern in Norwegen nähern, sollen sie stürmisches Wetter weissagen. — Großen Schaden thun sie an den Haselstauden, besonders die gute Nüsse tragen, indem sie häufige Nüsse für den Winter fortschleppen. — Das im Wasser gefaulte Fleisch soll die Pfeile vergiften.

Sperber, lat. Falco Nisus. Linn. Fr. l'Epervier, Buff. Engl. the Sparrow-hawk, Penn. auch genannt:

Sperberfalke, Lerchenfalke, Lerchenstößer, Taubenstößer, Schwalbenfalke, Schwalbengeier, Finkenfalke, Finkensperber, Finkenhabicht, Stößer, kleiner Stockfalke, Goldfuß mit schwarzem Schnabel, Schwimmer und Luftschiffer, weil er oft in der Luft ganz unbeweglich hingleitet. Bei den Jägern heißt das Weibchen nur eigentlich Sperber, und das kleinere Männchen Sprinz, Sprenzchen, Blaubäckchen. Erstere heißen auch noch: weißgesperberte Habichte, Isländer, und letztere Wachtelhabichte.

Er gehört als Raubvogel unter die erste Ordnung der Vögel, und ist von der zweiten Familie der Falken eine Art, bei welcher als Kennzeichen die Wachshaut grüngelb ist, die Füße gelb sind, und der Schwanz schwärzliche Bänder hat. In Deutschland ist er einer der gemeinsten Raubvögel, 1 Fuß 2 und einen halben Zoll lang, und die Flügel 2 Fuß 4 Zoll. Der Schwanz mißt 6 und einen halben Zoll, und die Flügelspitzen legen sich 2 Zoll vor seinem Ende zusammen.

Der Schnabel ist kurz, 8 Linien lang, sehr krumm, bläulich, gegen die Spitze schwarz; der Oberkiefer geht weit gerade über den untern herab, und ein großer Zahn liegt unter den länglichen Nasenlöchern; die Wachshaut ist gelbgrün, die Schnabelwinkel scharf und länglich, der Gaumen blau, die Zunge dick, unten vertieft, die scharf sehenden Augen groß, der Stern so wie die Füße gelb, die Beine länger als bei andern Arten, die dünnen Schienbeine 2 und einen halben Zoll hoch, die Klauen lang, sehr spitzig und hornbraun, die Fußsohlen mit großen Ballen, die mittlere Zehe 1 und ein Viertel Zoll und die hintere 1 Zoll lang.

Der ganze Oberleib ist dunkelbraun, der Nacken weiß gefleckt, die Augenlider grüngelb gerändet, über den Augen ein weißer, schwärzlich gestrichelter Streifen, die Backen braun, der Unterleib weiß, an der Kehle schwärzlich gestrichelt, an den übrigen Theilen aber dicht mit rostfarbigen und dunkelbraunen Streifen. Die Schenkelfedern (Hosen) sind sehr lang. Die Deckfedern des Unterschwanzes haben nur sehr einzeln Bänder. Die Flügel sind dunkelbraun, die kurzen Schwungfedern mit schwärzlichen Bändern, die Deckfedern rostfarbig eingefaßt, die Schwungfedern der zweiten Ordnung mit weißlichen Spitzen, der Schwanz gerade, röthlich aschgrau mit 5 breiten schwärzli-

chen Streifen und weißlichen Spitzen, die Unterflügel gelblichweiß mit dunkelbraunen Querbinden, der Unterschwanz weißlich und schwärzlich bandirt.

Das Männchen ist merklich kleiner als das Weibchen, so daß jenes nur 5 Unzen, dieses aber 8 Unzen wiegt, und 1 Fuß 4 und einen halben Zoll lang, und 2 und einen halben Fuß breit ist. Auch unterscheidet sich dieses in der Farbe. Der Oberleib ist nämlich dunkelaschgrau; an den großen Achselfedern und hintern Schwungfedern sehen weiße Flecken durch, und die Schienbeine sind grüngelb. — Die jungen Sperber haben bis ins zweite Jahr, besonders auf der Brust, unregelmäßige braunrothe Flecke, und auch die regelmäßige Kantirung der Federn des Oberleibes ist noch undeutlich.

Die Sperber sind sehr menschenscheue, muthige, listige und sehr hurtige Vögel. Sie fliegen niedrig mit der größten Schnelligkeit über die weitesten Felder hinweg, oder von einem Baum zum andern, und alle kleine Vögel gerathen bei ihrer Erblickung so in Furcht, daß sie ein so ängstliches Geschrei ertönen lassen, als sie es bei keinem andern Raubvogel thun. Man hört zu allen Jahreszeiten, am öftersten aber im Mai, von ihnen einen weittönenden Laut: Gä, gä, gä! Bei Erschallung dieser Töne verstummen alle kleine Singvögel, werden äußerst aufmerksam und suchen sich im Stillen zu verbergen. — Beide Geschlechter sind gleich gelehrig, lassen sich ohne große Mühe zähmen und zur Jagd, wie die Falken, abrichten. In Deutschland sind sie keine Zugvögel, sondern ziehen nur im Winter in einem Distrikte von etlichen Meilen ihrer Nahrung halber von einem Orte zum andern. Sie halten sich vorzüglich gern in gebirgigen, auch waldigen Gegenden auf, und in großen Kettenwäldern in den Vorhölzern, verbergen sich in den tiefern Zweigen der Bäume und suchen immer dem freien Felde nahe zu seyn.

In diesem gehen sie vorzüglich des Abends und Morgens ihrer Nahrung nach. Diese besteht im Sommer vorzüglich aus Lerchen, Wachteln, jungen Feld- Hasel- Auer- Birk- und Haushühnern, jungen Fasanen, aus Feldmäusen, Eidechsen, Käfern und besonders Heuschrecken, im Winter aus Krammetsvögeln, Zeisigen, Stieglitzen,

Sperlingen, Goldammern, Tauben, Meisen und im Herbst und Frühjahr aus Finken. Die Sperlinge holen sie unter den Dächern hervor. Sie sind stets hungrig und sollen bisweilen ihren eigenen Unrath wieder verschlingen. Im August verlassen sie die Wälder, um den im Felde liegenden Haufen kleiner Vögel, Finken, Hänflingen u. s. w. nahe zu seyn.

Im Mai und Junius bauen sie ihr Nest (Horst) in waldigen Gegenden auf den höchsten Fichten, in andern aber auch auf alten Ruinen und Felsenklippen. Es besteht aus Reißern und ist inwendig mit Moos ꝛc. ausgefüttert. Die 3 bis 4 Eier, die schmutzigweiß, mit rostfarbigen eckigen und zackigen Flecken, besonders am stumpfen Ende in Gestalt eines Kranzes bezeichnet sind, werden vom Weibchen allein ausgebrütet; dieses wird aber mit Nahrung vom Männchen unterdessen versorgt. Die Brütezeit dauert fast 3 Wochen. Die Jungen sehen im ersten und zweiten Jahre sehr bunt aus, und erst nach dem zweiten Mausern erhalten sie obige Farbenzeichnung. Sie sind, wenn sie ausgeflogen sind, aber ihre Nahrung noch nicht selbst suchen können, beständig so hungrig, daß die Alten immer mit ängstlichem Geschrei von ihnen verfolgt werden.

Sie sind schwer zu schießen. — An der Mündung des schwarzen Meeres werden sie, so wie die Gabelweihe auf folgende Art sehr leicht gefangen, die man auch bei uns anwenden könnte. Der Vogelsteller hält sich hinter einem Strauche verborgen, vor welchem er einen ebenen oder glatten viereckigen Heerd von ohngefähr 2 Schritten im Durchmesser angelegt hat. Um denselben sind 6 Stäbe, auf jeder Seite 3, von 6 Fuß Höhe und 1 Zoll Dicke, eingesteckt. An dem obern Ende dieser Stäbe ist gegen die Seite des Heerdes hin ein Einschnitt angebracht. An diesem Einschnitte ist ein weites Netz von grünen Fäden befestigt und über den Heerd in der Höhe der Stäbe ausgespannt. Mitten auf dem Platze befindet sich ein Pfahl, 1 Elle lang, an dessen Spitze der Vogelsteller eine Schnure befestiget hat, die er mit sich hinter den Busch nimmt. An eben dieser Schnure, die schlaff herabhängt, sind auch verschiedene Vögel befestigt, welche die auf dem Vogelheerde zerstreuten Körner fressen. Sobald nun der Vogelsteller in der Ferne einen Sperber

nerkt, bringt er diese Vögel durch Anziehen der Schnure n Flattern. Der Sperber, der dies durch sein sehr schar- Gesicht bemerkt, beschleunigt seinen Flug, stürzt auf die ögel unbesonnen los, und verwickelt sich im Netze. Hier- f faßt ihn der Vogelsteller, und steckt seine Flügel bis an Biegung derselben in einen besonders dazu eingerichteten nenen Lappen, womit er ihm die Vorderflügel, die chenkel und den Schwanz befestiget; alsdann legt er ihn f die Erde, wo er sich weder bewegen noch frei machen nn. — Die Vogelsteller fangen ihn auch oft im Frühjahr f dem Heerde oder der Locke in den Leimruthen, wenn er ch den Lockvögeln stößt.

Ihr Nutzen besteht darin, daß man sie ihres Muthes we- n zur Falkenjagd braucht, und dazu wählt man vorzüglich s Weibchen, weil es größer und stärker ist. Doch halten nicht so gut die Stange, als der Falke. Zu einem gu- i Jagdsperber wird erfordert, daß er im Fluge schnell, Fange geschickt, im Wiederkehren willig sey, und sich rn häubeln, aufsetzen und abnehmen lasse. Man bedient h derselben zur Baize auf Rebhühner, Wachteln, Lerchen, nken, Goldammern und dergl. Wenn man sie, beson- rs wenn die Lerchen mausern, mit aufs Feld nimmt, auf Hand setzt, und sie zuweilen flattern läßt, so drücken sich ese auf die Erde, und man kann sie alsdann, besonders enn man reitend ist, leicht ins Garn treiben. — Die hlschmeckenden Goldammern fängt man im Herbst und Winter mit demselben sehr leicht. S. auch Schreckheerd. — Man läßt sie auch die Gabelweihe zur Lust aus der Luft ßen.

In Ansehung seiner Nahrungsmittel thut er freilich chts als Schaden; doch scheint es billiger zu seyn, daß an nur die Haushühner und Tauben dahin zähle. Wenn im Winter seinen Aufenthalt nahe bei einem Dorfe auf- lägt, so holt er sicher alle Tage in den Mittagsstunden ne Taube, daher er in der Nähe der Dörfer auf gar keine chonung rechnen darf.

Sperling, s. Feldsperling.

Sperlingsammer, lat. Emberiza passerina, Linn. ird auch eine Art Rohrsperlinge genannt. Ist ein Sing- gel, und von der Gattung der Ammern eine Art, welche

sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet: Der Oberleib ist grau, rostfarben und schwarz gefleckt, und die Deckfedern der Flügel, besonders die kleinen, sind schön rostroth. Er ist etwas kleiner und schlanker als der Rohrammer, gleicht aber im Ganzen dem Weibchen desselben an Gestalt und Farbe. Seine Länge ist 5 und 3 Viertel Zoll und die Flügel klaftern 10 Zoll. Der Schwanz ist 2 Zoll 10 Linien lang und die Flügel reichen bis auf die Mitte desselben.

Der Schnabel ist nur 4 Linien lang, sehr gedruckt, scharf zugespitzt, oben schwarz, unten hellbraun, an der Spitze hornbraun; die Nasenlöcher sind länglich, der Stern im Auge dunkelkastanienbraun, die geschilderten Beine 10 Linien hoch, die Mittelzehe 9, und die hintere 7 Linien lang, die Füße schmutzig fleischfarben, in den Gelenken der Zehenschuppen schwarz, die spitzigen großen Nägel hornbraun.

Der Oberkopf des Männchens ist rostroth, und allenthalben schwarz gefleckt; von den Nasenlöchern läuft über die Augen ein schmutzig röthlichweißer Streifen; die Schläfe sind kastanienbraun mit durchschimmerndem Schwarz, das an den Seiten des Halses zu einem schwarzen Fleck wird; vom untern Schnabelwinkel läuft auf beiden Seiten ein gelblichweißer Streifen bis zur Mitte des Halses herab; Kehle und Gurgel sind schwarz weißgrau gewölkt; der übrige Unterleib ist graulichweiß und dunkelkastanienbraun gefleckt, die mittelmäßigen Afterfedern sind rein weiß, die Knie olivengrau, Ober- und Seitenhals olivengrau und schwarz gewässert, der Rücken rostroth, olivengrau und schwarz gefleckt, die mittelmäßigen Steißfedern olivengrau, röthlich überlaufen, die kleinern Deckfedern der Flügel rostroth, die größern und großen schwarz mit rostrothen Rändern, die Schwungfedern schwärzlich mit weißgrauen und rostbraunen Rändern, die Schwanzfedern alle schief zugespitzt und schwarz, die zwei mittlern rostroth gerändet, die zwei äußern nach einer schiefen Richtung schwarz und weiß.

Das Weibchen sieht im Ganzen heller aus. Der Schnabel ist hornfarbig, der Kopf wie beim Männchen, nur sieht kein Schwarz hervor; über die Augen läuft ein röth-

lichweißer Streifen; vom Kinn geht an jeder Seite bis über die Mitte des Halses ein braunschwarzer Streifen; Kehle und Gurgel sind schmutzig röthlichweiß; der übrige Unterleib hat eben die Farbe; das Genick und Nacken sind rothgrau, der Rücken mit rostgrauen und schwarzen Längsflecken besetzt, das übrige wie beim Männchen. — Im Zimmer verliert sich die schwärzliche Kopffarbe des Männchens und wird wie beim Weibchen, auch der Unterhals wird weißgrau, in der Länge schwarzbraun gefleckt.

Diese Vögel lieben das Gesträuch, welches sie immer in der Tiefe durchkriechen oder auf der Erde herum hüpfen. Sie haben einen leisen nicht unangenehmen Gesang, der sehr viel Aehnlichkeit mit dem des Rohrammers hat. Ihre Lockstimme ist ein helles Si, si! Sie hüpfen wie die Goldammern; ihr Flug ist äußerst schnell, sind nicht scheu, und werden auch in der Stube sehr zahm.

Dichte, buschreiche Laubhölzer in gebirgigen waldigen Gegenden, auch die Feldhölzer, die nahe an Waldungen grenzen, sind ihr liebster Aufenthalt. In Thüringen sind sie Zugvögel, die im April eintreffen, und im Oktober und November wieder wegziehen. Sie gehen nur nach und nach weg; denn man sieht sie alsdann Paarweise in den Feldhölzern, die an große leere Riede grenzen, unter den Goldammern. Diese bleiben aber und jene ziehen allein weg. — Im Sommer nähren sie sich von Insekten; im Herbst aber lesen sie unter dem Gebüsch und auf den Feldrainen und Rieden allerhand kleine Grassämereien auf. In der Stube nehmen sie mit allem vorlieb.

Ihr Nest machen sie in einen dichten Busch, nahe an die Erde hin, oder in einen hohen Grasbusch, auch auf die Erde selbst. Es besteht aus Grashalmen, ist mit Puppengespinst durchflochten und mit Haaren ausgefüttert. Die Eier sind weißgrau, purpurbraun gefleckt. Man findet ihrer meist 5 im Neste. Die Jungen schlüpfen in 14 Tagen aus, und sehen vor dem ersten Mausern zwar wie ihre Eltern gezeichnet, aber nur statt rostroth, rostgelb gefleckt aus. — Sie nützen durch ihr Fleisch, welches einen vortreflichen Geschmack hat.

Sperre. Ist das Mittel einen Floß in seinem Gange eine Zeitlang aufzuhalten, und den hintern schief nachschie-

ßenden Geſtöhren wieder eine gerade Richtung zu geben. Die Länge eines Floßes kann z. B. aus 13 und mehr Geſtöhren beſtehen, und alſo 1072 Schuh in der Länge meſſen. Nun kann das vordere Floß in einem Fluß, der ſtille geht, langſam laufen, das hintere Floß hingegen von dem ſtark gefangenen Waſſer allzuſehr nachgetrieben werden, daß es ganz ſchlangenförmig von hinten nachſchießt, und auf einander geworfen wird; dieſem Vorfall haben die Flößer durch eine Sperre auszuweichen geſucht, ohngeachtet ſolche den Tannen, worauf ſie gemacht wird, ſehr ſchädlich iſt, weil das ganze Geſtöhr gelocht werden muß, und hierdurch ein merkliches an ſeinem Werth verliert. Die Sperre wird demnach hinten an das Floß und vor dem Wedel gemacht, welcher Wedel an jedes Geſtöhr angebunden wird, und gemeiniglich aus ſogenannten Holländerbalken, oder in deren Ermangelung, auch aus Tannen 2 bis 3 Geſtöhr beſtehet. Das Sperrgeſtöhr macht ein Geſtöhr Tannen aus, wozu 4 60ger-Tannen und 1 Stamm gemeine Dickbalken gebraucht werden. Dieſen gemeinen Dickbalken legt man in die Mitte, damit zwiſchen den Tannen eine Oefnung bleibe, um das Sperrholz darein legen, und durch die Oefnung ins Waſſer auf den Grund laſſen zu können, mithin den Floß damit anzuhalten. Dieſe Sperrmaſchine enthält das Einbindholz, welches 9 Schuh lang und 14 Zoll dick iſt, und wird zu Ende des Sperrbalkens den queren Weg über, auf den 60ger Tannen durch ſtarke Baumwieden auf beiden Seiten befeſtiget. Ueber dieſes Einbindholz werden auf jeder Seite, der Länge des Floſſes nach, drei Stück Dreiling, welche mit zwei hölzernen Nägeln auf einander angemacht worden, ſo gelegt, daß ſie eine Oefnung in der Mitte haben, welche ohngefähr etwas weiter als der Sperrdickbalken breit iſt, und 2 und einen halben Schuh betragen mag; vorwärts werden dieſe Dreilinge vermittelſt einer Spitzenwiede an die Sechziger Tannen gebunden und erniedriget, daß das hinterſte Theil durch das Einbindholz erhöhet und etwas dachförmig ausſiehet, auch rückwärts von den Sechziger Tannen ohngefähr 4 Schuh in der Höhe liegt. Zwiſchen dieſen Sperrdreilingen befindet ſich nun in dem Raum, auf dem Einbindholz liegend, der Sperrſtimmel, welches ein Stück Holz, ſo beſonders hierzu 10 Schuh lang und 12 Zoll dick

gehauen worden, und zum stündlichen Gebrauch bereit ist, über welchem das Ausschlagholz, so 6 Schuh lang und 8 Zoll im Diameter hält, quer über liegt. Es wird aber das Ausschlagholz durch zwei der besten Baumwieden rechter Hand an dem Einbindholz fest gemacht, sofort über die Sperrdreilinge gelegt. Vorne linker Hand hat es einen Nagel, 1 Zoll dick, welcher zwei Zoll aus dem Holze hervorstehet. Dieses Ausschlagholz wird durch die Ausschlagwiede befestiget, welche eine starke Baumwiede, und hinten an die Einbandwieden angemacht, vorne aber mit einer Schlaufe versehen ist, deren Weite sich nach der Dicke des Ausschlagholzes richtet, daß solches gut in die Schlaufe gebracht werden kann. Der bemeldete hölzerne Nagel hält die Schlaufe, daß sie nicht weichet.

So bald nun der Floß eine Krümme macht, so stehet der Sperrmann zu hinterst auf den Dreilingen, hebt den Sperrstimmel in die Höhe, und läßt denselben durch die Oefnung zwischen dem Einbind- und Ausschlagholz in das Wasser; der Floß wird hierdurch gehalten, daß er nicht vorwärts gehen kann, weil der Sperrstimmel sich an das Einbindholz rückwärts anlehnt und den Floß sperrt. Wenn der Sperrmann gewahr wird, daß der Sperrstimmel den Grund nicht völlig erreicht hat, so giebt er ihm mit der bei sich habenden Axt einige Schläge, und treibt solchen damit auf den Grund, und erwartet, ob sich das vorderste Theil des Flosses wieder in dem Gang befinde, dessen er überzeugt wird, wenn sich die sämmtlichen Gestöhre wiederum angezogen und gerad gemacht haben. Alsdann schlägt er die Ausschlagwiede mit seiner Axt los; sobald das Ausschlagholz aus der Schlaufe ist, so springt jenes zurück, und der Sperrstimmel fällt in die Oefnung zwischen den Sechziger Tannen. Demnach gewinnt der Floß seinen ordentlichen Lauf, weil er wiederum frei ist. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß man sich dieser Sperrmaschine bedienen könne, den Floß haltend zu machen; denn zu dieser Absicht ist sie nicht tauglich, indem man in eine Stelle kommen kann, wo die Maschine wegen der Tiefe des Wassers nicht zu gebrauchen und der Sperrstimmel zu kurz ist: und wenn ja derselbe den Grund erreichte, so ist er doch nicht allezeit vermögend, den ganzen Floß auf einmal stillhalten zu

machen, sondern es geht oft mit der Sperre doch noch gemächlich fort.

Spiegel, Fr. Miroir. Nennt man den Fleck weißlicher Haare, welchen man bei den Hirschen hinten auf den Keulen findet.

Spiegel, s. Lerchenspiegel.

Spiegelgarn, Spiegelnetz, s. Prellnetze.

Spiegelseite. Heißt die Seite eines Holzes, welche den ganzen oder halben Durchmesser des Stammes macht, die also vom Umkreis gerade durch den Kern geht.

Spiehlenholz. Ist Holz, welches aus seinem Saamen aufgeht und entsteht.

Spielhahn, s. Birkhuhn.

Spießbock, Fr. Broquart. Heißt ein Rehbock, wenn er das erstemal, und also nur kleine Stängelchen ohne Enden aufgesetzt hat.

Spießlerche, s. Pieplerche.

Spieße, Fr. Dagues. Sind die ersten Stangen, die ein junger Hirsch oder Rehbock ohne Enden aufsetzt.

Spießen oder Pisten, Fr. le Cri. Heißt der Ton der Haselhühner, wenn sie im Frühjahr einander zur Paarung pfeifen, oder aber, wenn sie gesprenget werden, sich wieder zusammen rufen. — In einem ganz andern Verstande heißt

Spießen, Fr. percer, enfiler; wenn ein Hirsch oder Thier über einen Zaun fällt, und sich verwundet, oder wohl gar hängen bleibt.

Spießen, s. Schäften.

Spießer, Spießhirsch, Fr. un Daguet. Heißt ein junger Hirsch, welcher nach dem ersten Jahre bloß zwei Stangen ohne Enden aufsetzt.

Spießwurzel, Fr. Pivot. Ist eine Gattung Pfahlwurzel, welche spießförmig ist, und gerade unter sich in die Erde geht.

Spind- oder Spundbäume. Werden die starken Bäume genannt, welche zu dicken Brettern geschnitten werden; s. Spundbretter.

Spion, Stöberhund, Fr. Chien de quête, Chien réquerant. Ist eine Art von Hühnerhunden; denn er muß so revieren und suchen, als der Hühnerhund, nur daß man

ihn gewöhnt, kurz zu suchen. In einigen Gegenden ist der Hühnerhund gewöhnlich auch Stöberhund. Wenn aber der Jäger einen eigenen Stöberhund haben will, so nimmt er einen Bastarden von einem kleinen Jagdhunde und Dachshunde, der sich sehr gut in dieses Geschäfte finden lernt, und dieß ist denn der eigentliche Stöberhund.

Ein solcher Hund muß Hasen, Rebhühner, Schnepfen (siehe unter Schnepfenschießen) und andere Vögel 10 bis 20 Schritte vor dem Jäger aufsuchen und auftreiben, damit er sie schießen, oder durch Windhunde hetzen kann. Von Rechtswegen muß er rein dressirt seyn, nur daß man ihn nicht vollkommen zum Vorstehen halten kann, weil man ihn sowohl im Holze, als Felde suchen, auch wohl einen Hasen mitjagen läßt, und besonders, daß er die Fasanen, wo wilde sind, auf- und zu Baume jage, und vor selbigen stehe, und verbelle, daß sie also vor ihm zu schießen sind, oder daß er auch im langen Getraide, da man selbiges nicht allemal übersehen kann, die jungen Hühner, Fasanen oder Wachteln aufjage, und man sie vor ihm schieße. — Er muß auch gut apportiren können, und im Wasser und sonst überall zu gebrauchen seyn.

Spitzenbalken, s. Dickbalken und Einbinden.

Spitzkopf, lat. Motacilla kamschatkensis, Linn. Engl. the longbilled Warbler, Pennant. Ist ein Singvogel, und eine Art von der fünften Familie der Gattung der Sänger. Von den übrigen Arten unterscheidet sie sich durch die lange braune Stirn, olivenbraunen Oberleib, und schmutzig weißen Unterleib. Dieser kleine Vogel, der mit seinem spitzigen Kopf, den er tief in die breite Brust einzieht, eine ganz eigene Gestalt hat, ist selten.

Er ist 6 Zoll lang, davon aber der wie ein Keil spitzig zulaufende Kopf $1\frac{1}{3}$ Zoll und der Schwanz 2 Zoll ausmacht. Die Breite der Flügel, die zusammengelegt bis zur Hälfte des Schwanzes reichen, ist 10 Zoll. Der Schnabel ist 9 Linien lang, gerade, rund, stumpf, mit kurzen Bartborsten am obern Kiefer, dieser schwarzbraun, der untere weißgelb, der weite Rachen gelb; die großen Nasenlöcher sind aufgeblasen oval, der Augenstern graubraun, die geschilderten Füße schmutzig bleifarben, die Beine 19 Linien hoch, die

Klauen lang und spitzig, die mittlere Zehe 8 und die hintere 7 Linien lang.

Der Oberleib ist schmutzigbraun. Von den Nasenlöchern bis zu den Augen geht ein rothgelber Streifen; die Flügel sind dunkelbraun mit röthlichgrauer Einfassung. Der Schwanz ist etwas spitzig, dunkelbraun, alle Federn röthlichgrau eingefaßt. Bei zusammengelegten Flügeln hat der ganze Oberleib die Rückenfarbe; der Unterleib ist schmuzzig weiß, rostgelb überzogen. — Das Weibchen ist oben rostfarben ins oliven bräune fallend, und an der weißen Brust und den weißen Seiten gelblich grau überlaufen.

Muth und Schnelligkeit im Hüpfen und Fliegen zeichnen diesen Vogel besonders aus. Er zieht im Sitzen den Hals ein und reckt den langen Schnabel in die Höhe, öffnet und schließt den Schwanz beständig, wie einen Fächer, und ruft laut und kreischend darzu: Aesch! ätsch! In seinem Bau, Sitten und Lebensart hat er sehr vieles mit der Bastardnachtigall gemein. Seine Nahrung besteht in glatten Räupchen, Motten u. d. gl. Insekten, und im Herbst in Hollunderbeeren.

Sein Nest baut er auf hohe Sträuche, oder junge Fichten, die einzeln in Laubhölzern stehen. Es besteht äußerlich aus Grashalmen mit Haaren vermischt, und ist mit Haaren ausgefüttert. Die 5 Eier sind blaßgrau mit olivengrünen Flecken, und werden in 13 Tagen ausgebrütet. Die befiederten Jungen sehen sogleich wie die Alten aus. — Da er scheu ist, so läßt er sich schwer schießen, fängt sich aber einzeln im September in den Laubhölzern in Sprenkeln, wo Hollunderbeeren vorhängen.

Spitzwieden. Sind eine geringere Gattung von tannenen Floßwieden, die zum Einbinden der Vorspitzen bei den Langholzflößen gebraucht werden.

Splint, Fr. Aubour. Ist dasjenige unreife Holz, welches zwischen der Rinde und dem vollkommenen Holz sich befindet. Es hat dasselbe noch weite Saftröhren, und ist ganz schwammig, das folgende Jahr aber wird es nach und nach zu Holze, weil der Saft die Röhren mehr mit Holze anfüllt.

Sprengel. Ist Holländer Geschirrholz, und ein Holz von ohngefähr 3 Fuß Länge, daran das untere Theil 3 bis

4 Zoll breit, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Zoll dick und pfahlmäßig zugespitzet ist. Die schmale Seite oder der Rand ist ovalartig bis in die Spitze gehauen, in der Mitte der Länge aber hat es eine Vertiefung oder Rinne, worin das von Birkenwieden gedrehte Floßseil ruhet. Man bedient sich desselben auf der Saar statt einer Sperre, wenn man mit dem schnell laufenden Floß landen will; die Spitze greift sodann nach und nach in die Erde und hält den Floß auf; es wird von allerlei Holz gemacht.

Sprengen, Fr. lancer. Heißt es, wenn ein Hirsch oder Sau aus seinem Lager gejaget und flüchtig gemacht, auch wenn unter ein Rudel Sauen oder Wildpret gehetzet oder geschossen wird, daß sie von einander fahren. Ingleichen wenn unter ein Volk Hühner geschossen, und sie von einander gejaget werden.

Sprenkel, Fr. Cerceau. Sind eine Art Dohnen, womit aber die Vögel an den Beinen, und nicht wie bei den eigentlichen Dohnen am Halse gefangen werden. Man hat hievon zweierlei Arten die eigentlichen Sprenkel, und die sogenannten Aufschläge.

Zu den erstern oder Sprenkeln, nimmt man eine Hasel- oder Weidenruthe, schneidet an dem dicken Ende eine Kerbe, wie ein halbes Oval ein und bohrt ein Loch durch, und befestigt an das dünnere Ende eine pferdehaarne oder zwirnene Schnur, zieht sie so durch das Loch, daß die Kerbe vorne ist, und versieht sie mit einem $\frac{1}{2}$ Zoll langen Querhölzchen, daß sie nicht durchfahren kann. Beim Aufstellen zieht man die Schnur fest, $1\frac{1}{2}$ Fuß zum Loche heraus, stellt vor das Loch ein Stellhölzchen (Tripphölzchen, Patelle), das ein Knoten in der Schnur fest hält, breitet über dasselbe die Schlinge aus, und heftet sie des Windes halber in einem Ritze etwas fest. Diesen Sprenkel hängt man auf einen starken Zweig in einen kleinen Einschnitt, daß er nicht wanket, und steckt vor das Stellholz ein Reiß mit Beeren, das, wenn man große Vögel fangen will, Vogelbeeren, für kleine aber Hollunderbeeren seyn müssen. Wenn der Vogel auf das Stellholz tritt, so fällt es herab, das Bein kommt zwischen die Schlinge, der Sprenkel prallt zurück und hält es an dem Loche fest. — Da die Garnschlingen oft, besonders nach dem Regenwetter, schlaff herabhängen,

und also der Vogel mit den Beinen nicht dazwischen, sondern daneben kommen, und sich nicht fangen würde, so nimmt man einen Grashalmen, steckt ihn dazwischen, und breitet sie damit aus.

Von der zweiten Art Sprenkel, sehe man unter Aufschlag.

Springen, Fr. deserter. Heißt es beim Hasen, wenn er über den Zeug oder einen Graben fährt.

Springen, Fr. Sauter au collet, ou à la gorge. Sagt man vom Fuchs, wenn er ein Thier beschleicht, und ihm unversehens auf den Hals fähret.

Spröckelholz, Fr. Bois grumeleux. Heißt so viel als das von den Bäumen abfallende dürre Holz; z. B. wenn in Nadelholzrevieren die jungen Stämme sich säubern und das dürre Holz fallen lassen, welches auch die Eichen und Buchen thun, wenn sie im geschlossenen Stande sich befinden.

Sprosser, Lat. Motacilla Philomela; Fr. le grand Rossignol, Buff. auch genannt: die große Nachtigall; Wienernachtigall, in Thorn und der Weichsel hinauf Pohlnische Nachtigall. Ist ein Singvogel und von der ersten Familie der Gattung der Sänger eine Art, deren Brust gesprengt und der Schwanz schmutzig rostbraun ist. Wegen seiner auffallenden Verschiedenheiten von der gemeinen Nachtigall wird er für eine eigene Art erklärt; denn 1) ist er größer, 2) der Kopf dicker, und 3) ist seine Farbe und sein Gesang gar merklich verschieden. Die übrige Beschreibung ist unnöthig, da dieser Vogel, so wenig als die Nachtigall, ein Gegenstand der Jagd ist.

Sprünge. Heißen die Hinterfüße der Hasen.

Spundbretter. Werden in ganze und halbe getheilt und sind von Tannen- Fichten- oder Kieferholz. Ein halbes Spundbrett ist gemeiniglich 6 bis 9 Berliner Ellen lang, 10, 12 bis 15 und mehr Zoll breit und 1 Zoll auch wohl $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zoll dick. Die ganzen Spundbretter sind $1\frac{3}{4}$ Zoll dick; sie werden vorzüglich zu den Zimmerboden gebraucht.

Spur, siehe Fährte.

Spurgang, Spurritt, Fr. Pieds surneigés. Sagt man, wenn der Jäger oder Kreißer bei einem frischen Schnee einen gewissen Weg oder Flügel zu reiten oder zu

gehen, ausgeschickt wird, um nachzusehen, was für Sauen oder Wölfe daselbst wechseln, und zu beobachten, wohin sie die Köpfe wenden.

Staar, lat. Sturnus. Macht eine Gattung von den Singvögeln aus, und hat folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist gerade, eckig niedergedrückt, ein wenig stumpf, an der obern Kinnlade mit einem glatten und etwas klaffenden Rande. Die Nasenlöcher sind oben gerändet. Die Zunge ist spitzig und am Rande eingekerbt. Die mittlere Zehe ist mit der äußersten bis aufs erste Gelenk verbunden. Ihre Nahrung besteht mehrentheils aus Insekten und ihr Nest machen sie in Hölen. Von dieser Gattung sind 2 Arten einheimisch, der gemeine Staar, von welchem sogleich gesagt wird, und der Wasserstaar.

Der gemeine Staar, lat. Sturnus vulgaris, Linn. Fr. l'Etourneau, Buff. Engl. the common Stare, Lath. auch genannt: Stahr, Starl, Staar, Rinderstaar, Sprehe, Spreche, Spreu, Sprehm, Staarmatz, Spreuwe, Sprue. Als besondere Kennzeichen seiner Art hat er einen gelblichen Schnabel und auf dem schwärzlichen Körper weiße Flecken. An Größe und Gestalt gleicht er der Rothdrossel, doch ist der Kopf zugespitzter. Er ist 9 Zoll 10 Linien lang, und 1 Fuß 5½ Zoll breit. Der Schwanz mißt 3 Zoll, und wird von den Flügeln über drei Viertheile bedeckt.

Der Schnabel ist 14 Linien lang, nach den Nasenlöchern zu besiedert, ein wenig stumpf und breit, blaßgelb an der Spitze und an den Enden blau; der Augenstern nußbraun; die Füße stark, dunkelfleischfarbig, die Klauen schwärzlich; die geschilderten Beine 1 Zoll 2 Linien hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 2 Linien und die hintere 1 Zoll lang.

Der ganze Leib, der mit länglichen zugespitzten Federn bedeckt ist, sieht schwärzlich aus, oben bis zur Hälfte des Rückens und unten bis zur Hälfte der Brust ins glänzend purpurrothe und am übrigen Ober- und Unterleibe, auch an den Deckfedern der Flügel, ins glänzend grüne spielend; die Schwungfedern und geraden Schwanzfedern sind schwarz; die Federn des Kopfs und Nackens haben röthlich weiße, die Rückenfedern hellrostfarbene und die Federn des Unterleibes weiße dreieckige Spitzen, wodurch der

Staar ein gesprenkeltes Ansehen erhält; die Unterflügeldeckfedern sind schwärzlich, rostfarbenweiß kantirt. — Das Weibchen unterscheidet sich dadurch vom Männchen, daß der Schnabel mehr schwarzbraun als gelb ist, und wegen der helleren Farben der Federn ein viel helleres und bunteres Ansehen hat. Alte Männchen haben überdies an Stirn, Wangen, Kehle, Hinterhalse und Vorderbauche fast gar keine weiße Flecken.

Der Staar ist ein geselliger Vogel, wird zur Brutzeit in mittelmäßigen Feldhölzern oft zu hunderten angetroffen, und es nisten auch oft mehrere Paare auf einem Baume. Er hüpft nicht, sondern schreitet nur fort. Im Zimmer wird er außerordentlich kirre, ist sehr gelehrig und listig, und immer lustig und munter. Er lernt, ohne Lösung der Zunge, Worte nachsprechen, Lieder nachpfeifen, das Geschrei der Thiere und Menschen und den Gesang aller Vögel, die er hört, nachahmen. Er ist aber hierin sehr unbeständig, indem er das Gelernte, nicht nur bald wieder vergißt, sondern auch immer mit dem, was er neues hört, vermischt. Sie sind außerdem reinliche Thierchen, putzen, waschen und baden sich oft. Ihr Flug ist schwimmend und schnell, steigen aber nicht gern hoch in die Luft.

Der gemeine Staar ist in der ganzen alten Welt bekannt, und wird in Deutschland allenthalben angetroffen, nur daß er die hohen gebirgigen Gegenden meidet. Er liebt vielmehr die hügelichen und ebenen Gegenden, die mit Laubhölzern, Wiesen und Aeckern abwechseln. Hier bewohnen sie Laubholzungen und fliegen heraus auf die Aecker und Wiesen ihre Nahrung zu holen. Als Zugvögel verlassen sie uns in großen Schaaren im Oktober, und kommen im März, auch zuweilen schon im Februar, wieder an. Auf ihren Reisen sieht man sie oft in Gesellschaft der streichenden Krähen und Dohlen fliegen, und sie lagern sich des Nachts, wenn es nur möglich ist, ins Rohr und Schilf in den Teichen, Seen und Flüssen.

Sie nähren sich im Freien von Raupen, Heuschrecken, Maulwurfsgrillen, Schnecken, Regenwürmern, Insekten, die sie hinter dem Pfluge her aufsuchen, Weintrauben, Kirschen, allerhand Beeren, und wie man sagt, auch Buchwaizen, Hirsen, Hanfsaamen, Oliven und allerhand

Getraide. In Gesellschaft der Rabenkrähen gehen sie auch das Aas an. Im Herbst genießen sie fast nichts als kleine Schnecken, und im Frühjahr fast nichts als Regenwürmer. Im Zimmer fressen sie alles, was nur einigermaßen genießbar ist. — Sie wollen sich immer baden.

Sie nisten in den holen Stämmen und Aesten der Eichen, Buchen und Aspen, und in einem Baume wohnen oft mehrere Paare. Sogar in hölzerne Kästchen, thönerne Gefäße mit einem engen Loche, die man ihnen an die Bäume hängt, unter die Dächer und in die Taubenschläge in den Häusern, die im Walde liegen, bauen sie. Auch findet man ihr Nest auf Thürmen, Ruinen, Klippen und hohen Felsen, die über die See hängen. Ja sie bedienen sich auch, wiewohl selten, der alten Drossel- und Eichhornnester. Ihr Nest besteht aus trockenen Blättern, Grashalmen und Federn; sie beziehen jährlich das alte wieder und reinigen es. Nach Verhältniß der Witterung nisten sie des Jahrs nur ein- auch zweimal. Die 4 bis 7 Eier sind länglich, hellaschgraugrün und werden 14 Tage bebrütet. Die Jungen sehen bis zum ersten Mausern mehr rauchfahl als schwarz aus, sind ohne Flecken, und haben einen dunkelbraunen Schnabel.

Die Staare scheinen keinen Raubvogel zu scheuen, und man sieht diese auch nicht leicht auf sie stoßen, vielleicht daß ihnen ihr Fleisch zu bitter ist. Desto mehr Verfolgungen hat ihre Brut von der Wiesel, der Katze und dem Steinmarder auszustehen.

Da sie nicht besonders scheu sind, so können sie leicht mit der Flinte erlegt werden, und wenn sich ihnen der Jäger auf ihren Zügen im Rohr nähern kann, so ist er im Stande mit einem Schuß, da sie dichte sitzen, eine Menge zu erlegen. Um die Jungen zu bekommen, hängt man ihnen die oben angegebenen Gefäße von Thon oder Brettern an die Bäume, damit sie darin nisten. Da die Staare in gedrängten Haufen fliegen, so wollen sie einige Vogelsteller so überlistet haben, daß sie etlichen Gefangenen, lange mit Vogelleim bestrichene Fäden an die Beine banden, und sie fliegen ließen. Sobald diese unter den großen Haufen kamen, wurden mehrere durch diesen Faden fest gehalten, und fielen, indem sie sich frei machen wollten, auf die Erde

herab. Ihr vorzüglicher Fang aber geschieht im Schilf, und dauert vom Ende des Julius bis in Oktober. Wenn man zu dieser Zeit des Abends vor einem Schilfteich, in welchem sie schlafen, vorbeizieht, so hört man ein außerordentliches Geschrei, womit sie sich bis zum Einschlafen die Zeit vertreiben. — In einigen Gegenden dürfen diese Vögel als Vertilger so vieler schädlicher Insekten weder geschossen noch gefangen werden.

Die Jäger theilen den Staarenfang in den bei Tage und bei Nacht ein. 1) Wenn man sie bei Nacht fangen will, so hat man ein großes Netz von 80 bis 100 Fuß Länge und 60 bis 70 Fuß Breite nöthig, nebst zwei hohen Seitennezzen (Seitenwänden), welche an der längsten Seite des Netzes aufgerichtet werden. Ueber diese kömmt das große breite Netz als Decke, und damit es sich füglich darüber herziehen lasse, so wird es sowohl als der Strick, woran es befestigt ist, mit Ringen versehen. Das Netz wird an 4 starke Stangen mit 2, mit Seife schlüpfrig gemachten Leinen befestigt. Bricht der Abend ein, und die Staare kommen, um sich im Rohr nieder zu lassen, so muß man sie so lange abzuhalten suchen, bis die Dämmerung so stark ist, daß sie den Apparat zum Fange nicht gewahr werden. Alsdann müssen sie einige Personen langsam und behutsam im Schilfe so lange hin und her treiben, bis sie dahin kommen, wo das Netz über sie hergezogen werden kann. Nach einem gegebenen Zeichen ziehen zwei Personen, die an den vordern Stangen stehen, das Netz an den Stricken über die Stelle, wo sie sitzen, her, es wird von allen 4 Stangen losgebunden, die Seitenwände und der Himmel werden allenthalben niedergetreten, und die Staare sind damit bedeckt und verwirren sich in demselben. Sie werden alsdann erdrosselt und des andern Morgens herausgenommen.

Andere stellen auch wohl das Netz in einen Winkel des Teichs vor das gewöhnliche Lager der Staaren, auf 6 bis 8 Stangen, und verwahren es an den Seitenwänden und Himmel so gut als möglich. Wenn nun die Staaren in ihrem Lager im ersten Schlafe sind, so ziehen sie hinter ihnen eine Schnur mit Schellen her, und treiben sie so nach und nach unter das Garn; wenn sie darunter sind, werfen sie die vordern Stangen nieder, alsdann auch die andern, daß

das Netz auf sie fällt und sie bedecket. Bei Strasburg fängt man sie auf folgende Art: Man spannet über die mit Schilfrohr bewachsene Sümpfe Garne auf, die an hohen Stangen in Ringen laufen, und an einem Ende einen Sack haben. Die des Abends aus den Weinbergen häufig ankommenden Staare setzen sich, weil sie sich vor dem Garne fürchten, in das Rohr zur Seite nieder, und werden, wenn es Nacht ist, durch gelindes Steinwerfen, langsam unter das Garn getrieben, das man alsdann niederfallen läßt, und rund herum mit Stiefeln in den Sumpf tritt. — Man kann sie auch mit Kirschen in die Fischreußen locken, welche man zwischen dem Rohre aufstellet, in welches sie sich alle Abend setzen. Da sie diese Lockspeise noch als Abendmahlzeit zu sich nehmen wollen, so kann man auf diese Art bis 100 Stück fangen.

2) Bei dem Fang bei Tage nimmt man zwei Wände, welche aber grün oder schwarz seyn müssen, denn der Staar ist listig, und läßt sich nicht leicht berücken. Bei diese aufgestellten Garne setzt man, an Leinen gebunden zwei lebendige Staare nebst verschiedenen ausgestopften Bälgen von todten. So bald nun ein Flug bemerkt wird, zieht man die lebendigen (Ruhrstaaren) an den Leinen, daß sie sich bewegen müssen; die fliegenden erblicken ihre Kameraden, hoffen hier eine gute Mahlzeit zu halten, und fliegen in die aufgestellten Netze mit Ungestüm ein. — S. auch Staarenheerd.

Der junge Staar ist eine gute Speise; der alte aber schmeckt bitter, und ist schwer verdaulich. Er wird aber doch häufig gegessen, und man sucht ihm den bittern Geschmack durch Abziehen der Haut zu benehmen. Den größten Nutzen leistet er auf den Feldern und Wiesen, die er von Schnecken, Raupen, Heuschrecken, Engerlingen, Maulwurfsgrillen u. s. w. befreiet, den Schafen und dem Rindvieh frißt er die sie plagenden Insekten weg, und die Luft hilft er durch Verzehrung des Aases mit reinigen. Außerdem ist er ein sehr beliebter Stubenvogel, sowohl wegen seiner Klugheit als Gelehrigkeit. — Der Schade, den er auf den Feldern, in Gärten und Weinbergen anrichtet, ist von geringer Bedeutung.

Abweichungen vom gemeinen Staar sind folgende. 1) Der weiße Staar (Lat. Sturnus vulgaris albus, Fr. l'Etourneau blanc). 2) Der gescheckte Staar (Sturnus vulg. leucomelas, Etourneau blanc & noir). 3) Der weißköpfige Staar (St. vulg. leucocephalus, l'Etourneau à tête blanche). 4) Der schwarzköpfige Staar (Lat. Sturn. vulg. niger, Fr. Etourneau à tête noire), bei welchem der Kopf schwarz, alles übrige weiß ist. 5) Der aschgraue Staar (Lat. St. vulg. cinereus, Fr. l'Etourneau gris).

Staarenheerd, Fr. Aire pour chasser aux étourneaux. Ist ein ordentlicher Vogelheerd mit Schlagwänden, dergleichen man schon zu Johannis auf Wiesen, wo das Gras vorher abgehauen worden, ohnweit eines Teiches, nach den jungen Staaren aufstellet. Das Gras darf aber nur so weit abgehauen werden, als es die Garne bedecken können, weil die Staare sonst neben den Heerd fallen.

Hierzu strickt man sich Garne von mittelmäßig starkem Zwirne, die Maschen 1½ Zoll weit, fängt selbige mit 250 Maschen an und stricket 120 mal durch. Alsdenn werden sie schwarz oder grün gefärbt, und auf den abgegraseten Platz aufgeschlagen.

Man kann auch nach Belieben Schneller auf folgende Art dran machen. Man stößet Stangen, Arms stark, vor den vordern Stäben etwa auf 6 bis 7 Fuß weit davon, macht an den Stangen oben Leinen feste an, am andern Ende der Leine aber ein Auge, welches, wenn man die Stange herunter bieget, man an den Stab der Wände anlegen kann, daß also diese Stangen die Wände hurtig aufschnellen, wenn die Schneller, so auf den Stäben gemacht sind, losgezogen werden.

Die Hütte braucht nur von grünem Reisig zu seyn. Auf dem Heerde aber muß man 2 Staare zum Anruhren haben, ingleichen noch 3 bis 4 aufgeläufferte. Wenn denn die Staare nach ihrer Gewohnheit des Morgens aus- und nach dem Wurm fallen, schweben auch wohl herum; so muß man den Staar, den man auf dem Schwebe-Rohre hat, etlichemal in die Höhe ziehen. Wenn man siehet, daß sich die Staare herunter schwenken, ziehet man sodann

die Staare mit dem Klipprohre auf den Heerd. Wie sie sich nun bald herunter lassen, sogleich, als sie nur auf den Heerd fallen, auch wenn sie noch im Fallen sind, muß man auch rücken, indem sie sich nicht lange aufhalten.

Wenn man einen Ruck des Tages gethan hat, thut man wohl, wenn man denselben Tag nicht wieder stellt, oder gar den andern Tag frei läßt, weil sie sonsten das Zeug zu gut kennen lernen. Aus gleicher Ursache muß man auch mit den Wänden weiter rücken, und dort 8 oder 14 Tage stellen, nachher aber das Zeug am ersten Orte wieder schlagen. Wird die Zeit recht in Acht genommen, so kann man mit den Rückwänden den Sommer über bis fast in den Herbst eine beträchtliche Anzahl Staare fangen. Wenn aber der Herbst herannahet, die Wiesen kahl sind, und die Staare anfangen in die Stoppeln zu fallen, könnte man wohl noch etwas in den Stoppeln mit den Ruckwänden thun, wenn man einen Heerd im Felde macht. Nach einem solchen Heerde müssen sie aber getrieben werden, nämlich es müssen ein Paar Leute auf dem Felde von ferne herum gehen, und die Staare nicht lange an einem Orte ruhen lassen, sondern immer nach und nach gegen den Heerd treiben. Dieses geht auch etlichemal recht gut an, nachher aber ist am besten, daß man den Staarenfang ganz allein in Teichen und Schilf vornimmt; s. unter Staar.

Stabholz, Staffholz, Stabholz, Dauben- oder Faßdaubenholz, Faßholz, Fr. Bois douvain, Bois à baril ou à pipes. Werden diejenigen Dauben oder Faßtaugen genannt, aus welchen die Oel- Wein- Brandwein- Bier- und andere Fässer gewisser Gegenden zusammen gesetzt werden. Mit dergleichen Holz wird in den deutschen und nordischen Seestädten theils unmittelbar, theils mittelbar von den Engländern und Holländern ein großer Handel nach Spanien und Frankreich getrieben, und solches bei ganzen Schiffsladungen dahin gesendet. Besonders hat Hamburg einen großen Handel mit dergleichen Holz, welches die Elbe herunter aus der Mark Brandenburg vorzüglich von Havelberg kömmt, und aus gesundem Eichenholz zubereitet wird.

Man theilt dasselbe in dreierlei Gattungen, nämlich in Pipenstäbe, Orhöftstäbe und Tonnenstäbe ein. Die

Pipenstäbe sind die längsten unter allen und $2\frac{1}{2}$ Hamburger Elle oder 4 Pariser Fuß lang; die Oxhöftstäbe sind nur halb so lang, und die Tonnenstäbe sind die kürzesten und halten $\frac{7}{8}$ Hamburger Elle. Ihre Breite ist von 4 bis 7 Pariser Zoll, und ihre Dicke $\frac{3}{4}$ Zoll. Sie werden nach dem Ring verkauft, wozu 4 mal 30 also 120 Würfe gehören, die aber nach dem Unterschied dieser Stäbe verschieden sind, indem zu jedem Wurf von den Pipenstäben 2 Stück und also zu einem Ring 4 Schock, oder 240 Stück, von den Oxhöftstäben 3 Stück mithin zu einem Ring 6 Schock oder 360 Stück, und von den Tonnenstäben 4 Stück, folglich zu einem Ring 8 Schock oder 480 Stück gehören, worüber noch auf jede 30 Würfe 1 Wurf und also auf jeden Ring 4 Würfe, folglich zu den Pipenstäben 8 Stück, von den Oxhöftstäben 12 Stück, und von den Tonnenstäben 16 Stück zugegeben werden. Fünf solcher Ringe werden in Hamburg ein großes Tausend genannt und für 1200 Stück gerechnet.

Diejenigen Holzhändler, die in der Mark einkaufen, erhandeln gemeiniglich die Eichbäume und lassen dann das Stabholz durch eigene Staffschläger zu Stäben schlagen. Es wird auch Buchen- und Kiefern-Stabholz gemacht, von denen die Fässer aber einen andern als den oben angemerkten Gebrauch erhalten. In den 1750ger Jahren wurde von dem eichenen Stabholz in Hamburg das Tausend mit 130 bis 150 Mark lübisch bezahlt, und im Jahr 1765 wurde in der Churmark der Ring für 27 Rthlr. an die Holzhandlungs-Compagnie erlassen. In der Mark Brandenburg wird noch geringeres Stabholz gemacht, welches Klapp- und Franzholz genannt wird. Ebendaselbst ist durch die im Jahr 1765 der Holzhandlungs-Compagnie ertheilte Octroy gesetzlich verordnet, daß Pipenstäbe 4 Schock 8 Stück à 5 Fuß 2 Zoll lang 1 bis $\frac{7}{8}$ Zoll dick, in der Breite 5. 6. 7 Zoll — Oxhoft 6 Schock 12 Stück à 4 Fuß 2 Zoll länge, mit den Pipen übrigens egal — Tonnen 8 Schock 16 Stück à 2 Fuß 2 Zoll lang, die Dicke und Breite wie die Pipenstäbe — Franzholz 8 Schock 32 Stück à 38 Zoll 5 bis 6 Zoll tief und 5 bis 6 Zoll breit an der Binnenkante — Klappholz, 12 Schock 48 Stück à 32 Zoll, 4 bis 5 Zoll tief und 4 bis 5 Zoll breit an der Binnenkante, einander gleich und jedes im Preis für ein Ring Stabholz ge-

rechnet werden soll. S. auch Bodenholz, Faßholz und Taugenholz.

Stachelbeerstrauch, lat. Ribes Uva crispa, Linn. Fr. le Groseiller épineux & sauvage, Engl. the wild prickly Gooseberry; auch genannt: Wilder Stachelbeerstrauch, Kräuselbeere, Kräselbeere, Krausbeere, Graselbeere, Grünbeere, Grunzel, Christohrenbeere, Klüsterbeeren, wilde Klosterbeeren, Spinelle, Spunelle. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört als ein sehr gemeiner, niedriger und schwacher Strauch, unter die halben harten Sträucher, in Gebüschen und Hecken jedoch wird er 3 bis 5 Fuß hoch. Er nimmt mit allerhand erhabenem, freien und tiefen Grunde, bei einer schattigen Lage vorlieb, und ist sehr dauerhaft in Hitze und Frost.

Die Wurzel dieses Strauchs geht zwar nicht tief, aber sie greift desto flacher und weiter um sich, und treibt, wie der Hauptstamm selbst, sehr häufige, lange und weiße Sprossen, wie alle Stachelbeerarten. Die Rinde ist am jungen Holze glatt grau, und am alten rauh grau, und der ganze Strauch gleichsam mit scharfen Stacheln besäet. Die kleinen Blätter sind von Gestalt läppig, und der Rand eingeschnitten stumpf gezahnt; sie kommen mit der Blüte aus gemeinschaftlichen Knospen auf langen Stielen hervor. Das Holz ist weißlich, hart und wenig dauerhaft. Die fruchtbaren Zwitterblumen mit 5 Staubfäden kommen im April und Mai hervor, und sitzen immer paarweise neben einander. Die länglich runden Beeren sind mit einzelnen Haaren besetzt, durchsichtig, saftig, mit einem Nabel und vielen Saamenkörnern versehen. — Die Fortpflanzung geschieht am geschwindesten durch Steckreiser, welche in feuchter, lockerer Erde bald Wurzel schlagen.

Staffschläger. Heißen diejenigen Arbeiter, welche das Stabholz zurichten; s. Stabholz.

Stallung, Fr. Parc. Wird der eingedeckte Ort, oder Dickig genannt, wo sowohl mit dem kleinen Zeuge nach Hasen, Füchsen, als auch nach Rehen und Wölfen, ingleichen mit dem Schweinszeuge nach Sauen gestellet wird.

Stammeiche, ist soviel als Horsteleiche.

Stammende, Fr. Talon. Ist dasjenige Ende eines Stammes, welches der Wurzel zunächst ist.

Stammgeld. So werden an denjenigen Orten, wo nach eingeführtem Gebrauch ganze Bäume zu Blöchern, Schindeln, Bauholz und andern Werkstücken an die Käufer abgegeben werden, die bestimmten Forstgebühren genannt, welche der Förster von jedem Baume besonders erhält.

Stammholz, Stammwellen, Fr. Bois de brin, Bois de bout. Wird das Reisholz oder die Wellen genannt, welche von dem Stamme abfallen.

Stammklafter, Fr. Toiſe ou Corde de bois de tige. Heißen diejenigen Klaftern, welche von den aus der Erde gegrabenen Stämmen der zuvor abgehauenen Bäume aufgesetzet, und noch an einigen Orten den Forstbedienten als Accidenz gelassen werden, wobei aber, um Unterschleif zu verhüten, die Vorsicht zu beobachten ist, daß der Span, auf welchen das Waldeisen oder der Waldhammer geschlagen ist, ohnversehrt gelassen wird.

Stammlohde, Fr. Surgeon. Heißen die jungen Reiser, welche an einem Stock eines kürzlich abgehauenen Baumes hervorschießen.

Stammotte, Schwammotte, Lat. Phalaena Bombyx diſparanta, Fr. Phaléne diſparante. Ist unter den deutschen Nachtschmetterlingsarten eine der schädlichsten auf allen Arten von wilden und zahmen Obstbäumen. Sie läßt sich auch besonders auf der Linde, Eiche und den Weiden sehen. Die männliche Phaläne ist braun mit weißen Zeichnungen, die weibliche hingegen weiß mit braunen Zeichnungen. Beide erscheinen im Julius. Die Raupe findet man im Mai und Junius, sie ist weißgrau, mit schwarzen Punkten, bunten Warzen, und starken Haaren versehen.

Stammwurzel, ist so viel als Pfahlwurzel.

Stand, des Wildes, Fr. la Repoſée, Démeure, Fort de la bête. Wird der Aufenthaltsort der Hirsche und Auerhähne genannt, wo sie sich gewöhnlich zur Brunstzeit am öftersten spüren und antreffen lassen. Außerdem ändern insbesondere die Hirsche ihren Stand öfters, theils wegen ihres Geäses, theils wegen Aufsetzung ihres neuen Gehörns, ingleichen auch wegen ihrer Brunst; siehe unter Hirsch.

Standar, siehe Ruthe.

Ständer, Fr. Pieds de Braquet. Heißen die Füße der Auerhähne.

Standholz. Hierunter werden diejenigen Bäume verstanden, welche bei Abtreibung der Hölzer zu Saamenbäumen stehen bleiben, oder auch diejenigen, welche man zu aufwachsenden Bäumen, bei Anlegung eines Unterholzrevieres, um Ober- und Unterholz zugleich zu ziehen, stehen läßt. Die Entfernung des einen Baumes vom andern, hängt theils von der Willkühr theils von andern Umständen ab; s. Holzschlag.

Standvögel, Fr. Oiseaux de demeure. Sind diejenigen Vögel, welche das ganze Jahr hindurch in ihrer Heimath verbleiben, und die, wenn sie ihren gewöhnlichen Wohnort und Aufenthalt zuweilen entweder der Witterung oder der Nahrung wegen verlassen, sich doch nur höchstens auf einige Meilen von diesem entfernen, und unter veränderten Umständen gar bald zu diesem zurückkehren, und die auch um die Winter-Kälte desto besser ausdauern zu können, mit einer größern Anzahl von dichten Deckfedern, besonders aber mit Dunen und Pflaumenfedern versehen sind. Hierher gehören die Rebhühner, der größeste Theil der Raubvögel, die Sperlinge, Spechte, Sperber, Hänflinge und andere mehr.

Stange, Fr. Mairrain. Heißt ein einzelnes Horn von einem Hirsch oder Rehbock.

Stangen brechen, siehe unter Brechen.

Stangeneisen, Fr. Traquet. Diese Eisen, worin Wölfe, Luchse, Füchse u. d. gl. gefangen werden, bestehen aus zwei Stangen, mit Zähnen und einer Feder, und sind den Tellereisen gleich gemacht.

Stangenholz, Fr. Perche. Sind die angehenden Heister, vornehmlich aus den Stammlohden der Buchen, Eichen ꝛc. ingleichen auch die Saamenlohden, aus welchen bei dem künftigen Hieb die besten zu Saamenbäumen gewählet werden.

Stänkerratz, siehe Iltis.

Starke Bache, Fr. Grande Laie. Heißt eine Bache, wenn sie über 4 Jahr alt ist.

Starker Bock, Fr. grand bouc-cerf. Nennt man einen Rehbock, wenn er stark und feist vom Leibe und Gehörne ist.

Starker Hirsch, siehe Capitalhirsch.

Starke Saue, Fr. grand Sanglier. Heißt eins der größesten und stärksten wilden Schweine, es sey männlichen oder weiblichen Geschlechts.

Stäuber, ist so viel, als Spion.

Staubfäden,
Staubhülsen,
Staubträger,
Staubweg, } siehe unter Baum.

Staude, Fr. Arbrisseau. Ist ein Holzgewächs, welches entweder mehr als einen Stamm aus der Wurzel treibt, oder dessen Stamm doch bald über der Erde Aeste bekommt, und nie zu der Höhe und Stärke des Oberholzes gedeiht.

Stebens, siehe Krummholz.

Stechen. Heißt eigentlich so viel, als nach einem andern Vogel fliegen, um selbigen aus Neid abbeißen zu wollen, und wird von den Finken gesagt, wenn ein Männchen das andere nicht leiden will, sondern es abzubeißen sucht, so wie die Lerchen nach dem Spiegel, aber oft beide darüber gefangen werden. — Stechen, heißt es auch vom Dachs, wenn er des Nachts ausgehet, und Wurzeln zu seiner Nahrung gräbt, da man denn sagt: hier hat ein Dachs gestochen. — Stechen, oder gestochen, heißt auch, wenn man bei einer Kugelbüchse die Feder, die den Hahn losschmeißet, niederdrückt, und in den Abzug setzt.

Stecher, siehe Schneller.

Stechpalme, siehe Hülse.

Stecken, Fr. Se cacher. Sagt man von Hirschen, Wildpret, Sauen u. d. gl. wilden Thieren, wenn sie sich in die Dickige ziehen und vor aller Nachstellung zu verbergen suchen. So sagt man auch stecken (Fr. Se baisser) von Hasen, und stecken von Rebhühnern (Fr. Se motter), wenn man ihre Verbergung andeuten will.

Steckgarn, Stecknetz, Flachgarn, Fr. Allier. Es besteht aus drei dicht hinter einander laufenden Netzen oder Garnen, von denen das mittlere das sogenannte

Inngarn, runde Maschen, das vordere und hintere, das sogenannte Geleiter aber, zwischen welchen das Inngarn eingeschlossen ist, und welches im Grunde nur aus einem einzigen, zur Hälfte zusammengelegten Netz besteht, große viereckigte Maschen (Spiegel-Maschen) hat.

Die Spiegel werden auf folgende Art gestrickt. Man fängt mit einer Masche an, wirft sie ab, strickt selbige wieder auf, und nimmt eine Masche zu, wirft diese wieder vom Strickholze, und strickt sie auf, nimmt wieder eine Masche zu, und so wird fortgestrickt und so zugenommen, bis es 6 Maschen sind. Wenn man nun die 6 Maschen anstrickt, so nimmt man eine ab, so daß man die fünfte und sechste Masche zusammen nimmt, strickt dann wieder herum, und nimmt auf der andern Seite eine zu. Auf diese Art fährt man fort, bis es lang genug ist. Die Länge kann nach Belieben 10 bis 12 Klafter, und müssen zwei dieser Spiegelgarne seyn. Die Maschen sind $3\frac{3}{4}$ Zoll weit von einem Knoten zum andern, und das Garn wird 4 Maschen, mithin 15 (auch 18) Zoll hoch. — Hiebei ist anzumerken, daß alle spiegelichte Garne zwei Maschen höher angefangen werden müssen, als sie stellen sollen, weil auf jeder Seite eine Masche in den Saum geht. Denn da auf diese Art oben und unten doppelte Säume kommen, so wird das Steckgarn dauerhafter, und läßt sich sowohl unten, als oben, steif anziehen. So ist es auch zum Ausbüßen, wenn sie reißen, bequem, weil der Busen oder das Inngarn, unten sowohl als oben, frei herausgezogen werden kann.

Vornehmlich ist bei allen Spiegeln (denn sie können noch auf andere verschiedene Art gestricket werden) zu beobachten, daß die Maschen fein gleich gestrickt werden, damit sie, wenn sie zusammen gebracht werden, auch gleich auf einander passen, denn sonst fängt es sich darin nicht gut. Alle Spiegel zu diesem Steckgarne werden von mittelmäßig dünnem Bindfaden gemacht; das folgende Inngarn aber wird von Zwirn verfertigt.

Das Inngarn fängt man mit 20 Maschen, die in der Weite den dritten Theil enger sind, als die Spiegel, zu stricken an. Zu einem Steckgarn, welches 12 Klaftern lang ist, werden 18 Klaftern Inngarn erfordert, indem sich der dritte Theil zum Busen einstellet. Wenn nun das

Inngarn und die Spiegel fertig, so wird solches folgendergestalt eingebunden. Hierzu muß man haben 19 Stäbe, die etwa ½ Zoll dick, von festem Holze, abgeschälet, und unten zugespitzt sind. Oben an jedem Stabe ist eine Lasche eingeschnitten, die aber an dem Stabe noch hängen bleibt, welches denn unten nach dem zugespitzten Ende ebenfalls so seyn muß; das Inngarn wird auf einen Bindfaden gefaßt und gereihet. Alsdann ziehet man es mit dem Bindfaden auseinander, so daß es eben so lang, als die Spiegel, jedoch busenreich ist.

Nachher legt man das Inngarn in und zwischen die Spiegel, zählt aber vorher sowohl die Spiegel- als Inngarn-Maschen, und theilt sie so ein, daß ein Stab so weit von einander, wie der andere, auch auf einen jeden gleich viel Inngarn kommt. Alsdann macht man in der eingeschnittenen Lasche an dem Stabe ein Theil von dem Spiegel, und den Bindfaden vom Inngarne hinein, nach diesem aber das andere Theil der Spiegel auch darauf, und bindet es recht fest zu. Dieses muß denn unten in der Lasche auch geschehen, damit die Spiegel und der Bindfaden feste eingebunden werden. Auf diese Art werden alle Stäbe eingebunden, und am Ende ein Bindfaden, womit das ganze Garn, wenn es zusammen gewickelt ist, zusammengebunden wird.

Dieser Steckgarne, welche gewöhnlich in Gesträuchen gebraucht, und zu dem Ende, um sie den Hühnern weniger kennbar zu machen, grün gefärbt werden, kann man 20 bis 24 Stück, in weitläuftigen Büschen auch wohl noch mehrere haben. Wenn man nun die Hühner im Gesträuche, hohen Gras und Getraide antrift, wird es auf eine mäßige Entfernung vorgestellt, dann mit dem Hühnerhunde, der aber sehr gut, und ausdrücklich zu diesem Behufe abgerichtet seyn muß, gegen die Hühner vorgesucht, und wenn diese zu laufen anfangen, immer langsam nachgezogen, und sie gegen das Garn angetrieben, wo sie denn, wenn sie durch die weiten Spiegel-Maschen der vordersten Wand des Garns in das Inngarn fahren, sich verwickeln und fangen. Stieben sie etwa auf, und fallen in einen Busch- oder Rain, oder auch in Werder an den Flüssen u. d. gl. so steckt man die Garne dichte am Busche vor, wo man vermuthet, daß

sie gerne wieder heraus laufen, da sie denn von selbst in die Garne laufen.

Auch müssen die Garne winkelicht gesteckt werden, damit wenn sie etwa in die Winkel gerathen, sie sich doch verirren, und hinein kommen müssen. Sollten aber ja die Hühner, wie es wohl öfters geschieht, zu lange liegen bleiben, so ist am besten, daß man sie wieder auseinander sprengt, und wollen sie nicht auseinander, so schießet man darunter. Gleich darauf werden auch die Steckgarne zwischen durchgestecket, da sie dann nicht lange liegen bleiben, und sich wieder zusammen rufen, wozu man sie auch mit einer Klutter aufmuntern kann. Die beste Zeit die Rebhühner im Stecknetze zu fangen, ist der Sommer- und der Früh-Herbst.

Steckletten, siehe Laufletten.

Stecklinge, siehe Steckreiser.

Stecknetz, siehe Steckgarn.

Steckreiser, Stecklinge, Fr. Bouture. Sind abgeschnittene Reiser, welche man in die Erde steckt, damit sie Wurzeln schlagen und anwachsen sollen, wodurch sich verschiedene Sorten Laubhölzer, außer der Vermehrung durch Saamen, fortpflanzen lassen, man auch so seinen Endzweck oft besser erlangt, als durch die Saat selbst, weil auf jene Art in gleicher Zeit ein weit stärkerer Stamm erzogen werden kann, als auf diese.

Hierher gehören vorzüglich die Pappeln und die Weiden, ingleichen auch die Erlen. Die übrigen hier zum Grund liegenden Holzarten, welche sich allenfalls noch durch Steckreiser vermehren lassen, erzieht man besser aus Saamen. Um tüchtige Pflänzlinge und Bäume durch Steckreiser zu erlangen, muß man wissen, wie der Boden vor der Anpflanzung zu bearbeiten ist, zu welcher Jahreszeit, in welchem Alter, Stärke und Form die Steckreiser geschnitten, wie und wann sie in die Erde gesetzt, und wie sie gepflegt werden müssen.

Am besten thut man, wenn man zur Holzvermehrung durch Steckreiser, selbige zuvor in einer Baumschule bewurzeln und zu Stämmchen erwachsen läßt. Zu der Baumschule wähle man einen guten, wenigstens mittelmäßigen, etwas feuchten, sandigten oder lockeren, tiefen Boden,

in einer zwar vollkommen freien und sonnigten, doch etwas geschützten Lage, welcher auch eine der Zahl der zu erziehenden Pflanzen angemessene Größe hat. So können auch auf 20 Quadratruthen an 6000 Stämmchen erzogen werden. Einen solchen Platz lasse man im Frühjahr, so bald es thunlich ist, zwei Schuh tief, rejolen, und mit einem Zaum umgeben.

Gegen die Mitte, oder auch noch zu Ende des Märzes nehme man von den vorhandenen Mutter-Pappeln so viel 1 oder 2jährige, ungefähr einen kleinen Finger dicke, auch halbmal so geringe Aeste ab, als nöthig sind. Diejenigen sind die besten, woran sich schon ausgebildete Blattknospen befinden. Man schneide daraus lauter 12 bis 14 Zoll lange Stäbchen, deren jedes unten, einer Blattknospe gegen über, einen schrägen Schnitt mit einem scharfen Messer erhalten muß, oben aber rund abgeschnitten werden kann, damit man sich, beim Einstecken derselben, die Hand nicht beschädige. Man binde diese Steckreiser Partienweis zusammen, und bringe sie entweder gleich an den Pflanzort, oder man stecke sie, wenn die Pflanzung nicht gleich vorgenommen werden kann, einige Tage mit den untersten Theilen ins Wasser.

Nun theile man den rejolten Platz durch 4 bis 6 Fuß breite Kreuzwege in mehrere Theile, und diese wieder durch $1\frac{1}{2}$ Schuh breite Gänge in verschiedene, ungefähr 5 bis 6 Fuß breite Länder ein, und zeichne im ersten Fall 4, im andern aber 5 gleich weit entfernte Linien auf jedes Land. Man stecke denn nach der Schnur an der ersten Linie, alle 10 bis 12 Zoll eine Pflanzruthe ganz gelinde etwas schräg, doch alle nach einer Richtung, ein, so, daß sie nur mit zwei Augen oder Knospen über die Oberfläche der Erde hervorragen. Hat man Platz dazu, so thut man besser, sie etwas weitläuftiger zu pflanzen. Man bestecke so alle Reihen und gieße, wenn alles gesetzt ist, die Steckreiser stark mit Wasser an; oder man bohre, wo der Boden nicht ganz mürbe ist, und die Rinde durch das Einstecken beschädigt wird, mit einem Setzholze vor; oder, welches noch besser ist, man mache für diejenigen Steckreiser, welche hier und da auf nicht gebautes Land gesetzt werden, ordentliche Gräbchen- oder Löcher, setze sie nach der Vorschrift da hinein,

und begieße sie tüchtig mit Wasser. Nach Johannis des nämlichen Jahres müssen jedem angezogenen Pflänzling alle Triebe, bis auf den stärksten, welchen man zum Stamm stehen läßt, abgeschnitten, die Pflanzschule überhaupt von Unkraut rein gehalten, und im Sommer und Herbst aufgelockert werden, damit die Feuchtigkeit desto besser beiziehen kann. Im folgenden Märzmonat nehme man alle schädliche Räuber, und auch den übrigen Stümmel des Steckens, bis an den neuen Stamm, schief und glatt weg, wo das zweite oder dritte Auge am kräftigsten getrieben hat, daß die Wunde bald überwachsen kann. Man nehme, nach Johannis, wieder alle Räuber und Ausschläge, bis auf $1\frac{1}{2}$ oder 2 Fuß Höhe, an den jungen Pappeln unten ab, und lasse sie auch noch das dritte Jahr in der Baumschule stehen, ohne eine beträchtliche Schneidelung daran vorzunehmen, damit der Stamm stufichte werde. Nach Verlauf dieser 3 Jahre sind die 6, 8, 10 bis 12 Fuß hohe Stämmchen zum Verpflanzen ins Freie schon stark genug, und können im Herbst ausgehoben, beschnitten, verpflanzt und verwahrt werden.

Aus Weiden erzieht man gewöhnlich, und am füglichsten entweder 7 bis 8 Fuß hohe Kopfholzstämme, oder niedrige Hecken und Büsche, nachdem es die Umstände erfordern. Zu ersteren wählt man baumartige, und zu letzteren buschartige Weidensorten.

Will man Kopfholzstämme haben, so nimmt man Frühjahrs, im März, von denjenigen Weidenbäumen, deren Art man fortzupflanzen für gut findet, so viele 1 bis 2 Zoll dicke Stangen, als man braucht, ästet sie aus, haut sie auf $8\frac{1}{2}$ bis $9\frac{1}{2}$ Fuß länge oben ab, und steckt sie, wenn die Pflanzung nicht gleich geschehen kann, mit dem untersten Theile einige Tage in Wasser. Sobald es möglich ist, nimmt man sie heraus, giebt jeder Stange unten und oben einen neuen schrägen glatten Hieb, ohne jedoch das Holz und die Rinde aufzureißen, oder letztere zu quetschen oder sonst zu beschädigen, und verkeilt den Kern oder die Markröhre am untersten Theil der Pflanzstange mit einem hölzernen Stöpsel, wenn dem Pflänzling ein sehr feuchter Standort angewiesen werden muß. Man setzt dann diese Stangen in $1\frac{1}{2}$ Fuß weite und 2 Fuß tiefe, schon im Herbst vor-

her gemachte Löcher, nachdem dieselben erst wieder mit guter Erde $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch angefüllt worden, $1\frac{1}{2}$ Fuß tief ein, wirft sie mit guter Erde völlig wieder zu, und gießt soviel Wasser darauf, daß es ein dicklicher Brei wird. Man macht nun um die Stange eine kleine Vertiefung, daß die Feuchtigkeit besser einziehen kann, und verwahrt sie mit Dornen, und, wo möglich, auch mit einem Pfahl gegen den Anlauf des Viehes. Diese Art, starke Weiden- als auch Pappelstangen zu niedrigem Kopfholz zu verpflanzen, geht derjenigen weit vor, nach welcher man die Löcher mit Pfahleisen macht, aber die Stangen ohne alle Umstände in die Erde rammelt.

Um buschartige Weiden zu Hecken oder zu Befestigung an Fluß- und Teichufern zu erziehen, nimmt man, im März, halb- oder drei viertelzöllige Ruthen von der gewählten Buschweidensorte, schneidet sie zu, wie die Pappelnsteckreiser, verpflanzt sie entweder in kleine Graben, oder in besondere kleine Löcher, oder, wo der Boden mürbe ist, nach dem Setzholze, und behandelt sie eben so, wie oben die Pappeln, nur mit dem Unterschied, daß man diese zu Büschen bestimmte Reiser nicht ausschneidelt, sondern ihnen alle Austriebe läßt, welche alle 3 Jahre, wie beim Wurzelholz üblich ist, abgehauen werden können.

Wenn man Erlen durch Steckreiser fortpflanzen will, welches mit vielem Nutzen geschehen kann, so nimmt man im Frühjahr entweder 3 oder 4jährige Ausschläge von alten Erlen, ästet sie ganz aus, schneidet sie mit schiefen Schnitten so zu, daß im ersten Falle bei dreijährigen, 1 Zoll dreijährig Holz am untersten, und 1 Zoll jährig Holz am obersten Theil bleibt, oder daß im zweiten Fall, bei vierjährigen Ausschlägen, welches die besten sind, ein Zoll 4jährig Holz am untersten, und 1 Zoll 2jährig Holz am obersten Ende des Stecklings sitzen bleibt. Man verpflanzt hernach die Steckreiser nach Art der Pappeln, entweder in einen eingezäunten Platz von erforderlich gutem und feuchten rejolten Boden, oder man setzt sie, wenn der Bezirk gehegt werden kann, sogleich auf den bestimmten Platz, in kleine, gehörig tiefe, mit der Spate gemachte Löcher, solchergestalt ein, daß 3 Zoll vom Steckreis über die Oberfläche der Erde hervor-

ragen. Einem Zoll hoch über dem untersten Abschnitte, oder aus dem untersten Jahrwulst wachsen dann die Wurzeln, und 1 Zoll tief unter dem obersten Abschnitte, oder aus dem entblößten Jahrwulst entstehen die Zweige, welche man, gleich den Pappeln, abschneidelt, eben so verpflanzt, und entweder zu hohen Stämmen erwachsen läßt, oder nach erlangter Armsdicke 4 Zoll hoch über der Erde abhaut und zu Wurzelholz nutzet.

Stehendes Holz, Fr. Bois qui se tient debout. Heißt alles Holz in Laub- und Nadelhölzern, so lange es noch auf dem Stamm stehet.

Steige. Ist ein zum Rebhühnerfang gebräuchliches, grün angestrichenes Brett, von der Größe eines mittelmäßigen viereckigen Tischblattes. Dieses wird auf 4 kleine Säulen, die, um sie desto bequemer in die Erde bringen zu können, zugespitzt und mit Eisen beschlagen werden, in einer solchen Höhe aufgestellt, daß die Hühner bequem und geräumig darunter stehen können. Rings herum sind auf jeder Seite 6 von Draht geflochtene Fallthüren, die aber so eingerichtet seyn müssen, daß sie sich sehr leicht hineinwärts aufstoßen lassen. Sowohl unter der Steige, die im Winter mit Stroh bedeckt wird, und zu der man, um sie aufzustellen, ebenfalls wie bei dem Glockengarn einen Platz, wo die Hühner sich gern halten, wählt, als außerhalb der Steige, werden Körner gestreuet, und die Fallthürchen im Anfange und so lange aufgebunden, bis die Hühner, die sodann ungehindert unter der Steige durchlaufen, sich an diese gewöhnt, und die sowohl außerhalb als innerhalb derselben liegenden Körner einigemal abgelesen haben. Sobald man dieß bemerkt, werden die Fallthürchen niedergelassen, da sich alsdann die Hühner, die, um zu den Körnern zu kommen, die Fallthürchen aufstoßen, einschließen und fangen. Man kann sich der Steige bei jeder Witterung, nur nicht, wenn eben Schnee fällt, bedienen. Daß man aber auf diese Art nicht wie bei dem Glockengarne die ganze Schaar auf einmal fängt, ist leicht zu erachten.

Steigen, Treten, Fr. monter. Sagt man von den Auerhühnern und andern dergleichen Vögeln, wenn sie zum Bau auf einen Baum steigen. — Steigen lassen, Fr.

faire voler; heißt es bei den Falkenierern, wenn sie den Falken fliegen lassen.

Steinadler, s. Adler.

Steinamsel, s. Steindrossel.

Steinbeißer, s. Kernbeißer.

Steinbock, lat. Capra Ibex, Linn. Fr. le Bouquetin, Buff. Engl. the wild Goat, Penn. Ist ein Säugethier, und gehört unter die fünfte Ordnung derselben, nämlich die wiederkäuenden Thiere, und ist von der Ziege eine Art, die sich mit mondförmigen zugerundeten Hörnern, die oben knotig und nach dem Rücken gebeugt sind, von den übrigen unterscheidet. Dieses Thier wird nur höchst selten noch in Deutschland in den höhern Schneegebirgen von Tyrol und Salzburg angetroffen. An Größe übertrifft es unsere Ziege weit, und wiegt im Alter einige Centner.

Der Kopf ist im Verhältniß mit dem übrigen Körper sehr klein, die Schnauze dick und etwas gekrümmt, die Augen groß, rund, hell und feurig, die Ohren kurz und eirund. In der Bildung des Kopfs hat es mehr Aehnlichkeit mit dem Hirsch, als der Ziege. Der Bart ist sehr lang. Die 1 und eine halbe Elle langen Hörner haben eine schwärzliche Farbe und eine schräge Richtung nach hinten. Nach außen krümmen sie sich niederwärts, und sind mit der Spitze bisweilen etwas einwärts gebogen. An ihrer Wurzel sind sie sehr breit und verjüngen sich ganz unmerklich nach ihren Spitzen hin. Ihre scharfen, nach der Länge gehenden, Kanten bilden eine Art von Vorderfläche, welche durch schräge, höckrige, und gleichlaufende Kanten bezeichnet ist. Das Gehörn eines alten Steinbocks wiegt wohl 20 Pfund, hat oft 24 Knotenringe, welche sein Alter anzeigen, und eins hält bis 3 Maas Wasser. Er ist dickleibig. Die Beine sind dünn, die Klauen lang, scharf, gespalten, fest, spitzig, inwendig hohl, und nach der äußern Seite mit einem hervorstehennden Rande begränzt. Der Schwanz ist kurz, unten kahl, übrigens mit langen Borsten besetzt.

Der Bart ist rothfalb oder schwärzlich. Die Haare des Leibes sind lang, röthlichbraun, oder rothfalb, im Alter grau; längs dem Rücken geht ein brauner Streif, und ober- und unterhalb den Vorderbeinen befindet sich ein schwarzer und weißer Fleck. Der Schwanz ist an den Sei-

ten weiß, oben und am Ende schwarz. Im Winter ist der Leib mit einem doppelten Pelze bekleidet, der obenher ein ziemlich sprödes, unten aber ein feineres und dichteres Haar hat. — Die Steinbockziege ist viel kleiner, aber doch merklich größer als die Hausziege, hat einen kleinen Bart, weit kleinere Hörner (nach einigen ungehörnt), eine hellere Farbe, und zwei Zitzen.

Sie sind scheu, flüchtig, und können mit der größten Leichtigkeit an steilen Felsenwänden hinauf laufen, und abgeschnittene Felsen und die tiefsten Abgründe nöthigen sie nie, ihren Weg zu ändern, sondern sie fliegen mit der größten Schnelligkeit schnaubend von einer Klippe zur andern; ja sie sind die stärksten Springer unter allen bekannten Thieren. Sie stürzen sich auch wohl von jähen Anhöhen herunter, ohne sich zu schaden, weil sie allezeit die Hörner vorhalten.

Sie bewohnen die höchsten Schneegebirge, Felsen und Steinklippen der Alpen, halten sich in kleinen Heerden auf den steilsten, für Menschen beinahe unzugänglichen, Felsen auf, bahnen sich den Weg durch den Schnee über Abgründe und Felsen weg, und kommen nur in die Thäler, wenn sie bei Verfolgung nicht weiter klettern können, oder von den Schneelauwinen und vom Schwindel ergriffen werden. Sie lieben vorzüglich die Einödden, scheuen die heftige Sonnenhitze so wie die übermäßige Kälte. Im Sommer bewohnen sie die Nordseite der Gebirge, im Winter aber suchen sie die Mittagsseite und die Thäler. Sie laufen über das Eis, sobald nur etwas Schnee darauf gefallen ist.

Ihre Nahrung besteht aus Kräutern und allerhand wilden Gesträuchen, so auf den höchsten Bergen wachsen. Sie lecken beständig an den Steinen, besonders an solchen, welche vom Salpeter und Salz angelaufen, mürbe und kalchartig sind.

Der Steinbock tritt im Oktober auf die Brunst, ist einen ganzen Monat hitzig, sammelt sich alsdann wieder in Rudel, und bleibt am Fuße der Gebirge. Die Ziege, die wohl 21 Wochen trächtig ist, gebiert ein Junges, selten zwei. Diese lassen sich, wenn sie bald gefangen werden, leicht zähmen, werden bei ihrer großen Munterkeit überaus kirre und schmeichelhaft, und lassen sich sogar unter den an-

dern Ziegen mit der Heerde auf die Weide treiben und begatten sich mit ihnen.

Die Jagd des Steinbocks ist, wie die Gemsenjagd, sehr mühsam und gefährlich, und Hunde kann man dabei gar nicht brauchen. Wenn er vom Jäger so weit in die Enge getrieben und verfolgt wird, daß er keinen Anlauf mehr gewinnen kann, um sich von einem Felsen zum andern zu schleudern, so rennt er mit einem gewaltigen Stoß auf ihn zu, und stürzt ihn, wenn er nicht geschickt genug ausweichen kann, in das nächste Thal herab.

Das Fleisch, das im Geschmack dem Hirschwildpret an die Seite gesetzt wird, soll zähe und schwer zu verdauen seyn, wird aber gegessen. — Die Hörner werden verarbeitet, besonders zu Trinkgeschirren für Jäger und Hirten; große Herren lassen sie zierlich ausschneiden und mit Gold oder Silber einfassen; auch brauchen sie die Chineser und Türken zu den besten Bogen. — Die Haut wird mit den Haaren zu Kleiderfutter verbraucht, und ohne Haare zu Leder zubereitet, welches aber wenig geachtet wird, da sie überaus dünne ist.

Es mag wohl Varietäten unter ihnen geben, die aber beide in den Tyroler- und Schweizer-Alpen sich aufhalten müssen. Die eine soll ein glattes hirschartiges Fell, und die andere ein langes zottiges Ziegenfell haben. Die letztere ist die bekannteste und gewöhnlichste.

Steinbuche, s. Hornbaum.

Steindreher, lat. Tringa Interpres et Morinella, Linn. Fr. le Tourne-pierre ou Coulon-chaud de Cayenne ou Coulon-chaud gris de Cayenne, Buff. Engl. the hebridal Sandpiper, Penn. auch genannt: Hebridische Strandläufer, Mornelstrandläufer, Dollmetschende Strandvögel, Schwarzschnäbel. Ist ein Sumpfvogel und von der ersten Familie der Gattung der Strandläufer (Kibitze) eine Art, die sich durch orangenrothe Füße und ein schwarzes Band am Halse von den übrigen unterscheidet.

Er gleicht an Größe der Schwarzdrossel, ist 9 und einen halben Zoll lang, der Schwanz 2 und einen halben Zoll und die Breite der Flügel, die zusammengelegt die Schwanzspitze berühren, 18 Zoll. Das Gewicht ist 3 und eine halbe Unze. Der Schnabel ist 12 Linien lang, an der Spitze

schwarz, an der Wurzel roth, die Beine kurz, glänzend orangenroth, die Klauen schwärzlich; die Zehen sind fast gänzlich frei, der nackte Theil des Schenkels ist 4 Linien und die Beine sind 17 Linien hoch, die Mittelzehe 13 und die hintere 4 Linien lang.

Der Körper ist klein, die Stirne weiß, der Scheitel weiß, schwarz gefleckt, die Seiten des Kopfs weiß; eine schwarze Linie geht über die Stirn, bis in die Mitte des mit einem schwarzen Halsbande umgebenen Halses, der Obertheil des Rückens, die Schulter- und Afterflügel sind rostfarbig schwarz gefleckt, der untere Theil des Rückens und die langen Deckfedern des Schwanzes weiß mit schwarzen Querstreifen, die Kehle, Brust, der Bauch und After weiß, die kurzen Schenkel rostgelb, die Deckfedern der Flügel aschgraubraun, die großen weiß gerändet, die Schwungfedern schwarz, die der zweiten Ordnung mit weißen Spitzen und weißen innern Kanten, die der dritten Ordnung weiß gefleckt, von den 12 schwärzlichen Schwanzfedern die 2 mittlern an der Wurzel weiß, und die übrigen mit weißen Querflecken. — Das Weibchen ist oben mehr dunkelbraun, und unten an dem Halse und der Brust ebenfalls dunkelbraun.

In Deutschland trifft man diese Vögel nur auf den Inseln des Baltischen Meeres an, wo sie im Frühjahre hin und im Herbste wieder wegziehen. In England heißen sie Steinwälzer oder Seemornell, in Schweden aber Dollmetscher. Sie wohnen an dem Seestrande und wenden daselbst die Steine um, um unter denselben die Würmer, Schnecken, Insekten u. d gl. zu ihrer Nahrung aufzusuchen.

Ihre Eier, deren sie 3 bis 4 legen, haben die Größe der Taubeneier, sind länglich zugespitzt, aschgraugrün, mit dunkelbraunen Flecken und Punkten. Sie legen sie auf den Sand und verfolgen zur Brutzeit Menschen und Hunde mit einem hellen Geschrei, wie die Kiebitze. — Die Jungen sind unten weiß, oben aschgrau mit schwärzlichen Streifen, und erscheinen in der Mitte des Julius.

Steindrossel, Lat. Turdus saxatilis, Linn. Fr. le petit Merle de roche, Buff. Engl. the Rock-Trush, Penn. auch genannt: Steinamsel, Steinröthel, Steinmerle, blauköpfige rothe Amsel, großer Rothwüstlich, großes

Rothschwänzchen, Steinreitling, blaue Drossel, Slegur, Blauziemer, Blauvogel, Hogamsel, Gebirgamsel. Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Drosseln eine Art, bei welcher als Kennzeichen vor den übrigen der Kopf und Hals aschblau, der Schwanz und die Schenkel gelbroth sind.

Sie hat die Größe einer Rothdrossel, doch ist sie etwas stärker, 8 und ein Viertel Zoll lang, wovon der Schwanz 3 Zoll einnimmt, und 15 Zoll breit. Die Schwingen bedecken die Hälfte des Schwanzes. Dem Ansehen nach gleicht sie mehr einem Staar, als einer Drossel. Der Schnabel ist 10 Linien lang, stark, auch länger, an der Wurzel befiedert und schwarz, der Augenstern kaffeebraun, die starken schwarzen geschilderten Füße 1 und einen halben Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll lang, die hintere 10 Linien.

Kopf und Hals sind graulichblau, der Oberrücken schwarzbraun, der Mittelrücken schön weiß und der Steiß dunkelbraun mit weißlichen Federrändern; Brust und Bauch sind dunkelorangenroth, letztere unmerklich weiß gefleckt und gewellt; die mittelmäßigen Afterfedern sind blaßrothgelb, die Schenkel gelbroth, die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit weißlichen Spitzen, die Schwungfedern sehr dunkelbraun oder schwärzlich mit hellen Rändern, an den Spitzen weißlich, der zugerundete Schwanz dunkelgelbroth, die beiden mittlern Federn graubraun.

Das Weibchen und die Jungen haben sehr viel ähnliches mit dem Rothschwänzchen, nur in der Größe sind sie unterschieden. Das Weibchen ist merklich kleiner. Der Schnabel ist hellbraun; die Füße sind dunkelfleischfarben, die obern Theile des Gefieders dunkelbraun, die meisten Federn graulichweiß gerändet, der Steiß rostfarben, mit gleichen Rändern, das Kinn weiß, die Kehle an dem obern Theile aber viel heller, der Vorderhals und alle untern Theile schmutzig rostroth mit braunen und weißen Wellenlinien, der After und die Schenkel weißlich, die 2 mittlern Schwanzfedern braun, die übrigen röthlichgelb.

Bei den Jungen vor dem ersten Mausern ist der Oberleib braungrau, Wangen, Kehle, Gurgel und Seiten des Halses sind schmutzigweiß, dunkelbraun gestreift, Brust,

Bauch und Seiten röthlichweiß, schwarzbraun gewellt, die Flügel sind dunkelbraun und der Schwanz und After gelbroth.

Dieser Vogel macht allerhand Stellungen, bewegt den Schwanz oft, singt sehr angenehm, fast wie ein Mönch, besonders des Nachts bei Licht, lernt Lieder pfeifen, ja sogar Worte nachsprechen. Er wird deshalb auch als Singvogel geschätzt. Er bewohnt das südliche Europa ꝛc. und ist auf den Pyrenäen und Alpen ein allgemein bekannter Vogel. Er bauet selten so weit nach Norden als Obersachsen liegt. Als Zugvögel, die im Mai ankommen, und im September schon wieder südlicher fliegen, kommen sie zuweilen nach Thüringen. Einzeln besuchen sie alsdann die alten Schlösser, Kirchen und Thürme, in Gesellschaft aber die warmen kahlen Gebirge, wo sie an den Steinen Käfer und andere Insekten wie der Wistling wegfangen. In ihrem eigentlichen Vaterlande besuchen sie die Felsenspitzen, so wie in Ebenen die Steinhaufen. — Sie nähren sich von Insekten, und wie man an gezähmten sieht, auch von allerhand Beeren.

Sie nisten in Felsen und andern Steinritzen. Das Weibchen legt 5 Eier. In Sachsen, wo dieser Vogel höchst selten ist, soll er in den höchsten Häusern in den Rüststangenlöchern nisten, wird aber wohl mit dem Wistling verwechselt.

Als scheue Vögel lassen sie den Jäger selten zum Schuß kommen. Sie gehen aufs Käuzchen, und können auch da, wo man sie oft sitzen sieht, mit Leimruthen, die man mit Mehlwürmern behängt, gefangen werden.

Steineiche, s. unter Eiche.

Steineule, s. Eule.

Steinhänfling, s. Hänfling.

Steinkautz, s. Kautz.

Steinklatsche, s. Steinschmätzer.

Steinkohlen, Lat. Lithanthrax, Fr. Houille, Charbon de terre, Engl. Coal. Ist an und für sich eine eigene Gattung der Bergharze, von brennbarer Substanz, enthält Bergöl und ist gewöhnlich mit etwas Thonerde und Schwefelkies verbunden, von schwarzer Farbe und schiefrigem oder muschlichtem Bruche, und wovon die Konsistenz, Eigenschaft ꝛc. mit der verschiedenen Beschaffenheit der Oerter,

wo sie gefunden werden, abwechselt. Sie werden gewöhnlich in solchen Flötzen in den Gebirgen, wo besonders thonige Erdlager mit Bergöl durchzogen und mehr oder weniger damit gesättiget sind, gefunden und gegraben. In so fern ein oberer Forstbedienter zur Aufnahme der verfallenen und zur Erhaltung der vorhandenen Waldungen solche wirksame Vorschläge mit zu geben hat, die auf die Holzersparung zielen; so folgt hieraus, daß ein solcher sich eine genaue Kenntniß von denjenigen Gegenständen zueignen muß, die zur Ersparung des Holzes am wirksamsten beitragen, folglich ist ihm eine genaue Kenntniß von der Entstehung der Steinkohlen, deren Beschaffenheit, Eigenschaft und Wirkung in Absicht der Feuerung eben so nothwendig, als vom Torf.

Sowohl durch die Grundmischung der Bestandtheile der Steinkohlen, als durch den zufälligen Beitritt fremder Theile, sind sie so verschieden, daß man sie hinreichend unterscheiden und in gewisse Arten bringen kann. Zu der ersten Art gehört 1) die gemeine Steinkohle, welche wiederum in besondere Abarten nach der Verschiedenheit des Gefuges, der Festigkeit ꝛc. getheilt werden kann. So z. B. a) Schieferkohle von blättriger Textur, weicher und im Feuer nicht so dauerhaft, als die folgende: b) die Glanzkohle von festerm Korn, bricht sich würflicht, und ist glänzend.

Die Schieferkohlen, unter allen die magersten, sind bald stein- und bald schieferartig; sie brennen langsam, können das Gebläse nicht vertragen, knallen und springen im Feuer (eine Folge ihrer Unreinigkeit), hinterlassen keinen sonderlichen Gestank, und können daher auf den häuslichen Feuerstätten nutzbar verbraucht werden.

Die Glanzkohlen, die ungleich fetter als die vorhergehenden sind, enthalten ungleich mehr Schwefel als Bergöl, werden in großen Stücken gebrochen, haben ein schönes glänzendes Ansehen und führen kiesigte und metallische Theile bei sich. Sie dienen in ihrem rohen Zustand unter die Bier- Brandwein- und Farbekessel, beim Salz- Salpeter- und Potaschensieden, in Küchen und Stubenöfen, auch Kaminen, wenn sie mit gutem Zug versehen sind.

Zu der andern Art gehört 2) der schwarze Bernstein, Gagat, Fr. Jays, Jayet, Engl. Jet. Diese Art ist schwer,

schwarz, und auf dem Bruch glatt, blähen sich im Feuer auf, hinterlassen eine schwammichte Masse, die dem Bimsstein gleicht, und backen im Feuer wegen ihres überflüßigen schweren Oels zusammen. Sie ist in ihrem rohen Zustande zur Feuerung überaus vortheilhaft. Inzwischen aber, da die Steinkohlen überhaupt wahren Schwefel in ihrer Mischung enthalten, oder da sich derselbe im Brand aus der Verbindung der Vitriolsäure mit dem brennbaren Wesen erzeugt, so sind sie, dieses Umstands wegen, nicht zum Eisenschmelzen, auch nicht zu feinen Eisen- und Stahlarbeiten bei den Schmieden, noch zum Kalch- und Ziegelbrennen, noch weniger aber zu Silber- und Goldarbeiten zu gebrauchen. Die Engländer haben daher für das Hüttenwesen das Verkohlen der Steinkohlen in besondern Kohlenmeilern oder auch in besonders hierzu verfertigten Oefen mit gutem Erfolg angefangen und solche abgeschwefelte Steinkohlen nennen sie Coaks oder Cinders. Da, wo man fette Steinkohlen gewinnt, hat man, wie z. B. zu Düdweiler bei Saarbrücken, durch die Destillation ein Bergöl daraus zu ziehen gesucht, dessen geringer Absatz aber diese Benutzung unterbrochen.

In Ansehung der Entstehung und Entstehungsart der Steinkohlen sind die Meinungen sehr getheilt. Einige glauben, der Schöpfer habe sie gleich zu Anfang der Schöpfung wie andere mineralische Substanzen erschaffen. Andere sind in der Meinung, daß sie diejenige Gestalt und Eigenschaft, die wir an ihnen bemerken, nur durch die Folge der Zeit erhalten haben, und halten die Steinkohlen für nichts anders als für entartetes und zu einem Leim verwandeltes Holz, das mit einigen vitriolischen und schweflichten Theilen imprägnirt worden.

Mit diesen und noch anderen Meinungen mag es nun seyn wie es wolle, so scheint es ganz wahrscheinlich, daß die mineralischen Kohlen einen vegetabilischen Ursprung haben. Ihre Adern und Lagen sind dergestalt geordnet, daß sie immer mit schuppigten und blätterigten, dem Schiefer ähnlichen Steinen bedeckt sind, auf welchen man verschiedene Pflanzenabdrücke bemerkt, welche in den Forsten zu finden sind, als z. B. Farrenkräuter, Frauenhaare und dergl. — Nicht selten läßt sich in den Steinkohlen eine mit den Holz-

fasern vollkommen ähnliche Textur beobachten. So wird, nach Stadler, in Franken ohnweit Grausburg eine Art von Steinkohlen gegraben, die, wie bei dem Holze aus gleich weit von einander stehenden Zasern und Fasern besteht; und im Würtembergischen ohnweit Lorch, wie auch in der Grafschaft Limpurg bei Mittelbronn und Gaildorf, findet man in vitriolisch-thonigter Lage Steinkohlen, welche durch die gerichteten Fasern deutlich zu erkennen geben, daß sie ihren Ursprung dem Rothbuchenholz zu danken haben.

Daß die Steinkohlen wirklich vegetabilischen Ursprungs sind, beweist das vor mehrern Jahren in der Grafschaft Nassau entdeckte unterirdische Holz. Dasselbe hat die Richtung und Lage mit den mineralischen Kohlen gemein. An der Oberfläche der Erde findet man wahres Holz, das große Aehnlichkeit mit dem Guajak hat, welcher doch gewiß auf unserm festen Lande nicht gefunden wird. Kömmt man tiefer, so trift man eine Schicht ausgeartetes mürbes und blätterigtes Holz an, das erdigte Konsistenz äußert, und noch tiefer findet man wahre Steinkohlen.

Man hat vollkommen Recht zu glauben, daß durch Erdkatastrophen ganze Wälder von harzigtem Holze im Schoos der Erde verschlungen wurden, und daß nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte, das Holz, nachdem es eine Entartung ausgestanden, sich entweder in einen Leim, oder in einen Stein verwandelt hat, der durch gewisse urinöse Materie, so das Holz selbst vor und nach seiner Entartung mit sich geführt hatte, durchdrungen ist.

Manche rechnen, aber fälschlich, die Holz- oder taube Kohlen zu den Steinkohlen, da doch diese wahrhafte Erdharze, jene aber wahres fossiles Holz, das durch Erdkatastrophen in seine jetzige Lagerstätte gekommen ist.

Die mancherlei fossilen Hölzer, die im Ganzen auf drei Hauptarten zurückgebracht wurden, sind 1) die sogenannten Holzkohlen, 2) die metallisirten und 3) die Jaspisartigen. Die erstern (Lignum fossile bituminosum) sind noch vollkommen brennbar, gehören aber bei der unermeßlichen Menge und bei ihrer sonderbaren Lagerstätte, noch zu den kosmogenischen Räthseln; vermuthlich mögen sie bei einer Erdkatastrophe durch Strömung des Meers zusammengetrieben seyn, so wie im kleinen das Treibholz an den

nördlichen Küsten von Asien und Amerika von dem stillen Ocean. Das Holz ohnweit Münden hat ziemlich viel Aehnlichkeit mit dem von der Roßkastanie.

Diese Kohlart wird oft in einem mehr Holz- als Kohlenartigen Zustand zu Tage gebracht, und man hat deren viele Stundenweges fortstreichende, mächtige unterirdische Wälder. Diese Kohlenart führt einen häßlichen Geruch, und ist in ihrem rohen Zustande besser auf Vitriol und Alaun, als auf Feuerstätten zu nutzen. — Dieses Umstandes wegen können also die sogenannten Holzkohlen nicht als ein wirkendes Brennmittel angesehen werden. Wer also daraus Alaun und Vitriol zieht, und allenfalls die dazu benöthigten Pfannen damit erhitzt, wird sie ihrer vorzüglichsten Bestimmung gemäß anwenden, zumalen sich gedachte saure Salze durch den Beitritt der Luft in Menge darin erzeugen.

Steinmarder, Lat. Mustela Foina, Erxleb. Fr. la Fouine, Buff. Engl. the Martin, Penn. auch Haus- und Dachmarder, und von einigen fälschlich Feld- und Buchmarder genannt. Er gehört, als Säugethier unter die Ordnung der Raubthiere (reißenden Thiere), und ist von der Gattung der Marder eine Art, bei welcher die Kehle und der Hals unten weiß sind. Er verträgt, so wie der Baummarder, das Klima von ganz Europa, die kältesten Zonen ausgenommen. An Größe gleicht er einer mittelmäßigen Katze. Von der Schnauze bis zum Schwanz ist er 1 Fuß und 8 bis 9 Zoll lang; der Schwanz hält 10 bis 12 Zoll und die Höhe ist 9 Zoll.

Der Kopf ist rund, oben etwas glatt, kurz zugespitzt; die schwarze feuchte Nase ragt etwas über der Lefze hervor. Er hat ein scharfes Hundegebiß. In der obern Kinnlade befinden sich 6 zugerundete Vorderzähne, dann folgt, nach einem kleinen Zwischenraum, ein langer Eckzahn, und zuletzt 5 Backenzähne. In der untern Kinnlade stehen vorne 6 kleinere, breite Vorderzähne, dann ein Eckzahn, der kleiner ist, als die obern, und zuletzt 6 Backenzähne auf jeder Seite. Die Zunge ist lang und mit glatten zurückstehenden Warzen besetzt. Das Maul hat von steifen schwarzen Haaren einen Bart, wie die Katzen. Die blaulichen Augen stehen weit von einander, blitzen im Finstern und ha-

den etliche steife schwarze Haare am obern Augenlide. Die Ohren sind kurz, breit und zugerundet. Sein Hals ist kurz und beinahe von der Dicke des Kopfs. Der Leib ist schmäler als an einer Katze, schlank und mit doppelten Haaren, kürzern wolligen, und längern steifen überzogen. Der Schwanz ist zottig und grade ausgestreckt. Die Beine sind niedrig und die vordern Füße länger und größer als die hintern. Sie enthalten 5 Zehen, welche mit einer behaarten Haut halb verwachsen und mit kurzen scharfen Klauen besetzt sind. An jeder Seite des äußersten Mastdarms, am Rande des Afters, öffnen sich 2 eirunde Drüschen, die eine übelriechende Feuchtigkeit in sich enthalten.

In Ansehung seiner Farbe ist er überhaupt grauröthlich ins schwarze auslaufend, und weiß an Kehle und Unterhals. Die steifen kurzen Haare am Kopfe sind röthlich, die wolligen und die Wurzeln der längern am Halse und auf dem Rücken schmutzig weiß, die Mitte der letztern aber röthlich aschgrau, und die Spitze schwarz. Das Ende des Rückens, der Schwanz und die Beine sind völlig schwarz, da auf dem Rücken die weißliche Farbe der Wolle stark durchschimmert. Der Bauch hat eben die Grundfarbe, aber die Spitzen der Haare sind mehr braun als schwarz. Die weiße Kehle ist zuweilen mit einem röthlichen Flecken gezeichnet. Eine deutliche Nath liegt in der Haut von dem Schaambeine an vorwärts, und eine weniger deutliche befindet sich hinten an jedem Vorderbeine. — Das Weibchen ist schlanker und niedriger gebaut, als das Männchen, und hat 4 Säugwarzen, die am Bauche liegen.

Der Marder ist ein munteres, listiges, geschicktes und sehr flüchtiges Thier. Sein Gang ist ein leichtes Springen mit erhabenem Rücken und Schwanz. Er schlüpft durch die engsten Löcher, geht über die schmälsten Stangen und Hölzer, erklettert die steilsten Dächer, ja er kann an einer geraden sein wenig rauhen Wand in die Höhe laufen. Er ist ein geschickter Schwimmer, und bemerkt schon in einer großen Entfernung seinen Raub. Wenn er von einer großen Anhöhe herabzuspringen genöthiget ist, so steht er wie eine Katze, gleich auf allen vier Beinen. Die elektrische Materie hat bei starken Gewittern einen sehr großen Einfluß auf ihn, daß er wie rasend herum läuft, und aus

Angst ein großes Lärmen verursacht. Seine Stimme ist ein helles, kurz abgebrochenes Geschrei, und zur Begattungszeit darneben noch ein dumpfes Murksen. Er lebt nicht über 12 Jahre.

Sie wohnen in Felsenklüften, Steinritzen, und besonders in altem Mauerwerk, unter den Dächern, in Holzstößen, in Winkeln und Klüften, auf den Heuböden, in den Ställen und Scheunen, zwischen Häusern und andern Gebäuden. Am Tage scheuen sie das Licht und die Menschen. Im Schlaf bedecken sie ihre Augen mit ihrem dicken Schwanz. Sie gehen im Winter gewöhnlich von 9 bis 10 und von 1 bis 4 Uhr des Nachts auf ihren Raub aus.

Der Hausmarder ist ein grausames und besonders ein blutdürstiges Raubthier. In den Tauben und Hühnerhäusern erwürgt er alles, und verursacht durch seine stinkende Ausdünstung und Exkremente, die er allezeit zurück läßt, daß ohne eine besondere Reinigung und Ausräucherung, keine Taube und Henne ihre Wohnung wieder bezieht. Das junge Hausgeflügel rupft und zehrt er gänzlich auf, dem alten aber beißt er im Sommer gemeiniglich nur die Köpfe ab, frißt diese, saugt dem übrigen Körper blos das Blut aus, und läßt ihn liegen; im Winter und Frühjahr aber nimmt er auch die ganzen Vögel mit sich in seine Höle. Er raubt auch den Hühnern und Vögeln die Eier weg. Er sucht die Vogelnester in Gärten auf, nimmt sie aus und erlauscht die alten Vögel im Schlaf. Auch die jungen, die sich mitten auf einem Teiche in einem Häuschen befinden, schützt das Wasser vor seiner Raubsucht nicht. Allein im Sommer muß er sich auch mit Heckenfröschen, und im Winter vorzüglich mit Mäusen und Ratten begnügen lassen. — Herzkirschen, Sauerkirschen, Pflaumen und Ebereschenbeere sind seine Leckerbissen.

Zur Zeit der Begattung, im Februar, sieht man oft mehrere Männchen auf einem Dachforste oder einer Mauer beim Mondenschein mit gräßlichem Schreien und Beißen hinter einem Weibchen herjagen. Die Mutter gebiert nach 9 Wochen, gewöhnlich im April 3, 4, und nur höchst selten 5 Junge, wirft auch des Jahrs zweimal, wenn sie früh ihre ersten Jungen einbüßet. Die Jungen sind 14 Tage blind, und werden von ihr so lange gesäuget und ernähret,

bis sie sich ihren Unterhalt selbst verschaffen können, welches gewöhnlich erst nach 3 Monaten geschieht. Es sollen zuweilen ganz weiße Jungen mit rothen Augen, wie bei den Mäusen, fallen. — Ihre Feinde sind die Zwirnwürmer und Madenwürmer.

Die Spur des Marders hat die Größe der Katzenspur, nur ist sie wegen der länglichten Ballen, und längern Mittelzehen etwas länger. Da der Marder fast jederzeit hüpft, so findet man sie nur selten gangmäßig hintereinander, sondern das meistemal zwei und zwei zusammengesetzt, so daß nur die Spur des rechten Vorder- und Hinterfußes etwas vorsteht. Er setzt nämlich hinten, wie vorne auf, und da er mit den Hinterfüßen allzeit in die Vorderfährte tritt, so scheinen auch alle vier Füße nur die Spur von zweien auszudrücken.

Seinen Aufenthalt und den Weg, auf welchem er einmal sicher und glücklich Beute gemacht hat, ändert er nicht leicht. Daher stellt der Jäger auf diesem bekannten Weg, den das Thier durch seine Fährte, die es im Winter im Schnee macht, selbst verräth, und zwar, wenn es seyn kann, an den Ausgang eines Winkels, den es durchwandern muß, eine Tellerfalle, die sorgfältig durch Kräuter von aller Menschenwitterung gereiniget ist, auf, und es kommt hier mehrentheils, wenn es nicht so lange Zeit hat, seine gefangene Pfote abzubeißen, in seine Hände. Wenn er aber sein Daseyn nur durch sein Rauben bemerkt, und seinen gewöhnlichen Weg nicht weiß, so belegt er diese Falle mit gebackenem Obst, das in Honig abgekocht ist, oder mit einer Witterung, die aus ungesalzener Butter, oder Gänsefett, Alfrankenschalen, Fenchel- Marumverum- Baldriankraut und Kampfer besteht; und dieser Geruch treibt ihn blindlings in die Falle.

Sonst wird er auch durch Jagdhunde, durch Klopfen und Lärmen mit Trommeln und Stöcken aus den Gebäuden, wo er gespürt worden ist, getrieben, und entweder auf den Dächern oder auf nahe stehenden Bäumen, wo er hinflüchtet, erschossen. Der Jäger stellt ihm, seines vortreflichen Balges halber, besonders im Winter nach.

Durch diesen Balg wird er den Menschen auch nützlich; denn sein Fleisch, das an manchen Orten gegessen wird,

wird an andern, als Aas, weggeworfen. Der nach Biſam riechende Koth wird zur Verfälſchung des Biſams und als Räucherwerk gebraucht. Der Nutzen, den der Marder in der Schöpfung ſtiften ſoll, beſteht wohl in der Verminderung des Ueberfluſſes der ſo ſtark ſich vermehrenden ſchädlichen Mäuſearten. — Er ſchadet dadurch, daß er vorzüglich dem zahmen Federvieh und deſſen Eiern nachſtellt. Dem kleinen wilden Geflügel iſt er ebenfalls nachtheilig, und leeret auch manche Obſtbäume ab.

Steinpicker, ſiehe unter Steinſchmätzer.

Steinrabe, ſiehe Alpenrabe.

Steinſchmätzer. Unter dieſem Namen ſind 3 Vögel bekannt, der große, der braunkehlige und der ſchwarzkehlige Steinſchmätzer. Alle drei ſind, als Singvögel, Arten von der vierten Familie der Sänger.

1) Der große Steinſchmätzer, lat. Motacilla Oenanthe, Linn. Fr. le Cul-blanc, Vitrec, ou Moteux, Buff. Engl. the Wheat-Ear, Penn. auch genannt: Weißſchwanz, Weißkehlchen, Steinſchmatzer, Steinbeißer, großer Steinpicker, Steinklitſch, Steinkletſche, Steinſchwakker, Weißkehlein mit ſchwarzen Backen, Steinklatſche. Durch ſeine weiße Stirn, grauen Rücken, und die ſchwarze Binde, welche durch die Augen geht, unterſcheidet er ſich von den übrigen Arten.

Er hat ſehr vieles mit der weißen Bachſtelze gemein, nur einen kürzern und dünnern Schwanz, und eine breitere Bruſt. Er iſt 6 Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, und die Flügelbreite 11 Zoll. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des Schwanzes. Der ſchwarze Schnabel iſt grade, 8 Linien lang und ſpitzig, mit ſchwarzen Rachen, der hinten einige Bartborſten hat, der Augenſtern ſchwarz; die geſchilderten Füße ſchwarz, die Naſenlöcher ſind eirund, die Beine 1 Zoll und 2 Linien hoch; die mittlere Zehe 9½ und die hintere 7 Linien lang.

Der längliche platte Kopf iſt an der Stirn weiß, von da iſt der ganze Oberleib ſchön hell aſchgrau; von der Stirn zieht ſich über die Augen ein weißer Streifen, und von den Naſenlöchern läuft durch die Augen ein ſchwarzer Strich; um die untere Schnabelwurzel herum ſind die Federn röthlichweiß; Kehle, Gurgel und Oberbruſt ſind lohfarben; der

übrige Unterleib weiß, die Flügel ſind ſchwarz, der Schwanz iſt gerade und weiß, das Ende ſchwärz. — Das Weibchen iſt auf dem Rücken rothgrau und am Unterleibe dunkler als das Männchen; auch ſind die kleinen Deckfedern der Flügel röthlich kantirt, die Schwanzfedern röthlichweiß, der Augenſtreif nicht rein weiß, und ſtatt des ſchwarzen, ein brauner Fleck.

Es iſt ein hurtig laufender und ſchnellfliegender Vogel, ruft Hit hit! und giebt einen ſchmatzenden Ton von ſich. Im Affekte ſchreit er Hitacktacktack! Er hat einen kurzen, eben nicht unangenehmen Geſang, der ſich durch einige krächzende Töne beſonders auszeichnet. Er erſtreckt ſich von dem heißen Bengalen bis zum kalten Grönland, und iſt in Deutſchland allenthalben im gebirgigen freien Felde zu finden. Er kömmt in der erſten Hälfte oder der Mitte des Aprils an, ſucht den Steinhaufen ꝛc. und das Kalkgebirge, das er voriges Jahr bewohnt hat, wieder auf, und leidet keinen von ſeinen Kammeraden in einem ziemlichen Umfange um ſich. In der erſten Hälfte des Septembers zieht er wieder weg und in wärmere Gegenden. Seine Nahrung beſteht in verſchiedenen kleinen Käferarten und in Fliegen, die er auf der Erde laufend wegfängt.

Er macht des Jahrs einmal ſein Neſt in die Uferlöcher ꝛc. am liebſten in die Ritzen der Steinbrüche auswendig von Grashalmen, und inwendig von vielen Vogelfedern. Das Weibchen legt 5 bis 6 grünlichweiße Eier, die lang bebrütet grünblaulich ausſehen, und am obern Ende ſehr ſtumpf ſind. Das Männchen brütet nur etliche Stunden des Nachmittags, außerdem ſitzt es beſtändig an dem erhabenſten Orte in der Gegend des Neſtes, und wacht. Die Jungen ſehen vor dem erſten Mauſern oben braun und roſtfarben gefleckt, und unten rothgelb und ſchwarz punktirt aus, und nach dem Mauſern behalten ſie ein ganzes Jahr die röthlichgraue Rückenfarbe des alten Weibchens mit braunſchwärzlichen Flügeln und Schwanzenden.

Als ihre Feinde vertilgen die Wieſeln gar oft ihre Brut, und da die Jungen bald ausfliegen, und im freien Felde ſitzen, ſo verfolgen ſie dann verſchiedene Raubvögel, Falken und Sperber.

Um ſie zu fangen, ſtecket man in der Gegend ihres Aufenthalts Ellen hohe Stöcke in die Erde, und hängt Sprenkel oder ſtecket Leimruthen drauf. Mit letztern belegt man auch die Steine, wo ſie oft ſitzen. Sie ſind ſcheu und laſſen ſich mit der Flinte nicht gern nahe kommen. — Sie nützen durch ihr Fleiſch, das im Herbſt ſehr fett iſt. In England werden ſie in Fäßchen, wie Ortolane, eingemacht und verſendet. Sie vertilgen ſchädliche Inſekten. — Bei ihrer Ankunft halten ſich die Landleute vor ſchädlichen Nachtfröſten ſicher.

Verſchiedenheiten von ihm ſind: 1) der Weißſchwanz (Fr. Cul-blanc) und 2) der aſchgraue Weißſchwanz (Fr. Cul-blanc cendré), ingleichen 3) der graue Weißſchwanz (Fr. Cul-blanc gris). Eine auffallendere Verſchiedenheit macht 4) der große Weißſchwanz (Lat. Motacilla Oenanthe major), 5) der röthliche Weißſchwanz (M. Stapazina, Linn. Fr. Cul-blanc roux, Buff. Engl. Ruſset Wheat-Ear, Lath.), 6) der rothgelbe Weißſchwanz (Fr. Cul-blanc rouſsatre), und der weißrückige Weißſchwanz.

2) Der braunkehlige Steinſchmätzer, Lat. Motacilla Rubetra, Linn. Fr. le grand Traquet ou Tarier, Buff. Engl. the Whin-chat, Penn. auch genannt das Kohlvögelchen; Braunkehlchen, ſchwarzbraunes Braunkehlchen, bräunlicher Fliegenvogel, Todenvogel, Pfäffchen, Fliegenſtecher, Röthling, Braunellert, Krautlerche, Krautvögelchen, kleiner Steinſchmätzer, Steinpetſche, Geſtatterſchlinger, Röſſelfinke, Neſſelfink, Steinfletſche, Fliegenſtreckerlein. Als Kennzeichen ſeiner Art, ſind Kehle und Bruſt röthlichgelb, und auf den Flügeln ſteht ein weißer Fleck.

Er hat ohngefähr die Größe eines Rothkehlchens, iſt $5\frac{1}{2}$ Zoll lang, und $9\frac{1}{2}$ Zoll breit. Der Schwanz mißt 1 Zoll 9 Linien, und die Flügel reichen bis auf deſſen Hälfte. Der Schnabel iſt rund, an der Wurzel dreieckig breit, und ſo wie die geſchilderten Füße glänzend ſchwarz, der Augenſtern braun, die Naſenlöcher rundlich, die Beine 11 Linien hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 8 Linien lang.

Der ganze Oberleib iſt ſchwarzbraun (bei ſehr alten ſchwarz), alle Federn ſtark hellroſtfarben eingefaßt, von den Naſenlöchern an bis hinter die Ohren läuft eine weiße

linie; die Wangen ſind ſchwarzbraun rothbraun beſprengt; die Steißfedern haben außer der Rückenfarbe noch weiße Spitzen, an den Mundwinkeln ſtehen ſchwarze Barthaare, Kehle und Bruſt ſind ſchön röthlichgelb, der Bauch, die Seiten ſind röthlich weiß, die Kniebänder röthlich und ſchwarzbraun geſprengt; die kleinen Deckfedern und die vordern großen ſchwarzbraun; die hintern weiß und bilden daher einen großen weißen Fleck auf dem Flügel, die Schwungfedern dunkelbraun und weiß gerändet, der Schwanz kaum merklich geſpalten, dunkelbraun und weiß, man ſieht den halbweißen Schwanz aber nur im Fliegen; denn im Sitzen bedecken ihn die großen Deckfedern. — Das Weibchen iſt im Ganzen heller; der Augenſtreif gelblich weiß, der Oberleib dunkelbraun, die Kehle röthlichweiß, die Bruſt hellröthlich gelb mit ſchwarzbraunen Flecken, der weiße Fleck auf den Flügeln klein.

Im Freien iſt dieſer Vogel munter und unruhig, fliegt ſehr ſchnell, hüpft geſchwind, bewegt den Schwanz auf und nieder, lockt dabei beſtändig Git! und ſchnalzt dazu zuweilen Tza! Sein Geſang iſt melodiſch genug, und wird dadurch angenehm, daß er einige von dem Stieglitzgeſang abgebrochene Strophen im Felde und in den Ebenen hören läßt, und zwar in der Abenddämmerung bis in die tiefe Nacht hinein.

Man findet dieſen Vogel in ganz Europa bis Schweden hinauf, vorzüglich gern in ſteinigen Gegenden, wo einige Feldbüſche und einzelne Bäume ſtehen. Als ein Zugvogel kömmt er zu Anfange des Mais, zuweilen auch ſpäter an, und geht Ende Septembers wieder fort. Man ſieht ihn immer auf den Spitzen der Feldſträuche und Feldbäume, auf den Gränzſteinen und Erdhügeln ſitzen, wo er ſeinem Raube aufpaßt, und ihn bald von der Erde bald aus der Luft holt. Im Auguſt begiebt er ſich familienweiſe auf die Kohl- und Krautäcker, und hält ſich da bis zu ſeiner Abreiſe auf. — Er nährt ſich vorzüglich von kleinen Erd- und Aaskäfern, aber auch anderen fliegenden Inſekten, z. B. wilden Bienen, Fliegen u. d. gl.

Er niſtet des Jahrs nur einmal, und baut ſein Neſt unter Steine, in Erdklüfte, unter Baumwurzeln; auch wohl nur wie die Lerchen in die Wieſen und Gärten ins

Gras. Das Weibchen legt 5 bis 7 weißgrüne Eier, die am stumpfen Ende blaulich gefleckt sind, und brütet sie in Gesellschaft des Männchens aus. Die Jungen, welche man in der Erndte in großer Menge im Felde sieht, sind auf dem Rücken rostfarben und schwärzlich gefleckt, und alle Federn haben eine weiße Einfassung; am Unterleibe aber sehen sie wie ihre Mutter aus.

Ob sie gleich scheu sind, so kann man doch mit der Flinte an sie kommen. Man fängt sie aber viel leichter von der Mitte des Augusts an bis sie wegziehen in Sprenkeln, mit Leimruthen und Schlingen in den Krautäckern. Wenn man sie mit Schlingen fangen will, nimmt man einen Stock, etwa 3 Fuß lang, schneidet ihn oben spitzig, und spaltet ihn 4 Zoll weit; in diese Spalte sticht man ein Querholz eines Fingers lang, daß es die Gestalt eines Kreuzes giebt. Anderthalb Zoll über dem Kreuze müssen die Schlingen stehen, so daß sie dem Vogel, wenn er sich auf das Querhölzchen setzt, vor die Brust reichen. Zu den Leimruthen nimmt man eine Ruthe, 3 Fuß lang, die oben eine Gabel hat. Diese Gabel kann ohngefähr 4 Zoll lang seyn, und wird mit Leim bestrichen.

Die Sprenkel werden auf Stöcke oder auf Krautstauden gehängt. Wenn man nun eine Menge solcher Sprenkel, Leimruthen und Schlingen hat, so geht man damit auf die Krautstücke, wo man viele Krautvögelchen bemerkt. Daselbst stellt man sie in der Mitte quer durch die Aecker hin in einer Linie, etwa 2 oder 3 Schritte aus einander, hernach geht man an das Ende, treibt die Vögel gemächlich fort, so werden sie immer von einer Kohlstaude zur andern fliegen, bis sie an den Fang kommen, man bleibt alsdann ein wenig stehen, und läßt ihnen Zeit; es wird alsdann einer um den andern auf die Sprenkel, Leimruthen oder Schlingenstöcke sich setzen, um sich umzusehen, und sich fangen. Wenn sie nun alle übergeflogen sind, so geht man hin, nimmt die Gefangenen aus, und stellt die Sprenkel und Schlingen wieder auf, treibt alsdann von dem andern Ende der Aecker wieder heraufwärts, bis sie entweder alle gefangen, oder die übrigen weggeflogen sind. Hierauf geht man wieder in eine andere Reihe Kohlstücke, und man kann auf diese Art viele fangen. Man kann auch die Sprenkel und Schlei-

ſen auf den Kohläckern hin und wieder herumſtecken, und des Tages etlichemal durchſehen, denn auf dieſe Art fangen ſie ſich ſehr gerne. — Er läßt ſich auch leicht auf dem Tränkheerd fangen.

Sie ſind im Herbſt ſehr fett, und eine angenehme Speiſe; einige halten ſie an Wohlgeſchmack den Ortolanen gleich.

3) Der ſchwarzkehlige Steinſchmätzer, lat. Motacilla Rubicola, Linn. Fr. le Traquet, Buff. Engl. the Stone-Smith, Penn. auch genannt: Steinpicker, Weißkehlchen, ſchwarz und weißer Fliegenſchnäpper, Braunkehlchen, Schwarzkehlchen, kleine Steinklatſche, Chriſtöffl. Als Kennzeichen ſeiner Art hat er eine ſchwarze Kehle, roſtrothe Bruſt, und auf den Flügeln ſteht ein weißer Fleck.

Er iſt 5¼ Zoll lang und 9 Zoll breit. Der Schwanz mißt 1¾ Zoll, und die Flügel reichen bis in deſſelben Mitte. Der Schnabel iſt 6 Linien lang, und ſo wie die geſchilderten Füße ſchwarz; die Naſenlöcher ſind rundlich, und der Regenbogen im Auge nußbraun; die Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 9 und die hintere 7 Linien lang.

Der Oberleib iſt braunſchwarz, roſtfarben weißlich eingefaßt, der Kopf iſt faſt ganz ſchwarz, die langen Steißfedern ſind weiß, jede in der Mitte mit einem ſchwarzen Fleck, zuweilen auch ganz weiß; die Wangen und Kehle ſchwarz, letztere an den Seiten weiß eingefaßt; die Bruſt roſtroth, nach dem Bauche und After zu weißlich auslaufend; die Flügel ſind dunkelbraun, und haben hinten einen weißen Fleck, der Schwanz iſt gleichſam viereckig, und ſchwärzlich, alle Federn und die Spitzen der äußern blaß roſtgelb gerändet. — Das Weibchen iſt heller, am Oberleibe nebſt dem Kopf roſtfarben gefleckt; der Steiß bräunlich, und nicht weiß, die Kehle weiß, ſchwarz gefleckt, die weiße Einfaſſung an den Seiten des Halſes weniger ſichtbar; die Bruſt und der Bauch ſind bläſſer.

Es iſt ein wilder, unruhiger, einſamer Vogel, den man außer der Zeit der Paarung immer nur einzeln findet. Er giebt einen dumpfen ſchnalzenden Lockton, Tack! Tack! von ſich, ſingt aber nicht ſo ſchön als der braunkehlige Steinſchmätzer. Er hat eine kurze dicke Geſtalt. Er iſt ein unſtäter Vogel, der beſtändig von einem Strauch zum andern

fliegt. Im März tritt er ſchon wieder bei uns ein, und verläßt uns im September wieder.

Sein Aufenthalt ſind Haiden und Triften, und gebirgige ſteinige Gegenden, die mit Holzungen und Gebüſchen umgeben ſind, und einſam liegen. Er ſitzt immer auf Steinhaufen und einzelnen Sträuchen, Wieſen- und Weinbergspfählen, fliegt bald da bald dorthin, ſchüttelt beſtändig die Flügel und den Schwanz, und flattert unaufhörlich nach ſeiner Nahrung in die Luft, oder hüpft nach ihr auf der Erde hin in großen Sprüngen. Dieſe beſteht in fliegenden Inſekten, in Käfern, Fliegen u. d. gl.

Sein Neſt legt er unter einem Buſch, Stein oder in einer Felſenritze an. Das Weibchen legt 5 bis 6 grünlich weiße Eier, die ſehr wenig gelbroth gefleckt ſind. Die Jungen ſind dunkelbraun und roſtgelb gefleckt; und Männchen und Weibchen können bis zum folgenden Frühjahr nicht von einander unterſchieden werden.

Sie ſind ſcheu, können aber doch mit der Flinte erreicht werden. Da ſie oft einen Buſch in der Gegend, die ſie bewohnen, zu ihrem Lieblingsaufenthalt machen, ſo darf man dieſen nur mit etlichen Leimruthen beſtecken, wenn man ſie fangen will. Ihr Fleiſch hat einen angenehmen Geſchmack, da ſie aber nicht häufig ſind, werden ſie nicht für die Küche geſchoſſen.

Steinwälzer, Lat. Charadrius Oedicnemus, Linn. Fr. le grand Pluvier ou Courlis de terre, Buff. Engl. the thickkneed Buſtard, Penn. auch genannt: Steinpardel, Grünſchnäbler, Triel, Griel, von den Jägern großer Brachvogel und Gluth. Iſt ein Sumpfvogel, und von der Gattung der Regenpfeifer eine Art, die ſich von den übrigen durch folgendes unterſcheidet. Er iſt blaßgrau, die zwei erſten Schwungfedern ſind in der Mitte weiß und über und unter den Augen befindet ſich eine gelbliche Querbinde.

Dieſer Vogel iſt 18 Zoll lang, und die Flügelbreite 2 Fuß 6¾ Zoll. Der Schwanz mißt 6 Zoll und wird zwei Drittheile von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel iſt 1½ Zoll, gerade, an der Spitze etwas dicker, von der Wurzel bis zu den länglichen Naſenlöchern grünlich gelb, nach der Spitze zu ſchwarz, die Augen ſind groß, der Regenbogen und das untere Augenlid gelb, die Füße ſind grüngelblich,

oder olivengrün, die Klauen klein und schwarz, die Beine geschuppt und 2⅐ Zoll lang, unter dem Knie ungewöhnlich dick, daher er auch den Namen Dickfuß (Oedicnemus) hat, die Schenkel 1 Zoll weit nackt, die Mittelzehe 1 Zoll 5 Linien lang, die mittlere und äußere Zehe mit einer kleinen Haut bis zum ersten Gliede verbunden, die kurzen Nägel hornbraun.

Auf dem ersten Anblick hat er gerade die Lerchenfarbe. Das Weibchen sieht noch mehr einer Feldlerche ähnlich, als das Männchen. Dieser Vogel hat eine kreischende, der Silbe Gluut! ähnlich klingende Stimme, die er im Fluge oft hören läßt, und die des Abends eine halbe Stunde weit erschallt. Er läßt sich auch des Nachts hören, wenn es regnen will. Sein Flug ist sehr mittelmäßig. Am Rhein, an der Donau und andern großen Flüssen Deutschlands wird er einzeln angetroffen. Er wandert zuweilen und hält sich ohne Unterschied auf trocknen und nassen Feldern auf. Vorzüglich liebt er die Schaftriften. Nach Thüringen kömmt er gewöhnlich im Herbst, und zwar nicht selten, und wird alsdann truppweise auf den Aeckern angetroffen. Er läuft schnell und lange, ehe er auffliegt.

Seine Nahrung sind Mäuse, Frösche, Kröten, Insekten, Schnecken, und andere Gewürme, und geht alle Morgen bei Anbruch des Tages auf die Regenwürmerjagd. Er versteht auch die Kunst die Steine aufzuheben, unter welchen Würmer liegen, oder Insekten schlafen, sich häuten und verwandeln.

Er legt sein Nest, das bloß in einer Aushölung auf der Erde besteht, auf Wiesen und Feldern an, und brütet in südlichen Gegenden noch im Oktober 2 bis 3 runde, aschgraue, mit olivenfarbigen Flecken bezeichnete Eier aus. Nach der Behauptung mancher Jäger, soll er auch in Thüringen auf sumpfigen Haiden nisten. Die Jungen haben im Herbste einen schmuzig aschgrauen Schnabel und dergleichen Füße, und sind am Oberleibe schmuzig rothgrau oder braun gefleckt und am Unterleibe hellgrau mit schwärzlichen Flecken bezeichnet. — Sein Fleisch ist eine vortrefliche Speise.

Stellegeld. Heißt dasjenige Geld, welches als Vergütung an den Eigenthümer des Grund und Bodens für die

Stätte oder den Platz, auf welchen das Floßholz an den Flüssen aufgesetzt wird, entrichtet werden muß.

Stellen. Der Hund, sagt man, hat das Thier gestellt, oder das Thier hat sich gestellt, wenn ein Verwundetes vor einem Hunde stehen bleibt, so daß der Hund laut wird, und ausgiebt.

Stellen, Fr. tendre des pièges ou des filets. Heißt es, wenn Garne von allerhand Art und von kleinem Zeuge, auch Fallen und Eisen zum Fangen zurecht gemacht werden.

Stellflügel, Stellweg, Fr. Allée, Laie. Sind breite und in einer geraden Linie ausgehauene Schneußen und Durchhiebe in den Wäldern, auf welchen man mit Tuchen und Garnen stellen, und bei großen Jagen mit Zeugwagen darauf aus- und einfahren kann. S. auch Allee.

Stell her. Ist ein bei den Zeugknechten und Jägerburschen gebräuchliches Wort, dessen sie sich bei dem Zeugrichten bedienen, wenn sie stellen sollen.

Stellleute, siehe Jagdleute.

Stellstangen, Fr. Pieu fourchu. Sind runde Stangen von Holz, welche zu Aufstellung der Jagdzeuge nöthig sind; sie werden auf verschiedene Art gemacht. An einigen sind oben eiserne Haken angebracht, und gehören zu den Rinkentüchern. Oder es werden Buchenstangen dazu genommen, welche oben einen ausgewachsenen Ast haben, der die Stelle des eisernen Hakens vertritt.

Man nimmt auch hiezu, der Leichtigkeit halber, Tannen oder Fichten, bohrt oben ein Loch $2\frac{1}{2}$ Zoll herunter durch, und spaltet das Holz hinaufwärts vollends heraus, daß eben die Oberleine eines Tuches darin liegen kann. Beide letztere Arten von Stellstangen kosten nicht viel, und zu den Tüchern, welche Gemäsche haben, sind sie noch besser, als die mit eisernen Haken, auch kann man im Stellen geschwinder damit umgehen. Unten müssen sie gespitzt und überhaupt glatt geschnitten werden, und zu einem hohen Tuche die Länge von 10 Fuß haben.

Sterbevogel, siehe Seidenschwanz.

Stichel, Fr. le Burin. Sie bestehen aus einem runden Stück Holz, an welchem unten eine eiserne Spitze sich befindet, und werden zum Stellen der Garne und Lappen gebraucht. Die eiserne Spitze ist nicht so stark als ein

Pfahleisen, indem zu dergleichen kleinem Zeuge so große Löcher nicht nöthig sind, mithin werden die Löcher sehr geschwind damit gemacht.

Stichholz. Bois de percée. Ist eine Art von schwachem Bauholz, und zwar dasjenige Bauholz, welches nach bestimmter Länge und Stärke abgegeben wird. Vor Zeiten, da man sich noch nicht darum bekümmerte, ob die abfallende Spitze eines 6 spännigen Stammes 30 oder 10 Fuß lang war, ob sie noch eine Säule gab oder verbrannt wurde oder wohl gar verfaulte, wurden die Baustämme in ihrer ganzen Länge entweder rund, oder nur roh vierkantig beschlagen, abgegeben. Neuerer Zeit aber, als das Holz anfieng theurer zu werden, weil es seltner wird, fieng man auch an es zu seinem verschiedenen Gebrauch sorgfältiger auszusuchen und am wohlfeilsten zu benutzen.

Die gänzliche Unbestimmtheit der Waare, wenn die Bauhölzer nach der Spanne verkauft werden, ist Ursach, daß entweder der Käufer oder der Verkäufer betrogen wird; denn wenn auch das Maas des Umkreises nothdürftig bestimmt ist, so fehlt doch die Bestimmung der Höhe, weil in den wenigsten Forsten die bemerkte Länge bei bestimmter Stärke noch angetroffen wird, und weil selbst das Wachsthum in einer und derselben Gegend oft sehr verschieden ist. Die hier folgende Tabelle No. 1. zeigt deutlich, daß die zeitherigen Preise mit der Waare in keinem Verhältniß stehen; sie ist von dem Forstmeister Oettelt, und die einzige, die mit einiger Auswahl bis daher darüber abgefaßt worden ist.

Tab. 1.

Stamm. spännig.	Umkreis. Zoll.	Durchm. Zoll.	Länge und Cubik-Inhalt in Fußen. I. Classe.	II. Cl.	III. Cl.	IV. Cl.	
½	22	7	60'	48'	36'	—	Länge.
			8', 052"	6', 442"	4', 831"	—	CubikInhalt.
1	27	8½	81	69	57	45	
			15,656	13, 337	11, 017	8, 698	
2	36	11½	90	78	66	54	
			30,927	26, 803	22, 680	18, 556	
3	45	14½	99	87	75	63	
			53,155	46, 712	40, 268	33, 825	
4	54	17	105	96	84	72	
			81,183	74, 225	64, 946	55, 668	
5	63	20	114	102	90	78	
			119,971	107,342	94, 714	88, 400	
6	72	23	123	111	99	87	
			169,068	152,574	136, 080	119,585	

Was für Ungleichheiten im Preise sich noch dabei befinden, zeiget sich sogleich, wenn der Feuerholz-Preis dabei zum Grunde genommen wird. Angenommen eine Klafter Feuerholz von 6' weit 6' hoch und 3½ Scheit Länge, mithin von 126 Cubikfuß Inhalt, kostet 2½ Thaler, so kostet 1 Cubikfuß, wenn 26 Cubikfuß für die Zwischenräume abgerechnet werden, 7 Pfennig und die Preise stehen im folgenden Verhältniß.

Tab. 2.

Spannen-Stämme.	Spannenholz-Taxe.			Preis nach dem kubischen Gehalt à 7 Pfennig pro Cub. Fuß. Klassen nach Tab. I. I.			II.			III.			IV.		
	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.
½ Spanne.	—	10	—	—	4	8	—	3	7	—	2	8	—	—	—
1	—	17	—	—	9	1	—	7	9	—	6	5	—	4	6
2	1	10	—	—	18	1	—	15	6	—	13	2	—	10	10
3	2	3	—	1	7	—	1	3	3	—	23	6	—	19	8
4	2	20	—	1	23	4	1	17	8	1	14	—	1	8	5
5	3	13	—	2	22	—	2	14	8	2	7	3	2	3	7
6	4	6	—	—	2	7	4	17	13	3	7	4	2	21	9

In einigen Ländern ist das Verhältniß des Brennholz-Preises zu dem des Bau- Nutz- und Sägeholzes = 1 : 2 : 3 : 4. Wenn man nun den Brennholz-Preis = 1. setzt und hier das Verhältniß des Bauholz-Preises zu ersterm nur = 2 : 1 : annimmt; so hält sich die Taxe der geringern Sorten so ziemlich im Verhältniß, die stärkern hingegen stehen zu gering im Ansatz.

Wer noch weiter gehen will, der betrachte die folgende Tabelle No. 3. wo mit den Spannen-Hölzern in Tab. 1. ein Versuch gemacht worden ist, was sie in Klaftern geben, und wie sich alsdenn die Preise verhalten, die Klafter Holz wieder zu $2\frac{1}{2}$ Thaler gerechnet. Man siehet hier wieder, wie willkührlich und unverhältnißmäßig die Taxen ehemals reguliret worden, maßen bey den kleinen Sorten der Preis nach dem Feuerholz-Preise wie $1\frac{1}{2}$: 1. bey den starken hingegen, zumal wenn man die Jahre der entbehrten Nutzung rechnet, viel zu geringe stehet.

Tab. 3.

Vergleichung, was die Spannenhölzer auf Tab. 1. in Klaftern gegeben haben, und wie sich die Preise dabey verhalten.

Spannenhölzer.	hat an Klaftern gegeben.	Geldpreise, als:						Am Nutz holze.					
		Feuerholz			Nutzholz.			Gewinst.			Verlust.		
1 Stück	Klaftern.	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.	th.	gl.	pf.
6 spännige.	$1\frac{3}{4}$	4	9	—	4	6	—	—	—	—	—	3	—
5	$1\frac{1}{4}$	3	3	—	3	13	—	—	10	—	—	—	—
4	1	2	12	—	2	20	—	—	8	—	—	—	—
3	$\frac{1}{2}$	1	6	—	2	3	—	—	21	—	—	—	—
2	$\frac{1}{3}$	—	20	—	1	10	—	—	14	—	—	—	—
1	$\frac{1}{5}$	—	12	—	—	17	—	—	5	—	—	—	—
$\frac{1}{2}$	$\frac{1}{10}$	—	6	—	—	10	—	—	4	—	—	—	—

Das unbestimmte und unverhältnißmäßige bey den Spannenhölzern wird demnach nicht wegzubringen seyn, so lange auf die zeither gewöhnliche Art damit verfahren wird; und außerdem daß krumme Stämme ganz untauglich zu Spannenholze sind, daß das übrigbleibende eines Stammes, wenn Bloche oder Brunnenröhren abgeschnitten werden, auch keines mehr giebt, wird man in der Verlegenheit seyn, das Holz in Klaftern zu schlagen, wodurch der Forst-

Casse kein geringer Verlust zugezogen wird; eben so wie die aus der gänzlichen Unbestimmtheit entstehende Theurung der Spannenhölzer, so wie der Mangel an mittlern und schwachen Stämmen, weil außer den Jahresschlägen, die doch gewöhnlich in den ältesten Hölzern geführet werden, nicht gerne welche ausgehauen werden, den Vertrieb derselben gar sehr erschweren. Der Landmann, der seine Bauerei oft zweckmäßiger mit schwachem Bauholze vetrichten könnte, ist genöthiget stärkeres zu verarbeiten, womit er sich ohne Noth übertheuert und doch eine unnütze Anwendung davon macht.

Wenn nun die stärkern Sorten von Bauholze zu haben sind, aber selten und nur bey Hauptbauen gebraucht werden, die mitlern Sorten hingegen für das gewöhnliche Bauwesen in Städten, so wie die schwächern für den Landmann eine kurrente Waare abgegeben; so dachte man auf Mittel leztere Sorten anzuschaffen, da sich die Sache machen ließ ohne die starken Stämme ins Feuerholz zu schlagen, wenn nämlich von selbigen die Bloche und Brunnenröhren erst abgeschnitten werden, worauf das übrig bleibende noch mitleres oder schwaches Stichholz giebt.

Auf dem Harze und Thüringer Walde führte man dieserhalb eine Sorte von Bauhölzern unter dem Nahmen der Stichhölzer ein, deren verschiedene Arten und Abtheilungen nebst ihrer Anwendung nun näher beschrieben werden sollen.

Die auf dem Harze und Thüringerwalde gebräuchlichen Sorten sind in folgenden Tabellen enthalten.

Tab. 4.

Beschreibung der Harzer Stichhölzer.

Benennung		Länge.	Stärke unten	Stärke oben	sind Stiche.	Preis.		
		Fuß.	Zoll.	Zoll.		th.	gl.	pf.
Balken.	60r	60	13 u. 14	11 u. 12	33	7	10	8
	50r	50	11—12	10—11	21	4	17	—
	40r	40	10—11	9—10	14	2	17	4
	30r	30	9—10	8—9	8	1	6	—
Sparren	50r	50	7—8	6—7	$8\frac{1}{2}$	1	8	—
	40r	40	6—7	5—6	5	1	—	—
	30r	30	5—6	4—5	$2\frac{1}{2}$	—	19	4
gr. Stichholz	32r	32	7—8	6—7	$5\frac{1}{2}$	—	8	7
	30r	30	8—9	7—8	7	—	12	10
	26r	26	6—7	5—6	$3\frac{1}{2}$	—	5	4
	24r	24	6—7	5—6	3	—	8	7
Spitze	24r	24	4—5	3—4	$1\frac{1}{2}$	—	4	5

Tab. 5.

Beschreibung des Ilmenauer- oder Waldholzes.

Benennung		Länge	Stärke unten	Stärke oben	sind Stiche.	Preis.		
		Fuß.	Zoll.	Zoll.		th.	gl.	pf.
klein Stichholz	40r	$32\frac{1}{2}$	6 und 7	5 und 6	4	—	4	—
	36r	27	5 — 6	4 — 5	3	—	3	—
	30r	$22\frac{1}{2}$	4 — 5	3 — 4	2	—	2	—
	24r	18	4 — 5	3 — 4	1	—	1	—

Bey der Einführung derselben im S. Weimarischen sind die Maase davon, jedoch in Weimarischem (oder Leipziger) Fuße, beybehalten, der Preis aber nach dem landüblichen Feuerholzpreise eingerichtet worden.

Die Anwendung der verschiedenen Sorten bestehet allgemein in folgenden:

a) Zu großen Gebäuden.
60r Balken zu den stärksten Trägern.
50r, 40r und 30r zu Balken ꝛc.
50r und 40r Sparren.

b) Zu mittelmäßigen Gebäuden.
32r, 30r und 26r als Gebälke.

24r als Säulwerk.
24r Spitzen, als Sparren.

c) Zu Bauernhäusern.
30r, 26r und 24r Harzhölzer zum Gebälke Ilmenauer oder Waldholz, zu den Sparren, Riegeln und Säulen.

Um auf alle bey Verfertigung der Stichhölzer vorkommende Umstände zu treffen, soll der Gang des Geschäftes kürzlich beschrieben werden, und folgende Grundsätze werden so ziemlich mit dem Gange der Arbeit bestehen.

1) Es wird vorausgesetzt, daß das Stichholz nur aus den Jahresschlägen gehauen wird, welche die Reihe trift. Das Niederfällen der Stämme muß von den Zimmerleuten in einer gewissen Ordnung und Reihe geschehen und zugleich wohl überlegt werden, ob ein Stamm diese oder jene Sorte, oder mehrere zugleich, liefern kann.

2) Wenn auch alle Bauholzsorten auf einem Reviere anzutreffen sind, so ist doch voraus zu sehen, daß die starken weniger, die mittlern und schwachen hingegen mehr abgehen werden; folglich ist auf die Anschaffung der letztern vorzüglich Bedacht zu nehmen.

3) Müssen alle Jahre außer den Stichhölzern noch eine Anzahl unbeschlagener Stämme zu dem unten angezeigt werdenden Gebrauch gefället werden, als wozu die Stichhölzer nicht wohl tauglich sind.

4) Die Späne, welche ein ansehnliches betragen, werden im Ganzen verkauft, und je nachdem es herkömlich ist, erhält der Forstbediente von dem daraus gelößten Gelde seinen Antheil.

5) Das fertige Holz ist sobald wie möglich vom Schlage zu schaffen und auf sichere und gut gelegene Lagerplätze zu bringen, von welchen es sodann weiter verkauft wird.

6) Endlich ist der Preis desselben noch zu bestimmen.

ad 1) Fast jeder Stamm liefert Stichholz und wieder verschiedene Sorten. Ist daher der Baum gefället, so muß wohl überlegt werden, theils welche Sorte der Forst-Casse am einträglichsten ist, theils welche am meisten gesucht wird. Hierin wird, wenigstens im Anfange, von den Zimmerleuten sehr gefehlet, und es ist nöthig denselben,

wenn sie eine Anzahl Stämme gefället haben, einen Sachverständigen an die Hand zu geben, der sie anweiset.

Die nach der Forsteinrichtung in den alten Hölzern zum Abtriebe bestimmte Ackerzahl kann im Anfange allenfalls nur halb abgeschlagen werden, um zu sehen, ob der Bedarf an mittel- und schwachen Stichholz erhalten werden kann; wo nicht, so müssen jüngere Hölzer abgetrieben werden.

Wenn die Zimmerleute anfangen zu fällen und zuzurichten, so werden sie paarweise vertheilt, und zwei arbeiten allemal an einer sogenannten Bank. Um sich beim Niederfällen nicht zu beschädigen, muß sich jede Partie in gehöriger Entfernung von einander halten; und auf diese Art wird der Schlag vom Anfang bis zum Ende mehr als einmal durchgegangen, die Stämme einzeln gefället, und der Nutzen zugerichtet. Stichhölzer, Bloche, Röhren und Abraum kömmt über und durcheinander zu liegen, weswegen die Abfuhr immer bey der Hand seyn muß um die Arbeit nicht aufzuhalten.

Bis daher gehet die Arbeit gut und die Zimmerleute arbeiten gerne. Wenn aber die Bäume zum zweitenmale durchgegangen werden, findet sich's oft, daß um eines Nutzens willen, 2. 3 und 4 Schnitte umsonst gethan werden müssen, wodurch den Holzhäuern vergeblich vorgearbeitet wird; das am Ende noch kommende schwache Holz liegt nicht fest und stet auf der Bank, es springt unter der Axt, und da kömmt der Fall vor, daß die Zimmerleute Zeit und Lohn-Verlust haben.

Ein Mittel hiefür geben die weiter unten beschriebenen Säulenhölzer ab, welche aus krummen und andern zu längern Stichholzsorten untauglichen Bäumen, geschnitten werden können; denn es braucht dabey keiner Durchgehung der Bäume, sondern Stamm für Stamm kann gefället werden, und die Holzhauer können den Zimmerleuten auf dem Fuße nachfolgen.

ad 2) Wo nicht genug schwache Hölzer zu haben sind, die starken aber nicht abgehen, da würde es übel gewirthschaftet seyn, wenn letztere ins Feuerholz geschlagen würden, man muß sich also auf andere Art zu helfen suchen, und zwar dadurch, daß man, wenn es thunlich ist,

a) einen Theil der Jahresschläge in jüngere Distrikte verlegt.

Die Forsteinrichtung wird dadurch nichts leiden, und es hat noch das Gute, daß das in den Hölzern steckende Kapital öfterer genuzt wird; denn man wird natürlich solche Districte wählen, die nicht im besten Wachsthum stehen. Sodann lasse man

b) von den starken Stämmen von unten herauf so viel Bloche und Brunnen-Röhren abschneiden als möglich ist.

Die nun folgende Tab. 6. wird zeigen, wie hoch starke Stämme auf diese Art genuzt worden sind. Die Bloche können bis auf 12 Zoll stark abgeschnitten werden, denn wenn sie auch alsdann keine Bretter mehr geben, so geben sie doch Stollen und Dachlatten. Die Schneide-Mühlen-Waaren aber sind immer gangbare Artikel.

Tab. 6.

Auszug, was aus einigen Stämmen Spannholz für Bloche und Stichhölzer gefertiget worden sind, und was letztere mehr ertragen haben.

Spannenhölzer. 1 St. spänig.	P[illegible] der [illegible]n. th.	gl.	pf.	St.	1 Klafter Holz zu 2 1/2 Thaler gerechnet.	sind Stiche.	beträgt. th.	gl.	pf.
½	—	10	—	1	26r Harzer Stichholz.	3½	—	10	2½
				2	30r Ilmenauer klein Stichholz.	4	—	10	4
1	—	17	—	1	30r Harzer Stichholz.	7	—	18	8
				1	24r —— Spitze.	1½	—	4	3½
1	—	17	—	1	30r —— Sparren.	2½	—	8	½
				1	30r Ilmenauer klein Stichholz.	2	—	5	2
1	—	17	—	1	30r Harzer Sparren	2½	—	8	½
				2	30r Ilmenauer klein Stichholz.	4	—	10	4
1½	1	3	—	1	40r Harzer Sparren,	5	—	14	4
				2	24r Ilmenauer klein Stichholz.	2	—	5	8
2	1	10	—	1	30r Balken.	8	1	7	4
				2	36 Ilmenauer klein Stichholz.	6	—	13	6
3	2		—	1	40r Balken	14	2	6	10
				1	26r Harzer Stichholz.	3½	—	10	2½
4	2	20	—	2	40r Balken,	28	4	13	8
				1	7ell. Bloch von 16 Zoll Diam.	—	—	17	—
5	3	13	—	1	50r Balken.	21	2	23	10
				1	Spitze.	3	—	9	6½
				2	7ell. Bloche von 22 und 18 Z. D.	—	1	18	—
5	3	13	—	1	30r Harzer Stichholz.	21	2	8	—
				3	7ell Bloche von 18, 17 u. 16 Z.	—	2	6	—
6	4	6	—	1	60r Balken.	33	5	11	4
				1	Spitze.	4	—	11	8
6	4	6	—	1	60r Balken.	33	5	11	4
				1	Spitze.	4	—	11	8
	25	15	—		Summa. Summa	212½	35	10	11
					Hierzu für die halben Spähne à 2 1/4 Pfennig pro 1 Stich		—	19	11
					Summa		36	6	10

Es erscheinet also ein Gewinst von den Stichhölzern gegen die Spannenhölzer von 12 Stämmen von 10 Rthlr. 15 gr. 10 pf.

ad 3) Die Fälle, wo die Stämme ganz oder als Spannenholz verabfolgt werden können, sind z. B. bey Rüstungen, zu Fachbäumen in die Floßgräben, zum Ausklotzen der Pferde-Stände, u. s. w. Hierzu können eine Anzahl Stämme, die sich auf jedes Jahr im allgemeinen zum Voraus bestimmen läßt, übrig gelassen werden.

ad 4) Bey den Spannen Hölzern ist es gewöhnlich, daß der Förster die abfallenden Spähne bekömmt. Die Stichhölzer welche rein beschlagen werden, werfen ein gutes Theil mehr Spähne ab wie jenes, mithin würde die Forst-Casse zu kurz kommen, wenn der Förster sie auch ganz erhielt. Um den Werth derselben in etwas ermäßigen zu können, mag beyfolgender Auszug dienen.

Von 75350 Stichen, welche eine Anzahl aufgemachter Stichhölzer gegeben hatten, waren auf 3 Revieren 670 Rthlr. für die davon abgefallenen Spähne eingenommen worden; dieses giebt den Werth der Spähne pro Stich auf 2¼ Pfennig. Die Förster werden also auf keinen Fall zu kurz kommen, wenn sie für das etwa entbehrte Anweise- oder Stamm Geld, und für die vorher vom Spannenholze abgefallenen Spähne, die Hälfte der Stichholzspähne für die dabey zu führende Aufsicht bekommen.

ad 5) Um die Arbeit nicht zu verhindern muß das fertige Holz sogleich aus dem Schlage geschaft, und die Spähne von den Zimmerleuten täglich in Haufen gebracht werden. Die Abfuhr der Stichhölzer vom Schlage auf den Waldhof, ist eine Sache die auf den Preis derselben Einfluß hat. Es sind deswegen die auf folgender Tab. 7. befindlichen Versuche angestellet worden, um das Fuhrlohn bestimmen zu können, wovon der Gebrauch weiter unten vorkommen wird.

Tab. 7.

Versuche zur Bestimmung des Fuhrlohns für die Stichhölzer, vom Schlage auf den Waldhof, auf eine Stunde im Durchschnitt.

4	Pferde	haben	52	Stiche	gefahren.
4	"	"	40	"	"
4	"	"	70 ½	"	"
4	"	"	38 ½	"	"
4	"	"	56	"	"
4	"	"	39	"	"
2	"	"	20 ½	"	"
2	"	"	18	"	"
4	"	"	45	"	"
4	"	"	44	"	"
36	Pferde	haben.	423	Stiche	gefahren.

Nun ist $\frac{423}{36}$ = 11¾ oder ein Pferd zieht im Durchschnitt 12 Stiche.

ad 6) Der wichtigste Punkt ist endlich, die Bestimmung der Preise.

Der Preis des Feuerholzes ist, wie schon gedacht, der Maaßstab für die Nutzholztaxe; und da zu den Nutz und Werkhölzern, an Baustämmen, Blochen, Mühlwellen, Wagner und Krumholze nicht jeder Stamm tauglich ist, vielmehr gesundes und brauchbar gewachsenes Holz erfordert wird; so ist es billig, daß der Preis der Werkhölzer in Verhältniß gegen den Feuerholzpreis erhöhet werde, je nachdem eine oder die andere Sorte mehr oder weniger sollte zu haben seyn, oder auch nahe oder weit beyzuschaffen ist. Denn so muß das Bauholz zwar gesund und gerade seyn, aber es gehöret doch weit weniger Auswahl dazu als zu einer Mühlwelle 2c. eben so wie Daubenholz, Radefelgen und Flintenschäfte 2c. wieder anders ausgesucht werden müssen. Und dann ist es wieder ein wichtiger Umstand, ob die Waare nahe oder weit beyzuschaffen ist; denn blieb der Preis einerley, so würden die nahen Gegenden der Reviere bald abge-

leeret, die weiten aber überständig und verdorben seyn, und so würden die Arbeiter in der Ferne mit denen in der Nähe nicht Preis halten können, mithin viel Abbruch an der Nahrung leiden.

Angenommen also 1 Klafter weiches Brennholz kostet 2 Rthlr. 12 gr. und hält nach Abzug der Zwischenräume 100 Cub. Fuß, so kommt 1 Cub. Fuß auf 7 Pfen. zu stehen. Es wird keine unbillige Forderung seyn, wenn für Spannenhölzer und geringe Bloche der Preis eines Cubikfußes um die Hälfte erhöhet und etwa mit 10 Pfennigen bezahlt genommen wird. Es ist aber für sich klar, daß die Stichholz Sorten nicht alle auf diesen oder überhaupt auf einerlei Preis gesezt werden können, denn es würde unbillig seyn für den Kubikfuß Holz, von abfallenden Spitzen im kleinen Stichholze, so wie für den Kubikfuß in den stärksten Balken, wozu die schönsten Stämme ausgesucht werden müssen, einerlei Preis zu setzen. Bei den kleinen Sorten z. B. bei dem großen und kleinen Stichholze, wird der Brennholz-Preis hinreichend seyn, bei den Sparren aber wird ein Kubikfuß auf 8 und bei den Balken auf 10 Pf. um so eher gesetzt werden können, da hierzu schon starke Stämme gehören, wovon das Interesse wegen ihres Alters lange entbehret worden ist. Es könnte zwar scheinen, als ob gegen den obenangenommenen Grundsatz der Preis der kleinen Sorten zu gering sey, allein man muß bedenken, daß er nach dem Gehalte im Rundholz reguliret wird, daß die Forst-Casse die Späne wieder bekömmt, und daß die schwachen Hölzer auf diese Art bald zum Nutzen kommen.

Was ferner zur Bestimmung des Preises gehöret, ist das Hauerlohn. Vorläufig ist anzumerken: daß zu Erhaltung guter Ordnung die Herrschaft sämmtliche Hölzer aufmachen läßt, und die Macherlöhne alsdenn mit zum Preise schlägt. Das zeitherige Beschlagerlohn des Spannenholzes kann aber hierzu nicht zum Anhaltepunkte dienen, sondern die deshalb angestellten Versuche müssen die Richtschnur geben. Nach diesen lieferte ein Zimmermann in Zeit von 20 Tagen 240 Stiche von allen Sorten von Stichholz. Hiernach kommen 12 Stiche auf 1 Tag, und wenn das Tagelohn zu 5 Groschen angeschlagen wird, so kömmt für 1 Stich 5 pf. Hauerlohn. Dieser Versuch ist sich immer ziemlich

gleich geblieben, weder die Zimmerleute noch die Forst-Casse werden dabei zu kurz kommen, und müssen erstere dafür noch die verschiedenen Sorten zusammen legen um die Abfuhre zu erleichtern.

Der Versuch zur Bestimmung des Anfuhrlohns von den Schlägen auf den Waldhof, gab das Resultat welches in Tab. 7. aufgestellt ist. Es kommen nämlich auf 1 Pferd mit 1 Fuhre 12 Stiche, und da in einem Tage inclusive Auf- und Abladens dreimal gefahren werden kann, so beträgt dieses 36 Stiche, und kömmt, wenn die Pferdemiethe auf einen Tag zu 15 gr. angeschlagen wird, auf 1 Stich 5 pf. Fuhrlohn wobey wieder beide Theile bestehen können.

Dieses sind zwar die beiden Hauptsachen zur Bestimmung der Unkosten; allein es finden sich beiher noch manche kleine Nebenausgaben, auf welche Bedacht genommen werden muß. Es muß z. B. ein Platz zum Waldhofe gekauft oder gemiethet und mit Pallisaden, oder Mauer, befriediget werden. Eben so muß jemand da seyn, der die Aufsicht darüber führet, oder es muß zuweilen ein Tagelöhner dabey gehalten werden ꝛc. Auf dergleichen Fälle ist es am besten, wenn gleich zu den Unkosten pro Stiche etwas zugelegt wird. Es sind hier deshalb auf jeden Stich noch 2 pf. gerechnet worden, wodurch nun sämmtliche Unkosten pro 1 Stich auf 1 Groschen zu stehen kommen (oder 4½ Kr.) und wornach die Tab. 8. vollends berechnet ist.

Tab. 8.

über den Gehalt der Stichhölzer sowohl nach ihren verschiedenen Dimensionen und kubischen Inhalt in rundem und beschlagenem Holze, als auch deren Preise, einmal als Brennholz angeschlagen, und dann wie sie als Bauholz zu verkaufen seyn dürften.

	Benennung der Hölzer	deren Länge in Fuß	verjl. Diameter in Zoll	Stärke des beschlagenen Holzes am Stammende	an der Spitze	Gehalt in Rundh. C. Fuß	rein beschlagen C. Fuß	sind Stiche.	giebt an Spähnen in C. Fuß	Werth als Brennholz pro Klafter 2 1/2 Rthlr. inclus. der Spähne th.	gl.	pf.	exclus. der Spähne th.	gl.	pf.	Preis exclus. der Unkosten thl.	g.	pf.	inclus. der Unkosten thl.	gl.	pf.
Balken.	60r	60	19	13 u. 14	11 u. 12	118	64	33	54	2	15	11	1	10	8	4	2	4	5	11	4
	56r	56	15	11—12	10—11	68	47	23	21	1	12	10	1	1	5 1/2	2	8	8	3	7	8
	50r	50	15	11—12	10—11	61	42	21	19	1	9	1/2	--	22	9	2	2	10	2	23	10
	46r	46	15	10—11	9—10	56 1/3	32	16	24 1/3	1	6	6	--	17	4	1	22	11	2	14	11
	40r	40	15	10—11	9—10	49	28	14	21	1	2	6 1/2	--	15	2	1	16	10	2	6	10
	36r	36	13	9—10	8—9	33	20	10	13	--	17	10 1/2	--	10	10	1	3	6	1	13	6
	30r	30	13	9—10	8—9	26	17	8	11	--	15	2	--	9	2 1/2	--	23	4	1	7	4
Sparren.	50r	50	10	7—8	6—7	27	17	8 1/2	10	--	14	7 1/2	--	9	2 1/2	--	18	--	1	2	6
	46r	46	8	6—7	5—6	16	11 1/2	6	4 1/2	--	8	8	--	6	3	--	10	8	--	16	8
	40r	40	8	6—7	5—6	14	10	5	4	--	7	7	--	5	5	--	9	4	--	14	4
	36r	36	7	5—6	4—5	9 1/2	6 1/4	3	3 1/4	--	5	2	--	3	4 1/2	--	6	4	--	9	7
	30r	30	7	5—6	4—5	8	5	2 1/2	3	--	4	4	--	2	8 1/2	--	5	4	--	8	1/2
gr. Stichh.	32r	32	11	7—8	6—7	21	11	5 1/2	10	--	11	4 1/2	--	5	11 1/2	--	12	3	--	17	9
	30r	30	11	8—9	7—8	20	13 1/2	7	6 2 3	--	10	10	--	7	3	--	11	8	--	18	8
	26r	26	9	6—7	5—6	11 1/2	6 1/2	3 1/2	5	--	6	2 1/2	--	3	6	--	6	8 1/2	--	10	2 1/2
	24r	24	8	6—7	5—6	8 1/3	6	3	2 1/2	--	4	6	--	3	3	--	4	10	--	7	10
	24r sp.	24	6	4—5	3—4	4 2/3	3	1 1/2	1 2/3	--	2	6	--	1	7 1/2	--	2	8	--	4	3 1/2
kl. Stichh.	40r	32 1/2	9	6—7	5—6	14 1/3	8 1/2	4	6	--	7	9	--	4	7	--	7	2	--	11	6
	36r	27	7	5—6	4—5	7	4 2/3	3	2 1/3	--	3	9 1/2	--	2	6	--	3	6	--	6	9
	30r	22 1/2	7	4—5	3—4	6	2 1/2	2	3 1/2	--	3	3	--	1	4	--	3	--	--	5	2
	24r sp.	18	6	4—5	3—4	3 1/2	2	1	1 1/2	--	1	10 1/2	--	1	1	--	1	9	--	2	10

Es wird nicht nöthig seyn etwas zu deren Erläuterung beyzufügen, da die Rubriquen derselben allenthalben bestimmt sind. Nur in Ansehung des Zimmerlohns ist anzumerken, daß bey dem Ilmenauer oder Waldholze, ingleichen bey den 24r Spitzen des großen Stichholzes, so wie bey den 30r Sparren, dasselbe pro Stich um 1 pf. erhöhet ist, weil diese schwachen Sorten sich nicht so gut bearbeiten lassen wie die stärkern.

Die auf dem Harze gebräuchlichen starken Sorten wachsen in der Länge von 10 zu 10 Fuß; weil die Erfahrung zeigte, daß oft zu dem vorhandnen Mauer- oder Grundwerk eines Gebäudes die Balken zu lang oder zu kurz waren, daß mithin von jedem, da sie länger genommen werden mußten, ein unnützes Kloß abfiel, so wurden in Thüringen die Zwischensorten, nämlich die 56r, 46r und 36r Balken, ingleichen die 46r und 36r Sparren eingeführet. Demohnerachtet traten beym Verfertigen derselben sowohl als beim Verbrauch oft Umstände ein, die noch andere Sorten derselben erheischten. Denn so zeigte sich, daß bey Aufführung der Bauernhäuser sich kein schickliches Holz zu dem Säulwerk fand; oder es kamen in den Schlägen krumme Stämme vor, deren Schaft nur Stückweis 8 bis 10 Fuß gerade war, diese mußten, da sie keine der gewöhnlichen Stichhölzer gaben, ins Feuerholz geschlagen werden. Eben so wie die von den Balken und Sparren abfallenden Spizzen zeither auch nur in die Klaftern gebraucht werden konnten, ob sie gleich noch 10 und mehrere Fuß lang bauwürdig waren.

Die ersten beiden Umstände bewirkten die Einführung der Säulhölzer mit gutem Erfolg, selbst die Schläge konnten geschwinder abgetrieben und geräumt werden, weil keine Durchgehung der Bäume nöthig war, sondern Stamm für Stamm gefället werden und die Holzhauer fast zu gleicher Zeit mit den Zimmerleuten fortarbeiten konnten. Die nun folgende Tab. 9. zeigt die Sorten dieser Säulhölzer nebst ihren Preisen, welche leztere, da diese Hölzer nur aus krummen und solchen Stücken gefertiget werden, so außerdem nur Feuerholz geben, den Feuerholz-Preis nur wenig übersteigen, oder mit 8 pf. pro Cubikfuß angesetzt sind.

Tab. 9.

Berechnung der Säulenhölzer.

No.	Länge	Diameter.	Zoll-Stärke beschlagen.	Gehalt als Rundh.	Gehalt als beschlagen	sind Stiche.	Preis inclusive der Unkosten.		
	Fuß.	Zoll.	Zoll.	Cub. F.	Cub. F.		th.	gl.	pf.
1	8	9	6 und 7	3', 0''	2', 4''	1	—	3	4
2	9	9	6 — 7	3, 11	2, 7	1¼	—	3	8
3	10	10½	7 — 8	6 —	3, 10	1½	—	5	—
4	11	10½	7 — 8	6, 6	4, 3	2	—	5	4
5	12	12	8 — 9	9, 5	6, —	3	—	7	—

Noch eine Abänderung und Verbesserung wurde damit versucht, daß, um die Zwischensorten zu vervielfältigen, die Spitzen an den 30r, 40r und 50r Sparren, so wie an sämmtlichen Balken gelassen wurden. Tab. 10. zeigt den Gehalt und Preis der an den Balken und Sparren bleibenden Spitzen, wobey zu bemerken ist:

1) Daß der Schnurschlag bei der Zurichtung in einem fortgehen, aber auch einen Winkel mit dem Hauptstamme machen kann, in welchem letztern Falle die Spitze als ein besonderes Stück Holz zu betrachten ist, und

2) Daß der Preis dieser Spitzen nach der Sorte von Stichholz berechnet worden ist, an welcher sie bleibet.

Tab. 10.

Tabelle über den Gehalt und Preis der an den Balken und Sparren bleibenden Spitzen

Balken.	Sparren.	Länge der Spitze.	Verglichene Diameter.	Gehalt. als Rundholz.	Gehalt. rein beschlagen.	Stärke des beschlagenen Holzes	sind Stiche	Preis der Spitzen in Rundholz.			Unkosten à 1 gl. pro Stich.			ü
		Fuß.	Zoll.	Cub. Fuß.	Cub. Fuß.	Zoll.		thlr.	gr.	pf.	thlr.	gr.	pf.	thlr
60r	—	10	13	9,' 2,'' 8'''	7,' 7,'' 8''	10 und 11	4	—	7	8 1/4	—	4	—	—
50r	—	10	12	7, 10, 3	6, 3, —	9 — 10	3	—	6	6 1/2	—	3	—	—
40r	—	10	12	7, 10, 3	5, — —	8 — 9	2 1/2	—	6	6 1/2	—	2	6	—
30r	—	9	11	5, 11, 4	3, 6, —	7 — 8	1 3/4	—	4	11 1/2	—	1	9	—
—	50r	10	8	3, 5, 11	2, 1, —	5 — 6	1	—	2	4	—	1	—	—
—	40r	10	7	2, 8, 1	2, 1, —	5 — 6	1	—	1	7 1/2	—	1	—	—
—	30r	10	6	1, 11, 7	1, 4, 8	4 — 5	3/4	—	1	4	—	—	9	—

Ob indessen diese letztern beiden Sorten von Stichhölzern, die Säulenhölzer nämlich und die mit den Spitzen, überall einzuführen seyn mögen, müssen die Umstände des Orts ergeben; denn die Erfahrung hat gezeigt, daß sie zu gewissen Zeiten eben so liegen geblieben sind, als sie vorher scharf abgiengen.

Aus der 6ten Tabelle kann man sehen, was die Forstkasse durch die Stichhölzer gewinnet, und wie manches Bedürfniß mehr damit befriediget werden kann, aber auch daß der Profit sich hauptsächlich bei den starken Stämmen zeiget, welches wieder beweiset, daß die Taxe bei den Spannenhölzern unproportionirlich ist. Eben so hat sich aus darüber gefertigten Bilancen ergeben, daß 28 Ar. Nadelholz nach Einführung der Stichhölzer 735 Thl. mehr ertragen hatten, als vor Einführung derselben, wo die Bauholz-Abgaben davon nach der Spanne geschahen.

Der Nutzen der Stichhölzer dürfte also durch die vorliegenden Resultate, die alle auf gründlichen Erfahrungen und Versuchen beruhen, wohl hinlänglich dargethan seyn. Ob sie allerwärts eingeführet werden können, muß das Lokale jedes Orts bestimmen, weil widrige Umstände oft manche gute Einrichtung verhindern. Allgemein aber behalten sie immer den Vortheil, daß sie die Kameral-Revenüen auf dem entgegengesetzten des gewöhnlichen Weges erhöhen, nämlich durch eine Erleichterung für das Publikum, da sonst gewöhnlich neue Lasten mit so etwas verknüpft sind.

Stieglitz, lat. Fringilla Carduelis, Linn. Fr. le Chardonneret, Buff. Engl. the Goldfinch, Lath. auch genannt: Distelfink, Fistelfink, Stechlitz, Jupitersfink, Rothvogel, Distelvogel, Kletter, Truns, Stichlitz, Rottkogel. Ist ein Singvogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Finken eine Art, bei welcher als Kennzeichen die Schwungfedern vorwärts gelb, die zwei äußersten Schwanzfedern in der Mitte, die übrigen an der Spitze weiß sind.

Dieß ist einer der vortreflichsten Vögel sowohl in Ansehung seines Gefieders, als seines Gesanges und der Fähigkeit, ihn so zu zähmen, daß man Bastarde mit ihm und dem Canarienvogel zeugen kann. Er ist 6 Zoll lang und 10

Zoll breit. Der Schwanz ist 2 und ein Viertel Zoll lang, und wird über die Hälfte von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel ist 6 Linien lang, zugespitzt, weißlich mit einer hornfarbigen Spitze, die bei den Alten im Sommer sich ganz verliert, bei den Jungen und dem Weibchen aber bis in die Mitte des Schnabels geht. Der Augenstern kastanienbraun. Die geschilderten Füße sind klein, schwach, aber mit scharfen, spitzigen hornbraunen Nägeln bewaffnet, bräunlich, die Beine 7 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 Linien und die hintere 6 Linien lang.

Der Vorderkopf ist hoch scharlachroth; Halfter, Zügel und Scheitel sind schwarz, hinter dem schwarzen Genick ein weißlicher Fleck, die Wangen mit dem Vorderhals weiß, der Hinterhals, Rücken und die Schultern schön hellkastanienbraun, die mittelmäßigen Steißfedern weißlich mit bräunlichem Anstriche, die beiden letzten Federn desselben schwarz mit breiten weißlichen Säumen; die beiden Seiten der Brust und die Weichen sind hellkastanienbraun, heller als der Rücken, die Mitte der Brust, der Bauch und die mittelmäßigen Afterfedern weißlich, die Schenkel graulich, die Schwungfedern sammetschwarz, mit weißen Endpunkten, die Mitte an der äußern Fahne mit einer goldgelben Zoll langen Kante, welche mit den goldgelben Spitzen der hintern großen Deckfedern einen schönen Spiegel bilden; die Deckfedern übrigens schwarz, der Schwanz ein wenig gespalten, schwarz, mit weißen Flecken und weißen Spitzen.

Das Weibchen ist etwas kleiner, nicht so breit und schön roth um den Schnabel herum, die Halfter bräunlich, die Wangen mit hellbraun vermischt, die kleinern Deckfedern der Flügel braun, der Rücken dunkelbrauner, und das Schwarze und Gelbe an den Flügeln nicht so lebhaft. — Die Meinung der Vogelsteller, daß in Rücksicht der Größe und der Anzahl der Punkte auf den Flügelspitzen, verschiedene Racen wären, weshalb sie die größern Tannenstieglitze, und die kleinern, Gartenstieglitze nennen, ist ungegründet.

Der Stieglitz ist immer munter, geschäftig, in steter Bewegung, und lockt immer: Ziflit oder Stichlik. Sein

Gesang ist hochklingend, und angenehm und dauert zu allen Jahrszeiten, die Mauserzeit ausgenommen, fort. Er enthält außer vielen kraußen und zwitschernden Tönen, etliche Akkorde, die harpirt werden, und erhält dadurch seinen größern oder geringern Werth, je öfterer, 4 oder 5 mal, oder seltener 1 oder 2 mal, die Silbe: Fink! wiederhohlet wird. Sie singen auch fliegend. Ihr Flug ist schnell und ruckweise, und ihr Gang lahm und hüpfend; desto geschickter aber können sie klettern. Sie sitzen auch gerne hoch.

Man trift den Stieglitz in ganz Europa an, ist in Deutschland gemein genug, und ein bekannter Stubenvogel. Sie halten sich den Sommer über in Gärten, Vorhölzern, und in solchen gebirgigen Gegenden auf, wo Aecker und Waldungen abwechseln, und Schwarzholz wächst. Als Standvögel bleiben sie den ganzen Winter über bei uns, fliegen im Herbste höchstens zu 15 und 20 nach Disteln, und verändern ihre einmal gewohnte Gegend nur im Winter, wenn gar zu hoher Schnee fällt.

Seine Nahrung besteht aus allerhand Sämereien von Disteln, Wegbreit, Habichtskraut, Kletten, Salat, Kohl, Rüben, Cichorien, Lein und Dotter u. a. m. — Sie nisten in Baumgärten am liebsten in die Aepfel- und Birnbäume, und zwar in die zweigige Krone. Ihr Nest folgt in Ansehung der Künstlichkeit nach dem Finkenneste, und bildet eine Halbkugel. Sie brüten selten zweimal des Jahrs, und das Weibchen legt 4 bis 6 kurze, stumpfe Eier, welche auf blaßmeergrünem Grunde einzeln blaßrothe Flecken und Punkte haben, zwischen welchen am stumpfen Ende länglich schwarzrothe Streifen sich befinden, die oft das Ei kranzförmig umschließen. Während dem Brüten füttert das Männchen sein Weibchen auf dem Neste, dann auch die Jungen, und zwar aus dem Kropfe. Diese sind vor dem ersten Mausern auf dem Kopfe grau, und heißen daher bei den Vogelstellern Grauköpfe. Diejenigen, welche einen schmalen weißlichen Ring um die Wurzel des Schnabels haben, sind Weibchen.

Sie sind im Käfig oft der fallenden Sucht unterworfen, und werden dadurch geheilt, daß man sie plötzlich etlichemal in kaltes Wasser taucht. Die bösen Augen und ge-

schwollenen Beine bestreicht man ihnen mit ungesalzener Butter. Die Dummheit und den Schwindel, welchen sie von vielen Hanfsaamen bekommen, benimmt man ihnen durch Salat- und Distelsaamen. Sehr gut ist es überhaupt, wenn man ihnen zuweilen einen Distelkopf ausklauben läßt. — Im Winter stößt der Sperber oft nach ihnen.

Mit der Flinte lassen sie sich sehr nahe kommen und auch mit dem Blasrohre, werden jedoch nicht zur Speise getödtet. — Im Frühjahr fängt man sie wie die Finken auf den Lockbüschen mit einem Lockvogel. Sie gehen auch auf den Finkenheerd nach dem Lockvogel und wenn Distelköpfe aufgesteckt sind. Im Winter bindet man einige Büsche Disteln zusammen, und stellt Sprenkeln darauf; im Herbst und Frühjahr nimmt man dazu Leimruthen. Besser geht dieser Fang noch von statten, wenn man einen Bündel Disteln auf einen Baum bindet, und sie mit Leimruthen bestecket.

Sein Fleisch ist zwar schmackhaft und gesund, wird aber dazu weder gefangen noch geschossen, sondern vielmehr wird das Männchen wegen seines angenehmen Gesangs, seiner Schönheit und Gelehrigkeit in der Stube gehalten. Er hilft auch die Disteln, Kletten und anderes Unkraut vermindern. — Schaden thut er an den Gartensämereien, zerpflückt auch die Blüten und Knospen der Obstbäume.

Varietäten von ihm sind: 1) der Stieglitz mit gelber Brust, (Fr. Chardonneret à poitrine jaune, Buff.) 2) der weißköpfige Stieglitz (Lat. Fring. Carduelis leucocephalus, Fr. Chardonneret à tête blanche, Buff.) 3) der Stieglitz mit gestreiftem Kopfe (Lat. Fring. Card. capite striato, Fr. Chardonneret à tête rayée, Buff.) 4) der schwarzköpfige Stieglitz (Fring. Card. melanocephalus, Fr. Chardonneret à tête noir, Buff.); 5) der weißliche Stieglitz (Lat. Fring. Card. albida, Fr. Chardonneret blanchâtre, Buff.); 6) der weiße Stieglitz (Lat. Fring. Card. candida, Fr. Chardonneret blanc); 7) der schwarze Stieglitz (Lat. Fr. Card. nigra, Fr. Chardonneret noir, Buff.); 8) der Stieglitz mit gelbem Halfter (Lat. Fr. Card. fronte luteo); 9) der Bastardstieglitz (Fr. Carduelis hybrida, Serinus hybridus, Fr. Chardonneret Metis, Buff.).

Stieleiche, siehe Eiche.

Stille Jagd, siehe unter Klapperjagd.

Stöber, siehe Spion.

Stock, Stubbe, Stümmel, Stumpf, Fr. le Tronc. Heißt das Stammende nebst den Wurzeln eines gefällten Baumes, welches in der Erde zurückgeblieben ist. Vormals, als überall Holz in Ueberfluß vorhanden war, bekümmerte man sich nicht um die Stöcke weiter, wenn die Bäume gefället waren, sondern man ließ sie in der Erde stehen und verfaulen, und viele geriethen sogar auf den höchstirrigen Gedanken, als ob dadurch der Waldboden gedünget, und zum künftigen Holzanflug wieder tüchtig gemacht würde, daher auch in neueren Zeiten, als der Mangel das Ausmachen der Stöcke bereits nöthig machte, noch viele dagegen stritten. Da, wo man von dem Irrthum dieser Meinung überzeugt war, hatte man dennoch Mühe, das Holz von den Stöcken zu gute zu machen, und nur dann gelangte man nach und nach zu seinem Endzweck, nachdem die Jäger theils durch Prämien, theils durch Zusicherung der Hälfte des Ertrags dazu angereizt worden waren. S. auch Ausroden.

Jetzt ist man wohl allgemein überzeugt, daß das Holz von den Stocken sowohl zur Feuerung, als auch zum Verkohlen und Theerschwelen] sehr gut tauglich ist. Daher müssen alle Stöcke zerstücket werden, welches von geschickten Holzhauern am häufigsten mittelst Schlägel und eiserner und hölzerner Keile, mit Beihülfe der Aexte und Hacken geschieht; letztere brauchen sie vorzüglich zu Gewinnung der Wurzeln, welche immer die stärkste Brennkraft besitzen. An einigen Orten bedient man sich hiezu des Schießpulvers, wovon ebenfalls unter Ausroden bereits gesagt worden ist. Nachdem nun die Stöcke in schickliche Theile zerstücket, und zum Brennen geschickt gemacht worden sind, so werden sie, wie die Scheite, auf die gewöhnliche Art und Weise in Klaftern gelegt.

Stockadler, siehe Adler.

Stockamsel, siehe Ringdrossel.

Stockeule, siehe Brandeule.

Stockfalke, lat. Falco palumbarius, Linn. Fr. l' Autour, Buff. Engl. the Goshawk, Penn. auch ge-

nannt: Tauben-Hühner-oder Gänsehabicht, die aber mehreren Arten zukommen; sonst noch großer Habicht, Taubenfalke, Taubengeier, Hühnergeier, brauner Taubengeier, Sternfalke, Stockaar, schwärzlicher Falke mit pfeilförmigen Flecken, größter gepfeilter Falke. Er gehört, als Raubvogel, unter die erste Ordnung der Vögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung der Falken, den eigentlichen Falken, eine Art, bei welcher, als Kennzeichen, über jedes Auge ein weißlicher Strich läuft, der Körper tiefbraun ist und der Schwanz blasse Binden hat.

Dieser schöne Vogel hat viel Aehnlichkeit mit dem Sperber, ob er gleich viel größer ist. Er ist sehr weit verbreitet, und in ganz Deutschland sehr gemein, 2 Fuß 4 Zoll lang und fast 4 Fuß breit. Die Flügel reichen bis zur Mitte des Schwanzes, welcher 8 Zoll lang ist. Das Männchen ist um ein Drittheil kleiner, hat aber mit dem Weibchen einerlei Farbe.

Der schmutzig bläulichbraune 1 Zoll lange Schnabel hat eine große, scharfe, schwarze Spitze mit einem gelblichen Zahn; die Wachshaut ist an den Seiten schwärzlichblau, in der Mitte und am Rande gelblichgrün (in der Jugend heller, im Alter dunkler); der Augenstern ist in der Jugend gelb, dann feuerroth; die Füße sind gelb, die starken Klauen schwarz, die Beine 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 2½ Zoll und die hintere 2 Zoll lang, die mittlere und äußere mit einer Haut fast bis zum ersten Gelenke verbunden.

Der Kopf ist tiefbraun, über jedes Auge läuft ein weißlicher Strich, der bis zum Nacken geht und diesen weißbunt macht, der Hintertheil des Halses, der Rücken und die Flügel tiefbraun, die Kehle weiß dunkelbraun gemischt; der Unterhals, die Brust und der Bauch schneeweiß (am Weibchen gelblich) mit dunkelbraunen Querlinien bis zum After, der rein weiß ist, bezeichnet, die im ersten Jahre senkrecht laufen; die Schwungfedern tiefbraun, die der zweiten Ordnung an den Spitzen fein weiß gesäumet; der Schwanz aschgraubraun mit 4 bis 5 schwarzen Querstreifen, die Schenkelfedern (Hosen), die ½ Zoll über die Beine hängen, weiß (am Weibchen gelblich weiß) mit dunkelbraunen Querstrichen, die Unterflügel und Seiten eben so gezeichnet.

Ob gleich das Männchen viel kleiner als das Weibchen ist, so ist es doch weit schneller, muthiger, verwegener und tapferer. Beide lassen sich nicht leicht zähmen, und beide Geschlechter zanken mit einander, tödten sich sogar, wenn man sie zusammen in einen Käfig einsperret, und sind so blutdürstig, daß wenn man ihnen in Gesellschaft vieler Falken die Freiheit läßt, sie dieselben alle nach einander erwürgen. Dafür schicken sie sich aber unter allen Falken vorzüglich zur Jagd. Wegen seiner kürzern Flügel kann er sich nicht so hoch schwingen, als andere Raubvögel. Er schreit unaufhörlich, besonders im Frühjahr, heiser und sein Geschrei endigt sich allemal mit einigen durchdringend scharfen, sehr unangenehm klingenden Tönen. — Er wandert nicht aus, und hält sich allenthalben, wo Tannen- und Fichtenwälder, und auch andere Holzungen sind, auf, und durchstreicht die Felder.

Er gehört zu den gefährlichsten Feinden des Waldgeflügels, der Rebhühner, Haushühner, jungen Puterhühner, jungen Gänse und der Tauben, und holt sie oft vom Hofe weg. Außerdem stößt er auch auf andere kleine Vögel, und vorzüglich auf allerhand Feldmäuse und auf Spitzmäuse. Im Winter geht er auch aufs Aas. Die erbeuteten Vögel rupft er, und zerreißt sie erst in Stücken, ehe er sie frißt, die Mäuse aber verschluckt er ganz und speit die Häute derselben mit den Knochen wieder von sich. Gezähmt frißt er das frische, blutige Fleisch lieber, als das gekochte, welches er nur bei großem Hunger anbeißt.

Seinen Horst legt er auf hohen Waldbäumen, besonders Tannen und Fichten an, und legt darein 3 bis 4 rothgelbe Eier mit schwarzen Flecken und Strichen, unter welchen hier und da die weiße Farbe vorschimmert. Die Jungen sehen bis zur 6ten Woche weißgrau aus und alsdann wird erst der Oberleib allmählich braun. Das Männchen hat übrigens im ersten Jahre auch noch unter der Kehle eine Mischung von röthlicher Farbe, die dem Weibchen fehlt. — Von der Art ihn zu fangen, sehe man unter Edler Falke.

Sein Nutzen ergiebt sich vorzüglich aus seiner Nahrung und daraus, daß er auf Hasen, Kraniche, Gänse, Fasanen und Rebhühner abgerichtet werden kann (s. unter Falkenjagd). Eben so ist sein Schaden vorzüglich aus sei-

nen Nahrungsmitteln bemerklich, und verdient daher gar keine Schonung.

Eine Abänderung von ihm ist eine grosse weisse, welche mit Braun und Gelb gemischt und auf den Uralischen Gebirgen zu Hause ist; in Kamtschatka sind diese Vögel ganz weiß. — Der gefleckte Hühnerfalke (Circus major varius Brissonii) ist keine besondere Art oder Abweichung, sondern ein ganz junger Habicht, und der Hühnerfalke (Circus major Briss. und Falco gallinarius Linn.) ist ein Stockfalke im zweiten Jahre.

Stockraum. So werden an einigen Orten solche Waldblößen genannt, auf welchen nichts weiter als die alten Stöcke der abgehauenen Nadelholzstämme zu sehen sind. Es sind nämlich weite Blößen in Nadelholzrevieren, wo kein Saame wieder anfliegen kann, weil die Holzschläge zu breit gemacht worden sind. Denn da der Nadelholzsaame nicht weiter als 100 oder höchstens 150 Schritte breit anfliegt, so erhellet hieraus die Nothwendigkeit, die Holzschläge sehr schmal zu machen, um den Anflug zu erleichtern. Stockraum sagt man auch bei verwüsteten Laubholzrevieren.

Stockziemer, siehe Meeramsel.

Stoosböcke. Sind alte Männchen der Gemsen, die vor Alter weißgrau und langhaarig und immer die fettesten sind. Sie halten sich nicht in der Gesellschaft anderer Gemsen auf, sondern sind eigentliche Einsiedler, die alle Gesellschaft scheuen, und nur für sich einzeln leben. Stoosböcke heißen sie deswegen, weil sie sich am liebsten in den Alp-Erlenstauden (in der Schweiz Stooß genannt) aufhalten.

Stopfen, Fr. arreter les chiens. Heißt, wenn die Parforcejäger bei der Jagd ihre Hunde aufhalten, oder wohl gar abbrechen wollen, zu welchem Ende die Piquirs den Hunden vorjagen, mit der Peitsche klatschen, und ihnen zurufen, daß sie zurücke bleiben; s. unter Parforcejagd.

Stöpsel, s. Vorschlag.

Storch, lat. Ciconia, Fr. Cicogne. Macht eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus, und unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist glatt, ungefurcht, und weit größer als bei den Reihern. Die Zunge ist ein kleiner im Schlunde liegender Knorpel.

Der Hals ist kürzer, gegen die Brust allmählich dicker, als an den Reihern. Die Füße sind lang, die Zehen kurz und die vordern sämmtlich auf einerlei Weise durch eine kleine Hautfalte mit einander verbunden, alle mit stumpfen Nägeln versehen. Zu dieser Gattung gehören 2 Arten, der weiße und der schwarze Storch.

Der weiße Storch, lat. Ciconia alba, (Ardea Ciconia, Linn.) Fr. la Cicogne blanche, Buff. Engl. the white Stork, Penn. auch genannt: gemeiner Storch, Stork, Adebar, Ebeher, Ebiger, Odeborr, Hennotter, Aehbär. Als Kennzeichen seiner Art sind die Augenkreise kahl, und so wie die Schwungfedern schwarz; Schnabel, Füße und Haut sind blutroth. Der ganze Leib ist übrigens weiß. Das Fleisch wird zwar hin und wieder gegessen, schmeckt aber unangenehm, schlammig, ist zähe, schwer verdaulich, und giebt eine schlechte Nahrung. Sie sind leicht zu schießen und mit Schlingen und Angelhaken, an denen ein Frosch hängt, auf den Wiesen zu fangen. Man hegt sie aber ihres Nutzens wegen fast allenthalben; denn sie räumen manche schädliche Unreinigkeiten weg, und reinigen Felder und Wiesen von Schlangen und andern schädlichen Thieren (Ungeziefer), z. B. den verheerenden Heuschrecken, die sie sehr gern fressen.

Der schwarze Storch, lat. Ciconia nigra (Ardea nigra, Linn.), Fr. le Cicogne noir, Buff. Engl. the black Stork, Penn. Er unterscheidet sich von dem weißen dadurch, daß er schwarz, an Unterbrust und Bauch weiß ist. Er hat mit dem weißen fast einerlei Lebensart, ist aber mehr scheu, als der weiße, und daher auch schwerer zu schießen. Sein Fleisch ist ebenfalls unschmackhaft und schwer zu verdauen.

Da beide Arten fast überall kein Gegenstand der Jagd sind; so wird ihre Beschreibung als unnöthig übergangen.

Störl, Stummel, Fr. un Chicot, la Souchet. Wird ein Stock genannt, von welchem der Baum in der Mitte oder weiter nach unten abgebrochen ist.

Stoßfalke, s. unter Baumfalke.

Stoßgarn, Klebgarn, Fr. Filet à prendre les oiseaux de proie. Ist ein Netz oder Garn, welches mit der dazu gehörigen Zubereitung zum Schnepfenfang gebraucht,

und auf folgende Art gemacht wird: Die Maschen sind von einem Knoten zum andern 3 und 3 Viertel Zoll weit. Das Netz wird mit 300 Maschen angefangen, und gerade fortgestrickt, bis es die Höhe von 3 Klaftern bekömmt, oder es wird 24mal herumgestrickt. Hierzu gehört grober Zwirn von gutem ausgehechelten Flachse. Oben und unten wird es mit feinem Bindfaden verhauptmaschet, und nachher reihet man die Maschen alle auf mittelmäßigen Bindfaden. Allemal zwischen 12 Maschen wird ein Ring in den Bindfaden eingeschleift, doch so, daß der Bindfaden allemal angezogen wird, und die Maschen busenreich zwischen die Ringe fallen. Ferner wird eine Hauptleine, eines kleinen Fingers dick, von gutem Hanf gemacht, welche 12 Klaftern lang ist; an diese wird das Garn mit den Ringen befestigt, und so ist denn das Garn fertig. Dergleichen Garne macht man 10 bis 12 Stück, damit man den Ort des Schnepfenzuges gehörig bestellen kann. Von der Art ihrer Aufstellung und den dazu nöthigen Stangen sehe man unter Schnepfenfang.

Straftag, Waldbußtag, Fr. Assises des juges des forêts. Ist ein bestimmter Tag, an welchem eigentlich das Waldgerichte gehalten wird, und worin die Wald- und Jagdverbrecher von dem Justizbeamten, in Beiseyn des Oberforstamts und der Forstbedienten, abgestraft werden.

Der Ordnung gemäß nämlich werden alle diejenigen Personen, welche den Forst- und Jagdordnungen zuwider handeln, ordentlich aufgezeichnet, dabei die Beschaffenheit und die Menge des entwendeten Holzes, oder worin sonst ihr Verbrechen besteht, genau und deutlich bemerket, auch der Tag und Stunde, da sie ertappt worden, ingleichen das etwa abgenommene Pfand mit angezeiget. Diese Verzeichnisse werden zu einer bestimmten Zeit an die Chefs der Jägerei oder die Forstämter eingereicht, und von denselben dem Justizbeamten zugeschickt, welcher die aufgezeichneten Personen in Zeiten zu einer festgesetzten Tagfahrt vorladen läßt, und alsdann in Gegenwart der Chefs, deren untergeordneter Forstbedienten, Forstlaufer, Grenzschützen, Jägerbursche, oder sonstigen Denuncianten, nachdem solche ebenfalls von dem anberaumten Tage benachrichtiget worden sind, einen jeden Denunciaten über die beschuldigten Posten hinlänglich vernimmt und alles gründlich untersucht, und so wie das

Verbrechen klar ist, die Strafe nach der im Lande eingeführten Forst- Wald- und Jagdordnung, oder sonst nach Beschaffenheit der Umstände und des verübten Frevels bestimmt und zur Ausführung bringt.

Strandläufer, Lat. Tringa. Unter diesem Namen wird eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel begriffen, deren Schnabel mit dem Kopfe von ziemlich gleicher Länge (kürzer als bei den Schnepfen), fast rund, dünn, vorn etwas stumpf und am Oberkiefer winklich geformt ist. Die Nasenlöcher sind schmal. Die Füße sind vierzehig, wo die Hinterzehe nur ein Gelenke hat, höher als die andern am Schienbeine sitzt, und nicht auf der Erde ruht, auch wohl dreizehig. Der Hals ist lang, rundlich, der Kopf klein, und der Schwanz ziemlich kurz. Die Vögel dieser Gattung lieben die Sümpfe, und besonders das Ufer der Flüsse und anderer Gewässer, und laufen und fliegen geschwind. Sie ähneln den Schnepfen in vielen Stücken gar sehr, daher sie auch die Jäger gewöhnlich zu den Schnepfen zu zählen pflegen. Durch die angegebenen Kennzeichen unterscheiden sie sich aber hinlänglich von ihnen; auch ist ihr Fleisch nicht so schmackhaft.

Man kann sie in 4 Familien abtheilen. Zur ersten Familie rechnet man Strandläufer, deren Schnabel etwas kürzer als der Kopf, oder mit demselben gleich lang ist, (Kiebitze): als den gemeinen Kiebitz, die Gambette, den Steindreher, den gefleckten, grauen, und den rothbeinigten Kiebitz.

Zur zweiten Familie gehören die eigentlichen Strandläufer, deren Schnabel etwas länger ist, als der Kopf, als: der Kampfhahn, der punktirte Strandläufer, der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, der kleine Strandläufer, der grüne Strandläufer, der Kanutsvogel, der aschgraue, schwarze und Alpenstrandläufer.

Die dritte Familie begreift in sich die Strandläufer, denen die Hinterzehe fehlt. Hierzu gehört der Sandläufer. — Die Strandläufer der vierten Familie haben belappte Füße, werden aber in Deutschland nicht angetroffen. — Hier sollen noch die Beschreibungen derjenigen folgen, welche eigentlich den Namen Strandläufer führen; die übrigen hat man unter ihrem eigenen Namen zu suchen.

1) Der punktirte Strandläufer, lat. Tringa ochropus, Linn. Tringa littorea, Linn. Fr. le Becasseau ou Cul-blanc, Buff. Engl. the green Sandpiper, Penn. auch genannt: der grüne Strandläufer, Weißarsch, Steingällel, der größte Sandläufer, und wird oft mit der Strandschnepfe verwechselt. Als Kennzeichen sind bei dieser Art die Füße grünlich, die Bauch- und Steißfedern und die obere Hälfte der Schwanzfedern weiß, der Rücken olivenbraun.

Er ist fast 13 Zoll lang, der Schwanz 2 und einen halben Zoll, die Breite der Flügel, die bis zur Schwanzspitze reichen, 20 Zoll. Das Gewicht ist 6 Unzen. Der Schnabel ist etwas über 1 und einen halben Zoll lang, dünn, an der Spitze gebogen und schmutzig dunkelgrün, an der Spitze schwarz, der Augenstern nußbraun, die Füße dunkel- oder aschgraugrün, die Beine geschildert und 1 und einen halben Zoll hoch, der nackte Theil der Schenkel 1 Zoll lang, die mittlere Zehe 15 und die hintere 4 Linien lang, die mittlere und äußere an der Wurzel mit einer kleinen Haut verbunden.

Der Kopf ist klein, der Hals lang und der Körper stark und abgerundet. Der Scheitel und Obertheil des Halses sind mehr aschgrau als dunkelbraun und weiß gestrichelt; der übrige Oberleib, die Schultern, der Steiß und die hintern Deckfedern der Flügel und die letzten Schwungfedern sind dunkelbraun mit röthlichweißen und dunkelbraunen ins Schwarze übergehenden Flecken, und schillern ins Grüne, die obern Deckfedern des Schwanzes sind weiß, an der Wurzel dunkelbraun; eine weiße Linie geht vom Schnabel nach den Augen; Augenkreis, Kinn und Kehle sind weiß, Unterhals und die obere Hälfte der Brust weiß mit dunkelbraunen Strichen, Unterbrust, Bauch, Schenkel und die mittelmäßigen Afterfedern weiß, die Seiten vorn weiß und dunkelbraun bandirt, hinten so wie die untern Deckfedern der Flügel dunkelbraun und in die Quere weiß gestreift, die Schwungfedern mit ihren Deckfedern schwärzlich, der Schwanz gerade, weiß, von der Mitte an nach den äußern Federn zu abnehmend schwarz bandirt. Wegen der weißen Deckfedern des Schwanzes und der weißen Hälfte der Schwungfedern entsteht ein zwei Finger breiter weißer Fleck, den man beson-

ders im Fluge sehr deutlich bemerken kann. — Das Weibchen ist am Halse und Kopfe dunkler und an den Flügeln und Schwanze heller, als auf dem Rücken, und die weißen Flecke stehen nicht so häufig.

Vor der Paarungszeit leben diese Vögel einzeln, während derselben Paarweise, und nach derselben in kleinen Heerden von 4 bis 8 Stücken, fliegen sehr schnell und schreien dabei unaufhörlich und laut: Gü, gü! besonders ängstlich, wenn sich einer vom Zuge ihrer Gesellschaft verirret. Sie sind scheu, laufen hurtig, und fliegen bei Annäherung eines Menschen eiligst und mit großem Geschrei davon. Sie riechen stark nach Bisam.

In Deutschland trifft man sie an allen Fluß- See- und großen Teichufern an. Sie ziehen im August und September weg, und man sieht sie alsdann an den Teichen und Flüssen truppweise. Sie nähren sich von Gewürmen und Insekten, die der Wind ans Ufer treibt, von kleinen Schnekken und den verschiedenen Insektenlarven, die sich im Wasser befinden. Man muß sie daher auch allezeit an derjenigen Seite eines Gewässers aufsuchen, die dem Luftzuge entgegen steht. Ausserdem lesen sie noch Regenwürmer auf den Ufern und in nahen Wiesen auf.

Sie nisten da, wo es viel Schilfrohr giebt, in welchem sie sich verstecken können. Das Weibchen legt 5 bis 6 grünlichweiße braungefleckte Eier, auf das bloße Gras oder in den Sand, und brütet sie in drei Wochen aus. — Ihre Feinde sind viele Falken, auch die Füchse, Marder und Iltisse; jene stellen ihnen am Tage, diese des Nachts nach.

Da sie nahe an sich kommen lassen, können sie geschossen werden. Da sie auch, so wie die gemeinen Strandläufer, Meerlerchen und die kleinen Strandläufer, an den Ufern auf dem Sande und Schlamme hin und her laufen, und ihre Nahrung an und in dem Wasser, so weit es seicht ist, suchen; so stellt man am besten Laufdohnen 3 Fuß weit so neben einander, daß einige in dem Wasser, andere auf dem Trocknen stehen. — In Frankreich werden sie mit Netzen und Leimruthen an den Ufern der Flüsse gefangen. — Ihr Fleisch wird für sehr schmackhaft gehalten; doch hat man es im Frühjahr unangenehm bisamartig riechend und schmeckend gefunden.

2) Der gemeine Strandläufer, lat. Tringa Hypoleucus, Linn. Fr. la Guignette ou la petite Alouette de Mer, Buff. Engl. the common Sandpiper, Penn. auch genannt: der Sandpfeifer, das Strandläuferlein, das Pfüsterlein, einige auch Haarschnepfe, gemeiner Sandläufer. Er unterscheidet sich von den übrigen seiner Art durch dunkeln und glatten Schnabel, grünliche Beine, und daß der Körper oben tiefbraun mit schwarzen Wellenlinien, unten weiß ist.

Er ist 8⅓ Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll und die Breite der Flügel, welche bis ein Drittheil in den Schwanz hineingehen, 1 Fuß 2 und einen halben Zoll. Das Gewicht ist 2 Unzen. Der Schnabel ist 1 Zoll 2 Linien lang, schwarzgrau, gerade, schmal, spitzig und etwas übergekrümmt, der Augenstern nußbraun, die Füße blaß blaugrün, die geschilderten Beine 1 Zoll hoch, die Schenkel einen halben Zoll hoch kahl, die Mittelzehe 1 Zoll 2 Linien lang und die Hinterzehe 4 Linien, die mittlere und äußere bis zum ersten Gelenke mit einer Schwimmhaut verbunden.

Der Kopf und Hals sind mittelmäßig und der Körper schmal. Der Leib ist oben graubraun, auf dem ganzen Rücken glänzend seidenartig, am Rande der Federn erst mit einer schwärzlichen und an der Spitze mit einer rostgelben Binde, die Kopf- und Halsfedern sind mit weißlichen Käntchen besetzt; vom obern Schnabelwinkel über die Augen weg läuft ein weißlicher Strich; die Augenlider sind weiß, der ganze Unterleib ist weiß; doch fällt die Kehle und der Hals ins Weißgraue und an den obern Theilen der Brust bilden die Halsfedern zwei tiefbraune Flecken; die untern Deckfedern des Schwanzes sind schneeweiß, die Schwungfedern sehr dunkelbraun mit weißen Flecken, schwärzlichem Rand und weißen Spitzen; der Schwanz ist zugespitzt, etwas keilförmig, die 3 äußersten Federn weiß mit dunkelbraunen Binden, die an der vierten ins Graue verlaufen mit einer weißen Spitze; die 4 mittlern sind ganz dunkelbraun mit röthlicher und schwärzlicher Kante, die untern Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau weiß gefleckt.

Sie werden in Heerden zu 20 und mehrern auf ihren Reisen angetroffen. Sie sind sehr scheu, und sobald sie auffliegen, so schreien sie unaufhörlich Hidü! und zwar triller-

artig. Zuweilen steigt einer sehr hoch in die Luft, ruft etlichemal Hi, Gó, Gógó! macht einige halbcirkelförmige Schwenkungen, und stürzt sich wieder wie ein Pfeil gerade herab zu der übrigen Heerde. Sie laufen außerordentlich schnell, und bewegen den Körper, vorzüglich den Hinterkörper sehr schwankend.

Der Jäger nennt diesen Vogel auch wohl zuweilen Himmelsziege oder wilden Jäger, wenn er eine Heerde des Nachts in der höchsten Luftgegend ihr Hi, Gó, Gógó! schreien hört. Man trifft ihn in Deutschland im August in großer Menge an den Seen, Flüssen und Teichen an, sonst aber nur einzeln. Als Zugvögel verlassen sie uns im September, rotten sich aber schon im August zusammen. Sie schreien alsdenn Tag und Nacht unaufhörlich Hidúdúdúdúdi! Im Anfange des Mais kommen sie wieder. Sie ziehen des Nachts. — Wo an Flüssen, Seen und Teichen sandige oder steinige Ufer sind, trifft man sie zu Anfang des Augusts in Menge an.

Kleine Wasserschnecken und ans Ufer geschwemmte Wasserinsekten machen ihre Nahrung aus, und werden von ihnen in außerordentlicher Menge verschluckt. Wo sich aber im Herbst eine Heerde einige Tage an einem Teichufer aufhält, so ist auch sogleich das ganze Ufer von ihrem Unrath, das eine weiße flüßige Materie ist, beschmuzt.

In Teichen, Flüssen und Seen findet man auf Inseln im Sande 4 bis 5 gelblichweiße mit runden braunen Flecken gezeichnete Eier liegen. Sie brüten 14 Tage und die Jungen laufen gleich davon. Auf einer Insel, die mit tiefem Wasser umgeben ist, kann man sie daher leicht fangen, weil sie nicht schwimmen können. Sie sehen gleich wie die Alten aus. — Ihre Feinde sind die kleinen Wiesel und verschiedene Raubvögel, welche besonders die Jungen verfolgen, die aber geschickt sich unter das Ufer ins Schilf und Gras zu verkriechen wissen.

Wegen ihrer Scheuheit sind sie schwer zu schießen; denn wenn nur einer den Jäger gewahr wird, so fängt er ein so ängstliches Geschrei an, daß der ganze Trupp wegfliegt. Sie fliegen auch allezeit gerade gegenüber auf das entgegengesetzte Ufer, daß man also mit vieler Zeit und Mühe ihnen wieder nahe kommen kann. — Wenn man

an dem Platze, wo sie immer herum laufen, Leimruthen steckt, diese mit Regenwürmern behängt, sich von weitem so sehen läßt, daß sie genöthiget werden, ohne Furcht nach dem Fangorte hin zu laufen, so bekommt man zuweilen etliche auf einmal. — Ihr Fleisch hat einen vortreflichen Geschmack.

3) Der kleine Strandläufer, Lat. Tringa pusilla, Linn. Engl. the little Sandpiper, Penn. auch genannt: der Zwergreuter, der kleinste Sandläufer, das Sandläuferchen, das graue Sandläuferchen. Als Kennzeichen ist der Schnabel bei dieser Art dunkelbraun; die Füße sind grünlichgrau, der Rücken rostfarben geschuppt, die äußern Schwanzfedern mit weißen Spitzen.

Er ist nicht größer als ein Rothkehlchen, 6 und einen halben Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, und die Breite der Flügel, die bis an die Schwanzspitze reichen, 1 Fuß 1 Zoll. Der Schnabel ist 10 Linien lang, rund, scharf zugespitzt, braun, an der Spitze schwarz, an der Wurzel grünlich; die Nasenlöcher liegen in Riefen, die bis zu der schwarzen Spitze gehen; der Augenstern ist graubraun, die Füße grüngrau mit schwarzen Nägeln, die Beine vorne geschildert, hinten und an den Seiten netzförmig, 8 Linien hoch, der Schenkel einen halben Zoll lang kahl, die Mittelzehe 10 und die hintere 3 Linien lang.

Der Oberleib ist aschgraubraun, der Kopf rostgelblich bespritzt, auf dem Rücken, den Schultern und Deckfedern der Flügel jede Feder an der Spitze hellrostfarben eingefaßt; über den Augen stehen weiße Punkte; die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes sind schwärzlich; die Kehle weißlich; der Hals und die halbe Brust sind röthlichaschgrau, der Bauch weiß; die Schwungfedern sind schwärzlich; die erste hat einen weißen Schaft, und die zweite und dritte Ordnung haben gelbliche Spitzen und weiße Wurzeln; die großen Deckfedern haben alle weiße Spitzen; die 12 spitzigen Schwanzfedern machen einen etwas keilförmigen Schwanz; die äußerste ist weiß, die folgenden eben so, verlieren sich aber nach der Wurzel zu ins Röthlichgrüne, und die 4 mittelsten sind schwärzlich. — Das Weibchen ist wiederum etwas größer und überhaupt heller; der Kopf und Hals ist mehr aschgrau als braun und die Einfassung der

Flügel und Rückenfedern ist gelblichweiß. — Die Jungen, welche noch nicht gemausert sind, haben auf dem Oberleibe um jede Feder eine schöne weiße Einfassung, und sehen wie die jungen Lerchen aus.

Im Fliegen und Gehen ist er von außerordentlicher Schnelligkeit, hält sich ausser der Zeit der Fortpflanzung truppweise zusammen, und schreit im Laufen und Fliegen hell: Jjj! Jjj! Er gehört in Thüringen eben nicht zu den seltenen Vögeln, kömmt da im Mai an, nistet in Teichen, und macht sich im August schon wieder auf den Weg, und zieht von einem Teiche zum andern. Er nährt sich von allerhand Gewürmen und Insekten, die er an den Ufern der Teiche und Flüsse aufsucht.

Da er sehr scheu ist, so muß man ihn hinterschleichen, wenn man ihn schießen will. Man kann ihn aber auch mit feinen Angeln fangen, woran einige Wasserspinnen stecken, und die man mit einem Bindfaden aufs Wasser wirft, und ans Ufer schwimmen läßt. — Sein Fleisch schmeckt sehr gut.

4) Der grüne Strandläufer, Lat. Tringa Calidris, Linn. Fr. la Maubeche, Buff. Engl. the dusky Sandpiper, Lath. heißt auch der grüne Strandvogel. Als Kennzeichen seiner Art sind der Schnabel und die Füße schwärzlich, der Körper unten olivengrün, der Steiß gefleckt. Man findet ihn als Zugvogel an den Seeküsten.

Er ist 10 und ein Viertel Zoll lang, der Schwanz etwas über 2 Zoll lang, die Breite der Flügel, die 4 Linien über die Schwanzspitze hinausgehen, 1 Fuß 8 Zoll, und hat also ohngefähr die Größe einer Taube. Der Schnabel ist 16 Linien lang, schwarz, an der Wurzel grau; die Füße sind schwärzlich, die Nägel schwarz, die Zehen breit und dick, der nackte Theil der Schenkel 8 Linien, die Beine 1 $\frac{1}{2}$ Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll lang, und die hintere 4 Linien.

Am Oberleibe sind die Federn schwarzbraun mit blaß kastanienbraunem Rande, am Unterleibe olivenbraun, bei den Jungen und Weibchen mehr braun als grün, die Steißfedern graubraun mit weißlichem Rande und dunkelbraunen Querstreifen, die Seiten schwarzbraun mit weißen und blaßkastanienbraunen Querstrichen, die vordern

Schwungfedern oben dunkelbraun und unten grau, am Rande weißlich, die übrigen theils graubraun mit weißem Rande, theils braun, die Schwanzfedern graubraun mit weißem Rande, die beiden mittlern ausgenommen.

5) Der aschgraue Strandläufer, Lat. Tringa cinerea, Linn. Engl. the ashcoloured Sandpiper, Penn. Dieser ist oben aschgrau, unten weiß, mit dunkelgrünen Füßen, und schwarzgeflecktem Kopfe. Er ist 11 und ein Viertel Zoll lang und 5 Unzen schwer. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des Schwanzes.

Der Schnabel ist ein und einen halben Zoll lang, gerade, dünn und dunkelbraun. Die Beine sind dunkelbraun grün, und die Zehen mit einer schmalen Haut eingefaßt; das Nackte der Schenkel ist einen halben Zoll, die vorn geschilderten und hinten netzförmigen Beine sind 1 Zoll 10 Linien hoch, die mittlere Zehe ist 1 Zoll 2 Linien lang und die hintere 4 Linien.

Der Kopf ist dunkelbraun aschgrau, schwarz gefleckt, der Hals aschgrau mit dunkelbraunen Strichen, der Rücken und die Deckfedern der Flügel mit schwarzen aschgrauen und weißen Halbzirkeln gezeichnet, die Deckfedern des Schwanzes schwarz und weiß gestreift, die Brust und der Bauch rein weiß, die erstere schwarz gefleckt, der Schwanz aschgrau, weiß eingefaßt.

Das nördliche Europa und Amerika sind sein Vaterland; nach Deutschland kömmt er, wie nach England, im Winter zuweilen in großen Heerden. — Gewöhnlich wird er mit dem Kanutsvogel für einerlei gehalten.

6) Der schwarze Strandläufer, Lat. Tringa atra, Linn. Er ist 13 Zoll lang. Der Schnabel ist 2 und einen halben Zoll lang, gerade, an der Wurzel stark, oben schwärzlich, unten nach der Wurzel zu roth; die Füße sind geschildert und braungelb, der nackte Theil der Schenkel 8 Linien und die Beine 3 Zoll hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 6 Linien und die hintere 5 Linien lang.

Kopf, Hinter- und Vorderhals sind schwärzlich mit weißgrauen Federrändern, der Rücken, die Schulterfedern und die letzten Schwungfedern ebenfalls schwärzlich mit weißer Einfassung und halben weißen Querstreifen, die Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau, hell gerändet, der

Unterleib nach dem Bauche zu heller auslaufend, Bauch, Schenkel und After weiß mit dunkeln Querbinden, die Schwungfedern schwarz, die ersten mit weißen Schäften, alle an der Spitze weiß gerändet, der Schwanz schwärzlich und weiß gestreift und an der Spitze weiß. — Er kömmt an den Ufern des Rheins vor.

7) Der Alpenstrandläufer, lat. Tringa alpina, Linn. Fr. la Brunette, Buff. Engl. the Dunlin, Penn. auch genannt: Dunlin, lappländischer Strandläufer, lappländischer Kiebitz, Alpenstrandvogel. Bei diesem ist der Schnabel schwärzlich, der Rücken rostfarbig und schwarz gefleckt; die äußern Schwanzfedern sind grau und die Füße dunkelbraun.

Er hat die Größe eines Staars, ist aber weit dicker, 8 Zoll 2 Linien lang, und 15 und einen halben Zoll breit. Die Flügel reichen bis ans Schwanzende. Sein Gewicht ist 4 Unzen. Der Schnabel ist 14 Linien lang, dünn, an der Spitze etwas dicker und schwärzlich; die Füße sind dunkelbraun oder schwärzlich, der nackte Theil der Schenkel 7 Linien, und die geschilderten Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe 11 und die hintere 3 Linien lang. Der Kopf ist rund, und der Scheitel sehr erhaben, der Leib nicht zusammengedrückt, sondern fleischig und rund; die Füße sind mittelmäßig hoch und sehr dünne, und die Hinterzehe ist sehr klein.

Die Federn des Scheitels sind dunkelbraun; die Kehle ist schmutzig weiß; von dem Schnabel nach den Augen läuft eine schmutzigweiße Linie, und unter dieser eine bräunliche; der Hals ist grau. Die Rücken- und Schulterfedern sind schwarz, und haben theils rostfarbene, theils weißliche Ränder; die Deckfedern der Flügel sind schwärzlich mit blaßrostgelben Rändern und weißen Spitzen; die 4 ersten Schwungfedern sind an der äußern Fahne und an der Spitze schwärzlich, an der innern grau, mit weißen Schäften; die folgenden bis zur 10ten haben noch an der Wurzel weiße Ränder; von der 11ten bis zur 20sten haben sie weiße Ränder an der Spitze; die letzten Schwungfedern sind sehr lang, schwarzbraun mit rostfarbenen Rändern; unten sind die vordern Schwungfedern grau, die hintern weiß mit grauen Spitzen, die untern Deckfedern der Flügel weiß; die

Brust weiß mit schwärzlichen Flecken, der Bauch weiß, der Steiß schwärzlich, an den Seiten weiß, die letztern obern Deckfedern des Schwanzes schwarz; der Schwanz besteht aus 12 Federn, davon die beiden mittelsten 2 Linien länger und spitzig, und schwärzlich mit weißem Rande an der äußern Fahne, die übrigen weißgrau mit weißen Rändern, die Dickbeine grau.

Das Weibchen hat auf dem Rücken fast lauter graue Federn, und nur an den Schultern steht ein rostfarbener Fleck. Auf der Brust hat es weit weniger schwärzliche Flecken, und die obern Deckfedern des Schwanzes haben rostfarbene Ränder, kömmt aber übrigens mit dem Männchen überein.

In Thüringen sind diese Vögel im September und Oktober, sollen auch da nisten. Sie halten sich an den Ufern der Seen, großen Teichen und Flüssen auf, und suchen da ihre Nahrung in allerhand Insekten. — Sie lassen nicht leicht zum Schuß an sich kommen.

Strandpfeifer, lat. Charadrius Hiaticula Linn. Fr. le Pluvier à collier, Buff. Engl. the ringed Plover, Penn. auch genannt: Uferlerche, Seelerche, sprenglichter Grillvogel, Koppenriegerlein, Kobelregerlein, Sandvogel, Sandregerlein, Tullfiß, Grißhennl. Er gehört unter die Ordnung der Sumpfvögel, und ist von der Gattung der Regenpfeifer eine Art, welche sich von den übrigen durch weiße Stirn, schwarze Oberbrust und gelbe Füße unterscheidet. An Größe gleicht er fast der Rothdrossel, ist 8 und ein Viertel Zoll lang und 16 Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 und einen halben Zoll und die Flügel reichen fast an dessen Spitze.

Der Schnabel ist 8 Linien lang, gerade, an der Spitze etwas dicker, von der Wurzel bis in die Mitte orangengelb, nach der Spitze zu schwarz, der obere Kiefer ein wenig länger als der untere; die Nasenlöcher sind längliche Ritzen; der Augenstern ist nußbraun, die geschilderten Füße sind orangengelb, die Nägel schwarz, der nackte Theil der Schenkel 6 und einen halben Zoll hoch, die Beine 1 Zoll 2 Linien hoch, die Mittelzehe 1 Zoll lang, und mit der äußern durch eine kleine Haut verbunden.

Die hohe Stirn ist weiß, dahinter ein schwarzes Querband; die obere Schnabelwurzel mit schwarzen sammtartigen Haaren bekleidet, hinter den Augen ein schmaler weißer Streif bis hinter die Ohren, der Scheitel ist graubraun, die Kehle weiß und verbindet sich mit einem weißen Ring, der den Hals umgiebt, unter demselben steht ein schwarzer, der Rücken sammt den Schulterfedern und Deckfedern der Flügel ist graubraun, die mittlern obern Deckfedern des Schwanzes sind graubraun und die zur Seite weiß, der übrige Unterleib und die Seiten sind schön weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes lang, die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit schwärzlichen Spitzen, auch mit weißen Schäften und Flecken; von den mittlern Schwungfedern sind zwei weiß und zwei weißlich, die hintern längern aber wieder dunkelbraun, die Unterdeckfedern der Flügel weiß, und ihre Schwungfedern grau, der aus 12 Federn bestehende Schwanz ist dunkelbraun, nach den Spitzen schwärzlich, die Spitzen sind röthlich weiß, die äußerste Feder ist weiß, die beiden folgenden mit dunkelbraunen Flecken.

Das Weibchen ist etwas kleiner, hat einen schwarzen Schnabel, schwarze Zügel, dunkelbraune Wangen, einen schmälern uud mehr dunkelbraunen als schwarzen Ring am Unterhalse und Oberbrust, die vordern Schwungfedern dunkler, die Beine gelb, der Schwanz ist nach der Wurzel zu heller, übrigens ist es dem Männchen gleich.

Es ist ein scheuer Vogel, der die steinigen Ufer schnell durchläuft, in kurzen Absätzen fliegt, und im Sitzen den Schwanz wie eine Bachstelze bewegt. Er läßt im Fliegen und zur Paarungszeit einen hellen einfachen Ton: Kü! kü! Tull! tull! von sich hören. Er wohnt in Europa allenthalben, und ist in Deutschland gemein. Sein Aufenthalt sind die sandigen und steinigen Ufer der Meere, Seen, Teiche und Flüsse. Er schläft mehrentheils am Tage in Uferhölen, kömmt dann Abends hervor und schreit sein Kü! kü! Als Zugvogel streift er vom August an herum und geht zu Ende des Oktobers fort. Er zieht in kleinen Heerden von 6 bis 12, und ist Ende Märzes und Anfang Aprils wieder da. — Er nährt sich von allerhand Wasserinsekten und Gewürme, Regenwürmern und kleinen Wasserschnek-

ken, denn diese findet man nebst kleinen weißen Kieselchen in seinem Magen.

Nur einmal des Jahrs legt das Weibchen im Mai 3 bis 5 Eier, die röthlichgrau und graubraun oder schwärzlich gefleckt sind, ins Gras, oder Schilf ans Ufer und brütet sie in 14 Tagen aus. Da die Jungen vor dem Iltis und den Wasserratten nicht sicher in ihrem Neste liegen, so verlassen sie es bald, setzen sich alsdann auf eine Klippe, oder einen andern erhabenen Ort am Ufer, und lassen sich von ihren Eltern vollends groß füttern. Die Jungen sind das erste Jahr merklich kleiner als die Alten, und haben auch von diesen unterschiedene Farben.

Man kann sie mit der Flinte hinterschleichen. — Wenn sie sich beständig an einem Orte aufhalten, so darf man nur die Stelle mit einigen Regenwürmern belegen und Leimruthen darum herum stellen, so kann man sie behutsam hineintreiben. — Sie nützen durch ihr angenehm schmeckendes Fleisch, und daß sie Mücken und Mückenlarven vertilgen.

Strandreuter, lat. Charadrius Himantopus, Linn. Fr. l' Echasse, Buff. Engl. the long-legged Plover, Penn. auch genannt: Riemenfuß, Riemenbein, Stelzenläufer, Langfuß, Langbein, Dünnbein, fremder Vogel. Ist ein Sumpfvogel, und eine Art von der Gattung der Regenpfeifer, mit sehr langen, biegsamen und blutrothen Füßen, schwärzlichem Rücken und schwarzem Schnabel. Er ist etwas stärker als ein Kiebitz, 18 Zoll lang, und 2 Fuß 6½ Zoll breit und wiegt 4 bis 5 Unzen. Der Schwanz ist 3½ Zoll lang, und die Flügel reichen bis über dessen Spitze hinaus.

Der Schnabel ist 2¾ Zoll lang, schwarz, dünn, an der Spitze dick, der Stern roth, die dünnen Füße blutroth, die Nägel schwärzlich, die Schenkel über den Knieen 4 Zoll weit nackt, und nur oben ein wenig befiedert, die geschilderten Beine 5 Zoll hoch, die Mittelzehe 1¾ Zoll lang, und die äußere und mittlere Zehe durch eine kleine Haut am ersten Gliede verbunden.

Die Stirn und der Augenkreis sind weiß, der Scheitel, Obertheil des Halses, der Rücken und die Deckfedern der Flügel mit einem grünen Glanze, letztere mit einer wei-

ßen Querlinie, der Nacken weiß und grau gefleckt, der Steiß und die ganze untere Seite weiß, die Schwungfedern dunkelbraun, auf der innern Seite mit einem breiten weißen Rande, die vier letztern schwärzlich mit einem grünen Glanze; der Schwanz graulich weiß, die äußerste Feder fast gänzlich weiß. — Man findet auch Strandreuter, deren ganzes Gefieder weiß ist, ausgenommen die Flügel und der Rücken, bis zum Bürzel, und glaubt, dies seyen die Weibchen.

Diesen Vogel, welcher sich durch seine unförmlich langen und schwachen Beine, die dünnen Streifchen Leder gleichen, vor allen Vögeln auszeichnet, findet man mehr im südlichen als nördlichen Europa. Er wird daher auch nur vorzüglich an den südlichen Küsten von Deutschland und an der Donau angetroffen, und kömmt selten bis nach Thüringen. Allenthalben wohnt er aber an Sümpfen, Flüssen und Meeresufern. Er wandert aus den nördlichen in die südlichen Gegenden, und läuft und fliegt sehr schnell. Seine Nahrung machen Fliegen, Mücken und andere Wasserinsekten aus.

Strandschnepfe, Lat. Scolopax Totanus, Linn. Fr. la Barge griſe, Buff. Engl. the ſpotted Redſhank, Penn. auch genannt: der große Rothschenkel, die gefleckte Pfuhlschnepfe, das Meerhuhn. Ist ein Sumpfvogel, und eine Art von der Gattung der Schnepfen. Der Schnabel ist bei dieser Art fast gerade, die Füße sind roth, die Augenbraunen, die Brust, der Bauch und die Deckfedern des Schwanzes sind weiß. Sie hat ohngefähr die Größe einer Taube, ist 16 Zoll lang, der Schwanz davon 3 Zoll, und 22 Zoll breit.

Der Schnabel ist etwas über 2 Zoll lang, dünn und dunkelbraun; die Augen sind nußbraun, die geschilderten Füße hochgelb oder roth, beim Tode des Vogels gleich grau oder dunkelbraun; die Beine $1\frac{1}{2}$ Zoll hoch, der nackte Theil der Schenkel $1\frac{1}{2}$ Zoll, die mittlere Zehe 14, und die hintere 4 Linien lang.

Der Scheitel und Obertheil des Halses sind aschgraubraun mit dunklern Strichen, eine weiße Linie geht vom Schnabel bis zu den Augen, der Rücken ist dunkelbraun und schwarz gefleckt, die mittelmäßigen obern Deckfedern

des Schwanzes sind weiß, Augenkreise, Kinn und Kehle weiß, Wangen und untere Seite des Halses weiß mit dunkelbraunen Streifen, Brust, Bauch und langen Afterfedern weiß, die Deckfedern der Flügel und die Schulterfedern dunkelgrau mit weißen Flecken, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die mittlern eben so mit weißlichen Spitzen, und die vier letztern langen weiß gefleckt; der Schwanz schwärzlich mit weißen Querstrichen, die mittlern dunkelaschgrau, und die zwei Seitenfedern von der Wurzel bis zur Hälfte ganz weiß. — Das Weibchen ist da, wo das Männchen schwarz ist, ganz weiß.

Diese Schnepfe schreit in ihrem Fluge stark: Tait, tait! und in der Angst: Gätsch, Gätsch! läuft außerordentlich geschwind, läßt sich nahe kommen und leicht erlegen, versteckt sich nicht, wie die andern Schnepfenarten, sondern entläuft entweder, oder fliegt mit Geschrei davon.

Sie hält sich mehrentheils an den Ufern des Meeres auf, man trifft sie aber auch in Thüringen, wiewohl selten auf ihrem Zuge Ende des Märzes und im September und Oktober truppweise an den Ufern der Flüsse, Seen und Teiche, vorzüglich an solchen an, wo vieles Ried- und Binsengras wächst, in welchem sie sich verbergen kann. — Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft.

Strauch, Fr. Buisson. Heißt unter den Holzarten eine solche, bei welcher aus einem Saamenkorne mehrere Stämme hervorwachsen, und wenn dies auch nicht in der ersten Jugend geschieht, in welcher sie oft nur mit einem Stängel gefunden werden, so erscheinen doch in der Folge mehrere, und bilden den Strauch, der gewöhnlich keinen beträchtlichen Hauptstamm macht, und der noch überdem von kurzer Dauer ist. Ob nun zwar durch Kultur und Behandlung, Bäume in Sträuche, und diese in Bäume verwandelt werden können (wie ersteres bei allen Stammschlaghölzern von wahren Laubbaumarten geschieht), so darf doch dieses keinen Forstmann verwirren, welcher zur Unterscheidung wahrer natürlicher Sträuche von erzwungenen, auf den Hauptstamm und die weit schwächern Nebenstängel sehen, und aus dem Stock selbst beurtheilen muß, ob er noch in seinem natürlichen Zustande, oder schon abgetrieben gewesen sey.

Die Sträuche unter sich, und besonders unter den Laubholzarten, zeigen in Absicht ihres Wuchses und ihrer Dauer manche Verschiedenheit. Sie sind daher eingetheilet in ganze, halbe, rankende und Erdsträucher.

Die ganzen Sträuche haben im natürlichen Zustande einen bestimmten aufrechten Hauptstamm, mit einigen anschließenden Nebenstängeln auf einem Wurzelstocke. Diese kommen nicht gleich auf der jungen Pflanze hervor; wenn sie aber erschienen sind, so entziehen sie dem Hauptstamm die Nahrung; daher auch diese Sträuche nicht so alt als die Bäume werden. Ihre Höhe beträgt 4 bis 16 Fuß von unten bis in die Spitze.

Die halben Sträuche haben viel sperrhafte, noch weniger dauerhafte Stängel, und ihre Höhe ist geringer, von 2 bis 4 Fuß, weshalb kein sonderlicher Forstgebrauch von ihnen gemacht wird. Ihr Wachsthum in die Höhe höret größtentheils nach gebrachtem Saamen auf. Die in unsern deutschen Forsten vorkommende gehören sämmtlich unter die Laubhölzer.

Die rankenden Sträuche haben kriechende oder rankende Reben, welche ohne Unterstützung nicht in die Höhe kommen können, sondern auf der Erde fortlaufen. — Die Erdsträuche sind in Absicht ihres Holzes die allerunbeträchtlichsten; denn ob sie zwar ein wahres wirkliches Holz bilden, so bestehet solches doch nur aus schwachen, niedrigen Rüthchen, welche ihr Wachsthum in die Höhe mit dem Saamen endigen. — Beiderlei kommen in den deutschen Wäldern nur als Laubholzarten vor, und es giebt sowohl sommer- als immergrüne. Die mehresten haben wegen des langsamen spärlichen Wuchses, ein festes biegsames Holz, welches aber, als zu geringe, zu keinem sonderlichen Forstgebrauche tauget. Welche Holzarten aber unter die Sträuche gehören, davon sehe man unter Holzarten.

Strauchheerd, siehe Vogelheerd.

Straußbeerenstrauch, Lat. Ribes alpinum, Linn. Fr. le Groseiller à grappes & à fruit doux, Engl. the Alpine Currant; auch genannt: Bergjohannisbeerstrauch, falscher Corinthenstrauch, Corintierstrauch, Alpenjohannisbeerstrauch, Posselbeeren, Straußbeeren, Rechbeeren, wild Johannisträublein. Ist sommergrünes Laubholz, und

ein harter halber Strauch, welcher mit den Johannis- und Stachelbeersträuchern ein Geschlecht ausmacht.

Er erreicht in 10 Jahren sein vollkommenes Wachsthum, treibt flache Wurzeln, die Rinde ist glatt weißlichgrau, die Blätter stehen abwechselnd, sind den Blättern unsers Weißdorns oder den Stachelbeerblättern sehr ähnlich, am Rande gezahnt, auf der obern Fläche hellgrün glatt, auf der untern mit weißem Filz überzogen, der sich mit ihrem Alter verliert. Das Holz ist gelblich, hart und wenig dauerhaft. Die fruchtbaren Zwitterblüten mit 5 Staubfäden erscheinen im Mai in kleinen aufrecht stehenden Träubchen, sie sind sehr klein, röthlich in grünlichen Kelchen mit rothen Rändern. Die kleinen weißröthlichen Beeren sind unangenehm süßlich und nicht wohl genießbar, daher sie den kleinen Waldvögeln zu Theil werden. Die Beeren enthalten viele kleine Kerne (den Saamen), welche im Julius ihre Reife erlangen.

Der Straußbeerenstrauch wächst bei uns nicht in den Landforsten, sondern in mittlern und hohen Gebirgen, in dichten Hecken, Weinbergen, und Ruinen. Von dem Holze ist kein sonderlicher Gebrauch zu machen; doch ist er auch nicht der Saat und dem Anflug in den Gehauen noch den Stamm- und Wurzellohden schädlich. In Schweden, wo der Strauch vielleicht größer als bei uns wird, braucht man das Holz zu Harkenzähnen, außerdem legt man auch Gartenhecken davon an.

Strebestange, Fr. étage. Diese bestehen aus zwei gegen einander gestellten Stangen, welche an beiden Enden mit eisernen Scheeren oder Rinken versehen sind, womit die eine Stellstange am Prellnetze, und die andere am Tuche eingestochen wird, damit das Tuch und das Prellnetz gegen einander als eine Mauer halten müssen. Sie werden vorzüglich beim Saujagen zum Auslauft gebraucht.

Streichen, siehe Riehmen.

Streichnetz, siehe Nachtgarn.

Streichsaul, siehe Letzsaul.

Streifen, Fr. toucher. Heißt, wenn nach etwas gezielet und geschossen wird, und man den Gegenstand nur an einem Ende berührt, auch wohl Haut, Haare, Federn

u. d. gl. mit hinwegnimmt, aber die Kugel nicht hinein oder hindurch fährt.

Streifen, Fr. écorcher, dépouiller. Sagt man von den Raubthieren, wenn ihnen der Balg abgestreift wird. S. auch Abstreifen

Streifjagen, Fr. Chasse à la meute, Chasse sans équipage. Ist ein Jagen, welches viel Vergnügen macht, wenn gute Saufinder und Hatzhunde da sind, auch kann es ein alter und unvermögender Herr halten, besonders wenn auch gute Leithunde, welche blos zur Vorsuch der Sauen gearbeitet, vorhanden sind. Dergleichen Jagen werden also gehalten.

Nach Verhältniß der vorhandenen Anzahl der Hatzhunde, werden solche in Hatzen (s. Hatze) eingetheilet, und wenn zum Streifen ausgezogen wird, gehört zu jeder Hatz ein Jägerbursch zu Fuß, welcher sowohl ein Fangeisen hat, als auch einen 16 Zoll langen und etwas stärkern als einen Daumen, auch an einem Ende stumpfspitzigen hölzernen Knebel haben muß, um die Hunde, welche sich verfangen, damit abbrechen zu können. Auch muß er noch bei sich führen eine scharfschneidige Heftnadel, etliche Faden Seide, und ein gut Messer.

Bei jeder Hatze ist auch einer zu Pferde, und der Herr, welcher dieser Jagd fahrend oder reitend beiwohnt, läßt die Leibhatze bei sich herführen. Alsdenn sind auch die Saufinder bei einander versammelt, und werden Paarweise geführet, wobei ein Jäger zu Pferde und einer zu Fuße ist. Nicht weniger müssen auch Wagen mitgehen, worauf die gehetzten Sauen, und auch die zuweilen von den Schweinen geschlagenen Hunde nach Hause gefahren werden.

Nach der auf diese Art getroffenen Einrichtung, wird nach den besten Oertern und Dickigen gezogen; die Hatzen werden vertheilet, daß sie auf den Seiten vorziehen, voraus geht eine Hatze, und hinter den Findern geht auch eine Hatze; an den besten Ort, wo die Sauen, wenn sie rege geworden, gern hinaus zu brechen pflegen, wird der Herr gebracht; von den Saufindern werden ein Paar gelöset, diese läßt man streichen, und sucht das Dickigt durch. Finden die Finder nun, und stellen sich die Sauen, so ziehet der Herr mit seinen Hatzhunden hinein; kann dieser aber, we-

gen der Beschaffenheit des Orts, nicht selbst hinein ziehen, so wird mit der Hatze gehetzt, welche mit den Findern ziehet, nämlich auf den Ball gehetzet (s. Ballhetzen).

Hiebei muß man dieses in Acht nehmen, daß man erst so nahe, als es sich thun läßt, heran ziehe, und ein wenig inne halte, damit die Hatzhunde die Finder hören, da man denn die Hunde zusammen sogleich loshetzet. Nun muß man aber sowohl zu Pferd als zu Fuß herbei eilen, damit man die Sauen, wenn sie gepacket sind, und es etwa ein Schwein oder ein Keuler ist, bald mit dem Fangeisen oder Hirschfänger fängt, indem sie durch ihr Schlagen manchem Hunde den Garaus machen. Denn wo ein Schwein mit seinem Gewehr hintrifft, so schlägt es den Hund entweder gleich todt oder lahm, daß er nicht mehr zu brauchen ist, auch oft so, daß ihm das Gescheide zum Leibe heraus hängt. Man pflegt sie daher wohl mit Jacken (s. Gejackte Hunde) zu versehen, um sie vor dem Schlagen der Schweine zu verwahren; allein so gut diese gejackten Hunde auf dem Laufte bei Saujagen sind, so wenig gut thut es im Freien und bei Streifjagen.

Wenn man die Schweine fangen will, muß man auch wohl beobachten, daß man mit Manier von hinten ankommt, besonders wenn die Hunde nicht recht gepacket hätten, oder nicht alle dran gekommen, und wie zuweilen geschieht, den Ball verfehlen, und vorbei geschossen sind. Man schleichet daher von hinten an, hält aber jederzeit das Fangeisen oder den Hirschfänger vor sich, und sucht den Fang auf der Seite hinter dem Blatte anzubringen. Denn die Schweine haben zur Herbstzeit auf dem Blatte und oben ein so starkes Schild oder Panzer, daß ein besonders fester guter Hirschfänger dazu erforderlich seyn müßte, wenn man hinein kommen wollte. Auch muß man sich besonders hüten, die Hunde im Fangen mit dem Hirschfänger oder Fangeisen zu verletzen.

Ist die Sau abgefangen, so bricht man die Hunde ab, und sieht sie durch, ob einer geschlagen worden, in welchem Fall man sogleich mit der Heftnadel und einem Faden Seide die Wunde zusammen heftet. Wenn etwa auch das Netz entzwei geschlagen ist, und das Gescheide zum Leibe heraus hängt, so wird das Netz gereiniget, und falls auch

Stückchen daran herum hängen, schneidet man solche weg, stopft das Gescheide und Netz behutsam und sauber wieder hinein, bringt ein dünnes Stückchen Speck inwendig an die Wunde und heftet sie zu. Ist das Gescheide noch ganz und nicht weidewund, so können die Hunde wohl geheilet werden.

Brechen etwa die Sauen vor den Findern los, oder schlagen sich, wie öfters geschieht, von den Hatzhunden in Dickigten ab, so kommen sie doch unter die auf den Seiten, oder vor- und nachziehende Hunde.

Bei diesem Hetzen muß man auch dieses in Acht nehmen, daß, wenn die Sauen stille kommen, oder die Hunde sie nicht gleich in Augen haben, es nicht rathsam ist, sogleich loszuhetzen, weil sich die Hunde verschießen. Sind aber die Hunde recht zusammen gewohnt, und haben mehrmals mit einander gelaufen; so nimmt man die Windhunde und leichten Zwitter mit den Köpfen in die Höhe, und zeigt ihnen die Sauen.

Wenn man nun an den Hunden bemerkt, daß einer die Sauen siehet, läßt man solchen fahren, und die andern Hunde hinterdrein, zugleich aber wird auch zu Pferde nachgejaget. Auch muß man keine Sau behetzen, ehe sie nicht recht heraus kömmt, weil sie sehr geschwind wieder umwenden, und ehe die Hunde ankommen, im Dickigt sind, mithin sehr leicht gefehlet ist.

Das Streifjagen kann auch auf folgende Art eingerichtet werden. Die Jäger oder Besuchknechte ziehen des Morgens früh mit den Leithunden aus, und suchen die Oerter vor, wo Sauen zu vermuthen sind. Kommen sie nun an Sauen, so bestätiget ein jeder oder zwei mit einander ihren Distrikt, und bringen alsdenn ihren Rapport. Wo dann die stärksten Sauen sind, dahin werden die Hatzhunde geschickt, in Hatzen sogleich eingetheilet, und drum gelegt.

Der Herr stellet sich am besten Orte an, die Saufinder werden auf die Brüche gebracht, wo der Besuchknecht die Sauen zu Holze gerichtet und verbrochen hat, die Finder läßt man streichen, welche denn die Sauen bald finden, die sodann auf die vorgedachte Art gehetzet werden. Ist man an einem Orte fertig, so wird auch an einen andern

Ort gezogen, wo mit dem Leithunde vorgesucht und bestätiget worden ist.

Diese letztere Einrichtung zur Sauhatz ist die gewisseste, auch für einen großen Herrn die bequemste, indem der Jäger durch seinen Leithund zuvor wissen muß, wo die stärksten und besten Haupt- und angehende Schweine und grobe Sauen sind, woran allezeit mehr Vergnügen als an den Bachen oder Frischlingen zu haben ist. Zudem ist es dem Gehege zuträglicher, wenn man die Bachen und Frischlinge schonet, und so weiß man auch gewiß, daß man da, wo mit dem Leithunde bestätiget ist, etwas zu hetzen bekommt, hingegen öfters fehl gehen kann, wenn man ohne Vorsuch mit den Saufindern suchen muß. Ueberdies kann man, wenn etliche wohl erfahrne Jäger mit guten Leithunden dabei sind, mit größter Bequemlichkeit etliche Sauen in einem Tage hetzen, maßen, wenn ein Jäger diesen, ein anderer wieder einen andern Ort vorgesuchet hat, der Herr von einem Orte zum andern fahren oder reiten kann, und gewiß versichert ist, daß Sauen da sind.

Streifschuß, Fr. Coup qui ne fait qu' effleurer la peau; siehe Streifen.

Streiten, Fr. joûter. Heißt es von den wilden Sauen, wenn sie sich vor den Hunden stellen, und sich gegen diese wehren, kämpfen heißt es dagegen, wenn sie unter einander selbst uneinig werden, und sich schlagen und beißen.

Streuhauen. Hierunter wird in den Nadelwaldungen das Beschneideln der Aeste und Zweige verstanden, um selbige statt des Strohes zur Streu anzuwenden. Vorausgesetzt, daß man vorjetzt wohl allgemein über das Schädliche dergleichen Unternehmens in Nadelholzwäldern einverstanden ist, und nur in gebirgigen Gegenden, wo die Unterthanen einen unersetzbaren Mangel an Stroh haben, allenfalls noch verstattet wird; so muß es auch dort mit gewisser Vorsicht geschehen, um den dadurch entstehenden Nachtheil so viel möglich abzuwenden.

Ueberhaupt darf nur von jenen Bäumen und aus jener Waldgegend die Waldstreu gehauen werden, wo das künftige oder höchstens das zweite Jahr die Reihe treffen wird den Holzschlag anzulegen. Den Empfängern darf aber das

Beschneideln und Ausästen nicht selbst überlassen werden, sondern der Forstbediente muß solches durch besondere Arbeiter unter seiner Aufsicht verrichten und das Reisig aufbinden und in Schocke legen lassen, worauf er es nachher an die sich dazu gemeldet habende Personen, gegen die bestimmte Taxe anweiset. Ist diese Einrichtung getroffen worden, so muß der Förster um so mehr darauf Acht haben, daß jene Erlangung der Streu mittelst des Reißens durch Reißhaken von den jungen und im vollen Wachsthum stehenden Bäumen nicht mehr geschiehet, indem dadurch die hoffnungsvollsten Stämmchen krüppelig und schadhaft werden.

Streurechen, siehe Laubrechen und Moosrechen.

Strichvögel, Fr. Oiseaux passagers ou de passage. Heißen in kalten und gemäßigten Gegenden solche Vögel, die, obwohl sie die Winterkälte ertragen können, dennoch ihrer Nahrung wegen, die einige unter ihnen, und zwar die Waldvögel, die zum Theil von Baumsaamen, Beeren u. s. w. leben, nicht das ganze Jahr hindurch in einer und eben derselben Gegend finden, und zu welcher andere, die Sumpf- und Wasservögel, die solche zum Theil von Wasserinsekten, Wasserpflanzen, Gewürmen u. s. w. erhalten, wenn Frost und Schnee eintritt, nicht gelangen können — sich aus denjenigen Gegenden, wo die Nahrung aufhört oder die Sümpfe zufrieren, nach andern und zwar solchen Gegenden, wo die erstern hinlänglichen Vorrath an Nahrung, die andern aber offenes Wasser oder Sümpfe antreffen, hinbegeben, ohne jedoch auf ihren Wanderungen aus den gemäßigten Gegenden ganz herauszugehen und wie die Zugvögel bis zu den heißen Himmelsstrichen überzufliegen. Hierher gehören außer den mehresten Drosselarten, auch die Amsel, der Zeißig, der Kreuzschnabel, einige Sumpf- und Wasservögel, und einige Entenarten.

Strichzeit, Zugzeit, Fr. Passage des oiseaux. Wird die Zeit genannt, wenn die Strichvögel im Herbst von uns hinweg ziehen, und im Frühjahr wieder zurück kommen.

Stricken, Fr. mailler. Heißt, wenn die Jäger allerhand Garne und kleine Zeuge von Zwirn verfertigen.

Stricker, Seidenspinner, Lat. Phalaenae bombyces. Diese minder schädlichen Waldinsekten haben kammförmige Fühlhörner, besonders die Männchen; ihre Flügel sind bald rückwärts in die Höhe geschlagen, bald abhängend u. s. w. Ihre Raupen haben meistens 16, selten 14 Füße, und spinnen sich zu ihrer Verwandlung ein dichtes Gehäuse, worin die längliche Puppe liegt. Die Raupen leben von dem Laube der zahmen und wilden Holzarten und sind die gefräßigsten. — Außer den übrigen Phalänen dieser Familie, sind noch als oft sehr schädliche zu bemerken: die Stammotte, die Weidenraupe, der Schwan, und der Blaukopf.

Strickholz, Fr. Moule de filets. Ist ein glattes Holz, über welches die Maschen der Netze und Garne gestricket werden, und nach Verschiedenheit der Netze, je nachdem diese weitere oder engere Oeffnungen haben sollen, von verschiedener Breite gewählet werden muß.

Strickhunde, Fr. Ameutement. Heißt, wenn 2 oder 3 Windhunde mit einander eingehetzet worden, und zusammen gewohnt sind. Bei den Jagdhunden heißt es dagegen eine Koppel, und bei den Hetzhunden eine Hatze.

Stricknadel, Fr. Aiguille à tricoter. Ist ein von feinem festen Holz gefertigtes Instrument, von etwa ½ Elle Länge, welches oben eine Zunge, und eine ausgehölte Oeffnung hat, so daß man den Zwirn darauf winden kann, und gleich einer Nadel zum Stricken der mancherlei Netze und Garne gebraucht wird, woher auch ihr Name kommt.

Strohsparren. Werden an einigen Orten diejenigen Stämme genannt, welche 12 Zoll im Durchmesser halten und 30 bis 35 Ellen lang sind.

Struntjäger, siehe unter Meve.

Struppig, Strauchig, Fr. Bois brouté, avorté. Nennt man das Unterholz, wenn es von dem Vieh oder Wildpret verbissen wird, so daß es verwächst und niedriges Gebüsche bleibt.

Stübberand, Fr. Bordure du poussier. Wird der äußere Rand um eine Kohlstätte herum genannt.

Stubenthiel. Heißt im Würtembergischen ein Brett, das nach dortiger Bauordnung 16 Schuh lang, 15 Zoll breit und $4\frac{1}{2}$ Zoll dick seyn soll.

Stück. Ist ein ideales Maaß, nach welchem die Holländerholzhändler am Rhein, das Eichenholz zu erhandeln pflegen. Die stärkste Sorte Eichenholz, welche in diesem Handel gewöhnlich ist, ist der Wagenschuß, und dieser heißt daher auch ein Stück, oder er macht ein Stück aus. Auf dieses Stück werden dann alle geringere Sorten im Preis dergestalt reducirt, daß z. B. 2 Pfeifholz für 1 Stück gerechnet werden u. s. w. S. Wagenschuß.

Stückbalken, siehe Zwei-Drei-Vier-Stückbalken.

Stückholz. Heißt im Floßhandel dasjenige Holländer Eichenholz, welches nicht in ganzen Stämmen, sondern in abgeschnittenen, in der Mitte gespaltenen oder auch ungespaltenen Klötzen verflöset wird. Ruthen sind daher kein Stückholz.

Stück Wild, ist so viel als Hirschkuh.

Stümmel, siehe Stock und Störk.

Stumme Schnepfe, siehe Haarschnepfe.

Stümpfe, Fr. Pied émoussé. Werden beim edeln Hirsch die Schalen um deswillen genannt, weil sie von dem Zwingen und der Schwere seines Leibes sich abstümpfen, und daher stümpfer sind, als von einem Thiere; denn die Schalen des Thieres sind spitzig.

Stümpfe, heißen auch die Stöcke oder Stämme der abgehauenen Bäume.

Stürzen, Fr. Faire une chûte. Heißt es von einem Hirsch oder Thier, wenn eins angeschossen oder sonst gejagt wird, daß es zu Boden, und über den Haufen fällt, obschon es nicht allezeit liegen bleibt.

Suche, Fr. le Nez, Sentiment du chien. Ist so viel als eine gute Nase, oder vielmehr ein gutes Geruchwerkzeug eines Hundes. Dies ist ohnstreitig eine angebohrne und angeerbte Race-Eigenschaft, jedoch auch nicht zu läugnen, daß ein guter Jäger eine schlechte Suche durch Dressur, wo nicht ganz, dennoch zum Theil zu verbessern im Stande ist. Unter einer guten Suche versteht man, wenn der Hund die Nase hoch trägt, mehr den Wind als die Fährte aufnimmt, nicht sowohl gerade aus vor sich hin

sucht, als vielmehr immerwährend abwechselnd links und rechts herum schlägt. Die Suche ist im Gegentheil schlecht, wenn der Hund niedrig mit der Nase am Boden gerade vor sich hin sucht und mehr der Fährte als dem Winde nachzieht. S. Hühnerhund.

Sudel, ist soviel als Brudel.

Sulzen, siehe Salzlecken.

Sümpfe, Fr. Marécage. Sind tiefe Stellen, worin das Wasser von Schnee und Regen stehen bleibt, und da sie niemals oder doch selten austrocknen, keine Holzpflanzen tragen. Diese auszutrocknen, um mehr Boden zur Holzkultur zu erlangen, ist des Forstbedienten Pflicht.

Sumpfeule, Lat. Strix palustris; auch genannt: Mooreule. Sie gehört unter die Ordnung der Raubvögel, und ist von der Gattung der Eulen eine Art, bei welcher als Kennzeichen vor den übrigen, die Augengegend dunkel, der Regenbogen gelb ist, und die Zehen nur einzeln befiedert sind. Sie wohnt in Hessen und Pommern, gleicht an Größe einer Krähe und ist 10 Zoll lang. Der Schnabel ist ¾ Zoll lang, braunblau mit gelblichweißer Spitze und dergleichen Rand am Oberkiefer; die Beine 1½ Zoll hoch, die nur mit einzelnen Haaren besetzten Zehen dunkelbraun, die Klauen schwarz.

Sie ist oben weiß, grau und braun, Kopf und Oberleib mit einzelnen weißen, größern Flecken, die Augen umgeben nach den Hinterkopf zu graue und dunkelbraune besprengte und nach den Schnabel zu weißbunte Federn; die sechs zurückgebogenen Ohrfedern sind weiß, grau und braun gesprengt, ein gelblicher Ring geht um den Hals mit kaffeebraunen Flecken; der Unterleib ist röthlichgrau zur Seite mit großen, langen, kastanienbraunen Strichen; die Beine sind rostgelb mit dunklern Querlinien, die Schwungfedern an den Spitzen kaffeebraun, darauf weiß mit kaffeebraunen Flecken, welche vier Streifen auf den Flügeln machen, die 12 Schwanzfedern haben 5 dergleichen große Flecken, und sind schmutzig weiß.

Diese Eulen bauen ihr Nest in sumpfige Torfmoore, wo hohes Gras auf den Hügeln steht, legen bis 4 weiße Eier von der Größe der Taubeneier. Zur Brutzeit fliegen sie ängstlich mit einem Geschrei Zack, zack, zack, um nahe

Menschen und andere Thiere herum. Des Nachts fliegen sie ihrer Nahrung halber auf die Felder und fangen Mäuse.

Sumpfhase, Fr. Lievre ladre. Ist eine Art Hasen, der sich vom Feldhasen in nichts, als in Ansehung seines Aufenthalts unterscheidet, weil er immer in morastigen und sumpfigen Gegenden und im Schilfe ist. Sein Fleisch ist weißlicht, unschmackhaft und ungesund. Nach gemachten Bemerkungen sind es mehrentheils Ramler, die diesen Aufenthalt wählen.

Sumpfheide, siehe unter Heide.

Sumpflerche, Lat. Alauda mosellana, Fr. l' Alouette de marais ou Rosseline, Buff. Engl. the Marsh Lark, Lath. auch genannt: Morastlerche, Mosellerche. Ist ein Singvogel, und eine Art von der Gattung der Lerchen, die sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Sie ist rostroth, unten röthlichweiß, an den Wangen und der Brust mit dunkelbraunen Linien, der Schwanz schwarz mit rostrother Einfassung.

Diese Lerche wohnt in Deutschland besonders an der Mosel, und ist schlanker und kleiner als die Feldlerche, 7 Zoll lang, der Schwanz davon 2½ Zoll, die Flügel reichen bis 18 Linien vor das Schwanzende. Der Schnabel, Füße und Nägel sind gelblich, ersterer 9 Linien lang, und die Beine 1 Zoll hoch.

Der Kopf und Oberleib sind rostroth und braun gemischt; die Seiten des Kopfs rothbräunlich und mit 3 rothbraunen Streifen bezeichnet, wovon die längste bis unter die Augen fortgeht; die Kehle hellroth, die Brust dunkelrother und mit braunen Flecken bestreut, der Bauch und die Afterfedern hellroth, die Schwung- und Schwanzfedern schwärzlich, hellroth gerändert.

Sie ist eine angenehme Sängerin, die sich des Morgens gleich hören läßt. Man sieht sie oft an den ebenen Ufern und bisweilen nistet sie an den Ufern der Mosel um Metz herum, wo sie alle Jahre im Oktober erscheint, und wo man alsdenn einige fängt. — Herr Bechstein hält sie für unsre Pieplerche.

Sumpfmeise, Lat. Parus palustris, Linn. Fr. la Nonnette cendrée, Buff. Engl. the Marsh-Titmouse, Lath. auch genannt: Platten- Nonnen- Mönch- Münch-

Aschen-Riet-By-Hanf-Rohr-Grau-Garten-Murr-Koth-Ried-Hundsmeise; graue Meise, Speckmeise, Schilfsperling, Meisenkönig, Dornreich. Ist, als Singvogel, von der Gattung der Meisen eine Art, welche sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß der ganze Oberkopf schwarz ist, und die Schläfe weiß sind.

Sie ist $4\frac{3}{4}$ Zoll lang, der Schwanz davon $2\frac{1}{4}$ Zoll, und die Flügelbreite beträgt 8 Zoll. Der kurze, 4 Linien lange, abgerundete Schnabel ist schwarz; der Augenstern kastanienbraun, die geschilderten Füße schmutzig bleifarbig, und die scharfen Krallen hornfarbig, die Beine 5 Linien hoch, die mittlere Zehe 5 und die hintere 4 Linien lang.

Den Kopf bedecket bis in den Nacken eine schwarze Kappe, und da diese Meise den Hals sehr einzieht, so scheint sie einen so langen Kopf bis zum Rücken zu haben, die Wangen und Schläfe sind weiß, der Leib oben röthlich aschgrau, unten außer der schwarzen Kehle, schmutzig weiß, an den Seiten und am After röthlich überlaufen; die Flügel und der gerade Schwanz sind schwarzgrau, mit schmaler röthlichweißer Einfassung an der äußern Fahne. — Das Weibchen hat eine unmerklich schwarze Kehle.

Sie ist die flinkeste, lustigste und scheueste Lerche, schreit immer laut: Dia, Dia! hitzi äh äh! und hat einen angenehmen leisen Gesang, der mit einigen helllautenden Tönen vermischt ist. Man findet sie in ganz Europa und in Deutschland besonders häufig im Winter. Sie lebt Sommer und Winter in Gärten, in Laubhölzern, am häufigsten in niedrigem Gebüsche, das um Flüsse, Teiche, Seen und Moräste steht. Sie sammelt sich im Herbst in kleine Haufen und zieht mit der größten Eile von einem Gebüsche und Garten zum andern.

Sie frißt, was alle Meisen fressen, vorzüglich aber gern Hollunderbeeren, deswegen man sie nicht selten im Herbst in der Schneuß fängt; sonst zerhackt sie die Hanfhalmen, den Saamen der Sonnenblume, den Salat-Kohl-aber auch den Distel-Kletten-und Nesselsaamen, die Raupen-und Wespennester, Hafer genießt sie auch gern. An den Obstbäumen zerstört sie vorzüglich die schädlichen Insektennester, und im Winter liefern ihr die Insekteneier, die

an den Schwarzdorn und Pflaumenbäumen sitzen, die häufigsten Nahrungsmittel.

Sie legt des Jahrs zweimal, zu Ende Mais zum erstenmal 8 bis 12 silbergraue mit karminrothen Flecken besetzte Eier in eine Baumhöle, auf ein unkünstliches Lager. — Durch Nußkerne und Hafer läßt sie sich im Winter in den Meisenkasten locken. — Nutzen und Schaden ersieht man aus der Nahrung; übrigens läßt sich ihr Fleisch gut essen.

Sumpfvögel, lat. Grallae, Fr. Echasses, auch genannt: Stelzenläufer. Diese machen eine Ordnung unter den Vögeln nach dem Linneischen System aus. Der Schnabel dieser Vögel ist etwas cylinder- oder köcherförmig, stumpf, bei einigen lang, bei andern kurz, doch kommen diese Vögel mehr im Ansehen überhaupt und in der Lebensart als in der Bildung des Schnabels überein. Die Zunge ist fleischig und ungespalten. Die Schenkel sind allemal am untern Theile über den Knieen mehr oder weniger unbefiedert.

Die Füße sind meist mit 4 Zehen versehen, deren drei allemal vorwärts und eine nach hinten liegt, die bald gespalten, bald mit einer halben, zuweilen auch mit einer ganzen Schwimmhaut verbunden sind, einige haben auch nur 3 Vorderzehen, auch sind die Füße lang, damit sie bequem an feuchten Orten und in Sümpfen ihren Geschäften nachgehen können. Ihr Aufenthalt sind sumpfige, morastige Gegenden, wo sie sich von Fischen, Amphibien, Insekten, Gewürmen und Wasserpflanzen nähren. Sie nisten meist auf der Erde und in Sümpfen, die Jungen sind wollig und laufen fast immer, sobald sie aus den Eiern geschlüpft sind, mit der Mutter, die sie unter ihre Flügel sammelt, davon. Da diese sie lange bei sich behalten muß, so brütet sie auch gewöhnlich nur einmal des Jahrs. Diese Vögel sind durch ihr Fleisch und durch ihre Eier nutzbar.

Unter die Ordnung der Sumpfvögel gehören folgende Gattungen, und diese sind in der Bildung der Füße verschieden. 1) Die mit Füßen, die 4 Zehen haben, sind: der Löffelreiher, der Reiher, der Storch, der Kranich, der Nimmersatt, die Schnepfe, der Strandläufer, der Wassersäbler, das Sandhuhn, das Wasserhuhn, der

Ralle. 2) die mit Füßen, die nur 3 Zehen haben: die Meerelster, und der Regenpfeifer.

T

Tafelente, Lat. Anas ferina, Linn. Fr. le Milouin, Buff. Engl. the Pochard, Pocker or great red-headed Wigeon, Pennant. Sie wird auch mit allen ihren Abänderungen von den Jägern mit dem allgemeinen Namen der Rothhälse belegt, sonst heißt sie noch: der eigentliche Rothhals, die braune Ente, der Rothkopf, die braunköpfige, die rothe Mittelente, Wildente, Quellje. Ist ein Wasservogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, die sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Sie ist aschgrau gewässert, der Kopf rothbraun, die Brustbinde und die obern und untern Deckfedern des Schwanzes schwarz.

Diese Ente ist sehr gewöhnlich, und auch in Deutschland auf großen Flüssen und Seen nicht selten. Sie ist 1 Fuß 9 Zoll lang, der Schwanz davon 3 Zoll, und 2⅔ Fuß breit. Die Flügel reichen bis auf die Mitte des Schwanzes und sie wiegt 1 Pfund 24 Loth. Der Schnabel ist 2⅓ Zoll lang, der schwarze Nagel hakenförmig, der Oberkiefer aschfarbenblau, der untere schwarz, die Nasenlöcher rundlich, die Sterne rothgelb, die Füße bleigrau, die Nägel und Schwimmhaut schwarz, die Beine 1½ Zoll hoch, die Mittelzehe 3 Zoll, die Hinterzehe 6 Linien lang und belappt, die Kniee merklich nackend.

Der Kopf und Hals ist hoch rothbraun, die Brust und Obertheil des Rückens schwarz, der übrige Rücken, die Schultern und die Deckfedern der Flügel blaßgrau mit schwarzen Querstrichen, die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz, der Bauch weiß und braun, der After schwarz, die vordern Schwungfedern dunkelbraun auf der innern Fahne weiß, die letztern ganz schwarz, der Schwanz zugespitzt und tiefgrau. — Das Weibchen ist am Kopf und Hals rostigbraun und schwarz gefleckt, die Brust dunkelbraun und schmutzig rostgelb gewölkt, die Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau, weiß eingefaßt, der Rücken dunkel-

braun, röthlichgrau eingefaßt, der Bauch weiß, die Seiten rostbraun, Steiß und Schwanz tief grauweiß eingefaßt, der After weiß mit kaffeebraunen Flecken, die Flügel wie beim Männchen.

Diese Enten haben ein zischendes Geschrei, gehen nicht auf das salzige Meer, sondern leben bloß im süssen Wasser von Fischen und Schaalthieren, und haben einen sehr schnellen Flug. Ihr Fleisch ist von vortreflichem Geschmacke, daher ihnen von den Jägern sehr nachgestellet wird.

Varietäten von ihr, die vielleicht in nichts als im Alter und Geschlecht bestehen, sind: 1) der Braunkopf, oder die Brandente; 2) die Sumpfente (lat. Penelope nigra, Fr. le Millouin noir); 3) der Rothhals (lat. Anas rufa); und 4) die rothköpfige Ente (lat. Penelope capite fusco, Fr. le Millouin à tête brune; der rothköpfige Ententaucher).

Tagebuch, Fr. Journal. Hierunter wird ein Buch verstanden, worin alles und jedes aufgezeichnet wird, was täglich vorgehet. Wünschenswerth wäre es, wenn ein jeder Forstbedienter ein solches Tagebuch führte, um die täglichen Beschäftigungen, die durch ihn selbst oder auf seine Befehle und Veranstaltungen durch seine Bursche oder andere Personen vorgenommen würden, aufzuzeichnen. Zugleich müßte darin bemerkt werden, was sonst in dem Reviere vorfällt, es betreffe was es wolle, als: Anlegung der Schläge, Beschleichung der Holzmacher, Abpostung und Abgabe der Hölzer, Kulturgeschäfte, Diebstähle oder sonstige Forst- und Jagdverbrechen, und überhaupt alles, was nur irgends auf dem Reviere vorgekommen ist. Würden die Chefs nun von Zeit zu Zeit diese Tagebücher sich vorlegen lassen, und das darin Aufgezeichnete mit der Beschaffenheit des Forstes selbst in Vergleichung stellen; so würde mancher Forstbedienter zu besserer Aufmerksamkeit und größerem Fleiß in seinem Dienst anzuhalten seyn.

Tagnetz, Taggarn, Fr. Nappe pour les alouettes. Sind Netze, welche zum Lerchenfang, und zwar zu dem sogenannten Lerchenstreichen bei Tage gebraucht werden. Solche werden über ein Strickholz von 1 und 3 Viertel Zoll Breite gestrickt, mit etwas starkem Zwirne und mit einer Masche angefangen, und mit dieser Masche wird 1034mal

fortgestrickt, welches 517 ganze Maschen ausmachen. Diese 517 Maschen werden nun auf eine Schnur gezogen, und mit feinem Zwirn oder starkem ungebleichtem Garn fortgestrickt, bis 20 ganze Maschen die Höhe ausmacht; dann wird oben durch die Maschen guter feiner Bindfaden gezogen, woran von Horn oder Knochen gedrechselte Ringe befestiget werden, solches wird die Windleine genannt. Die Windleine wird in 48 Ringe eingetheilt, jeder Ring 16 Zoll auseinander, und zwischen jeden Ring kommen 11 Maschen, so stellet das Netz 11 Klaftern lang. S. Lerchenstreichen. — Diese Netze werden auch Klebnetze, Klebgarne genannt, weil die Lerchen gleichsam darin kleben bleiben.

Tageschlaf, Tagschläfer, s. Nachtschwalbe.

Tagewerk. Hierunter wird an vielen Orten ein Acker Holz verstanden.

Tagewurzeln, Thauwurzeln, Fr. Racine qui perce au jour, Racine haute. Sind die obersten Wurzeln, welche mit der Erdfläche parallel fortlaufen; besonders werden die kleinen Wurzeln so genannt.

Talg, Fr. Cervaison. Heißt das Fett oder Feiste der Hirsche und des Rothwildprets überhaupt, welches sie im Leibe haben. S. Hirschtalg.

Tangelholz, Fr. Arbre conifère; s. Nadelholz.

Tangeln, Fr. Feuilles de pin. Heißen die Blätter der Nadelhölzer.

Tannbock, Fr. le Daim. Heißt das männliche Geschlecht beim Damhirsch.

Tanne, s. Weißtanne.

Tannenheher, lat. Corvus Caryocatactes, Linn. Fr. le Casse-noix, Buff. Engl. the Nutcracker, Penn. auch genannt: Nußbeißer, Nußheher, Nußbrecher, Nußpicker, Nußkretscher, Nußknacker, Nußhacker, Waldstael, Türkischer Holzschreier, schwarzer Markward, Marcolph, Nußkrähe, Steinheher, Tannenelster, (Türkischer, Italiänischer, Afrikanischer Vogel). Ist ein Waldvogel, und von der Gattung der Raben eine Art, welche sich von den übrigen dadurch kennbar macht, daß sie schwarzbraun und weiß punktirt ist.

Dieser wie ein Staar gefleckte Vogel ist 1 Fuß 2 und einen halben Zoll lang, der Schwanz davon 5 Zoll, und 1

Fuß 11 Zoll breit. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des Schwanzes. Der Schnabel ist 1 Zoll 10 Linien lang, an den Seiten etwas zusammengedruckt und schwarz. Die Augen sind nußbraun, die Beine 2 Zoll hoch, an den Zehen stark beschuppt, bewaffnet und schwarz, die Mittelzehe 16 und die hintere 12 Linien lang, die Nasenlöcher rund mit steifen Federn bedeckt, die Zunge lang und an der Spitze gespalten.

Der Leib ist schwarzbraun, eben so der Kopf, Nacken und Bürzel, vor den Augen ein weißer Fleck, an den Wangen, Seiten des Halses und auf dem Rücken weiße Flecken, an der Kehle nur einzelne Strichelchen, an der Brust häufige, große, eirunde, am Bauche etwas sparsamere, aber größere und fast dreieckige Flecken, die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz, die untern weiß, die Deckfedern der Flügel schwärzlich, die kleinern mit weißen Spitzen, die Schwungfedern schwarz, die sechste bis zwölfte mit einer weißen Spitze; die fünfte ist die längste, daher er auch einen kurz abgebrochenen, bogenförmigen Flug hat. Der Schwanz ist schwarz, alle Federn haben weiße Spitzen. — Das Weibchen ist mehr rost- als schwarzbraun.

Dieser Vogel ist so wenig scheu, daß die Kuhhirten in den tiefen, stillen Gebirgen ihn mit dem Stocke todt schlagen können, und daher den Unschuldsvogel nennen. Sein Geschrei ist dem Elstergeschrei sehr ähnlich: Gä, gä, gä, gä! Er fliegt wie eine Dohle, und lehnt sich dabei bald auf die rechte, bald auf die linke Seite. Er liebt die gebirgigen, stillen Schwarzwälder, wo Quellen und Wiesen nahe sind, und hält sich da vom März bis in die Mitte des Septembers auf, alsdann aber streicht er nach den lebendigen Feldhölzern, und man trifft ihn daher im Winter auch in denselben und auf den Straßen an. In Thüringen ist er daher ein bloßer Strichvogel, ob er gleich in kältern Ländern ein Zugvogel ist.

Die Tannenheher nähren sich im Sommer von verschiedenen Insekten und deren Larven, von Regenwürmern, von Tannen- und Fichtensaamen, im Herbst von Haselnüssen, Bucheckern, Eicheln, Ebereschenbeeren; auch sollen sie sich im Herbste den Hanfsaamenäckern nähern. Im Winter suchen sie die Ebereschenbeeren, den Fichtensaamen,

und die Haferkörner in dem Pferdemiste auf. Sie haben einen weiten Schlund, in welchem sie etliche Haselnüsse und Eicheln aufbewahren können.

Sie nisten in den tiefsten gebirgigen Gegenden in hohlen Bäumen, und legen 5 bis 6 Eier. Die Jungen fliegen bald aus, und lassen sich noch lange, ganz stille auf einem Baumzweige der Reihe nach sitzend, von den Alten füttern. Sie sind so einfältig, daß sie sich fast mit den Händen von ihrem Zweige nehmen lassen. — Ihre Feinde sind die Baummarder und Wiesel, welche ihre Brut zerstören.

Sie lassen sich leicht erschießen, doch besser im Sommer, als im Herbst und Winter. Die Jäger bekommen, aber mit Unrecht, für sie als schädliche Vögel, Schußgeld. — Im Herbst fangen sie sich in den Schneußen, vor welchen Vogelbeeren hängen, und noch leichter, wenn man Haselnüsse vorstecket. — Im Winter fängt man sie mit Leimruthen auf den Straßen an dem Pferdemist. — Sie nützen durch ihr Fleisch, welches eine angenehme Speise ist, und noch mehr nützlich sind sie durch ihre Vertilgung schädlicher Insekten. Schaden sollen sie durch das Fressen des Hanfs thun.

Tannenmeise, Lat. Parus ater, Linn. Fr. la petite Charbonniere, Buff. Engl. the Colemouse, Penn. auch genannt: Harzmeise, Pechmeise, Wald- Holz- Hunds- oder Speer- Kreuzl, kleine Meise, Schwarzmeise, kleine Kohlmeise. Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Meisen eine Art, bei welcher der Kopf schwarz, der Rücken aschblau und die Brust und ein Streifen im Nacken weiß ist.

Sie ist etwas kleiner als die Blaumeise, 4 und 3 Viertel Zoll lang, und 7 und 3 Viertel Zoll breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll, und die Flügel decken ihn bis zur Hälfte. Sie wiegt 2 Quentchen. Der Schnabel ist 4 Linien lang, rund und spitzig, schwarz, die Nasenlöcher mit schwarzen Borstenhaaren bedeckt; der Augenstern ist schwarzbraun, die geschilderten Füße und scharfen Klauen bleifarben, die Beine 9 Linien hoch, die mittlere Zehe 7 Linien lang und die hintere mit dem langen Nagel desgleichen.

Der Oberkopf und Hals sind schwarz; vom Hinterkopfe geht den Nacken herab ein weißer Streifen; die Wan-

gen nebst den Seiten des Halses sind weiß, der Rücken und die Schultern dunkelaschblau, die mittelmäßigen Steißfedern aschgrau grün, die Kehle bis zum obern Theil der Brust schwarz, die letzten Federn mit weißen Spitzen, die Brust weiß, der übrige Unterleib weiß röthlich gemischt, die kleinern Deckfedern der Flügel wie der Rücken, die großen schwärzlich mit weißen Endpunkten, die Schwungfedern bräunlich aschgrau, die letztern mit weißen Spitzen, die Schwanzfedern bräunlich aschgrau, die äußerste weiß kantirt. — Das Weibchen ist kaum vom Männchen zu unterscheiden, weil es nur etwas weniger schwarz an der Brust und etwas weniger weiß an den Seiten des Halses ist.

Diese kleine dickköpfige Meise ist ein kecker und lustiger Vogel, der beständig in Bewegung ist. Unter ihren Locktönen kömmt am häufigsten: Zipton! vor, und als Gesang läßt sie eine Reihe wenig melodischer und abwechselnder klirrender Töne von sich hören, unter welchen sich das laute, wie ein Glöckchen so hellklingende Zisi, zisi, zisi! und Zidadidadidadidadi! sich noch am besten ausnimmt. In Deutschland wird sie in Gegenden, die Schwarzwälder haben, in großer Menge angetroffen; denn sie hält sich bloß in großen Schwarzwäldern auf, und kömmt nur im Herbst, Winter und Frühling in die Laubhölzer, Feldhölzer und Gärten. Als Standvogel bleibt sie den Winter bei uns, sammelt sich aber nach der Heckzeit in großen Heerden, und zieht in Wäldern von einem Orte zum andern. Sie liebt die Gesellschaft der Goldhähnchen, auch gesellen sich eine bis zwei Haubenmeisen ihnen zu.

Sie fressen die Eier der schädlichen Insekten, die Baumwanzen und andere schädliche Insekten. Die Jungen füttern sie mit Raupen. Sonst nähren sie sich vorzüglich von Tannen- Fichten- und Kiefernsaamen, den sie sowohl aus den Zapfen hervorholen, als von der Erde auflesen; und da der Duft im Winter die Bäume oft viele Tage so bedeckt, daß sie ihre Nahrung nicht an den Aesten suchen können, so verstecken sie einen großen Vorrath von Fichtensaamen unter die rauhen Schuppen der Fichten, und holen ihn, wenn es ihnen an anderer Nahrung gebricht, wieder hervor.

Sie nisten mehrentheils in die Erde in ein verlassenes Maulwurfs- oder Mäuseloch, unter die hohlen Ränder alter ausgefahrner Wege, in alte hohle Baumstrünke, seltner in hohle Bäume, Felsen und Mauerritzen. Das Nest ist eine bloße Unterlage von Erdmoos und Thierhaaren. Das Weibchen legt 6 bis 8 reinweiße mit leberfarbenen Punkten bestreute rundliche, an einer Seite zugespitzte Eier, und brütet sie mit Hülfe des Männchens in 12 bis 13 Tagen aus. Die Jungen haben sogleich, wenn sie aus dem Neste kommen, die Farbe der Alten, nur ist das Schwarze matter. Sie machen zwei Bruten. — Ihre Feinde, die Baummarder, Wieseln, Füchse, Spitzmäuse und Rabenkrähen zerstören oft ihre Brut, und der Sperber verfolgt sie zuweilen, wenn sie in Heerden fliegen.

Da sie gar nicht scheu sind, so kann man sie nicht nur mit der Flinte und dem Blasrohre leicht schießen, sondern auch mit einer Leimruthe, die man an eine Stange bindet, leicht fangen. Uebrigens werden sie mit dem Kloben, Meisentanz, der Leier u. s. w. (s. Meisenfang), besonders Ende des Septembers und Anfang Oktobers, häufig gefangen. Sie gehen auch auf den Tränkheerd.

Sie nützen, daß man sie essen kann, ob sie gleich nach den Fichtensaamen etwas bitter schmecken. Sie werden auch durch Vertilgung schädlicher Insekten nützlich, da sie besonders die Eier derselben zwischen den Baumrinden und aus den Knospen hervorholen.

Varietäten von ihr sind: 1) die weiße Tannenmeise (lat. Parus ater albus) und 2) die bunte Tannenmeise (lat. Parus ater varius).

Tannensaamen, Fr. Pignons; siehe unter Tannenzapfen.

Tannenwildpret. Ist diejenige Gattung Wildpret, welche in Ansehung der Größe zwischen dem Hirsch und dem Reh das Mittel hält, nämlich der Damhirsch.

Tanngeis, Fr. la Daime. s. unter Damhirsch.

Tannhirsch, s. Damhirsch.

Tannkützle, Fr. Chevrette. Wird das Wildkalb einer Tanngeis im ersten, auch im zweiten Jahr genannt, so lange es nicht gebrunftet hat.

Tannzapfen, Fr. Pomme de pin. Sind die länglichen Zapfen der Weißtanne, zwischen deren Schuppen sich der Saame befindet, welcher etwas breiter geflügelt, als der fichtene und kieferne, auch stärker, und überhaupt unter den Nadelhölzern am größten ist. Siehe unter Weißtanne.

Tappe, s. Tatze.

Taschenmaul, s. Löffelente.

Tatze, Tappe, Branden, Fr. Patte. Heißen die Füße des Bären.

Taube, Lat. Columba, Fr. Pigeon. Macht nach dem Linneischen System eine Gattung von der Ordnung der Singvögel aus; eigentlich aber sollte man aus dieser Gattung eine besondere Vögelordnung machen. Sie unterscheiden sich durch folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist weich, dünn, gerade, an der Spitze gekrümmt. Die Nasenlöcher sind länglich und mit einer weichen aufgetriebenen Haut halb bedeckt. Die Zunge ist ganz. Die Füße sind kurz und mehrentheils roth, die Zehen bis an ihren Ursprung getrennt.

Sie leben paarweise, legen jedesmal 2 Eier, einige des Jahrs zweimal, andere wohl 8 bis 12 mal. Ihren Jungen reichen sie das Futter, das vorzüglich aus Getraide besteht, im Kropfe ein. Ihr Nest bauen sie schlecht aus Reisern und Strohhalmen. Sie baden sich gern im Wasser und wälzen sich im Staube. Durch ihr Fleisch und ihren Mist, der sehr hitzig und treibend ist, werden sie nützlich. Ihre langen Flügel befördern ihren schnellen Flug, ihre kurzen Beine aber verursachen ein ungeschicktes Laufen. Die meisten haben einen geraden mittelmäßigen, einige ausländische aber einen keilförmigen langen Schwanz. Zu dieser Gattung gehören folgende Arten: die Holztaube, die gemeine Taube, welche man in zwei Racen theilt, in die wilde Taube und die zahme Taube, die Ringeltaube, die Turteltaube und die Lachtaube, welche letztere aber kein Gegenstand der Jagd, da sie in Europa bloß als zahmer Vogel verbreitet worden ist.

Tauben oder Taugen, s. Dauben.

Taubengehege, s. unter Holztaube.

Tauchente, lat. Mergus. Macht eine eigene Gattung von der Ordnung der Wasservögel aus, und hat folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist durch spitzige Zacken gezähnelt, pfriemen- und walzenförmig, und an der Spitze hakenförmig. Die Füße sind Schwimmfüße, wie bei der Gattung der Enten, die innere Zehe aber ist auf der inwendigen Seite mit einer lappigen Haut besetzt. Es giebt hievon 3 Arten: die Tauchergans, der Meerrachen und

die weiße Tauchente, lat. Mergus Albellus, Linn. Fr. le Harle couronné ou la Piette, Buff. Engl. the Sinew, Penn. auch genannt: Weiße Nonne, Merchente, Eisente, Eistaucher, Nonnenentchen, Elsterentchen, Niederländisches Entchen, Winterente, Rheintaucher, Straßburger Taucher, Scheckente, Kreuzente, weißer Sägetaucher, Weißkopf, Meventaucher, Mevendücker. Sie unterscheidet sich von den übrigen beiden Arten durch herabhängenden Federbusch, weißen Leib, schwarzen Hinterkopf, Rücken und Schläfe und bunte Flügel.

Diese Ente bewohnt die nördlichen und nördlichsten Länder von Europa, Asien und Amerika. In Deutschland trifft man sie im Sommer auf den großen Flüssen an, im Winter aber da, wo offene Sümpfe und Gewässer sind, und zwar mehr in den südlichen als nördlichen Gegenden. Sie ist kleiner als die Hausente, 1 Fuß 7 Zoll lang, 2 Fuß 5 Zoll breit und wiegt 34 Unzen. Der Schwanz mißt $3\frac{1}{2}$ Zoll und die Flügel endigen sich auf zwei Drittheile desselben.

Der Schnabel ist 1 und einen halben Zoll lang, bleigrau oder schwärzlich, schmal, rund, und an der obern Kinnlade mit ohngefähr 36 scharfen Zähnen und an der untern mit 50 versehen und an der Spitze oben übergekrümmt, der Stern kastanienbraun, die Füße bläulichgrau, die Klauen schwärzlich, die Schenkel über den Knieen 3 Linien weit nackt, die Beine 1 und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und ein Viertel Zoll und die hintere 8 Linien lang.

Von der Stirn bis ins Genick herab hängt ein schöner Federbusch, der oben weiß, unten aber schwarz ins Grüne spielend ist; die Augen umgiebt ein schwarzer grünglänzender Fleck, der Hals und die ganze untere Seite des Körpers

schön weiß, die Seiten zwischen den Flügeln und dem Bauche weiß und fein grau gewellt, der Rücken schwärzlich, die Steißfedern bläulich; auf beiden Seiten gehen 2 schwarze Bogenlinien von der Schulter nach der Brust zu; die Flügel sind schwarz, an den Achseln weiß; nahe am Oberarm machen die kleinen schwarzen Deckfedern ein großes Dreieck mit gezackten Schenkeln; die größern Deckfedern haben weiße Spitzen; die vordern Schwungfedern sind dunkelbraun mit schwarzen Schäften, die kleinern bläulich, der Schwanz zugespitzt und tief aschgrau. — Das Weibchen, welches auch unter dem Namen Sternente (Mergus stellatus) als eigene Art aufgeführt wird, ist am Kopfe rostfarbig und hat einen kleinen Federbusch; die Augen umgiebt ein Fleck von eben der Gestalt uud Farbe als beim Männchen; der Hals ist grau; die Füße sind schön grau.

Wegen ihres steten Untertauchens sind sie dem Jäger bekannt genug. In Deutschland findet man sie vom Oktober bis zum März allenthalben auf offenen Flüssen und Teichen. Alsdenn aber beziehen sie wiederum die größern Flüsse, Seen und Seeküsten. — Sie nähren sich mehr von Fischen als Insekten und Vegetabilien. — Ihre Brut bringen sie an den Ufern und Küsten, bauen sich ein Nest von Genist und ihren Federn und legen 8 bis 12 Eier in dasselbe.

Wegen ihrer Schnelligkeit im Untertauchen kann man sie nicht leicht schießen. Besser aber lassen sie sich in einem Entenneße (s. Wasservögelfang) fangen. — Ihr Fleisch hat einen thranigen Geschmack, und muß durch Gewürze genießbar gemacht werden. — Ihr Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung.

Abänderungen von ihr sind: 1) die kleine Tauchente (lat. Mergus minutus, Linn. Fr. le Harle étoilé, Buff. Engl. the Longh-Diver, Penn.), welche weiter nichts als ein junges Weibchen der weißen Tauchente ist. 2) Der Wieselkopf oder die Tauchente mit braun und weißem Kopfe, uud schwarzen Flecken unter dem Auge (Mergus mustelinus); dieß ist ein junges Männchen. 3) Die ungarische Tauchente (Mergus Pannonicus), welches ein Weibchen ist.

Taucher, lat. Colymbus. Macht eine Gattung von der Ordnung der Wasservögel aus, und die Vögel dieser Gattung haben folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist gerade, ungezähnt, pfriemenförmig, an den Seiten gedrückt und scharf zugespitzt. Der Schlund ist gezähnt. Die Nasenlöcher sind schmal, fast an der Wurzel des Schnabels. Die Füße liegen am Ende des Körpers, haben flache Schenkel, und die Zehen sind an einigen mit einer Schwimmhaut, an andern mit breiten, ganzen Lappen verbunden, und mit breiten Klauen versehen. Der Schwanz mangelt an den mehrsten.

Die Vögel, deren Füße hinter dem Gleichgewichtspunkte des Körpers stehen, können fast gar nicht auf dem Lande gehen, aber desto geschickter schwimmen und untertauchen. Sie tauchen mit so vieler Fertigkeit, daß sie ganze Strecken unter dem Wasser wegrudern, ehe sie wieder in die Höhe steigen.

Man zählt von ihnen 3 Familien. Die erste Familie hat dreizehige und mit einer Schwimmhaut verbundene Füße und werden Täucherhühner (Uriae) genannt; diese sind: das dumme und das schwarze Täucherhuhn (s. unter Täucherhuhn). Die zweite Familie hat vier durch eine Schwimmhaut verbundene Zehen und sind eigentliche Taucher (Mergi). Hierher gehören: der schwarzkehlige Taucher, der gesprenkelte Taucher, der Imber, und der unbekannte Taucher. Die dritte Familie hat vierlappige Füße und keinen Schwanz, und heißen Steißfüße. Diese sind: der große und der graukehlige Haubentaucher (s. unter Haubentaucher), der Erztaucher, der dunkelbraune Taucher, der Ohrentaucher und der kleine Taucher.

Tauchergans, lat. Mergus Merganser, Linn. Fr. le Harle, Buff. Engl. the Merganser or Goosander, Penn. auch genannt: Seerachen, Seerabe, Täucherkiebitz, Gänsesägetaucher, Kariffer, Schöbbeje, Straben, Mohren, Schnarrgans, Bottervogel, Straußtaucher, Merch, Ganner, großer Kolbentaucher, Winternörks. Ist ein Wasservogel, und von der Gattung der Taucher eine Art, die sich dadurch, daß der kurze Federbusch nach der Länge des Kopfs liegt, der Kopf entenhalsig und der Bauch blaßgelb ist, von den übrigen unterscheidet.

Sie bewohnt vorzüglich die nördlichen Weltgegenden, und kömmt in die südlichen mittlern Gegenden von Deutschland nur im spåten Herbst und Winter. Sie hat ohngefähr die Größe einer Hausente, doch ist ihr Körper schmäler und länger. Sie ist 2 Fuß 7 und einen halben Zoll lang, und 3 Fuß 7 Zoll breit. Der Schwanz ist 5 und einen halben Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf die Mitte desselben. Das Gewicht ist 3 Pfund.

Der Schnabel ist 3 Zoll lang, gerade ausgestreckt, am Grunde sechseckig, vorn erhaben rund und mit einem niederwärtsgebogenen, löffelförmigen, abgerundeten Nagel versehen, welcher über das Ende des Unterkiefers tief herabgeht, und unten hervorragt; die zurückstehenden, sägenförmigen Zähne, welche auf dem Rande der Kiefer sitzen, ragen hervor, diejenigen aber, welche auf der zweiten Reihe der Unterfläche des Oberkiefers sich befinden, sind niedriger, kleiner und knorplich; oben sind an jeder Seite 30, unten 32 Zähne; der Oberschnabel ist oben und am Haken schwarz, an den Seiten dunkelroth, der Unterschnabel aber fast ganz schwarz. Die Zunge ist ungetheilt, pfriemenförmig, vorn knorplich, der Länge nach gefurcht, hinten etwas höckerig und mit einem borstigen getheilten Rande geschlossen. Die Augen sind klein, sitzen hoch neben der Stirn, und der Stern ist roth. Die Füße sind orangenroth, die Schwimmhaut röthlichschwarz, die Schenkel 5 Linien hoch nackt, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und 3 Viertel Zoll, und die hintere mit einer kleinen Schwimmhaut versehene 9 Linien lang.

Der Kopf und obere Hals ist dunkelgrün, mit einem violetten Glanze; hinten im Nacken gerade ausgestreckt steht ein Federbusch in Gestalt eines spitzigen Pinsels, und hat eben die Farbe. Wenn ihn der Vogel in die Höhe hebt, so ist er sehr zusammengedrückt und bogig, wie der Federbusch des Wiedehopfs. Der untere Theil des Halses ist vorn und hinten weiß, auch gelblichweiß (strohgelb); vom Halse herab läuft ein schwarzer Strich bis zum Rücken; der Obertheil des Rückens und die Schulterfedern schwarz, der Untertheil des Rückens aschgrau, der Unterleib schön strohgelb, die obern Deckfedern der Flügel schwarz, die untern weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern weiß,

schwarz eingefaßt, der Schwanz ist stumpf zugerundet, mit 18 Federn versehen, aschgrau mit schwarzen Federschäften.

Das Weibchen ist kleiner, und hat eine vom Männchen merklich verschiedene Farbe. Der Stern im Auge ist braun, der Scheitel graubraun, an den Seiten und am Federbusche rostbraun, die Kehle weiß, der Oberhals aber, so weit der Federbusch reicht, rundum rostbraun, der übrige Hals vorn weiß mit hellgrauen Wellen, hinten aber aschgrau mit blassen Wellen durchzogen. Diese Farbe hat auch der Rücken, Steiß, die Seiten, Schenkel und die kleinern Deckfedern der Flügel. Die Brust, der Bauch und After sind blaß strohgelb, doch hat der leztere noch einige hellgraue Flecke. Der Schwanz ist grau.

Diese Vögel tauchen vortreflich und haben bei ihrem schnellen Schwimmen den Körper tief im Wasser. Ausser der Heckzeit leben sie gesellschaftlich, und zwar halten sich auf den Wanderungen die alten Männchen immer zusammen, und die Weibchen machen mit den jungen Männchen auch eine eigene Schaar aus. Ihr Aufenthalt sind die Seeküsten, Moräste, Flüsse, Seen und große Teiche. Es sind Zugvögel, gehen gegen den Herbst mit ihren Jungen ins Meer, und begeben sich im Winter aus den kältern in wärmere Gegenden. Alsdann trifft man sie allenthalben in Deutschland, wo offene Flüsse und Moräste sind, an, doch nicht in so großen Schaaren, wie die wilden Enten.

Sie nähren sich mehrentheils von Fischen, doch fressen sie auch Wassergräser, und suchen auf den Aeckern Erbsen und Getraide auf. Im Herbst ziehen sie in großen Gesellschaften im Meere auf den Fischfang aus. — Sie legen auf die Baumstrünke, zwischen die Bäume und auf die bloße Erde in ein aus Genist und ihren Federn unkünstlich gebautes Nest 12 bis 14 weißliche Eier, und brüten sie in 4 Wochen aus. — Ihre Feinde sind Marder und Wieseln, die oft die Brut verderben, und innerlich haben sie Bandwürmer, Riemenwürmer und Kratzerwürmer.

Wegen ihrer Scheuheit und Schnelligkeit im Untertauchen kann man sie nicht leicht zum Schuß bringen. Besser lassen sie sich in dem unter Wasservögelfang angegebenen Entennetze, aber bloß am Tage fangen.

Sie nützen durch ihr Fleisch, das zwar einen thranigen Fischgeschmack hat, welchen man ihm aber durch mancherlei Zubereitung benehmen kann. In Schweden und andern nördlichen Gegenden werden sie eingesalzen und wie andere Gänse geräuchert. — Das ausgeschmolzene Fett brauchen die Feröer in ihren Lampen. — Die Federn dienen wie die Gänsefedern, und geben den Eiderdunen an Güte nichts nach. — Den größten Nutzen bringen sie, so wie die nachher folgenden Meerrachen den Fischern, indem sie die Fische aus der Tiefe des Meeres an den Strand oder in die Meerbusen jagen. — Für die Fischteiche sind sie besonders zur Laichzeit sehr nachtheilig.

Abweichungen von ihr sind: 1) der Bibertaucher (Vielfraß, Lat. Mergus Castor, Linn.), welcher aber nichts anders als eine Tauchergans im ersten Jahre ist; 2) die rothköpfige Tauchergans (Mergus rubricapillus), welches auch ein junges Männchen ist.

Die andere Art von der Gattung der Tauchente ist

der Meerrachen, Lat. Mergus serrator, Linn. Fr. le Harle huppé, Buff. Engl. the red-breasted Merganser, Penn. auch genannt: Langschnabel, langschnäbliger Säger, Schreckvogel, wahrer Sägetaucher, Sägeschnäbler, gezopfter Säger, Tauchente, Scharbege, Nörks, Fischtreiber. Diese Art hat zu Kennzeichen, herabhängenden Federbusch, röthlichbunte Brust, weißen Halsring, braune gefleckte Schwanzfedern und langen Schnabel.

Dieser Vogel ist mehr als der vorhergehende in den großen Flüßen, Seen und an den Seeküsten Deutschlands einheimisch. Er ist nicht ganz 2 Fuß, sondern fast immer nur 1 Fuß 11 und einen halben Zoll lang, 2 Fuß 9 und einen halben Zoll breit, und wiegt 2 Pfund. Der Schwanz mißt 4 Zoll und die Flügel legen sich auf der Mitte desselben zusammen. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, dünn, am Oberkiefer an jeder Seite mit 34 Zähnen versehen, auf der obern Kinnlade roth mit einem schwarzen Streifen der Länge nach, auf der untern roth mit schwarzen Flecken, im Unterkiefer stehen auf jeder Seite 42 bis 45 stumpfe Zähne, die Sterne nußbraun, die Füße orangengelb mit dunkeln Schwimmhäuten und weißlichen Nägeln, die Schenkel 4 Linien weit von den

Knieen an nackt, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 und 3 Viertel Zoll und die hintere 10 Linien lang.

Der Kopf mit dem bis über den Nacken hangenden beweglichen Federbusch und ein Theil des Halses ist dunkelgrün, violettglänzend (entenhalsig); der übrige Hals ist weiß, und macht ein weißes Halsband, nur hinten läuft ein schmaler schwarzer Strich auf die Schultern, der obere Rücken schwarz, die äußern Schulterfedern schwarz, die innern weiß, der untere Rücken und die Seiten aschgrau mit schwarzen Linien gestreift, die obere Brust rostfarbig, schwarz und weiß gefleckt, der übrige Unterleib weiß, die obern Deckfedern der Flügel schwarz, die untern weiß, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern weiß, schwarz eingefaßt, der Spiegel weiß mit zwei schwarzen Querstrichen, die 18 Schwanzfedern braun, am äußersten Rande aschgrau und weiß gefleckt, und spitzen sich zusammengelegt zu.

Das Weibchen hat fast eben die Größe, ist aber in der Farbe verschieden. Der Kopf und Obertheil des Halses ist dunkelrostfarbig, die Kehle weiß, der Vordertheil des Halses und die Brust tief aschgrau marmorirt, der Rücken, die Schultern, Deckfedern der Flügel und der Schwanz braungrau.

Es ist ein äußerst scheuer und schneller Vogel, der schnell schwimmt, schnell untertaucht, und schnell, ob gleich nicht hoch, sondern dicht über dem Wasser wegfliegt. Ausser seiner Paarungszeit lebt er immer gesellig, und zieht, wenn er nicht zu tief im Lande wohnt, mit seinen Jungen längs den Flüssen hinauf in die See, bleibt da bis zum harten Winter, und fängt mit künstlichen Anstalten zusammen getriebene Fische. Im kalten Winter zieht er südlicher. — Er nährt sich vorzüglich von Fischen; ausserdem frißt er auch Vegetabilien, grüne Saat und Getraide.

Das Weibchen legt zu Ende des Aprils in der Nähe eines Flusses, Sees, auf die Seeküsten auf trocknem Boden unter niedriges Gesträuch in ein von dürrem Gras und ihren eigenen aus der Brust gebissenen Federn gemachtes Nest 8 bis 13 schmutzigweiße oder grauweiße einfarbige Eier, und brütet sie wie die zahme Ente in 26 bis 28 Tagen aus.

Er hat die nämlichen Feinde und wird in Deutschland auf eben die Art, wie die Tauchergans, gefangen. Er ist sehr scheu, und muß entweder hinterschlichen oder im Fluge geschossen werden. — Das Fleisch schmeckt zwar thranig, wird aber doch sowohl frisch, als eingesalzen und geräuchert gegessen. Die Eier benutzt man ebenfalls in der Küche. — Die Federn werden wegen ihrer Güte mit unter die Eiderdunen gemengt. — In den nördlichen Ländern thut er zum Fischfang noch bessere Dienste als die Tauchergans. — Sein Schaden ergiebt sich aus der Nahrung.

Die verschiedenen Abänderungen, die man von ihm zählt, sind fast immer durch weiter nichts, als durch Geschlecht und Alter verschieden. Denn so ist 1) der Sägenschnäbler (Mergus serratus) mit dunkelbraunem Scheitel und Federbusch, ein junges Männchen oder altes Weibchen; 2) der braunköpfige Meerrachen (Mergus cristatus) ist ein junges Männchen.; 3) der schwarze Meerrachen (Mergus niger) ist ein einjähriges Männchen; 4) der bunte Meerrachen (Mergus leucomelanus, Fr. Harle à manteau noir, Buff.) ist wohl nichts als ein sehr alter Meerrachen.

Täucherhuhn. Unter diesem Namen giebt es zwei Arten von der ersten Familie der vorbenannten Gattung der Taucher, nämlich das dumme und das schwarze Täucherhuhn.

1) Das dumme Täucherhuhn (Lat. Colymbus Troile, Linn. Fr. le Guillemot, Engl. the foolish Guillemot, Penn. auch genannt: die Lumer, Lumme oder Loom (bedeutet in Norden einen Lahmen oder Hinkenden), die Täuchermöve, das Täucherhuhn, der Mevenschnabel, Troiltaucher. Bei dieser Art ist der Leib oben dunkelbraun, unten weiß, und die hintern Schwungfedern haben weiße Spitzen. Es bewohnt alle Theile des nordlichen Europa, Asiens und Amerika, geht im Winter in großen Zügen nach England und Italien, und wird Sommer und Winter auch einzeln in Deutschland angetroffen.

Sie ist 1 Fuß und 7 Zoll lang, und 2 Fuß 7 Zoll breit. Der Schwanz ist 2 Zoll lang und wird von den Flügeln ganz bedeckt. Sie wiegt 20 Unzen. Der Schnabel ist 3 Zoll lang, schwarz, zuweilen an der Wurzel des Oberkiefers eine gelbe Linie, der Schlund gelb, die Füße

sind schwarz oder schwarzbraun, und die Mittelzehe ist über 2 Zoll lang.

Kopf, Hals, Rücken, Flügel und der Schwanz mit 12 Federn sind tief mäusegrau; die hintern Schwungfedern haben eine weiße Spitze; die Brust und der Bauch sind rein weiß.

Es ist ein dummer Vogel, der sich leicht hintergehen läßt. Als Zugvogel geht er gesellschaftlich aus den nördlichen Meeren in die südlichen, und überwintert daher z. B. an der Küste von Italien. Alsdann wird er auch in Deutschland auf den Flüssen angetroffen. – Er macht sein Nest nahe an das Ufer in unzugänglichen steilen Felsen. Das Weibchen legt nur 1 Ei bei jeder Brütung, das die Größe eines Gänseeies hat und grünlich ist, mit schwarzen Flecken.

Bei den Feröern finden sich eigene Vogelmänner oder Vogelfänger, welche diese Vögel mit unbeschreiblicher Mühe und Gefahr suchen. Sie verrichten diese gefährliche Arbeit auf zweierlei Art; denn sie steigen entweder von unten hinauf auf die hohen Vorgebirge, die so steil wie eine Mauer sind; oder sie lassen sich mit einem Stricke von oben zwischen den Felsen herunter, und fangen auf diese Art eine unzählige Menge derselben.

Das Fleisch schmeckt etwas thranig, doch nicht unangenehm. Die Federn sind dunenartig und können gut zum Ausstopfen der Betten gebraucht werden.

2) Das schwarze Täucherhuhn, lat. Colymbus Grylle, Linn. Fr. le petit Guillemot noir, Buff. Engl. the black Guillemont, Penn. auch genannt: Grönländische Taube, Seetaube, Täuchertauben, Gryllaucher. Diese Art hat schwarzen Körper und weiße Deckfedern der Flügel. Man trifft dieses Täucherhuhn in dem Meere der nördlichsten Länder an, und selten sieht man es an den deutschen Küsten der Nordsee.

Es ist 15 und einen halben Zoll lang und 2 Fuß breit. Der Schwanz mißt 2 Zoll, und die Flügel reichen bis an seine Spitze. Der Schnabel ist 1 und 3 Viertel Zoll lang, beide Kiefern nach der Spitze zu etwas gezackt, schwarz, der inwendige Mund schön roth, die Füße scharlachroth, die Nägel schwarz, und die Mittelzehe 1 Zoll 10 Linien lang.

Der Kopf, Hals, Rücken, die untere Seite des Körpers und der Schwanz sind schwarz, die obern und mittlern Deckfedern der Flügel weiß, und bilden gleichsam einen weißen Spiegel, die übrigen Deckfedern schwarz, die Schwungfedern dunkelbraun, die hintern mit weißen Spitzen. Die alten Vögel verändern niemals ihre Farben, auch findet kein Unterschied der Farbe zwischen Männchen und Weibchen statt.

Sie tauchen sehr gut unter, können nicht hoch fliegen, und geben eine zwitschernde den jungen Enten gleiche Stimme von sich. Ihr Aufenthalt ist fast immer das hohe Meer, denn sie schwimmen sehr selten an den Ufern herum. Sie nähren sich von Fischen. Der Koth ist purpurfarben. — Ihr Nest bauen sie in Felsenlöcher, nicht hoch an den Seeufern, und legen 1 höchstens 2 weißliche, aschgrau und schwarzgefleckte Eier in dasselbe. Sie leben in Monogamie. Die Isländer halten es für Sünde, einen alten Vogel todt zu schlagen, die Jungen aber tödten sie ohne alles Bedenken.

Das Fleisch der Jungen ist sehr fett, weich und ausserordentlich schmackhaft. Das Fett, das während dem Kochen gesammelt wird, ist dem Gänseschmalz ähnlich, aber noch feiner. Die Eier sind sehr schmackhaft und der Koth könnte vielleicht zu einer Farbe gebraucht werden.

Taxbaum, s. Eibenbaum.

Taxiren, Fr. taxer, estimer; s. Forsttaxation.

Tayo, Fr. Taiant. Wird bei der Parforcejagd von den Piquirs und Besuchknechten jedesmal gerufen, so oft sie den Anjagdshirsch ins Gesicht bekommen, und ist so viel als bei der deutschen Jagd: Juch Hirsch.

Teichel, s. Röhrholz.

Tellereisen, Tritteisen, Fr. Traquenard. Ist eine viereckigte runde Maschine, meistentheils mit zwei Federn, zwei Biegeln und einem Teller von breitem Blech oder auch Holz versehen, und werden dergleichen auf allerhand Raubthiere gelegt.

Tersch, s. unter Bleifalke.

Terzelot, s. unter Edler Falke.

Thauschlag, Thauschlächtig, Fr. Rosée, couvert de rosée. Heißt, wenn ein wildes Thier des Morgens

früh zu Holze gehet, und die Tropfen oder Perlen vom Korne oder Gras abstreicht, und so gut zu erkennen ist.

Thauwurzeln, s. Tagewurzeln.

Theer, Fr. Poix liquide, Graisse à graisser les roues. Ist derjenige harzige Saft, welcher durchs Feuer aus dem Nadelholze herausgetrieben wird, und in manchen Gegenden einen Gegenstand der Forstnützung mit ausmacht. Denn wenn das Verkohlen des Nadelholzes nützlich oder nothwendig ist, so ist es auch rathsam, selbiges zugleich auf Theer zu benutzen. Die Stöcke, vornemlich die von Kiefern, taugen auch bei jeder andern Verwendung der Stämme, wegen ihres häufigen Harzes, sehr gut dazu. Das Geschäfte, den Theer herauszutreiben, wird das Theerschwelen genannt, und dieses geschieht entweder in Oefen durch flammendes, oder in Meilern durch gedämpftes Feuer.

Ein Theerofen besteht aus einem eichelförmigen gemauerten Thurme, der oben bis auf eine kleine Oefnung zugewölbet, unten trichterförmig gestaltet ist, und sich in eine Röhre endigt, durch welche der Theer in einen Behälter ausfließt, und einem andern runden, der diesen in einiger Entfernung umgiebt, oben sich mit demselben vereinigt, und 2 Schür- und Rauchlöcher hat.

Das Theerschwelen in Oefen beruht nun auf folgendem: Der innere Thurm wird mit Harzholz angefüllt, und oben mit Erde leicht bedeckt, daß Luft und Rauch sich durchziehen mögen. In dem Zwischenraume beider Thürme wird nun durch die Schürlöcher Feuer angelegt, und so lange unterhalten, bis alles Holz im innern Thurme verkohlet, und der Theer durch die Röhre in den Behälter ausgeflossen ist.

Das Theerschwelen in Meilern geschieht nach der Verbesserung des Hrn. Prof. Jung auf folgende Weise: An einem etwas erhabenen Orte wird eine flache schüsselförmige Grube von 12 bis 16 Fuß im Durchmesser gemacht, und mit Backsteinen dichte ausgepflastert und verküttet. In der Mitte dieser Grube wird eine starke eichene Butte von 4 Fuß im Durchmesser bis an den Rand eingegraben, und in den Boden genau einpasset, damit sich keine Luft dazwischen durchziehen könne. Von aussen wird ein Gang unter der Erde bis zu dieser eingegrabenen Butte hin geöfnet, und

mit selbiger ein großer Trog durch eine Röhre in Verbindung gebracht. Ueber dieser Butte wird in der Grube ein starkes eisernes Gitter gelegt, und in dessen Mitte eine aus dünnem Reißige gebundene Wurst befestiget. Um diese Wurst wird kleines Holz horizontal herum gelegt, und auf selbigem das Harzholz zu einem Meiler aufgeschichtet, der Meiler mit kleinen Knüppeln, Rasen und Erde zugedeckt, angezündet, und in allem so behandelt, wie es bei dem Kohlenbrennen geschieht.

Während der Zeit, als der Meiler brennt, wird das Harz im Holze flüssig, und fließt aus dem ganzen Meiler in die untergesetzte Butte, und aus dieser in den im verschlossenen Gange stehenden Trog zusammen. Dadurch, daß diese Methode weniger kostbar ist, verdient sie vor der erstern den Vorzug; jedoch steht es noch zu untersuchen, ob man nicht eben so viel an Menge und Güte des Theers verliere, als man wegen des minder kostbaren Baues und Ersparung des Brennholzes gewinnt.

Thiel, ist so viel als Brett.

Thier, Wild, s. Hirschkuh.

Thiergarten, Fr. Ménagerie. Ist ein Ort, der mit allen Nothwendigkeiten und Annehmlichkeiten versehen, die für die Bedürfnisse des Wildprets erfordert werden, und der dergestalt verwahrt ist, daß es denselben nicht verlassen kann. Der hiezu erwählte Ort muß in seinem Umfange alle Bequemlichkeiten haben, die bei einer zu einer Wildbahn geschickten Gegend erforderlich sind. Er muß im Kleinen alles dasjenige in sich fassen, was man dort im Großen findet; er muß Holz, Wasser, Feld, Wiesen, Brücher und einen grasreichen Boden haben, und es müssen zur Erhaltung im Winter auch noch bequeme Anstalten getroffen werden.

Man schließt zuvörderst einen geräumigen Platz, welcher ein Gehölz oder Waldung enthält, entweder mit Pallisaden oder Säulen ein. Wo es viele Eichen giebt, können Pfosten geschnitten und in Säulen eingelegt werden. Unten werden sie dichte, etwa 5 Schuh hoch, oben aber kommen nur zwei eichene geschnittene breite Latten, welche in den Säulen eingebohrt sind. Wo man einen hinlänglichen Vorrath von Steinen hat, macht man auch wohl die Ein-

fassung von Mauerwerk. An dem Zaune selbst muß eine lebendige Hecke angelegt werden, welche in der Folge zur Befestigung des Zauns vieles beiträgt.

Gut ist es, wenn keine Heerstraßen durch den Thiergarten gehn; ist es aber und man kann sie nicht verlegen, so werden an dem Eingange und Ausgange, neben den Thoren Leute gesetzt, die dabei in einem kleinen Hause wohnen, und das Auf- und Zumachen derselben besorgen. Auch haben sie darauf zu sehen, daß die Hunde, welche den Reisenden gehören, am Stricke durchgeführet werden, und wenn verdächtige Personen mit Schießgewehr durchreisen, sie dazu angehalten werden, das Schloß von ihrem Gewehre abzuschrauben, bis sie aus dem Thiergarten wieder heraus sind. Die Thore werden 9 Fuß hoch, und von 2 Zoll breiten geschnittenen Latten, 3 Zoll auseinander, zusammen genagelt. Die Flügel müssen in den Thiergarten hinein aufschlagen, und so eingehangen werden, daß sie von selbst wieder zufallen, wenn man sie eröfnet. Die Oefnung des Thors kann nicht unter 10 und nicht über 12 Fuß im Lichten seyn. — Befindet sich ausser dem Thiergarten eine Wildbahn, und es wäre zu vermuthen, daß das Wild gern dahinein wechseln möchte, so pflegt man auch Einsprünge im Zaune zu machen (s. Einsprung).

Der Thiergarten selbst muß recht dicht mit Holze bewachsen seyn. Das Laubholz ist hiezu das vorzüglichste, und unter den verschiedenen Arten desselben sind Eichen, Buchen, Kastanien und Haseln, wegen der davon zu genießenden Mast, für das Wild das angenehmste. Nächst diesen, der Dickungen wegen, alle Arten von Unterholz, und zu einer abwechselnden Aesung die wilden Obstbäume. Sind keine Laubhölzer vorhanden, so kann man welche anbauen, oder auch ein bloßes Nadelholz dazu nehmen, wenn nur der Boden nicht aus bloßem Sande bestehet, und nur wenig Gras hervorbringt.

Wohlangelegte und planirte Alleen und Stellwege geben dem Thiergarten nicht nur eine Zierde, sondern dienen auch den Menschen zur Bequemlichkeit. Denn sie können zum Fahren, auch blos zum Spazierengehen eingerichtet seyn, welche letztern man aus Hecken anlegt. Beide aber, die von Bäumen und Hecken können zu mehrerer Verschöne-

rung oben zusammen gezogen, und so eingerichtet werden, daß man vor Regen und Sonne geschützt, darin lustwandeln kann.

Die Holzungen richtet man so ein, daß sie in 10 bis 12 Jahren abgeholzet werden können, jedoch ist dies blos vom Unterholze zu verstehen, denn die Eichen- Buchen- und wilden Obstbäume muß man schonen, und länger stehen lassen. Auch ziehet man dergleichen zur Mast dienende Bäume fleißig nach, besonders pflanzt man an den Alleen gern eine Sorte von denselben um die andere an, und befriediget sie anfangs, daß das Wild keinen Schaden daran thun kann.

Wasser ist ein nothwendiges Erforderniß in einem Thiergarten, und das beste ist fließendes Wasser. In Ermangelung dessen aber muß doch Röhrwasser hinein geleitet, oder es müssen Teiche darin angelegt werden, auch Ziehbrunnen, wobei sich Tröge befinden, damit man täglich frisch Wasser eingeben kann.

Wiesen sind eben so nöthig, wenn aber keine vorhanden sind, so muß man etwas Holz ausroden, und es zu Wiesen machen. Da aber das Wild das Gras nicht völlig wegäset, so muß es abgemähet werden, damit wieder frisches und dichtes Gras darauf wachse, das Heu und Grummet aber muß in die Wildschuppen gebracht werden. — Es muß sich endlich auch ein Stück Acker (Wildacker) in dem Thiergarten befinden. In dasselbe säet man Rocken, Buchwaitzen, Hafer, Kraut und Rüben. Anfangs wird das Feld umzäunt, bis die Früchte etwas stark erwachsen sind, alsdann wird die Umzäunung weggethan, und die Früchte ihrem Geäse überlassen. Der Rocken aber wird zur Frühjahrszeit aufgethan, indem es alsdann eine wahre Arznei für das Wildpret ist.

In dem Thiergarten kann man übrigens Roth- und Tannenwildpret haben, ingleichen Rehe, Hasen und wilde Fasanen hinein setzen.

Die Heuschuppen, deren sich auch in einem Thiergarten befinden müssen, werden auf folgende Art gebaut. Man errichtet einen Schuppen auf bloßes Säulwerk, und er kann 18 Ellen lang und 9 Ellen breit seyn. Auf jeder Seite kommen fünf Säulen, und an jedem Giebelende eine Säule

zu stehen. Auf diese Säulen werden Rahmstücke und Balken, und darauf ein Dach von Stroh oder Schindeln gebauet. Die Höhe von der Erde bis an das Dach muß 4½ Ellen betragen. Neben den Rahmstücken werden noch in der Länge Balken gelegt, worin die Sprossen zur Raufe eingebohrt werden. Mitten durch den Schuppen der Länge nach wird ein Baum durchgezogen, welcher in den Mittelsäulen von der Erde, 1½ Ellen hoch, eingezapft ist, und noch zwei kurze Säulen, worauf der Baum ruhen kann, darunter gebracht, da denn in diesem mittelsten Baume zu beiden Seiten Löcher zu den Sprossen gebohret werden. Alsdenn werden die Sprossen zu beiden Seiten von dem untern mittelsten Baum an die oben am Dache durchliegende Nebenbalken eingemacht. Wenn denn im Sommer recht gut Heu gemacht wird, und der Schuppen vollgefahren ist; so kann das Wildpret davon sehr gut verpflegt werden.

Im Fall das Wildpret im Thiergarten sich zu stark vermehrt, und man es nicht wegschießen will, so kann man einen Theil davon heraus lassen. Es verliert sich nicht allzu weit von dem Thiergarten weg, besonders wenn es im Winter mit dem nöthigen Heu und Hafer versorget wird. Uebrigens ist es überhaupt nicht rathsam, der guten Hirsche in einem Thiergarten zu viel werden zu lassen, indem sie sich nicht selten zu Schande kämpfen, auch wohl oft gar auf dem Platze bleiben.

Dieses Angeführte sey für den Raum eines Handbuchs genug; mehreres, besonders was die Zahl des Wildprets, ingleichen die Auszierung eines Thiergartens rc. betrift, sehe man in (Gr. von Mellin) Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen sowohl im Freien als in Thiergärten. Berlin und Stettin 1779. 4.

Thillmesser. Ist eine Art Hirschfänger, womit die Gemsensteiger die Gemsen erlegen, s. u. Gemse.

Thillspitze. Ist eine Art von Flößen, welche im Herzogthum Würtemberg, z. E. auf dem Nagoldfluß, von 30 Gestöhren gemacht, und daran ein Sperrgestöhr von gemeinen 60gern gehängt wird. Ein solcher Thillspitzen besteht aus 1800 bis 2000 Stück Schnittwaar, die theils verbohrt zum Boden gebraucht, theils als Oblast geladen ist. Wenn der Boden von Dreilingen gemacht wird, so

nennt man den Floß einen Dreilingsspitzen, wird derselbe von Zweilingen gemacht, heißt er ein Zweilingsspitz, bindet man aber lauter Bretter ein, so heißt der Floß ein Thillspitzen. Bei letzterem wird der Vorspitz auf die nämliche Weise, wie bei dem gemeinen Holz zu geschehen pflegt, verfertiget. Nach dem Vorspitzen heißt das erste Gestöhr der Sechser. Zu diesem Boden werden 30 Stück Bretter erfordert, wovon 5 Stück auf einander und so 6 Schichten neben einander gelegt, sodann jede Schicht vorne mit dem Wiedbohrer durchgebohrt, mit 3 Rickwieden von Buchenholz gemacht, je 2 Sätze mit einer Rickwiede gefaßt, jeder Satz mit 2 Löchern versehen, durch welche hölzerne Nägel geschlagen und auf einander fest gemacht werden, damit der Satz oder Boden nicht auseinander gehe. Zu hinterst aber wird an dem ersten Satz ein Loch durchgebohrt, durch welches die Reywiede, die gleichfalls von Buchenholz gemacht worden ist, gezogen, und an die Rickwied angemacht wird. Der zweite Satz bleibt hinten leer, damit er sich ausdehnen kann, wie dann dadurch der hintere Böden um 2 Schuh breiter als vornen wird. Durch den dritten Satz wird wiederum ein Loch gebohrt, wodurch eine Reywiede gezogen, und an die Rickwiede befestiget wird. Der vierte Satz bleibt abermals leer. Der fünfte Satz hingegen bekömmt wiederum ein Loch, durch welches die Reywiede auf vorige Art geht, so wie der sechste Satz unverbohrt bleibt. Vorne auf beiden Seiten der Gestöhre, zieht man durch die Rick- und Reywiede einen Haken, welcher 2 Gestöhre berühren muß, und dazu dienet, daß der Boden nicht wanke. Auf dieses Gestöhr wird zur Oblast geladen 18 Stück Bretter auf jede Seite, wie auch in der Mitte 3 Büschel Latten, und da in jedem Büschel 10 Stück eingebunden werden, so trägt dieses Gestöhr neben den Brettern auch noch 30 Stück Latten. Das folgende Gestöhr heißt: der Siebener, und hat einen Boden von 35 Brettern, wovon 5 auf einander und 7 Sätze neben einander liegen. Das Einbinden geschieht wie bei dem Sechser, und wird zu hinterst allemal ein Satz leer gelassen, um sich ausdehnen zu können. Der Oblast besteht aus 4 Sätzen von Thillen, jeder zu 6 Bretter, demnach in 24 Stück und 3 Büschel Latten. Die nachkommende Gestöhr heißen alle Achter, und halten im

Boden 8 Sätze, jeder besteht von 5 Stück, und also von 40 Brettern. Der darauf liegende Oblast hat in 5 Sätzen 30 Bretter und auf jeder Seite ein Büschel Latten. An den hintersten Achtern bindet man sich nicht weiter an die Zahl einer gewissen Summe Bretter, sondern man ladet deren so viel als die Gestöhr nach Beschaffenheit des Wassers tragen mögen; wie dann die Oblastthill in 50 bis 60 Brettern bestehen können; wo hingegen es aber in den vordern Gestöhren, bei obbemeldter Anzahl sein Verbleiben haben muß; damit das Floß nicht zu viel beschwert und an seinem guten Gang gehindert werden möge, welches leicht geschehen kann, wenn man es allzu stark beladet, da es vornen nicht wohl fortfließet, und hinten zu stark nachgehet, demnach Bogen verursacht, oder der Floß zerstückelt und die Waare ruinirt; wo hingegen es nichts zu bedeuten hat, wenn schon der Oblast zu hinterst wohl beladen worden, weil die hintere Gestöhre von den vordern nachgezogen werden, und der Floß in seinem guten Gang bleibt. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß der Oblast allezeit nur auf 1 Gestöhr geladen werde, und dieses Gestöhr allein die obbemeldte Anzahl Oblastthill trage. Dieses würde nicht angehen, weil hierdurch ein Gestöhr allzusehr beschwert würde und sinken müste. Diesem abzuhelfen, bleibt vorne an dem Gestöhr etliche Schuh Raum, und man läßt den Satz über das nachkommende Gestöhr reichen. Vorne wird vor jedem Satz ein bis 2 hölzerne Speidel in den Boden geschlagen, welche aber wenigstens 6 Zoll aus dem Boden stehen, damit die Bretter bei Passirung der Floßgasse sich hieran halten, und nicht vorwärts weichen können, wie dann auch zu jedem Gestöhr 4 Reyh- und 3 bis 4 Rickwieden erforderlich sind. S. auch Feigenholz.

Thromfloß. Wird in Schwaben ein gebundener Floß von 150 bis 200 Stück Sägklötzen genannt, welche gemeiniglich nicht weiter als an die Schneidemühlen gehen.

Thromholz. Werden an einigen Orten, z. B. auf dem Schwarzwald, die Sägblöcke (Blöche), oder diejenigen runden Holzstämme genannt, welche auf die Schneide- oder Sägmühlen gebracht werden, um Schnitt- oder Sägwaare daraus zu verfertigen.

Thronen. Heißen die Baumblüten, die in der Form von Kätzchen wachsen, wie z. B. bei den Weidenarten.

Thumpfaffe, siehe Gimpel.

Thurmfalke, lat. Falco Tinunculus, Linn. Fr. la Cresserelle, Buff. Engl. the Kestril, Penn. auch genannt: Kirchenfalke, Wannenweher, Steinschmetzer, Rötelweihe, Rötelweib, Röttelgeier, Rittelgeier, Rittelweyer, Windwahl, Graukopf, Wandwehe, Wandwäher, Lachweihe, Wiegwehen, Steinschmack, Steengall, Sperber, rother Sperber, Krainisch: Postoka, Splinza, Skoltsch. Ist ein Raubvogel, und von der zweiten Familie der Falken eine Art, welche als Kennzeichen vor den übrigen, gelbe Füße und Wachshaut, rothbräunlichen Rükken, auf der Brust länglich schwarze Flecken, und abgerundeten Schwanz hat. Seinen lateinischen Namen hat er von der hellen Stimme: Kli, Kli, Kli! die er beständig hören läßt, und die für die kleinen Vögel, von deren Raube er lebt, zugleich furchtbar und wohlthätig ist. Er ist lebhaft, muthig, hat einen durchdringenden Blick, einen hohen, leichten und sichern Flug und kann sich hoch in der Luft lange Zeit auf einem Flecke schwebend erhalten. Dies thut er besonders, wo er unter sich auf der Erde eine Maus oder Vogel bemerkt, da er sodann schnell mit den Flügeln aufwärts schlägt (rittelt), die Beine straff herabwärts streckt, und auf seinen Raub loszielt.

Er ist 16 Zoll lang, und 2 Fuß 8 Zoll breit. Der Schwanz mißt $6\frac{1}{2}$ Zoll, und die Flügel reichen bis an dessen Ende. Der Schnabel ist 10 Linien lang, sehr krumm, bläulich schwarz, mit großen Zähnen, die Nasenhaut gelblich, der Gaumen weißlich, der Augenstern gelb, so wie die Augenlider, die Beine $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch, gelb, und die Nägel groß und schwarz.

Der Scheitel ist schön lichtgrau, der Rücken und die Flügel purpurroth mit schwarzen Flecken, der Hals, die Brust und der Bauch gelblich oder blaß rosenroth mit schwarzen, länglichen Flecken, die Schwungfedern sind oben braun, hinten mit 7 bis 8 weißen Flecken, unten sind sie, wie ihre Deckfedern, hellaschfarbig und schwarzgefleckt; die Schwungfedern schön lichtgrau, am Ende mit einem breiten schwarzen Streifen, unten bemerkt man noch acht schwarze

Querstriche. Dies ist die Farbe des Männchens, welches $6\frac{1}{2}$ Unzen wiegt. — Das Weibchen ist grösser und wiegt 11 Unzen, der Kopf ist bei diesem röthlich, der Scheitel schwarz gefleckt; der Rücken, Schwanz und die Deckfedern der Flügel schön rostfarbig mit schwarzen Streifen.

Dieser Raubvogel ist in Deutschland sehr gemein, geht als ein Zugvogel im September weg, und kehrt zu Anfange des Märzes wieder zurück. Er sucht allenthalben alte hohe Mauern, Schlösser, Thürme, Kirchen, gebirgige Gegenden, die an Waldung gränzen, und große Waldungen mit Felsen auf, und geht von hier auf seine Streifereien aus. Man sieht nicht leicht ein altes verfallenes Bergschloß, wo er nicht wohnen sollte.

Gewöhnlich macht er Jagd auf Sperlinge, Finken u. d. gl. kleine Vögel, auf große und kleine Feldmäuse, die Sperlinge verfolgt er bis unter die Dächer, und holt oft die Vögel aus den Käfigen, die vor den Fenstern hängen. Die Tauben, die sich ihm ohne Furcht nähern, scheint er, ohne den dringendsten Hunger, fast immer zu verschonen. Er frißt auch Käfer, Mistkäfer und Heuschrecken, und soll in den Städten sogar die weggeworfenen Eingeweide der Fische und anderer Thiere verschlucken.

In den Steinritzen hoher Thürme, Bergschlösser, Felsen, auf alten Baustämmen, in holen Bäumen, und in alten Krähennestern findet man im Mai seine 4 bis 6 rundliche, gelbröthliche, mit rothen und braunen Flecken besetzte Eier. Die Jungen sind anfangs mit bloßen weißen Pflaumfedern bedeckt, und werden erst nach etlichen Monaten auf dem Rücken braunroth. Sie lassen sich sehr leicht zähmen, und verlassen das Haus nicht, wenn man ihnen die Flügel beschneidet, ja den Holzstoß nicht, auf den man sie setzt. — Eine Laus, die Thurmfalkenlaus, findet man häufig auf ihnen.

Man kann diesen kleinen Raubvogel zum Lerchenfang und auf junge Rebhühner abrichten. Er nützet auch durch das Wegfangen schädlicher Insekten und Feldmäuse, weshalb er in manchen Gegenden von den Landleuten sehr geschätzt wird. — Sein Schaden ist gering, indem er nur selten auf Tauben und Rebhühner stößt, und die Vögel aus den Käfigen raubt.

Von ihm giebt es drei auffallende Varietäten: 1) der Thurmfalke mit rothbraunem Rücken und schwarzen Querbändern, mit weißgrauem, einzeln gestricheltem Unterleibe, 2) der Thurmfalke mit hellblauem Kopfe, welcher seltener ist, 3) der weiße Thurmfalke, welcher eine große Seltenheit ist.

Tiras, Fr. le Tirasse. Ist ein von Zwirn spiegelicht gestricktes Garn an einer langen Leine, welche auf beiden Seiten vorgehet, feste angemacht, und wird zum Fang der Hühner und Wachteln gebraucht. Es wird mit einer Masche angefangen, und dann auf beiden Seiten jedesmal zugenommen, bis er 8 Klaftern breit ist; alsdann wird auf der einen Seite mit einer Masche ab, und auf der andern mit einer Masche zugenommen, und so fortgestrickt, bis er die Länge von 7 Klaftern hat. Endlich wird auf jeder Seite wieder eine Masche abgenommen und fortgestrickt, bis es wieder eine Masche wird. Also bekömmt der Tiras auf allen Seiten einen Saum von doppelten Maschen. Vorne wird nun eine Leine von 14 Ellen eingezogen, welche so eingetheilt wird, daß auf jeder Seite drei Klaftern übrig bleiben.

Mit diesem Tiras werden die Hühner vor dem Hunde, mit welchem man sie aufsucht, bedeckt. So bald der Hund fest steht, geht man mit dem Tiras, der von zwei Personen getragen wird, jedoch ohne den Hühnern vor dem Ueberziehen zu nahe zu kommen, gegen den Hund, und zieht, indem das hintere Ende an der Erde schleppt, und man mit dem vordern, welches in der Höhe gehalten wird, schnell zuläuft, den Tiras über die Hühner, und bedeckt sie. Der Hund muß auch äußerst gut dressirt seyn, und sobald der Tiras übergezogen wird, an der platten Erde tout beau machen.

Viele Jäger bedienen sich dabei zugleich eines ausgelernten oder auch nur eines ausgestopften Falken, und werfen beim Ueberziehen den Falken von der Hand; oder halten ihn, wenn er ausgestopft ist, auf einer Stange in die Höhe; da dann die Hühner sich drücken und um so besser halten. Die bequemste Zeit zum Tirassiren ist gleich nach der Erndte auf den frisch abgemähten Stoppeln. Das Feld

muß eben und flach seyn, denn auf höckerigten Feldern ist der Tiras nicht anwendbar.

Die Zeit, die Wachteln mit dem Tiras und dem vorstehenden Hunde zu fangen, ist im Frühjahre, wenn sie von ihren Wanderungen zurück kommen, und zwar in den Waitzen- oder Roggenäckern. Man läßt nämlich den Hund das Getraide absuchen, und wenn er die Wachtel stellt, so bedeckt man sie mit dem Tiras: die fliehende Wachtel bleibt alsdann, wie natürlich, im Netze kleben.

Todenvogel, siehe unter Fliegenfänger.

Todtes Holz, Fr. Bois mort. Heißt das Nadelholz, in Beziehung auf das Laubholz, welches am Stamm wieder ausschlägt, das Nadelholz hingegen nicht. S. auch lebendiges Holz.

Todtschlagen, Fr. tuer. Wird gesagt von dem Wolfe und andern Raubthieren, wenn sie auf der Jagd, oder auf eine andere Art den Bauern in die Hände gerathen, und von ihnen getödtet werden.

Tolle, Fr. Rage blanche ou mue. Heißt es von den Hunden, wenn sie die Wuth bekommen, und davon laufen.

Tonnenholz, Fr. Bois merrein. Ist so viel als ganzes und halbes Faßholz, welches für die Bötticher ausgeschossen wird.

Tonnenstäbe. Heißen Daugen, aus welchen Fässer, sogenannte Tonnen, gemacht werden. Tonne ist nämlich ein Faßgebinde, nach welchem vornemlich flüssige, bisweilen auch trockene Sachen ausgemessen werden. In Sachsen ist eine Tonne die Hälfte von 1 Viertel und 90 Kannen, so daß 2 Tonnen Bier 1 Viertel oder halbes Faß ausmachen. Eine Tonne Oel ist 100 Kannen; jedoch ist das Gebinde verschieden, indem die Kannen oder Maas nicht allenthalben gleich sind. Eine Tonne Schießpulver hält gemeiniglich 1 Centner; Butter und Getraide wird auch, besonders in Polen, nach Tonnen verkauft. S. auch Stabholz.

Torf, Turf, lat. Turfa, Fr. Tourbe. Ist ein aus zartem Holz- Heide- und Graswurzeln, Rohr, Moos u. d. gl. mit einer harzigten, schweflichten, fetten, salpetrichten rc. Erde in moorigtem Grund zusammen gewachse-

nes und da mit Bergöl durchzogenes, und wenn es ausgetrocknet, brennbares Gewebe oder Filz von verschiedener Art und Güte, nachdem es von dem einen oder dem andern dieser seiner Bestandtheile mehr oder weniger in sich hält. Das in ihm durch einander gewachsene feine Wurzelgestrüppe, ja noch mehr das viele Holz von allerhand Gattung der Laub- und Nadelholzbäume, die man fast in allen großen Mooren strichweis antrift, zeigen freilich von den ehemals in solchen Gegenden befindlich gewesenen Waldungen, die entweder natürliche Unglücksfälle, dergleichen große Ueberschwemmungen und Verschüttungen sind, in diese Umstände versetzet haben, oder die öfterer durch eine unbesorgte Forstwirthschaft abgetrieben und nicht wieder angebauet, mithin ihr verwilderter Boden nach und nach zu einem Torfmoor geworden ist.

Je nachdem der Torf mehr oder weniger von der vegetabilischen Wurzeltextur behalten hat, wird er auch in mehrere Abarten gebracht, und zwar in Rasentorf, Moortorf und in Gebürgtorf unterschieden.

1) Der Rasentorf ist der gemeinste und am längsten bekannte, jedoch unter sich sehr verschieden. Je schwarzbrauner, je schwerer und je weniger er mit zarten Wurzeln durchwebt ist, je höher wird er geschätzt; sein Feuer ist langsam anhaltend und wirksam, der Geruch erträglich. Je mehr diese Torf-Abart ins hellbraune oder gar ins röthliche fällt, je mehr sie wurzelartig und leichter ist, je geringer ist seine Eigenschaft. Seine Hitze ist nicht anhaltend, er lodert in geschwindes Flammenfeuer, hinterläßt einen abscheulichen Gestank, dagegen eine vortrefliche Asche zum Düngen. Der ins graue und gelbe fallende schilfichte Torf der gegenwärtigen Abart ist der geringste, doch aber ist er zum Aschenbrennen und auf den Feuerstätten des Landmanns ganz brauchbar.

2) Der Moortorf auch Moder- und Baggertorf, der vorzüglich in Holland aufgesucht wird, ist eine der besten Arten; so wie 3) der Gebirgstorf der ergiebigste und bei einer guten Zubereitung der beste ist.

Hieraus erhellet, daß der Torf nicht überall von gleicher Güte seyn kann. Die Pflanzen, woraus er besteht und zusammengesetzt ist, sind öfters nicht vollkommen zer-

stört und in Erde verwandelt. Bei solchen Umständen wird er leicht, an der Farbe braun und gelblicht, und unterhält nur ein schlechtes und kurz dauerndes Feuer. Es giebt auch Torfarten, an welchen die deutlichsten Merkmale schädlicher Bestandtheile zu erkennen sind. Werden dergleichen Torfarten in Zimmer gebrannt, so erblassen zum öftern diejenigen, die sich dessen Wärme bedienen wollen, und fallen zum öftern in Ohnmachten. Man könnte muthmaßen, daß ein solcher Torf arsenikalische Theile bei sich führe. Diese gefährliche Folgen sind immer von jenem Torf zu befürchten, der in mineralischer Gegend erzeugt wurde, jener aber, der außer dergleichen Gegend generirt und gegraben wurde, ist weder schädlich noch gefährlich.

Je mehr Festigkeit und Schwere bei dem Torfe vorhanden ist, je mehr erhitzt und unterhält derselbe die Wärme, daher haben die Holländer noch diesen Grundsatz in Gebrauch, den Torf mit Füßen zu treten und in Ziegelform zusammen zu kneten, und diesen nennen sie gebaggerten Torf, zum Unterschied des gegrabenen. Letzterer nämlich wird, nachdem die Moorgegend durch Graben und Abzüge ausgetrocknet worden, in Form der Ziegel, oder in Stükken, deren eines gemeiniglich 14 Zoll lang, 4 bis 6 breit, und 4 Zoll hoch ist, ausgestochen, hernach dieselben an der Luft getrocknet, und in dieser Form zur Feuerung gebraucht.

Der Torf überhaupt dient nicht allein zur Feuerung in den Oefen und Küchen, Brauhäusern, Brandweinbrennereien, Backöfen, Ziegelhütten, Töpferöfen rc., sondern auch zu allerhand chymischen Arbeiten und zu Schmelzung des Eisenerzes und anderer Mineralien auf den Eisenhütten und Hammerwerkern. Zu letzterer Absicht gehört das Verkohlen unter die vorzüglichsten Mittel, die man zur Veredlung des Torfs erdacht hat, denn dadurch wird derselbe von seiner Säure befreit, und kann in dieser Umschaffung nicht allein Eisenerz schmelzen, sondern auch, anstatt das Eisen zu verschlimmern, dessen Masse vermehren. Solche Torfkohlen geben eine geschwinde und immer gleiche Hitze, und werden nachhero, nach Erforderniß des nöthigen Grads des Feuers, entweder vor sich alleine, oder mit Holzkohlen vermischt, gebraucht. Nicht zu gedenken, daß der Torf so-

wohl selbst, als auch seine Asche zu der Düngung und Befruchtung des Erdreichs angewendet werden kann.

Es würde sehr überflüßig seyn, wenn man die Vortheile, die der Torf denjenigen Ländern verschaft, wo das Holz beginnt selten zu werden, weitläuftig erörtern und darthun wollte; denn sie sind zu auffallend bekannt. Um so weniger ist in Abrede zu stellen, daß obere Forstbeamte darauf Bedacht zu nehmen haben, sich auch vom Torf, so wie von Steinkohlen, eine genaue Kenntniß zu verschaffen, solchen aufzusuchen und in Gang zu bringen. Denn dadurch kann nicht nur dem großen und im Vergleich mit den Waldungen nicht in Verhältniß stehenden Holzabsatz und dem hierdurch zu befürchtenden Holzmangel gänzlich gesteuert werden, sondern es können auch die Forstwirthe Zeit gewinnen, die gegenwärtigen Waldungen zu erhalten, und die verwüstete und bereits von Holz entblößte Gegenden wieder in Aufnahme bringen. Letzteres um so mehr in solchen Gegenden, wo sich der Torf auf einem vorher mit Holz bestandenen und durch schlechte Forstwirthschaft verwilderten Boden erzeugt hat, indem dieser Boden wieder urbar gemacht werden kann, wenn man die Torfmoore, nachdem solche zuvor durch Graben und Abzüge des Wassers ausgetrocknet und rein ausgestochen worden, alsdenn von neuem mit schicklichen Holzsaamen besäet, und so zu Waldungen wieder anbauet.

Traben, Trollen, Fr. aller le trot. Heißt der Gang bei den Hirschen, wenn sie von ihrem Standorte des Abends bei Sonnenuntergang auf das Geäse ziehen.

Trächtig, Tragen, siehe Hochbeschlagen.

Trageflösse, siehe Langholzflösse.

Trainjagen, Fr. chasser en train. Geschieht, wenn die Parforcejäger die jungen Hunde ausführen, und zur Anjagd üben wollen. Hierzu werden sowohl die abgelößten Läufte, als Schalen und Oberrücken von den Hirschen aufgehoben, und wenn man Train jagen will, zwei bis drei Stück in reines warmes Wasser eingeweicht, und an eine Leine zusammen gebunden. Die Jäger reiten mit den Hunden, wie sonst gewöhnlich, aus, und führen ihr Jagdhorn mit sich. Der, welcher nun den Train hat, muß vorher hinaus aufs Feld, einen Anger, eine Wiese, oder wo die beste freie Gelegenheit dazu ist, reiten, lässet die an die

leine angebundene Läufte vom Hirsche hinter sich her schleifen, und galoppirt voraus, so daß ihn die Hunde nicht sehen dürfen, wendet sich auch etlichemal, und macht Retouren; die Meute wird dann auf die Schleppe des Trains gebracht, den Hunden zugesprochen, wie bei völliger Jagd geschieht, dazu geblasen, und also dem Train nachgejaget.

Zuweilen werden auch die Hunde wieder gestopft, damit die hintersten wieder nachkommen, und alsdenn wird wieder fortgejaget. Dieses geschieht etlichemal zur Uebung der Hunde, ehe dieselben auf den Hirsch gebracht werden, oder die Jagd angeht. Von einigen Parforcejägern wird aber nichts von dem Trainjagen gehalten, s. unter Parforcehunde.

Tränkheerd. Ist ein Vogelheerd, welcher an der Vogeltränke errichtet wird, nämlich dort wo sie frisches Wasser zu ihrem Trank aufsuchen.

Trappe, lat. Otis, Fr. l' Outarde. Macht eine Gattung von der Ordnung der Hausvögel aus, denn obschon sie Linne' unter die Sumpfvögel setzt, weil sie über den Knieen kahl sind, so haben sie doch mehrere Eigenschaften mit den Hausvögeln als mit den Sumpfvögeln gemein, und mögen daher den Uebergang von einer Ordnung zur andern machen. Man findet bei dieser Gattung folgende Kennzeichen. Der Schnabel ist kurz, etwas kegelförmig, an der obern Kinnlade gewölbt. Die Nasenlöcher sind eiförmig. Die Zunge ist zugespitzt und etwas gespalten. Die Füße sind Lauffüße, hoch und über den Knieen nackt. Von dieser Gattung giebt es 2 Arten: der große und der kleine Trappe.

1) Der große Trappe, lat. Otis Tarda, Linn. Fr. l'Outarde, Buff. Engl. the great Bustard; auch genannt: Gemeiner Trappe, Trappgans, Ackertrappe. Als Kennzeichen seiner Art, stehen an beiden Seiten des Kopfs büschige und an beiden Seiten der untern Kinnlade hängen lange faserige Bartfedern herab. Er ist einer der größten Europäischen Vögel, denn die Männchen sind immer 4 Fuß lang, 6½ Fuß breit, und wiegen im Herbst 24 bis 30 Pfund. Der Schwanz ist 11 Zoll lang und die Flügel bedecken zwei Drittheile desselben.

Der Schnabel ist bis zur Stirn $3\frac{1}{4}$ Zoll lang, stark und graubraun, nur oben gewölbt und etwas übergebogen, die Nasenlöcher sind groß, eirund und bis zu denselben ist der Schnabel mit Federn bedeckt, der Augenstern ist gelb, das Ohr groß und mit weißgrauen Federchen besetzt; unter der zugespitzten, knorpligen und gefranzten Zunge findet sich die Oeffnung zu einem Fuß langen Sacke, der neben dem Schlunde wegliegt und 7 Pfund Wasser fasset; die Füße sind schmutzig grau geschuppt, sehr stark, der nackte Theil der Schenkel 11 Linien, die Beine 6 Zoll hoch, und die Mittelzehe $3\frac{1}{4}$ Zoll lang, die Nägel flach, stumpf, eirund und hornfarbig.

Der Kopf hat zur Seite an den Wangen und hinter den Ohren und oben über den Augen nach dem Nacken zu weißgraue buschige Federn, und ist so wie der Nacken und Unterhals hellaschgrau, der Augenring und die Seiten des Halses sind weiß, der Oberhals und ein breiter Kragen am Hinterhals schön rothbraun, an den Seiten mit schwarzen Wellenlinien und vorn aschgrau gefleckt, der übrige Oberleib rostroth, mit schwarzer wellenförmiger Zeichnung, die obern Deckfedern des Schwanzes sind rothbraun mit schwarzen Querlinien, an beiden Seiten des Unterkiefers hängen 8 Zoll lange schmale weißliche Bartfedern, hinter denselben sind die Seiten des Halses fast kahl, um den Anfang der Brust läuft eine aschgraue Binde, Brust, Bauch, Schenkel, die Deckfedern der Flügel sind weiß, graulich überlaufen, die untern Deckfedern des Schwanzes sind mittelmäßig lang und weiß; die zehn ersten Schwungfedern sind schwarz, die sieben folgenden weiß, die zwei folgenden weiß, gegen die Spitze schwärzlich und röthlichgelb gefleckt; die übrigen weißrostgelb, schwarz und rostbraun bandirt, der Rücken der Flügel oder die Schulterfedern sind rostgelb, schwarz und rostbraun gewellt und werden von einer weißgrauen Binde umfaßt, die 20 Schwanzfedern sind rostroth, mit schwarzen Querstrichen und Flecken und gelblich weißen Spitzen. Die Spitzen der Kiele und alle Pflaumfedern sind schön rosenroth.

Das Weibchen ist weit kleiner als das Männchen; hat keinen Bart am Kinn, Kehle und Seiten des Kopfs sind braun, der Unterhals aschgrau, der Kopf und Ober-

hals aber einfarbig mit dunkelem Rücken, doch nicht so lebhaft gelbroth, und nicht so egal in die Quere gestreift als beim Männchen; die Flügelränder sind schwarz. — Zuweilen jedoch sahen auch Weibchen den Männchen ganz gleich, nur fehlte ihnen der Bart, es waren aber sehr alte Vögel.

Es ist ein sehr scheuer, furchtsamer und vorsichtiger Vogel, der bei jeder neuen Erscheinung stutzt, immer von allen Seiten Gefahr fürchtet, und sich durch die Flucht zu retten sucht. Hierzu bedient er sich, wenn sein Feind ihm schon zu nahe ist, nicht sowohl seiner Flügel, denn er fliegt sehr schwer auf, als seiner Füße, vermittelst welchen er (und mit Hülfe der ausgebreiteten Flügel) so geschwind laufen kann, daß es einem Windhunde schwer hält, ihn einzuholen. Die größte Furcht äußert er gegen die Hunde, und fliehet sogleich, wenn er von weitem einen gewahr wird. Die Pferde im Gegentheil läßt er nahe an sich gehen. Daß er selten, schwer und nur kurze Strecken fliegen soll, ist nur in so fern gegründet, daß er im Sommer nicht leicht auffliegt, im Herbst und Winter aber erhebt er sich nicht nur leicht, sondern auch oft sehr hoch und macht Reisen in einem Zuge von etlichen Meilen. Man hört keine Stimme von ihm, außer ein dumpfes Knurren und Brummen im Zorn und zur Zeit der Paarung.

In den ebenen Gegenden Deutschlands ist er häufig, lebt gesellig und Truppen von sechs bis sechzigen bleiben bis zur Falzzeit zusammen. Alsdann beißen die Männchen einander ab, und jeder sucht sich zum Besitzer von 2 bis zu 6 Hennen zu machen. Man hält sie gewöhnlich für Zugvögel und in den nördlichern Gegenden mögen sie es auch seyn, in Deutschland aber sind sie es nicht. Freilich ziehen sie sich bei allzu großer und lang anhaltender Kälte und besonders bei sehr tiefem Schnee etwas südlicher, sie bleiben aber nicht lange aus, und sind daher höchstens unter die Strichvögel zu rechnen. Sie bewohnen mehrentheils die ebenen, trokkenen niedrigen Feldgegenden, doch findet man sie auch in bergigen, nur müssen sie von aller Waldung entblößt seyn. In England und Ungarn sollen sie besonders die sumpfigen Felder besuchen.

Der Trappe nährt sich von Kräutern, allerhand Getraide und Gesäme, sogar Schierlingssaamen, von Kohl- und Kopfkrautblättern, von Mohrrüben, allerhand Insekten und Regenwürmern, im Winter vorzüglich von grüner Saat, auch wohl Baumrinde. Zur Beförderung der Verdauung braucht er kleine Kieselsteinchen, er verschluckt auch wohl zu dieser Absicht Stückchen Metall, ja Geld, das er auf den Aeckern findet.

Er lebt in der Polygamie, und zu Ende des Märzes und Anfang des Aprils, wenn jedes Männchen sich seine Weibchen aussucht, giebt es oft blutige Kriege. Wenn er ihrer genug hat, so trennt er sich von dem Gemeintrupp, und tritt eins um das andere mit eben den Grimassen, die der Truthahn zu machen pflegt. Jedes befruchtete Weibchen entfernt sich nach und nach, scharrt sich, wo es seyn kann ins Haferfeld, ein Loch in die Erde, und legt seine 2 bis 3 blaßbraune ins olivengrüne schielende und mit bald schmutzigrothen bald leberfarbenen Flecken besetzte Eier, die die Größe der Gänseeier haben. Das Brüten dauert 30 Tage. Man darf die Eier nicht berühren, sonst verläßt sie die Henne.

Die Jungen laufen sogleich, wenn sie ausgekrochen sind, mit der Mutter davon; sehen den Vater aber nicht eher, als zur Herbstzeit, wenn die Felder leer sind, und sich die Familien wieder zu größern Truppen vereinigen. Wenn das Weibchen während dem Brüten von Menschen oder Hunden aufgejagt wird, so sucht es dieselben dadurch vom Neste zu entfernen, daß es sie mit der Hoffnung des Ergreifens täuscht. Kömmt man ihm gar zu unvermuthet auf den Hals, oder will man ihm die Jungen wegnehmen, so widersetzt es sich auch wohl, sträubt die Federn und fliegt auf seinen Feind los. In Ungarn sollen sie, wie die Sumpfvögel, ins Rohr und Schilf nisten. Man kann die Jungen, wie die jungen Haushühner, aufziehen, und zu dem Hausgeflügel gewöhnen. Die Hähne bekommen erst nach dem ersten Mausern die Bartfedern, und sehen im ersten Jahre dem Weibchen sehr ähnlich. — Die Iltisse gehen den Eiern und Jungen nach; auch allerhand Falken stoßen auf die jungen Trappen; an die Alten wagt sich nur

der Adler. — Man findet auch eine gelbliche Laus auf ihnen.

Die Trappen gehören zur hohen Jagd. Man jagt sie mit raschen Jagd- und Windhunden, und auch mit großen Falken. Man schießt sie ferner mit Anziehung des Schußpferdes (s. u. Treibzeug), doch muß man unter dem Winde anziehen. — Am ersten kann man ihnen noch beikommen, wenn man sich in einen Ackersmann oder in eine Frau verkleidet, und einen Korb auf den Rücken nimmt. Die Büchse muß man aber nahe an sich halten, daß sie sie nicht gewahr werden. — Man kann ihnen auch mit Parforcepferden beikommen. Mit denselben reitet man so geschwind als möglich auf sie zu, und zwar über dem Winde, weil sie gegen den Wind ihrer Schwere wegen aufstehen, und lange Zeit brauchen, ehe sie in die Höhe kommen. Sobald als sie schußrecht sind, sucht man sie zu erlegen. Es sind aber dazu sehr gut abgerichtete Pferde nöthig.

Um Strasburg fängt man sie, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, mit einem Schlaggarn, dessen Zugleine die Länge eines Ackers hat. Man lockt sie durch ausgestopfte Bälge von Trappen herbei, zwischen welchen man Kohlköpfe in die Erde steckt. — Auch in Mardereisen, es mögen nun Tellereisen oder Schwanenhälse seyn, kann man sie fangen. Man gräbt das Eisen ein, und befestigt es mit einem Pflock an die Erde; auf das Eisen bindet man das Herz von einer Braunkohlstaude, und zwar so, daß die Trappen keine Veränderung des Orts bemerken. Wenn man es da anbringt, wo sie sich immer aufhalten, so kann man auf einen sichern Fang rechnen.

Man kann die Trappen auch mit der Karrenbüchse schießen, die man aber nicht allein zum Schießen der Trappen, sondern auch der wilden Gänse und Enten braucht; sie ist auf folgende Art beschaffen: Nebst einer langen, starken Doppelflinte läßt man sich einen leichten Pferdekarren mit geraden und niedrigen Leitern machen, so daß, wenn man neben dem Karren steht, man auf den Leitern die Flinte auflegen und darüber wegschießen kann. Auf den Karren wird gleich hinter das Pferd ein Brett gelegt, auf welchem der Fuhrmann sitzet. Ueber die Axe läuft, wie über den gewöhnlichen Wagenaxen, ein dickes Brett, in welchem ein

Säulchen so eingesteckt werden kann, daß es sich leicht hin und her drehen läßt. Oben an dem Säulchen befindet sich eine Gabel, in welche die Flinte gelegt wird. Auf die eine Seite steckt man einen mit Buschwerk bemahlten Schirm von Leinwand, der so lang als der Karren seyn muß, damit der Fuhrmann ohngesehen dahinter sitzen und der Jäger verborgen dahinter weggehen kann. Und da das Säulchen 6 bis 7 Zoll höher, als die Leitern, seyn muß, so wird auch der Schirm so hoch gemacht, damit gleich der Gabel gegenüber in demselben eine Oefnung angebracht werden kann. In diese Oefnung passet man einen kleinen Schieber, der ebenfalls die Farbe des Schirms hat, und zwischen zweien Rahmen auf- und zugeschoben werden kann.

Sobald nun der Jäger auf dem Felde Trappen, oder auf einem Teich und Fluß Gänse oder Enten bemerkt, so läßt er seinen Schießkarren anspannen und legt die Doppelflinte darauf. Der Fuhrmann setzt sich auf den Karren und er geht neben demselben her. Anfangs fahren sie von ferne vor denselben vorbei; wenn sie aber eine Strecke weg sind, stecken sie geschwind den Schirm auf die andere Seite, und fahren allmählich näher. Diese Wendung machen sie so oft, bis die Vögel schußgerecht sind. Der Schütze faßt alsdann allgemach seine Flinte, legt sie während dem Fahren auf die Gabel des Säulchens, und steckt sie durch die Schießscharte durch. Sobald er nahe genug ist, giebt er dem Fuhrmann ein Zeichen zum Stillhalten und Zurückziehen des Schiebers, und schießt. Sollten die Vögel unterdessen aufsteigen, so ist doch die Oefnung weit genug, daß er im Fluge nach der Seite und in die Höhe schießen kann. Das meistemal aber wird er Gelegenheit haben, mit dem einen Laufe im Sitzen und mit dem andern im Fluge zu schießen.

Fast das nämliche kann man mit einem langen Schiebkarren verrichten, auf welchem die Flinte bequem liegen kann. Dieser Schiebkarren hat eben das Säulchen, wie der oben beschriebene Pferdekarren und zur Seite ein Versteck, daß sich der Schütze auf den Knieen liegend dahinter verbergen kann. Ausserdem wird noch ein Schild gemacht, hinter welchem der Jäger und der Kärner sich verstecken können. Diesen trägt Anfangs ersterer, läßt den Fuhrmann unvermerkt den Gänsen, Enten oder Trappen nahe fahren;

so bald er sie erreichen zu können glaubt, giebt er während des Fahrens dem Fuhrmann den Schild, legt die Flinte auf die Gabel, und sobald er zum Schuß fertig ist, läßt er denselben still halten und drückt los.

Endlich schießt man sie in Thüringen, in einigen Gegenden, wo sie sehr zahlreich sind, noch auf folgende Art: Man merkt sich nämlich den Stand, wo sie sich des Nachts befinden. Dieser ist fast immer derselbe, und zwar so, daß auch die einzelnen Trappen, die zu einer Familie gehören und zusammen halten, immer an der nämlichen Stelle stehen. Dahin schleicht man sich des Nachts mit einer Laterne, die man unter einem schwarzen Tuchmantel nebst der Flinte verbirgt. So bald man an den Ort kömmt, wo der erstere steht, öfnet man den Mantel, setzt die Laterne hin, die Trappen werden geblendet, bleiben betäubt stehen, und man kann mehr als einen auf einmal erlegen.

Die Trappen nützen durch ihr Fleisch, das von den Jungen zart, leicht verdaulich und eine Delikatesse ist; das der Alten ist härter und schwarz, und muß daher durch besondere Zubereitung eßbar gemacht werden. — Die Spulen braucht man zum Schreiben, und die Fischer bedienen sich ihrer auch gern zu den Angeln, weil sie glauben, daß die Fische die kleinen schwarzen Flecken auf den Schäften für Fliegen ansehen, und daher desto besser anbeißen. — Man kann auch die Trappen zur Lust auf den Höfen unter dem Federviehe herumlaufen lassen. — Ihr Schaden, den sie an den Feldfrüchten thun, ist nur da von einigem Belang, wo sie in Menge sind, und in der nassen Jahrszeit die Saat zertreten.

2) Der kleine Trappe, lat. Otis Tetrax, Linn. Fr. la petite Outarde, Buff. Engl. the lesser Bustard, Penn. auch genannt: Zwergtrappe, Trappenzwerg, Trieltrappe, Grieltrappe. Bei diesem ist der Kopf und die Kehle glatt. Er hat ohngefähr die Größe eines Fasans oder einer großen Haushenne, ist 1 Fuß 7 Zoll lang und 3 Fuß 7 Zoll breit. Der Schwanz mißt 4 und einen halben Zoll und die Flügel erstrecken sich über drei Viertheile desselben. Er wiegt 2 Pfund. Der Schnabel ist 16 Linien lang, hühnerartig und graubraun, die Füße und Klauen geschuppt

und grau, der nackte Theil der Schenkel 1 Zoll hoch, und die Mittelzehe ein und einen halben Zoll lang.

Der Kopf hat gerade die Gestalt eines Hühnerkopfs; der Oberkopf ist schwarz mit rostfarbnen Strichen; die Schläfe, das Kinn und die Kehle sind röthlichweiß mit schwärzlichen Flecken, der Hals schwarz mit einem doppelten weißen Halsbande, der Rücken, die Schultern und Deckfedern der Flügel rothgelb, dunkelbraun gestrichelt, die Brust, der Bauch und die äußern Ränder der Flügel weiß, die vordern Schwungfedern an den Spitzen schwarz, am Grunde weiß, die Kanten weiß, die hintern Schwungfedern ganz weiß, von den 18 Schwanzfedern die 4 mittlern brandfarbig, die übrigen weiß, alle mit schwärzlichen Querflecken bezeichnet. Alle Dunen sind rosenfarbig. — Das Weibchen ist kleiner, hat keine weißen Halsbänder, sondern der Hals ist mit der Farbe des Rückens bezeichnet, die Brust röthlichweiß, schwarz gestreift, Bauch und Flügel ausgenommen ganz rostfarbig und schwarz gefleckt; es ist schöner als das Männchen, weil die schwärzliche Zeichnung viel feiner als bei diesem ist.

Dieser Trappe ist listig und scheu, fliegt bei irgend einer Gefahr 2 bis 300 Schritte weit schnell aber nahe an der Erde hin, und läuft alsdann so schnell, daß ihn kein Mensch im Stande ist einzuholen. Er ist in engere Grenzen eingeschlossen als der große Trappe, bewohnt die südlichen Theile von Europa, ist in Deutschland nicht selten in Oesterreich, in den übrigen nördlichen Theilen von Europa aber, so wie in Schweden eine große Seltenheit. Im Herbst wandert er in unzähligen Schaaren, und ist im März bis zur Mitte des Aprils wieder an seinem Wohnorte, welches steinige und unfruchtbare Felder, Lucerne- und Kleeäcker sind. In seinen Nahrungsmitteln hat er die größte Aehnlichkeit mit dem großen Trappen. Er frißt Ameisen, Käfer und andere Insekten, grüne Saat, Sämereien, Getraidekörner, Kohl und Kraut, besonders im Frühjahr die zartesten Blätter des Hasenkohls.

Im März und April paaren sie sich, und der Hahn schreit alsdann des Nachts sehr oft und laut: Prut! Prut! Sie leben in der Polygamie, und ein alter Hahn sucht sich oft durch seine Stärke 6 und mehrere Weibchen zu verschaffen.

Die Henne legt 3 bis 5 schöne glänzendgrüne Eier, in eine aufgescharrte Höhle auf die Aecker, und führt die im Mai schon ausgekrochenen Jungen alsdann wie eine Haushenne im Getraide herum. Diese können im August schon fliegen, und drücken sich bei Gefahr an die Erde so fest an, daß man sie wie die jungen Rebhühner mit den Händen fassen kann. — Mit den großen Trappen haben sie nicht nur gleiche Feinde, sondern auch noch mehrere unter den Raubthieren und Raubvögeln. Auswendig werden sie auch zuweilen von weißlichen Läusen und inwendig von Madenwürmern geplagt.

Die Hähne werden in Frankreich mit Schlingen gefangen, und durch ein ausgestopftes Weibchen herbei gelockt, dessen Geschrei man künstlich nachahmt. Man jagt sie auch mit Raubvögeln. Es hält aber überhaupt schwer, ihnen beizukommen, weil sie beständig auf Anhöhen in Haferfeldern, niemals aber, wie man sagt, in Roggen und Waizen, auf ihrer Hut zu seyn pflegen.

Sie nützen durch ihr Fleisch, welches wohlschmeckender ist, als von einem Birkhuhn. Eben so sind die Eier von vortreflichem Geschmack. — Auf den Feldern, wo sie ihre Nahrung nehmen, sollen sie zuweilen Schaden thun.

Traubeneiche, s. Eiche.

Traubenkirschbaum, Lat. Prunus Padus, Linn. Fr. le Cérisier à grappes immangeables, le Padus commun, Engl. the common Bird-Cherry; auch genannt: Altbaum, Oltbaum, Olantbaum, Wiedebaum, falscher Faulbaum, Stinkbaum, Hundsbaum, Tölpelgensbaum, Kietschbaum, deutscher Drachenbaum, Hexenbaum, gemeines St. Lucienholz, Scherkenholz, Haarholz, schwarz Bendelholz, Vogelkirsche, Büschelkirsche, Ahlkirsche, Alpkirsche, Hohlkirsche, moskowitische Lorbeerkirsche, Oltkirsche, Pattscherbe, Petscherben, Scherben, Scherpken, Elexen, Elex, Ale, Elpe, Ape, Pabst, Pabstwiede, Kandelwiede, Wasserschlinge, Eletzbeere, Elzbeere, Triefelbeere, Kaulbeere, Faulbeere, Knitschelbeere, Scheißbeere, Hühneraugenbeere.

Ist sommergrünes Laubholz, und wird unter die Baumhölzer der dritten Größe gerechnet. In Weiden- und Erlenbrüchern, Feldbüschen und feuchten Niederungen

wächst er wild, und erscheint bald als ein mittlerer Stammbaum, bald als hohes und auch als niedriges Buschwerk, bringt aber in beiden Gestalten Blüthen und Früchte.

In 40 Jahren erreicht er sein vollkommenes Wachsthum. Die Wurzel ist 1 Fuß tiefgehend, seitwärts flach und weit wuchernd, mit vielen Wurzelsprossen; die Rinde ist an den jungen Zweigen braun, und mit kleinen Warzen und weißlichen Punkten besetzt, an den Stämmen aschgrau und aufgerissen; das Holz ist ziemlich hart und zähe, der Splint weiß, der Kern hellbraun, daher sieht es gelblich aus, und hat, so lange es frisch ist, einen widerlichen Geruch; die Blätter sind länglich oval, der Rand sägenförmig fein gezahnt; die obere Fläche ist hellgrün, die untere weißlichgrün; in der Mitte läuft eine weißliche Ader durch, und am Ende eines jeden Blatts befinden sich auf der untern Fläche am Stiele zwei kleine Knötchen. Die Zwitterblüthen erscheinen in großer Menge im Mai und Junius, in lockern herabhängenden Trauben, und haben einen angenehmen bis zur Betäubung starken Geruch, besonders des Abends. Die Frucht ist von der Größe einer Erbse, mager, von ekelhaftem Geschmack, Anfangs grün, nachher roth, und endlich bei ihrer Reife zu Anfang Septembers schwarz, und enthält einen kleinen ovalen Stein, wodurch sie sich aussäet.

Dieser Baum wird zwar nicht in Forsten angebauet, allein wegen seines schönen pyramidischen Wuchses, wegen seiner wohlriechenden Blüthen, und weil sich die Singvögel bei der Reife der Früchte in Menge bei ihm einfinden, wird er in den Plantagen (Parks) angepflanzt. Die Vermehrung geschieht am besten durch Saamen, welchen man sogleich im Herbste bei trocknem Wetter, in Riefen einen halben Zoll tief, in einen feuchten schattigen Boden säet; er geht im Frühjahr und zwar im Mai auf. Die jungen Pflänzchen erscheinen wie andere Kirschen, jedoch mit vielen kleinen Saamenblättchen. Man kann auch die Fortpflanzung durch Ableger und Schnittlinge bewirken. Im Frühjahr verpflanzt man sie zu Hecken und Stammholz. Der Stock schlägt zu Schlagholz bis 40 Jahr aus.

Die Rinde hat Heilkräfte, denn in Schweden hat man sie im Dekokte bei eingewurzelten, venerischen Krankheiten

mit sehr gutem Erfolge angewendet. Die Früchte werden in Lappland mit Salz oder Brandwein gegessen. Die jungen, sehr biegsamen Triebe geben Tobacksröhre, gute Reifstangen und kleine Böttcherwaare. Nach Münchhausen sollen die Zweige, woran noch Blüten befindlich, die Mäuse von den Kornspeichern abhalten. Das stärkere Stammholz wird in Frankreich wegen seiner Schönheit und Güte, unter dem Namen St. Lucienholz zu verschiedenen feinen Tischler- und Dreherarbeiten, zu sauberem Hausgeräthe und Gewehrschäften mit vielem Fleiße verarbeitet, indem es den widrigen Geruch, den es anfänglich hat, beim Trockenwerden verliert.

Trauerente, Lat. Anas nigra, Linn. Fr. la Macreuse, Buff. Engl. the Scoter or black Diver, Penn. heißt auch die schwarze Ente. Ist, als Wasservogel, von der ersten Familie der Gattung der Enten eine Art, welche zu ihrem Unterscheidungs-Kennzeichen am ganzen Leibe schwarz ist. Sie hält sich in den nördlichen Ländern die meiste Zeit in der See auf, doch findet man sie auch auf den großen Flüssen und Seen Sibiriens häufig. In Deutschland trift man sie auf ihrem Zuge fast alle Winter, wenn die großen Teiche nicht beeist sind, unter den andern wilden Enten an, und sie kann von weiten erkannt werden.

Sie ist 2 Fuß lang, der Schwanz 3¾ Zoll, und die Breite der Flügel, die bis auf die Mitte des Schwanzes reichen, 3 Fuß. Sie wiegt 2 Pfund. Der Schnabel ist 2 Zoll 2 Linien lang, breit, stark, an der Wurzel mit einem in der Mitte getheilten Höcker versehen, stark gezähnelt, schwarz, in der Mitte hochgelb, auf dem Höcker olivengrün; ohne Nagel, die Augen sind kaffeebraun, die Nasenlöcher eirund, die Füße schwarz, die Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe 2¼ Zoll lang, und die hintere, welche hoch steht und belappt ist, 6 Linien lang.

Das ganze Gefieder ist schwarz, der Kopf und Hals purpurglänzend, die Schwingen auf der innern Fahne röthlichaschgraubraun; der Schwanz keilförmig. — Dem Weibchen fehlt der große Nasenhöcker, der gelbe Fleck auf dem Schnabel ist heller, und die Farbe mehr schwarzbraun als schwarz.

Sie ist außerordentlich scheu und furchtsam, und muß vom Jäger, wenn er sie schießen will, sehr behutsam hinterschlichen werden, desto unvorsichtiger aber geht sie ins Garn. — Als Zugvogel streist sie im Winter allenthalben herum. — Sie nährt sich von Gras, Muscheln, Schnekken und Fischen, und ihr Fleisch kann fast gar nicht gegessen werden, so thranig und fischartig schmeckt es.

Treffen, Fr. atteindre. Heißt, wenn der Jäger nach etwas schießt, und der Schuß nicht vorbei geht.

Treibejagen, siehe Klopfjagen.

Treibeleute, siehe Jagdbauern.

Treiben, Fr. poursuivre la bête. Wird gesagt, wenn, bei einer Jagd, die dazu bestellten Jäger und Jagdbauern die Hirsche und das Wildpret zusammen, oder auch nur aus einem Orte in den andern jagen.

Treiben, Fr. est en chaleur. Heißen einige Jäger, wenn ein hitziger junger Rehbock im August die Schmalricke aus Geilheit jaget und, jedoch ohne Befruchtung, bespringet (beschlägt).

Treiben. Sagt man auch, wenn von den Hühnerfängern die Feldhühner mit dem Schilde, oder mit einem Schießpferde allmählich vor sich hin, und in das Treibezeug gebracht werden, s. Treibezeug.

Treiben. Heißt es auch beim Lerchenstreichen, wenn zur Abendszeit die Lerchen in die Tagnetze oder Klebgarne gejaget werden.

Treibezeug, Fr. Tonnelle. Ist ein sowol und zwar vorzüglich zum Fang der Rebhühner, als auch anderer Vögel, z. B. Schnepfen, in der Runde gestricktes vorne weiter und hinten spitzig zulaufendes Garn, und ist einem gewöhnlichen Fischer- oder Garnsacke nicht unähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß es nicht völlig so weit ist. Gewöhnlich wird es auf folgende Art gemacht.

Man fängt den Hahmen mit 24 Maschen an, jede Masche ist von einem Knoten bis zum andern $1\frac{1}{2}$ Zoll weit. Wenn man die letzte Masche hat, so wirft man die Maschen vom Strickholze ab, und faßt die letzte zu der ersten, auf den dritten Theil derselben Maschenlänge, strickt alsdann so fort, immer rund herum, bis man auf 2 Klafter lang gestrickt hat; alsdann fängt man an abzunehmen, nimmt

also, wenn man drei bis viermal herum gestrickt hat, die erste Masche ab, entweder, indem man eine Masche fallen läßt, oder zwei Maschen zusammen nimmt, und strickt also fort bis auf 8 bis 9 Klafter Länge, wo alsdann das Netz hinten hinaus durch das Abnehmen spitziger zuläuft. Hierein müssen aber auch eine bis zwei Einkehlen, wie in einem Fischergarnsacke, gestrickt werden. Eine solche Einkehle zu machen, muß man da, wo sie hinkommen soll, an jeder Masche eine zunehmen, und so einmal rund herum stricken. Wenn man alsdann zum zweitenmale herum strickt, läßt man allemal eine Masche fallen, und strickt so eine Masche um die andere den Hahmen fort. Wenn nun die Einkehlen gemacht werden sollen, so strickt man an den Maschen, die stehen geblieben sind, rund herum fort, nimmt aber dabei ab, daß die Einkehle enger wird, und die Hühner, wenn sie hineingelaufen sind, nicht wieder zurück können. Hinten werden die Maschen an ein Strickchen gefasset und angereihet. An diesem Strickchen muß ein etwa spannenlanges Heft seyn. Ferner müssen Reife in diesem Hahmen seyn, zwei Ellen weit aus einander, die vordern weit, die hintern nach und nach etwas enger. Die Reife müssen an die Maschen eingebunden, die Einkehlen aber mit vier Bindfaden inwendig an den äußersten Hahmen angeheftet seyn, damit sie recht steif und gerade stehen. Vor den Hahmen muß auch ein Stück Garn mit einer Decke, welche man den Himmel nennt, kommen.

Dieser wird auf folgende Art gemacht, doch nach Gefallen schmal oder breit; indessen sind die breiten besser, als die schmalen. Es kann der Himmel mit 8 Maschen an dem Hahmen angefangen, und alsdann auf beiden Seiten zugenommen werden. Will man selbigen vorne hinaus weit haben, so wird er auch etwas lang. Wenn er 2 Klafter lang ist, so bekommt er eine vollkommene Länge und Breite. An den Seiten wird ein Geleiter gestrickt, dasselbe wird mit einer Masche angefangen, die Masche von einem Knoten zum andern $\frac{3}{4}$ Zoll weit, es nimmt also zu beiden Seiten zu, bis es 12 Maschen sind; alsdann werden die 12 Maschen fortgestrickt, und auf der einen Seite zu, auf der andern abgenommen, daß also die Seitenwände am Himmel spiegelig stehen, und zu beiden Seiten so lang werden, als

der Himmel ist. Diese Geleiter werden an Spindeln eingebunden, allemal auf zwei Ellen weit von einander, und müssen recht straff, wie eine Wand, stehen. Zu den Spindeln nimmt man am besten, feste Weißdornstöcke von der Dicke eines kleinen Fingers, deren Schale man im Feuer abgebähet hat. Wenn man die Geleiter einbinden will, so bohret man oben vom Ende 1½ Zoll herunter ein kleines Loch, wodurch nur feiner Bindfaden etlichemal durchgestochen werden kann. An diese Spindel und gegen das Loch bindet man den obern Saum von dem Geleitergarne an, und zieht alsdann das Garn straff nach der Gleichheit des Fadens an, und wo unten der Saum hinanreichet, daselbst wird wieder ein so kleines Loch gebohrt, und der untere Saum angebunden, da dann an der Spindel unten vollends eine Spitze zum Einstecken ist. Auf eben diese Art werden die andern Spindeln auch angemacht. Alsdann wird die Decke oben auf den Geleitern befestigt, und mit Zwirn verstrickt, hierauf aber auch der Himmel mit dem Geleiter an dem vordersten Bügel oder Reif des Hahmens fest gemacht. Hierzu müssen nun noch besonders mehr Geleiter, 12 Maschen hoch, wie die vorigen, gemacht werden. Ein jedes kann 6 bis 7 Klaftern seyn, dergleichen man noch fünf bis sechs Stück hat, welche als Flügel von dem Treibezeuge an, und so fort, hinaus zu stecken sind.

Zu diesem Treibezeuge gehört nun auch ein wohl abgerichteter Schießpferd. Da aber viele Jäger kein dergleichen Pferd gehalten bekommen, so wird in Ermangelung desselben ein Schild dazu gebraucht (s. Schild).

Wenn man mit dem Treibezeuge fangen will, so muß man einen guten und vorstehenden Hühnerhund haben, mit welchem man die Gegenden und Felder absuchen kann. Trifft man nun Hühner an, und der Hund steht fest und sicher, so ruft man ihn ab, und zu sich. Alsdann geht man mit demselben etwas ab und herum, und läßt ihn wieder hingehen (anziehen). Ist man nun versichert, daß der Hund Hühner vor sich hat, so läßt man ihn davor stehen; er legt sich auch wohl davor nieder, und unterdessen legt man das Treibzeug. Ist aber kein guter Hund vorhanden, so muß man des Morgens früh mit anbrechendem Tage schon im Felde seyn, und die Rebhühner auf ihren Ruf aus-

kundschafften (verhören); denn sie fangen des Morgens, kaum ehe der Tag anbricht, an, sich einander zuzurufen, stieben auf, fallen aber auch sogleich wieder ein. Wenn sie sonst ruhig sind, fallen sie gewöhnlich dreimal ein. Wo sie nun das drittemal einfallen, daselbst muß man hinschleichen, da man sie denn bald zu sehen bekommen wird, weil sie wegen des Thaues oder Reifes noch etwas hoch sitzen, und nach dem völligen Tage und Aufgang der Sonne verlangen. Sieht man sie aber nicht, so zieht man mit dem Schilde herum, ob man sie so zu sehen bekommen kann. Sieht man alsdann durch oder an dem Schilde die Hühner, so geht man ein oder zweimal von ferne herum, damit sie einen gewahr werden, und sich drücken, alsdann kann man das Zeug legen.

Hiebei muß man nun vor allen Dingen den Wind beobachten, zumal da das Huhn allezeit dem Winde entgegen geht, und sich schwerlich dem Winde nach treiben läßt; weil ihm sonst der Wind in die Federn bläßt, und dieselben aufweht. Es würde also eher aufstehen, als sich dem Winde nach in das Garn treiben lassen. Daher muß man das Treibzeug mit dem Hahmen dem Winde entgegen, und in eine Furche oder Fahre legen; die Leitern werden dem Winde nach, und zwar die ersten beiden im Anfange etwas gerade aus, die andern hernach schief gesteckt. Der Hahmen muß fest mit Häkchen angemacht werden, damit der Wind nicht damit spiele, und dadurch die Hühner verscheuche. Die Leitern müssen auch mit solchen Häkchen auf der Erde fest gemacht werden, und wenn eine Forkel nicht fest steht, setzt man eine steifere dahinter. Wenn dieses nicht geschieht, bleiben unten Oeffnungen, wodurch alsdenn die Hühner gehen, und also der Fang umsonst ist, oder wenn die Forkeln nicht recht feste stehen, stoßen die Hühner das Geländer um und gehen darüber weg.

Wenn nun das Hühnergarn recht ordentlich gestellt worden ist, so zieht man mit einem Schießpferde hinter die Hühner, verbirgt sich dahinter auf eine Seite, um nicht bemerkt zu werden und hält damit eine Weile, bis sie es annehmen. Alsdann zieht man ganz sachte auf sie zu, hält wieder stille, indessen budeln sie immer sachte fort. Wenn sie anfangen zu laufen, und in der Furche, oder genau auf

den Hahmen zugehen, so zieht man mit dem Pferde hinterdrein, wollen sie aber etwa auf einer Seite heraus, so muß man vorbeugen, damit man sie wieder nach den Flügeln zubringe. Wenn sie an das Geländer kommen, so muß man Achtung geben, wie sie sich betragen. Denn wenn sie schnippen und böse thun, so muß man sich öfters zurückziehen, und ihnen Geduld und Zeit lassen. Bisweilen besinnen sie sich doch anders, und gehen in das Zeug hinein. Jedoch ist dieses ein Zeichen, daß sie schon dabei gewesen sind, und gehen schwerlich, und wenn sie das Zeug kennen, gar nicht hinein. Da muß man nun öfters den Hahmen, wie auch den Himmel und die ersten Leitern mit Reisig bedecken (verreisern); dadurch betrügt man sie doch. Bei diesem Treiben kann man zwar etwas räuspern und husten, doch darf man nicht allzu großen Lärm machen.

Bei dem Pferde ist noch dieses zu bemerken, daß man dasselbe so stelle, daß man sich auf der Seite, und nicht hinter dasselbe verbergen kann, daher muß man es etwas schräge führen, und über dasselbe nach den Hühnern sehen. Doch muß man den Hühnern Zeit lassen, denn wenn man gleich gerade auf sie losziehen wollte, so würden sie aufstehen, und das Verlegen würde vergebens seyn. An das Pferd macht man eine dünne Schießleine auf beiden Seiten an dem Zaum an, und wendet dasselbe damit. Es muß aber so abgerichtet seyn, daß es bei dem Wenden mit den Vorderfüßen herumgehe, und mit den Hinterfüßen stehen bleibe; da wendet sich der Hühnerfänger auch, daß er hinten zu stehen kommt, doch sobald sich das Pferd gedreht hat, tritt er wieder auf die andere Seite desselben, ohne daß ihn die Hühner zu sehen bekommen. Mit den Leinen muß man das Pferd wenden und lenken können, wohin man will. Es muß auch den Kopf nach der Erde hängen, daß es aussieht, als ob es grasete.

Wenn nun die Hühner unter dem Himmel sind, so kann man geschwind auf sie zu eilen, damit sie nicht etwa zurückprallen. Man steckt sie in einen Sack. Doch muß man die in dem Hahmen mit dem Rocke zudecken, daß sie sich nicht zu Schaden schlagen. Auch muß man den Hahmen verbinden, sonst gehen sie wieder zurück heraus, und wenn eins heraus kömmt, so kann es ein ganzes Volk ver-

derben. Denn wenn eines dabei ist, welches das Zeug kennt, so fängt es an zu schnippen, wenn es daran kommt, stehet auf und das ganze Volk folgt ihm nach. Außerdem haben die Hühner die Art an sich, daß keines allein bleibt, sondern sie beißen sich zu den andern ein. Der Sack ist von Leinewand mit zwei Böden, und in den Sack werden Löcher gemacht, damit sie Luft haben und nicht ersticken.

Wo aber den Jägern kein Schießpferd gehalten wird, da bedient man sich des, unter Schild, beschriebenen Schildes, und verleget damit, wie schon gesagt ist. Nur muß man beym Verlegen noch dieses bemerken, daß, wenn man Holzhühner, die sich gerne nach dem Holze ziehen, hat, man das Zeug nach dem Holze zu in halben Wind lege. Wenn etwa der Wind nicht nach dem Holze zu streichet, so nimmt man das Schild, stellt sich damit hinter die Hühner von ferne, nicht zu nahe, hält mit demselben so lange, bis sie das Schild angenommen haben, welches man daran bemerkt, wenn sie nach demselben sehen, und immer fort budeln. Sobald sie es angenommen haben, kann man mit dem Schilde etwas auf sie anrücken, hält aber damit wieder stille. Thun sie gelassen, so bleibt man stehen, richten sie sich auf, so zieht man sich wieder zurück, denn sonst stehen sie auf. Geschieht es nun, daß sie in der Furche nach dem Hahmen zu und fortgehen, so rückt man mit dem Schilde sachte nach, fangen sie aber an zu laufen, und gehen gerade auf den Hahmen los, so geht man mit dem Schilde auch geschwinde nach.

Bisweilen geschieht es, daß man sie in einer halben Stunde, auch wohl eher, in dem Hahmen bekömmt, zuweilen aber muß man wohl einen ganzen halben Tag halten und davor liegen. Wollen die Hühner ausweichen, und nicht nach dem Geländer zu eilen, so muß man geschwinde vorbeugen, sonst gehen sie darüber heraus und vorbei. Indessen darf man nicht mit ihnen stürmen, sondern man muß gelassen und sehr geduldig seyn.

An Orten, wo es Dornhecken oder niedriges Weidenholz, junge Gehaue oder Dickige giebt, sind die Rebhühner mit leichter Mühe zu fangen. Denn dahin fallen sie leicht, wenn sie aufgesprengt werden. Wenn man nun da herum Hühner hat, so sucht man sie mit dem Hunde auf,

und sprenget sie, giebt dabei Achtung, wo sie hinfallen, merkt die Gegend wohl, und läßt auswendig einen Achtung geben, damit sie unter dem Verlegen nicht wieder aus dem Holze gehen. Derselbe gehet etliche hundert Schritte, auch wohl näher, nachdem es sich will thun lassen, auswendig am Gehölze hin und her. Dieses geschiehet aber nur, wenn auf der andern Seite entweder großes Holz oder Wasser ist. Denn wenn es kleines Gebüsche ist, so muß sich einer außen am Holze anstellen, und etliche hundert Schritte, oder weniger, stehen bleiben. Wenn er nun merkt, daß sie heraus wollen, darf er nur husten oder blöken, so gehen sie wieder zu Holze. So bald sie nun verleget, und der Hahmen auf einen Steig gebracht worden, so gehen ihrer zwei oder drei, nachdem das Holz breit, auch wohl nur einer, wenn es ein schmales Rändchen ist, außen am Holze von ferne hin, und sehen, wenn das Holz lang ist, daß sie den Rebhühnern nicht zu nahe kommen, zumal, da es besser ist, daß man ein wenig zu weit, als zu nahe, hinter ihnen ins Holz gehet, fängt alsdann an zu treiben, hohohet, als wenn einer eine Viehheerde treibet, hustet und blöket mit unter; bisweilen ruft man, wie die Bauern, wenn sie ihre Pferde, Ochsen rc. regieren wollen, pocht auch sowohl im Holze, als außer demselben, mit einem abgeschnittenen Stocke. Indessen muß der, welcher auswendig der Länge nach gehet, etwas vorbeugen, und wenn er an die Leitern kommt, stehen bleiben, bis der andere auch heran und ihm gleich ist, alsdann treiben sie ganz sachte an den Geländern fort, bis an den Himmel. Vorher muß sich aber einer bei dem Hahmen hinter einen dicken Strauch verbergen, oder wenn er nicht dick genug ist, muß man eine Lauschwand von grünem Reisig machen, etwa dreissig Schritte von dem Hahmen, gegen das Geländer, damit er sehe, wenn sie hineingehen.

Wenn sie nun unter dem Himmel und im Hahmen, diejenigen aber, welche treiben, noch weit zurück sind, so geht er vorne vor, damit sie hinten in den Hahmen gehen, verbindet und verdeckt sie, verbirgt sich wieder, indem es oft geschiehet, daß zwei, drei oder mehr Heerden (Ketten, Volk) schon zuvor im Holze liegen, da man denn öfters zwei bis drei Heerden auf einmal fangen kann. Wenn sie dann

gefangen sind, nimmt man sie hinten heraus. Aber dies ist noch zu merken, daß der Hahmen hinten recht fest angemacht werden muß; denn wenn dieses nicht geschieht, und der Heft heraus geht, so giebt sich der Hahmen, weil er mit einer kleinen Leine hinten zusammen gezogen wird, an welcher er auch angepflöckt wird, von einander, und die Hühner gehen heraus und davon, und diese Hühner wird man dasselbe Jahr mit dem Zeuge nicht wieder fangen.

So wie man zu Anfange, wenn das Gras noch hoch ist, sehr sachte treibet, auch in selbigem zuvor Steige macht, damit sie desto besser fort können, indem sie sich im hohen Grase leicht zerstreuen und verkriechen — auch wohl einen auf einen Baum stellt, der Achtung geben muß, wo sie sind, und denen, welche treiben, ein Zeichen giebt, wo sie hingehen sollen, daher man den auf dem Baume wohl in Acht nehmen, und dessen Zeichen beobachten, auch sich darnach richten muß; — so kann man auch desto geschwinder treiben, wenn das Gras weg ist, und die Hühner bereifet sind, denn da laufen sie ohnedies geschwinder. Ueberhaupt ist der Herbst die beste und bequemste Jahrszeit, die Hühner mit dem Treibzeuge zu fangen.

Auf ähnliche Art verfährt man auch, wenn man das Eintreiben des Abends unternimmt, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Hühner sich des Morgens lieber aus dem Felde gegen ein Gebüsch, des Abends im umgekehrten Fall von dem Gebüsch ab in die Felder treiben lassen, wornach man sich beim Aufstellen des Treibzeugs richten muß.

Treten, siehe Antreten und Steigen.

Trift, siehe Huth.

Trillanter-Laut, Fr. Faire un battement de la voix. Wird von der Heidelerche gesagt, wenn sie sich mit ihrem Gesang hören läßt.

Tritt, siehe Fährte.

Tritteisen, siehe Tellereisen.

Trollen, siehe Traben.

Trommel, Fr. Pannetière. Ist ein Garnsack, in welchem von einigen Jägern mittelst eines Lichtes, die Staare des Nachts auf den Teichen gefangen werden.

Tropp, siehe Rudel.

Trüffeljagd, Fr. Quête ou Recherche des Truffes. ...dient eigentlich nicht den Namen Jagd, obschon an ge...m Orten Jäger und Hunde dazu gebraucht werden, ei...lich aber ist es das Aufsuchen der Trüffeln (Lat. Lycoperdon subterraneum s. tubera terrae, Fr. Truffes, Truf...); diese sind Schwämme, welche unter der Erde wachsen, ...t Stiele und Wurzeln erscheinen, und der Gestalt, ...e und Farbe nach unterschiedlich sind. Man findet ...e, eiförmige und länglicht eiförmige, welche letztere ...weintrüffeln genannt und von Menschen nicht gegessen ...den.

Man findet kleine und große, die größten sind, wenn ...frisch sind, fast 1 Pfund schwer. Es giebt weiße, ...ärzliche und graue oder erdfarbigte, sie sind inwendig ...chigt und aderigt, fast wie gewisse Gattungen von Mar... Man kann eigentlich 3 Arten von Trüffeln anneh...n, als schwarze, weiße und roth marmorirte. Frisch ...et man sie meistens schwarzbraun mit kleinen Hügeln, ...endig aber entweder scheckigt und wie eine Muskaten... gleichsam marmorirt, welches die besten sind; oder ... weiß, welche nicht allzu zeitig, aber doch sehr lieblich ...; die aber inwendig schwarz befunden werden, sind ...und faulen gerne.

Einige stehen tiefer in der Erde als andere, beide aber ...äth der durchdringende fast urinhafte Geruch. Sie ...hsen am liebsten in schwarzem lockeren Erdreich, auch in ...enem sandigen Boden, besonders in Hölzern, worin ...nen, Buchen und Eichen befindlich, wo nicht gar zu ...er Unterwuchs ist, und der Regen recht eindringen ...n. Man findet sie auch in guten fetten Feldern, in Gär... an alten Hornbaum, auch in Linden-Alleen. Sie wer... zur Delikatesse, und weil sie sehr nahrhaft seyn sollen, ... großer Herren Tafeln gespeiset, und zu diesem Ende ...h abgerichtete Hunde, welche darnach winden, und wo ...olche merken, zu scharren pflegen, aufgesucht. Man ...ent sich dabei kleiner Hunde, auch der Hühnerhunde und ...bets, am besten aber kleiner Budelhunde. Wenn ... ein dergleichen recht ferm seyn soll, so muß er recht ...irt seyn, damit er nicht den Trüffel selbst ausgräbt, und ..., ehe man hinzu kömmt.

Morgens früh nimmt der Trüffelsucher den Hund, welchen man nach Art der Italiäner Putta rufen muß, und giebt ihm ein Stück Brod in Trüffelöl (wird gemacht, daß man die Trüffel in Baumöl siedet) eingetaucht, sodann ziehet man mit ihm aus. So bald der Hund etwas spüret, wezt er mit dem Maul und sucht, und wenn er einen Trüffel gefunden hat, so fällt er an, wie der Leithund auf den Hirsch fährt, und fängt an zu kratzen; alsdann kömmt man ihm zu Hülfe mit einem Grabeisen oder Häckchen, und gräbt den Trüffel heraus. Dem Hund aber giebt man ein Stückchen Brod, so wie er überhaupt nichts anders als Brod zu fressen bekommt.

Trunkelbeerstrauch, lat. Vaccinium uliginosum, Linn. Fr. Grand Airelle, Danier, Engl. the great Bilberry-Bush; auch genannt: großer Heidelbeerstrauch, großer Rausch, große Kuthecken, Krackbesinn, Sumpf-Preusselbeere, Trunkelbeere, Tringelbeere, Drumpelbeere, große Rauschbeere, Moorbeere, Bruchbeere, Kostbeere, Jägerbeere, Jngelbeere, Kranbeere, Krackbeere, Kosbeere. Jst sömmergrünes Laubholz, und gehört, als ein niedriger Strauch, unter die Erdhölzer. Er macht mit den übrigen Heidelbeerarten, nämlich der Heidelbeere, der Moosbeere und der Preusselbeere ein Geschlecht aus, indem sie sämmtlich wegen ihres natürlichen Charakters in den Blumen und Früchten sehr übereinstimmen. Sie bringen insgesammt fruchtbare Zwitterblüten mit 8 Staubfäden, welche mit gehörnten Staubhülsen versehen sind. Der Fruchtknoten unter der Blumendecke ist rund, der Staubweg einfach, länger als die Fäden, die Narbe stumpf.

Dieser Erdstrauch ist eigentlich ein großer Heidelbeerstrauch, der einen feuchten guten Moorgrund und überhaupt nasse Stellen liebt. Jedoch kömmt er auch in trocknem Boden fort, wenn man ihn der Verschiedenheit wegen in Gärten und Lustpflanzungen unterhalten will. Er wird höher und stärker im Holze als die gemeine Heidelbeere. Stamm und Aeste sind im Umfange rund. Jn 10 Jahren erreicht er sein vollkommenes Wachsthum. Seine harte, holzige und sehr faserige Wurzel geht 1 Fuß tief und 1 Fuß in die Weite, und breitet sich überall aus. Die Rinde ist am

jungen Holze streifig braun, und am alten glatt bräunlich. Das Holz ist weißlich, hart und mittelmäßig dauerhaft. Die Blätter stehen abwechselnd an den Zweigen, sind fein, zart, verkehrt eirund, stumpf, glattrandig, oft an der Spitze fein gezähnt, übrigens glänzend, auf der obern Fläche hellgrün, unten aber meergrün, mit einem adrigen Netz durchzogen und fallen im Herbst ab. Die weiblich röthlichen Blumen brechen im Mai mit dem Laube, ganz einzeln auf langen Stielen hervor. Die im August und September ganz reife Beere ist schwärzlich, größer als die schwarze Heidelbeere, wässerig, und mit weißem Fleische ohne Geschmack angefüllt. In dieser befindet sich der Saame, der aus sehr kleinen dunkelgelben Körnern besteht.

In Gegenden, wo dieses Erdholz häufig wächst und das Brennholz selten ist, muß es die Feuerung auf dem Heerde vorzüglich unterhalten helfen. Es hinterläßt eine gute Asche. Die Färber und Gerber bedienen sich in manchen Gegenden der herben und sauern Blätter und jungen Zweige, statt des Kühnposts. Die Beere sollen in Menge gegessen eine sehr berauschende Kraft haben (daher auch der Name Trunkelbeerstrauch); aber sicherlich äußern sie diese nur bei manchen Subjekten, und vielleicht auch bei diesen nur unter bestimmten Umständen. Fast in ganz Italien wird Leder damit gegerbt.

Trupp, siehe Rudel.

Tuche, siehe Jagdzeuge.

Tuchlappen, Fr. Lambeau Sind kurze Streiffen Leinwand, die zur Umstellung des Wildes mitgebraucht und folgendergestalt verfertiget werden. Am besten läßt man dazu besondere schmale Leinwand, von $3\frac{1}{2}$ Viertel Breite, machen, denn ob man schon $\frac{7}{4}$ breite Leinwand nehmen kann, so müßte diese erst in der Mitte gespalten, und alsdenn besäumet werden, welches unnöthig, auch nicht so dauerhaft ist. Ein Bund Tuchlappen muß 50 Waldschritte stellen, die Lappen werden 1 Elle lang geschnitten, am untersten Ende besäumet, und oben um die Leine fest genähet, von einem Lappen bis zum andern ist an der Leine 1 Elle Raum, dahin wird wieder ein Lappen genähet, und so fort an der Leine eingetheilt, da es denn auf 150 Waldschritte 133

Lappen ausmacht; an jedem Ende muß die Leine $1\frac{1}{2}$ Klafter frei zum Anbinden seyn, da denn an einem Ende neben dem letzten Lappen ein eiserner Ring in die Leine gemacht wird, so auch am andern Ende neben dem letzten Lappen der andere eiserne Rink; hiezu gehören auch Haken, worauf die Lappen aufgenommen, aufgesteckt, fest gebunden, und fortgetragen werden können. Die eisernen Rinken dienen dazu, daß man ein Bund Lappen an das andere gleich binden kann; auf jedem Lappen wird ein Wappen, Name oder Jahrzahl gedruckt, und zwar wechselsweise, daß ein Lappen um den andern das Zeichen rechts hat, und desto besser ist es, wenn die Leinewand dazu gebleicht ist, damit das Weiße bei der Nacht und in düstern Wäldern mehr blendet, welches auch nur eigentlich mit den Lappen beabsichtiget wird; jedoch sind sie gut zu gebrauchen, weil man dabei die hohen Zeuge sehr ersparen kann.

Wenn man Hirsche oder anderes Wildpret verlappt, und die Lappen nur aufs Freie bringen, und den Thieren einen weiten Raum geben kann, daß sie nicht zu enge eingefaßt sind, so gehen sie nicht so leicht durch die Lappen, und man kann Hirsche, Rehe, Wölfe, Füchse u. d. gl. darin todtschießen, ehe sie begehren über oder heraus zu fliehen; wo es aber enge ist, da achten sie nicht lange auf die Lappen, und treibt sie die Noth an, ihr Leben zu retten. Die Tuchlappen werden auch da nützlich mit gebraucht, wo die hohen Jagdzeuge oder Tücher nicht zureichen wollen, so daß man es im Jagen, wenn es noch im Weiten ist, mit Tuchlappen vollends zumacht. Man braucht sie manchmal wohl 2 bis 3 Tage beim Jagen zum Stellen und Einrichten, und wenn ordentlich verfahren wird, geht oder fliehet so leicht nichts über die Lappen hinaus; auch wo Brüche und Moräste oder Klippen, die mit dem hohen Zeuge sehr beschwerlich zu passiren sind, kann man sie mit Nutzen gebrauchen, um dergleichen Stellen zu verlappen, daß das Wildpret im Treiben da nicht so leicht hinaus bricht, ingleichen wenn ein Treiben geschehen ist, lappt man zur Vorsorge gleich hinter her zu, bis man mit den Zeugen nachkommen kann, welches mit den Lappen sehr geschwind geschieht, weil, so geschwind ein Mann im Schritte geht, auch so geschwind angebunden und nachgestellet werden kann.

Wie man übrigens bei dem Stellen der Tuchlappen verfährt, davon sehe man unter Verlappen.

Türkische Ente, siehe Bisamente.

Türkischer Reiher, siehe Silberreiher und großer Reiher.

Turteltaube, lat. Columba Turtur, Linn. Fr. la Turterelle, Buff. Engl. the Turtle or Turtle-Dove, Pennant. Ist von der Gattung der Tauben eine Art, bei welcher, als Kennzeichen, die Schwanzfedern an den Spitzen weiß sind und an den Seiten des Halses ein schwarzer Fleck mit weißen Querstrichen steht.

Sie gleicht an Größe einer Misteldrossel, doch ist sie etwas stärker, 11 bis 12 Zoll lang und 1 Fuß 6 bis 8 Zoll breit. Der Schwanz ist $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, und wird drei Viertheile von den Flügeln bedeckt. Der Schnabel ist $\frac{3}{4}$ Zoll lang, dünn, hornblau, die Fleischdecken der Nasenlöcher roth und weiß gemischt, der Rachen roth, der Augenstern röthlichgelb und ein schmaler kahler Ring um die Augen fleischroth, die Füße hochroth, die Klauen hornfarbenblau, die Beine geschildert, kahl und 9 Linien hoch, die Mittelzehe $1\frac{1}{2}$ Zoll und die Hinterzehe 8 Linien lang.

Die Stirn ist weißlich, die Wangen sind rothgrau, der Scheitel und ein Theil des Oberhalses hellblau, von da wird diese Farbe bis zum Schwanze dunkler und schmuziger, der Rücken mit schwärzlichen Flecken, an beiden Seiten des Halses liegt ein schwarzer Flecken, mit drei bis vier weißen Querstrichen, der Bauch und die mittelmäßigen Afterfedern sind weiß; die Kehle, der Hals und die Brust hellaschfarben, die Schenkelfedern rothgrau, die Deckfedern der Flügel hellaschfarben, einige davon nebst den Schulterfedern schwärzlich mit rosenrother Einfassung, die vordern Schwungfedern dunkelbraun ins Blaue fallend, der abgerundete Schwanz schwärzlich, und bildet wegen der einen Zoll großen Spitzen der äußern Federn, beim Fluge des Vogels einen weißen Halbzirkel. — Das Weibchen ist kleiner, hat einen sehr kleinen spitzigen Kopf, die Brust ist blässer, und also nicht so lebhaft als am Männchen, der schwarze Halsfleck nicht so breit, und die Rückenfarbe mehr rothgrau als aschgrau, auch fehlt die weißliche Stirn, und die Flügelfedern sind schmutzig dunkelbraun.

Sie ist unter den Waldtauben die niedlichste, von Natur sehr furchtsam und scheu. Ihr Flug ist sehr schnell. Sie werden außerordentlich kirre, besonders jung aufgezogen, und sind daher in manchen Gegenden gewöhnlich Stubenvögel. Ihr Alter bringen sie auf zehn Jahre. Ihr Vaterland ist Europa, und ist in Deutschland sehr gemein. Unter den Waldtauben ist sie die zärtlichste, daher kömmt sie im Frühjahr nicht eher, als zu Ende des Aprils oder Anfange des Mais zurück, und geht auch bald im Herbst wieder fort. Sie ziehen in großen Truppen, die sich schon zu Anfang des Augusts versammeln, und im September sich nach und nach verlieren. Sie lieben die Laub so wie die Nadelwälder, und zwar an einem Kettengebirge nur die Vorberge. Wenn der Fichtensaamen geräth, bleiben sie auch das ganze Jahr im Walde, und sehnen sich weder fort, noch gehen sie auf das Feld nach dem Getraide.

Sie fressen daher vorzüglich Fichtensaamen; sonst noch Wicken, Erbsen, Lein, Hirsen, Hanf, Rübsaat, Roggen, Waizen, Heidekorn und Gerste. Sie sollen auch Beeren fressen.

Bei der Paarung lassen die Männchen einen tiefheulenden Ton hören, eine höher heulende Stimme aber, welche fast in den Ton des Krähens übergeht, so oft sich das Wetter ändert. Sie nisten einmal, auch bei gutem Wetter des Jahrs zweimal. Ihr aus etlichen dürren Reisern zusammengelegtes Nest steht in den dichten Fichtenwäldern sicher genug auf einem dichten Zweige; in Laubhölzern aber und Gärten wird es immer vom Wetter zerstört, daher sie auch in letztern Gegenden nicht zahlreich angetroffen wird. Die Eier sind klein, weiß, und werden 16 bis 17 Tage bebrütet. Sobald man nur nach dem Neste auf den Bäumen siehet, verlassen die Alten dasselbe, daher diese Vögel von den Jägern die eigensinnigsten genannt werden. Die Jungen sehen bis zum ersten Mausern am Oberleibe ganz rothgrau aus, und sind auf den Flügeln etwas schwarzblau gefleckt.

Mit der Ringeltaube haben sie gleiche Feinde, und werden vorzüglich von dem Sperber verfolgt, welches auch eine Ursache ihrer schwachen Vermehrung ist.

Da, wo sie gehegt werden, sind sie leicht zu schießen, weil sie den Jäger nicht fürchten; sonst sind sie außerordentlich scheu, besonders wenn sie einmal den Verfolgungen der Menschen ausgesetzt gewesen sind. Die Jungen aber sind in jenen Gegenden so wenig furchtsam, daß man sie, wenn sie sich baden, oder am Wasser sind, fast mit der Hand greifen kann. Da sie das Salz, wie alle Tauben lieben, so fängt man sie bei Salzlecken in Schlingen. Sonst wie die Holztauben. — Sie nützen durch ihr Fleisch; das der Jungen ist besonders ein gesundes und schmackhaftes Gericht.

Tyras, siehe Tiras.

U V

Vaselmast, ist so viel als Viertelmast; siehe unter Mast.

Verangerter Boden. Wird ein Holzboden in Nadelholzrevieren genannt, welcher zu einer Zeit abgetrieben worden, da kein Saamenjahr gewesen ist, und da auch die künstliche Aussaat unterblieben, der Boden so stark verraset ist, daß hernach kein Saame vor dem langen Grase an die Erde fallen und Wurzel schlagen können.

Verbeißen, Fr. cesser d' être en amour. Verbissen, sagt man, hat der Auerhahn, wenn er im Frühjahr den buchenen Vorschuß genießet, und dann nicht mehr falzet.

Verbeißen, Verfangen, Fr. se prendre des dents jusqu' à ne pas demordre. Sagt man von den Hatzhunden, wenn sie einen Hirsch oder eine Sau fangen, und sich aus Begierde so verbeißen, daß sie nicht von selbst wieder ablassen können, sondern man ihnen das Maul aufbrechen muß. S. Abbrechen.

Verbeißen, Fr. brouter. Geschieht in Unterholzrevieren, wenn ein junger Schlag oder Hieb zu früh betrieben wird, so daß das Vieh, auch das Wildpret, den jungen Wuchs abfrißt. Dergleichen Schläge nennt man verbeizte Schläge, denn nun bekommen dergleichen Stämme oder Sommerlatten keinen geschickten Wuchs, sondern breiten sich als Büsche an der Erde aus, kommen nicht weiter

und bekommen unten dicke Stämme. Am besten verfährt man, daß man solche im Februar oder März dichte an der Erde abhauet, damit sie dadurch in Stand gesetzet werden, wieder frische Lohden zu treiben.

Verbellen, Fr. arrêter en aboyant. Heißt, wenn ein Saufinder oder Schweißhund, eine Sau oder aber ein verwundetes Thier stellet, und vor selbigem ausgiebt und laut wird. S. Stellen.

Verbergschirm, Fr. Auvent. Ist der Abtritt, der bei einem Hauptjagen, auswendig am Laufte zu stehen kömmt, und zum Gebrauche der Herrschaften errichtet wird.

Verbrechen, Fr. briser, jetter des brisées. Wird genannt, wenn der Jäger, nachdem er etwas gebirschet und bekommen, solches mit grünem Reisig bedeckt, damit es weder so leicht von den Raubthieren angegangen, noch von dem Ungeziefer beschmeisset werde. — Verbrechen, heißt auch so viel, als das abgebrochene Aestchen (den Bruch) nehmen, und es mit der Spitze, wo es abgebrochen worden, in die Fährte legen. Hiebei ist zu merken, daß die Spitze vom Bruche allezeit in der Fährte hinweiset, wo es hinwärts gezogen ist. An einigen Orten legt man auf die Hirschfährten nur allein den Bruch hinwärts; wenn es aber Thiere oder Wild sind, so legt man den Bruch verkehrt.

Verbrelt, Fr. Renard a peur. Sagt man vom Fuchs, wenn er ein gelegtes und aufgestelltes Eisen abziehet und einschmeißet, so daß es fehl schlägt, und nun derselbe dadurch furchtsam gemacht, nicht so leicht wieder auf den Platz zu bringen ist.

Verbrunft, siehe Abgebrunft.

Verbutten, Fr. se rabougrir. Bedeutet beim Holz so viel, als verbeizen, nur mit dem Unterschiede, daß ein verbeiztes Holz, wenn es auf einem schlechten Boden steht, endlich moosig und dürre wird, alsdann verbuttet Holz genannt wird. Verbuttet sagt man auch von gepflanzten Tannen, welche einzeln stehen, unten dick und doch nicht hoch werden, in der Spitze aber schon anfangen abzusterben. Ingleichen bei Eichen, wenn sie, da sie nicht gehörig gepflanzt sind, ganz rauch vom Moose werden, und in der

Krone nichts treiben, endlich von oben herunter absterben, und am Stamme herauf viele Räuber oder wilde Lohden treiben.

Verderben, s. Absterben.

Verdrossen, Fr. Chien a de l'indifférence pour la voie. Der Hund, sagt man, sucht verdrossen, wenn er kaltsinnig zu Fährten greift, und nicht frisch and munter darauf fortsuchet.

Vereckt, Fr. Tête parfaite; Cerf a fait son bois. Sagt man vom Hirsch, wenn bei ihm das mit Bast überzogene Gehörn völlig wieder gewachsen ist, und die Enden daran wieder hart werden. Bei alten Hirschen erfolgt dieses im Julius, bei jüngern im August, worauf sie anfangen den Bast zu schlagen und zu fegen.

Verendet, s. Enden.

Verfangen, Fr. s'engouffrer d'air. Heißt es bei den Windhunden, wenn sie sich aus dem Athem laufen, und nicht mehr fortkommen können.

Verfangen, siehe Verbeißen.

Verfärben, s. Färben.

Verfedern, Fr. muer. Sagt man vom Federwildpret jeder Gattung und Größe, wenn es die Mauser überstanden hat, und völlig flügge wieder geworden ist.

Verfolgen, Fr. courir. Geschieht, wenn man einem Thiere, das einmal angehetzet oder angeschossen worden ist, nachsetzt und solches habhaft zu werden sucht.

Verhängen, mit einem Hegewisch; heißt so viel, als einen Ort in Hegung bringen.

Verhau, Verhauigt. Ist so viel als Zuschlag.

Verhauptmaschen, Fr. enlarmer les filets. Heißt, wenn man die Garne von allerhand Gattung oben und unten mit weiterem Gemäsche von stärkerm Zwirn, als das Garn selbst hat, umstricket. Durch diese Maschen werden die Leinen, die zu dem Garne gehören, gezogen.

Verhören, Fr. entendre. Benennen die Jäger, wenn sie in der Brunst- oder Falzzeit den Stand des edlen Hirsches und des Auerhahns ausmachen wollen, und deshalb früh vor Tages Anbruch hinaus gehen, um zu hören, wo die Hirsche schreien und die Auerhähne falzen, und wo sie hernach öfterer anzutreffen sind. — Verhören, sagen auch

die Hühnerfänger, wenn sie früh vor Tages Anbruch in die Felder gehen, um zu beobachten, wo die Feldhühner, wenn sie zum drittenmale rufen, niederfallen, weil sie daselbst hernach leicht zu finden und anzutreffen sind. S. Treibzeug.

Verkämpfen. Heißt, wenn Hirsche zur Brunftzeit mit einander kämpfen, und sich mit ihrem Gehörne so hart in einander schlagen und verwickeln, daß sie nicht wieder von einander kommen können, sondern beide zusammen bleiben und elend umkommen müssen.

Verkappen, Fr. enchaperonner. Geschiehet von den Falkeniern, wenn sie den Vögeln, die sie abtragen wollen, anfänglich eine lederne Kappe (s. Falkenkappe) über den Kopf ziehen, um sie lernen stille zu sitzen.

Verklüften, Versetzen, Fr. se terrer, se cacher. Heißt es von den Dächsen, wenn sie gegraben werden, da nämlich, wie es oftmals geschieht, wenn der Hund, der vorlieget, nicht recht eifrig, und dem Dachse nicht beständig auf dem Halse ist, derselbe sich geschwind vergräbt, so daß ihn der Hund nachher nicht wieder finden kann. S. Dachsfang.

Verkohlen, Fr. reduire le bois en charbon. Heißt Holz nach der Kunst in Kohlen verwandeln; s. Kohlen.

Verlappen, Fr. faire une enceinte avec toiles. Heißt die zum Jagen gehörige Vorbereitung, da man etwas mit Tuch- oder Federlappen umstellet, und geschieht entweder des Nachts, wenn etwas in den Ort nicht wieder hinein kommen soll, wo es sonst gewöhnlich hineingezogen, und sich darin aufgehalten hat, oder des Morgens, wenn das, was in einem Orte darin steckt, nicht wegziehen, sondern darin bleiben soll. Die dazu bestimmte Stelle wird die Lappstatt genannt.

Bei jedem Verlappen muß man zuvörderst überlegen, wie viel Lappen nöthig sind, ob selbige hingetragen, oder hingefahren werden müssen. Muß das Verlappen des Nachts geschehen, so man läßt am besten die Lappen am Tage ohne Geräusch in die vermuthliche Mitte der Lappstatt schaffen, und da die Nacht erwarten.

Vornämlich ist bei dem Verlappen zu beobachten, daß, da die Lappen nicht zum Halten, sondern nur zum Blenden und um scheu zu machen sind, selbige so viel möglich ins

Freie zu stehen kommen müssen, damit sie das Wildpret, es sey von welcher Art es wolle, von ferne gewahr werden kann. Denn wollte man die Lappen dichte am Dickigt ziehen, aus welchem nichts heraus sollte, so würde das Wild, wenn es im Busche rege gemacht worden, die Lappen beim Herausbrechen durch das Dickigt, wegen des Holzes nicht sogleich gewahr werden, mithin durch die Lappen weg fliehen, und die Mühe vereiteln. Wenn aber die Lappen etwas frei davon abstehen, so wird das Wild, wenn es zum Dickigt hinaus die Lappen erblickt, bald wieder zurück und hinein gehen.

Soll mit Federlappen verlappt werden, so muß der Jäger vorher schon ohngefähr wissen, ob das Wildpret frühzeitig oder spät seinen Wechsel nimmt, und also mit etlichen Jagdleuten des Nachts zu rechter Zeit hin zur Lappstatt gehen. Ein Mann kann von den kleinen Federhaspels 10 bis 12 Pfund tragen, ein anderer nimmt die Stellstäbe, welche auch eingebunden sind, und die Bunde Lappen theilet man so aus, daß auf jedem Flügel, so viel da nöthig sind, hingehen: von den großen Federhaspeln haben zwei Mann einen, und nehmen solche zuerst zum Ablaufen, so daß man in der Mitte zwei Bund Lappen an einander bindet, und alsdann eine Parthie zur Rechten auf den Flügel, die andere auf dem linken Flügel fortlaufen läßt. Diejenigen, welche die Stäbe tragen, stellen immer fleißig hinten nach auf, indem es mit dem Verlappen mit Federn so geschwind fortgeht, als nur ein Mann marschiren kann.

Wo ein Bund Lappen ausgeht, da wird der Haspel mit seinen zwei Spitzen im Boden fest gedruckt, ein anderer ist schon mit einem frischen Bund Lappen da, nimmt den kleinen Heftel, schlägt ihn in die Erde, oder bindet ihn gleich an jenen Haspel, und so immerfort; hiebei ist zu bemerken, daß man sich so stille als möglich halten muß. Anfangs hängt man die Lappen nur hin und wieder etwas vom Boden auf, bis man erst so weit, als man es nöthig glaubt, herum ist, alsdann geht man wieder zurück, stelle die Leute, so die Lappen getragen, an die Lappen herum, und läßt solche ordentlich, wie es seyn muß, vollends zurechte machen.

Wenn man in lichten Hölzern oder einzelnen Büschen mit den Lappen hinkommt, kann man sie dann und wann an einem Bäumchen steif anziehen, aber nicht öfters, damit sie frei hängen, und auch desto besser vom Winde können beweget werden. Auch ist zu bemerken, daß wenn nach Hasen und Füchsen verlappt wird, die Lappen so niedrig hängen müssen, daß sie kaum vom Boden so hoch hängen, daß sie sich bewegen und den Boden nicht berühren; für Rehe, Sauen und Wölfe etwas höher, für Hirsche und hohes Rothwildpret aber so hoch, daß die Lappen einem Manne bis an die Brust gehen. Wenn kein Frost ist, kann man die kleinen Stellstäbe gar leicht in den Boden bringen, ist aber Frost so bedient man sich am besten des Frostbohrers, weil es mit Picken und Stichel zu sehr lärmt und weit zu hören ist.

Bei dem Verlappen mit Tuchlappen ist ebenfalls zu beobachten, daß sie frei vom Holze ab, und nicht so dichte an dasselbe zu stehen kommen, auch wenn es geschieht, daß vom Felde nichts ins Holz soll, damit sie besser blenden. Freilich geht es mit diesen Lappen nicht so geschwinde, als mit den Federlappen; es gehört dazu mehr Mannschaft, indem ein Mann nur ein Bund Lappen auf einmal tragen und ablaufen lassen kann; auch sind die Stellstangen, die schon ziemlich stark seyn müssen, schwerer fortzubringen; dagegen blenden sie aber auch mehr. Hat man Mannschaft genug, die Lappen fortzubringen, so kann man auch auf zwei Flügeln verlappen lassen; ausserdem muß man auf einem Flügel fortlappen, und den Wagen mit den andern Lappen nachfahren lassen.

Das erste Bund Lappen bindet man an einen Busch, oder schlägt einen Heftel dazu ein. Wenn ein Bund Lappen ausgehet, so drückt man den Haken so fest als möglich in den Boden, oder schlägt ihn hinein; damit es aber keinen starken Schall mache, muß man einen alten Lappen oder Handschuh auf den Haken halten, und mit dem Schlägel darauf schlagen. An den eisernen Rinken, der nicht weit von dem Haken an der Leine ist, bindet man das andere Bund Lappen wieder mit seinem Ende an, und läßt sie alsdann so weiter ablaufen. Könnte man den Haken nicht sogleich hinein bringen, und wollte auch nicht viel Pochens machen, so

bindet man die Leine mit dem Haken an das andere Bund Lappen und in den eisernen Ring, daß sie so gegen einander fest halten.

Da die Stangen der Tuchlappen zu stark sind, so muß man zum Nachstellen Stichel haben. Giebt es etwa, wenn man sich mit den Lappen schwenken muß, Bogen oder Ecken, so muß man sich an den Bäumen herum zu schwenken suchen, auch dann und wann die Lappen an einem Baum straff anziehen. Ueberhaupt müssen die Tuchlappen scharf angezogen werden, damit sie gerade wie eine Linie zu stehen kommen, und nicht bogenweise zwischen den Stellstangen hängen. Nach Hasen und Füchsen wird damit so niedrig, wie mit den Federlappen verlappt, nur müssen sie nicht den Boden berühren; zum hohen Wildpret Brust-hoch.

In Ermangelung hinlänglicher Jagdzeuge kann man mit den Tuchlappen auch gegen hohes Wildpret etwas ausrichten, wozu man aber noch besonders 9 Fuß hohe Stellstangen, und oben einen eisernen Stellhaken, auch einen dergleichen in der Mitte haben muß, so daß doppelt verlappt wird. Einer geht vorhin, und läßt ein Bund Lappen ablaufen; ein anderer stellet gleich hinter drein nach, und legt die Leine mit den Lappen allemal erst in den obersten Stellhaken, richtet die Stange mit den Lappen so auf, und stößt sie in das mit dem Stichel vorgestoßene Loch; noch ein anderer, der nachher kömmt, läßt auch sein Bund Lappen ablaufen, und diesem stellt einer nach, welcher die Lappen mit der Hand in den untern Stellhaken legt.

Verlassen, Fr. délaisser. Der Hund, heißt es, hat das Thier verlassen, wenn ein Jagd- Schweiß- oder sonst ein anderer Hund, an irgend ein Thier gelassen wird, selbiges aber nicht genug verfolgt und anhält, sondern vor der Zeit, ehe es der Jäger zum Schuß bekömmt, davon abgehet.

Verlegen. Heißt, wenn der Jäger die Treibzeuge legen, und die Hühner darin fangen will; s. Bestecken.

Verlohren, Fr. perdre. Heißt es, wenn ein Hund an etwas jaget, und dergestalt von der Fährte abkömmt, daß er das Thier gar nicht wieder finden und vorjagen kann.

Verlohrne Treiben. Wird gesagt, wenn bei einem Jagen die Feld- und Vorhölzer und Holzecken zur Versiche-

rung, daß nichts zurücke bleibt, vorher ab- und ins Ganze getrieben werden.

Verlohrne Wehre. Heißt, wenn bei den Klopf- und Streifjagen, die ohne Zeug, doch aber mit Schützen und Jagdleuten verrichtet werden, man bei den Treiben auf beiden Seiten Jagdleute anstellt, um dadurch zu verhüten, daß nichts neben ausbrechen kann, sondern gerade auf die angestellten Schützen losgehen muß.

Vermarken, Vermaalen, Versteinen, Vereinen, Fr. cerquemaner, mettre des limites. Heißt, ein Jagd- oder Holzrevier mit gewissen Zeichen gegen die anstoßenden zu unterscheiden. Bei einer Hauptvermarkung müssen die anstoßenden oder Grenz-Nachbarn und Zeugen zugegen seyn, und alles genau zum Protokoll genommen werden, wie die Markung läuft, was für, und wie viele Steine gesetzt, Gräben gemacht oder Bäume als Grenzzeichen angenommen werden. Siehe Forstgrenze und Forstgrenzzeichen.

Vermessung, s. Ausmessung.

Vermischtes Holz, Fr. Bois mêlé. Werden solche bestandene Oerter genannt, auf welchen sich Hölzer von verschiedener Gattung befinden. Im Allgemeinen lehrt Vernunft und Erfahrung, daß dergleichen Vermischung schädlich ist, und wenn man diesen Satz als bewiesen voraussetzt, so muß der Forstmann wenigstens alsdann, wenn dergleichen Oerter, nachdem sie abgetrieben worden, wieder in Anbau gebracht werden sollen, untersuchen, welche Gattung Holz vor der andern künftig angezogen zu werden verdient, in Ansehung der Menge, in welcher die herrschende Gattung schon da ist, des größern Bedürfnisses, und der Beschaffenheit und Lage des Bodens, und verwandelt, diesen Umständen zu Folge, das Gemischte in ein Laub- oder Nadelholzrevier, oder trennt wenigstens die bisher gemischten Gattungen von einander.

Machen die Umstände erforderlich, daß ein gemischtes Revier in ein Nadelholzrevier verwandelt werde, so lasse man beide Gattungen Holz so lange stehen, bis das Laubholz seine Vollkommenheit zu erreichen beginnt, oder wenigstens nicht mehr am Stocke ausschlägt, haue dann das Laubholz, und hiernächst, wenn die natürliche Besaamung er-

folgt ist, auch das Nadelholz schlagweise heraus; wobei den Schlägen diejenige Breite und Richtung zu geben ist, welche sie wegen des künftigen Betriebes auf Nadelholz haben müssen. Nimmt man die Aushauung des Laubholzes zu eben der Zeit vor, wo das Nadelholz schon reifen Saamen trägt, so wird der Anflug um so gewisser erfolgen; im entgegengesetzten Falle müssen, nach Art des Laubholzes, Saamenbäume auf den Schlägen übergelassen, und nach erfolgter Besaamung nachgehauen werden.

Soll ein gemischtes Revier in ein Laubholzrevier verwandelt werden, so haue man zuerst, wenn beide Gattungen ausgewachsen sind, alles Nadelholz heraus, und treibe dann auch das Laubholz schlagweise ab. Weil das Laubholz nicht mehr am Stocke ausschlägt, so müssen wieder Saamenbäume stehen gelassen, und nach erfolgter Besaamung nachgehauen werden. Im Fall das Laubholz so geschlossen wäre, daß das früher gefällte Nadelholz nicht füglich ausgebracht werden könnte, so müßte man beide Gattungen zugleich fällen. Sind in dem Jahre, wo das Nadelholz ausgehauen wird, die Saamen nicht gerathen, so trägt dieses viel zur Reinhaltung des Laubholzes bei. Ausserdem kann durch künstlich bewirkte Trockniß der Saamenbäume der Zweck ebenfalls erreicht werden.

Obschon aber die Vermischung des Laub- und Nadelholzes dem Forstwesen im Ganzen Schaden bringt, in so fern sich das Laubholz nur auf Stammholz betreiben läßt, und endlich von dem Nadelholze unterdrückt und ausgerottet wird, so kann sie doch in einigen Fällen von Nutzen seyn, oder wenigstens, da sie öfters unvermeidlich ist, nach Möglichkeit genützt werden. Wo also die Vermischung für sich nützlich ist, oder als unvermeidlich, zur Noth genützt werden muß, da lasse man beide Gattungen so lange stehen, bis sie zugleich schlagbar sind, und sorge bei ihrer Fällung für die natürliche Besaamung durch stehen gelassene Saamenbäume.

Vernehmen, Fr. écouter, cuir. Es hat uns schon vernommen, sagt der Jäger, wenn ihn ein Hirsch oder sonst ein Thier, ehe er es gewahr wird, schon höret oder gar siehet, und sich darauf wahrnimmt.

Verneuern, s. Erneuern.

Verneuern; heißt auch, wenn die Jäger die Salzlekken mit mehrerem Salz und Leimen anfrischen, welches jährlich wenigstens zweimal geschehen muß. Siehe Salzlecken.

Verpflanzung, Fr. Transplantement. Ist das wichtige Geschäfte eines Forstmanns, wenn er die in der Baumschule erzogenen Holzpflanzen mit der nöthigen Vorsicht aushebt und an den Ort ihrer Bestimmung versetzen läßt. S. Anpflanzen.

Verschlagen, Fr. intimider. Sagt man von einem Hunde, wenn der Jäger zu hitzig, und seinen Hund, den er strafen will, zu scharf behandelt, daß derselbe furchtsam wird, und gar nicht mehr zu ihm will oder kömmt.

Versetzen, s. Verklüften.

Verwerfen, Fr. aborter. Heißt, wenn eine Hündin eine unvollkommene Geburt, oder todte Frucht zur Welt bringt.

Verzäunung, Fr. Environnement d'une haie. Ist eines der vorzüglichsten und nöthigsten Mittel zum Gedeihen der Ansaaten, und ob zwar zuweilen mit beträchtlichen Kosten verbunden, dennoch wegen der Zukunft durchaus erforderlich. Sie würden freilich wegfallen, wenn die Triften und die Wildpretsgehege eingestellt werden könnten. Will man Menschen als vernünftige Geschöpfe warnen, bei Strafe nicht über den besäeten Schlag zu gehen, zu reiten, oder zu fahren, und die jungen Pflänzchen auf keine Art zu beschädigen, so kann man dieses bloß durch Hegezeichen, z. B. durch auf Stangen gesteckte Strohwische, ausgestellte Tafeln u. s. w. bewirken. Dem zahmen und wilden Vieh aber muß sein verderblicher Zugang entweder unmöglich, oder doch wenigstens sehe beschwerlich gemacht werden.

Um den Anlauf der zahmen Thiere abzuhalten, ist es schon genug, wenn der eingehegte Platz mit einem 3 bis 4 Fuß breiten und 2 und einen halben Fuß tiefen Graben umgeben, und die da herausgebrachte Erde auf das inwendige Ufer des Grabens gehäuft wird, oder wenn man alle Ruthen weit 8 Fuß lange, und 5 bis 6 Fuß aus der Erde ragende, unten gebrannte Säulen setzt, sie in der Höhe sowohl

von 2 als 4 Fuß, über der Erde durchbohrt, und in diese längsicht gemacht werdende Löcher verhältnißmäßig starke Stangen, mit den Enden übereinander schießend, einsteckt, oder wenn man die Säulen in bestimmter Höhe mit gerissenen Latten benageln läßt. Wo aber ein starker Wildstand, besonders an wilden Schweinen und Rehen ist, welche erstere den Eichen- und Buchensaamen, und letztere die Laubholzpflänzchen gerne verzehren; da ist kein anderes Mittel, als den besaamten Bezirk sogleich mit einem festen Zaun, entweder von Pallisaden, oder von Flechtwerk, wo nämlich alle 2 bis 3 Schuh weit tüchtige, unten gebrannte Pfähle, eingeschlagen, und mit Schleifgerten, 5 bis 6 Fuß hoch, eingeflochten werden, zu umgeben, weil die tiefen Gräben und leichten Lattenverzäunungen das Wildpret nicht zurück halten. Wo jedoch bloß Rothwildpret und keine Schweine sind, kann man bei obiger Verzäunung mit Säulen, in jede selbiger 3 bis 4 Löcher in gleicher Entfernung machen, und so viel Stangen einstecken, welches ebenfalls hinreichend ist.

Uebereilung, Fr. Echappée. Heißt, wenn der Hirsch mit dem hintern Laufte über die vordern Fährten, jedoch gerade tritt, welches mehrentheils von jungen und schlechten Hirschen geschieht. Die vier Ballen kann man meistentheils ordentlich sehen, und dieses kann auch das Thier nicht thun.

Ueber den Zeug fallen, Fr. passer les toiles en sautant. Heißt, wenn bei einem Jagen ein Hirsch oder sonst ein Thier, über den Zeug hinaus ins Lichte und Freie kömmt.

Uebergangen, Fr. être en défaut. Heißt es von einem Leithunde, wenn er aus zu großer Hitze und Begierde über die Spur und Fährte hinschießet, mithin selbige nicht annimmt.

Uebergangene Frischlinge. Heißen die wilden Sauen, die nun ein Jahr alt sind, da man sie vorher bloß Frischlinge schlechthin nennt.

Uebergehen, s. Uebergangen.

Uebergezogen, s. Gewechselt.

Ueberschießen, ist so viel, als Uebergangen.

Uebersprünge, Fr. Elancement, Capriole. Werden genannt, wenn bei einem Jagen zum Vergnügen der Herr-

schaft weißgeschälte Stangen auf dem Laufte gegen den Leibschirm auf Pfähle geschlagen werden, damit die vorgejagten Hirsche, indem sie vorbei laufen, daselbst mit einem Sprung übersetzen müssen.

Ueberständig, Fr. Bois de trop haute tige. Wird dasjenige Holz genannt, welches weit über die Zeit seines vollkommenen Wachsthums gestanden hat, und schon lange hätte abgetrieben werden sollen. Es verstehet sich dieses sowohl bei Unter- und Oberholze, als auch bei Nadelhölzern. Werden die Unterholzreviere zu lange stehen gelassen und sonach überständig, so werden die Stämme zu hart, und treiben alsdenn nach dem Abtrieb keine neuen Lohden mehr.

Vichtel, Eulenpfeife. Ist ein Instrument, welches aus einem Stückchen Holz besteht, in dessen Mitte eine lange Kerbe geschnitten ist, in welche man ein Stückchen Kirschbaumrinde legt, die man wieder mit einem Stückchen Holz, das in die Kerbe paßt, bedeckt, womit man allerhand Töne der Vögel nachahmen kann. Dieser Pfeife bedient man sich vorzüglich beim Fang der Holzheher, wo denn auch andere Vögel, als Spechte, Elstern, Rothkehlchen, Meisen, Drosseln, auch öfters Eulen, mit herbei gelockt und gefangen werden. S. Holzheher.

Viehbremse, Lat. Oestrus bovis. Ist ein Insekt, das besonders dem Rothwildpret öfters sehr nachtheilig wird. Das Brustschild dieses Insekts ist mit gelben Haaren besetzt; quer über braun bandirt, der Hinterleib gelblichbraun, und an der Spitze schwarz; die Flügel sind gefleckt, und das ganze Insekt ist rauh und macht im Fliegen ein starkes Brummen. Sie schlüpfen unter die Haare der Hirsche und Rehe, und machen mit einem Stachel, den sie am Hinterleibe tragen, eine kleine Oefnung in die Haut, worein sie ihre Eier legen. Gewöhnlich scheint das Wildpret diesen Stich nicht zu empfinden, es sey denn, daß ein Nervenast getroffen werde, in welchem Falle es sehr unruhig wird und aus allen Kräften flieht, um sich dieses kleinen Gastes zu entledigen. S. Engerling.

Viehhütung, s. Huth.

Vielfraß, Lat. Ursus Gulo, Schreber, Fr. le Gluton, Buff. Engl. the Glutton, Penn. auch genannt: Rosonack, Wolverene, Vielfraßmarder. Ist ein Säuge-

thier von der dritten Ordnung, nämlich den Raubthieren, und von der Gattung des Bären eine Art mit folgenden Kennzeichen: Die längliche Schnauze, der Kopf bis an die Augen, und mitten auf dem Rücken ein großer Fleck sind glänzend schwarzbraun, und der Schwanz kurz und gerade.

Dieses Raubthier wird jetzt gar sehr sparsam in Deutschland, und zwar nur in Ober- und Niedersachsen angetroffen, wohin es noch zuweilen aus Litthauen kömmt. Der Körper ist 2 Fuß 4 bis 6 Zoll lang, der Schwanz 8 Zoll; über dessen Ende reichen oft die Haare auf 6 Zoll. Die Schnauze ist länglich, gegen die Stirn zu dicker, die Nase klein, die Backen etwas eingedrückt, die Oberlippe mit 4 Reihen langer schwarzer Bartborsten besetzt. Von den Vorderzähnen der obern Kinnlade sind die äußersten größer, als die übrigen, in der untern aber alle gleich lang. Oben und unten stehen auf jeder Seite 5 Backenzähne. Die Augen sind klein und braungesternt, die Ohren kurz und abgerundet, von den Kopfhaaren fast bedeckt. Ueber den Augen stehen 5 starke Borsten und eine auf den Backen. Der Hals ist kurz, der Leib dick, der Rücken breit und sehr gewölbt, die Beine sind kurz und stark, die hintern etwas länger, die Füße in 5 Zehen getheilt, welche mit langen krummen Klauen bewaffnet sind; der Schwanz ist kurz und stehet gerade aus.

Das Haar der Schnauze und des Kopfs bis zu den Augen ist kurz und glänzend schwarzbraun. Hinter den Augen bis an die Ohren ist es weißlich mit Braun vermischt, auf den Ohren kurz und grau. Von da wird es nach und nach länger und kastanienbraun, an den Seiten und Schultern heller. Mitten auf dem Rücken ist ein schwarzbrauner Fleck (Spiegel), der sich gegen den Schwanz hin zuspitzt. Von den Schultern geht an jeder Seite ein gelblicher oder rother Streif hin, der sich auf der Mitte des Schwanzes verliert. Brust, Bauch und die inwendige Seite der Schenkel sind schwarzbraun. Unter dem Kinn und zwischen den Vorderbeinen befinden sich weiße kleine Flecken. Die Schenkel sind sehr langhaarig, und mit den Beinen, Füßen und der letzten Hälfte des Schwanzes von dunkel schwarzbrauner Farbe. Das Haar hat überhaupt einen schönen

Glanz, und bisweilen sieht der Balg, wie gewässert aus. Es ist so elektrisch, daß es die Elektricität mittheilt.

Er ist eins der gefräßigsten Raubthiere, außerordentlich wild und stark, ein Schrecken des Bärs und Wolfs. Er hängt den Kopf nieder, wie ein Bär, und tritt im Gehen auf die Fersen auf, kommt also im Laufen andern Raubthieren nicht gleich, klettert aber desto geschickter. Sein Auswurf ist dünn und übel riechend; er selbst aber giebt keinen unangenehmen Geruch von sich, und hält sich reinlich. Er geht auch ins Wasser. Im Zorn giebt er eine knurrende Stimme, wie die Katzen, von sich, und hat in Verhältniß seiner Größe eine erstaunende Stärke, womit er seinen Gegnern ernstlich Trotz bietet. Er bewohnt vorzüglich die nördlichen Länder von Europa und Asien, und zwar die gebirgigen Gegenden, welche große Waldungen und Wildnisse haben. Er wohnt in Felsenklüften, hohlen Bäumen, verlassenen Dachshöhlen, baut aber niemals eine eigene Höhle oder beständige Wohnung.

Seine Nahrung besteht in frischem Fleisch und in Aas von Rennthieren, Elenden, Hasen, Mäusen, großen und kleinen Vögeln, und im Sommer auch in allerhand Beeren. Er frißt des Nachts und macht auf alle Thiere, die er bezwingen kann, Jagd; doch streift er nicht weit umher. Was er von seinem Raube nicht verzehrt, vergräbt er, oder verbirgt es in Höhlen und Klippen. Er geht auch andern Raubthieren nach und frißt, was diese liegen lassen. Im Alter soll er die Zähne verlieren, und sich deswegen meist von rothen Ameisen, deren Haufen er aufgräbt, erhalten müssen, wovon sein Balg schlecht wird. Er leckt das Wasser, wie ein Hund.

Er begattet sich im Januar und wirft in den einsamsten, dicksten Wäldern oder in tiefen unzugänglichen Höhlen 2 bis 4 Junge. Diese sollen nach der Geburt graulich, und schon im ersten Jahre ausgewachsen seyn. Jung wird der Vielfraß leicht zahm, und kann mit allerhand Fleischwerk ꝛc. nur nicht gern mit Speisen aus dem Pflanzenreiche unterhalten werden. — Seine Feinde sind die Madenwürmer und Blasenwürmer.

Die Fährte ist wegen der langen Hinterfüße, der ausgesperrten Zehen der Vorderfüße, und da sie mit den Fersen

den Boden berühren, kenntlich genug. Im nördlichen Schweden verfolgt man sie mit Schneeschuhen und erlegt sie mit Spießen, oder legt ihnen starke Tellereisen. Um ihren schönen Balg zu schonen, schießt man sie auch mit hölzernen Pflöcken und Pfeilen; sonst werden sie wie anderes Wild geschossen.

Sie nützen durch ihren braunen, wie Seide glänzenden Balg, welchen die Kirschner zu Müffen verarbeiten, ob er gleich einen etwas unangenehmen Geruch hat. — Sie fressen auch ausser andern Thieren Mäuse. — Durch ihre Nahrung schaden sie fast durchgängig der Wildbahn, und sollen sogar bei den Samojeden die Leichname ausscharren, und an der Lena die Pferde angreifen.

Vierklüftig. Heißt ein Stamm, der so dick ist, daß er übers Kreuz in vier Klafterscheite gespalten werden kann.

Vier Stückbalken. Heißt beim Kinziger Floßhandel ein Stamm Tannenholz, der 40 Schuh lang und am dünnen Ende 8 bis 10 Zoll dick ist.

Vier und Zwanziger, s. Stichholz.

Vierziger, s. Stichholz.

Vierzigschuhiges Holz. Ist bei dem Kinziger Floßwesen ein Stamm Tannenholz, der in der Länge 28 Schuh und 5 bis 7 Zoll am kleinen Ende hat.

Viole, s. Fuchsblume.

Virginische Kirschbaum, s. Kirschbaum.

Uhu, lat. Strix Bubo, Linn. Fr. le Duc ou grand Duc, Buff. Engl. the Eagle-owl, Penn. auch genannt: Schuhu, Schubut, Buhu, Uhu, Uhueule, Schuffut, Huhuy, Hub, Huo, Puhi, Berghu, Puhuy, Adlereule, Großherzog, Schubuteule, große gelbbraune Ohreneule, große Horneule. Er ist als Raubvogel von der ersten Familie der Eulen, den sogenannten Eulen, eine Art, bei welcher als Kennzeichen vor den übrigen der Körper oben rothgelb und schwarz gefleckt ist.

Der Uhu ist, als große Eule, in ganz Europa zu Hause, und in den gebirgigen Gegenden Deutschlands findet man ihn allenthalben, doch bleibt er wegen der vielen Nachstellungen immer selten. Er ist 2 Fuß 4 Zoll lang, der Schwanz davon 11 Zoll, die Breite der Flügel, welche drei

Viertheile vom Schwanze erreichen, 6 Fuß; er wiegt $3\frac{1}{2}$ Pfund. Der Schnabel ist 2 Zoll lang, stark gebogen, und so wie die $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, starken krummen Klauen (Fänger) schwarzblau; die Beine sind 3 Zoll und die Schenkel 6 Zoll hoch; die mittlere Zehe $2\frac{1}{2}$ Zoll und die hintere $1\frac{1}{2}$ Zoll lang; die Unterzehen stark warzig; die großen, starren, glänzenden Augen haben einen breiten schwarzen Augapfel, der mit einem orangengelben, oder schwefelgelben Ring eingefaßt ist, die Ohren sind rund und klein, im Verhältniß gegen die der übrigen Eulenarten.

Der dicke Kopf ist schwarz mit weißen Sprenkeln, die Federohren sind schwarz, 4 Zoll lang, und bestehen aus 6 großen Federn, die Einfassung der Ohren schwarz; die steifen Federn an der Wurzel des Schnabels weißlich mit schwarzen Spitzen, der Rücken rothgelb, schwarz gefleckt und einzeln weiß gesprenkelt. Der Unterleib ist weißgelb mit schwarzen Flecken; die Kehle weißlich, die Füße sind bis an die Klauen mit rostbräunlichen Federn besetzt, eben so der After, die Deckfedern der Flügel dunkelbraun mit gelblichroth und weiß, die Schwungfedern gelbroth mit dunkelbraunen Bändern, die obern Deckfedern des Schwanzes rothgelb, dunkelbraun bespritzt; der Schwanz gerade, gelbroth mit 9 schwarzbraunen Binden, die beiden mittelsten Federn dunkelbraun mit gelblich weißen Streifen; die untern Deckfedern der Flügel gelblich weiß mit dunkelbraunen Streifchen. — Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die dunklere Zeichnung seiner Federn am Leibe, an den Flügeln und am Schwanze, und durch den Mangel des weißen Bartes an der Kehle.

Dieser Raubvogel kann das Tageslicht mehr als die meisten andern Eulenarten vertragen, und fliegt daher, wie der scheueste Tagvogel, über 100 Schritte weit am hellen Mittage auf, wenn er einen Menschen bemerkt, und stößt auch in den dichtesten Bäumen niemals an. Am Tage fliegt er niedig, des Abends kann er sich aber auch sehr hoch in die Luft schwingen. Sein fürchterlich starkes Geschrei, das er des Nachts hören läßt, ist: Uhu! Puhu! das er oft sehr lange forsetzt. Zur Zeit der Begattung im April setzt er auch noch ein starkes Jauchzen, wie es die Betrunkenen machen, darzu. Seine Stärke ist so groß, daß selbst

Adler ihm zuweilen unterliegen müssen, und mit den Weihen und Krähen unterhält er einen ewigen Krieg. Er läßt sich jung leicht aufziehen, alt aber schwerer zähmen, und dient den Jägern bei der Jagd auf Krähen und Raubvögel. Hier kann man auch die lächerlichen Gebärden, die er fast mit allen Eulenarten gleich macht, sehen.

Er hält sich vorzüglich in Gebirgen, auf hohen Felsen, in alten wüsten Thürmen und Schlössern auf den Bergrücken auf. Gezähmt hält man ihn in einem großen mit starkem eisernen Drath durchflochtenen Käfich. Seine Hauptnahrung besteht in Maulwürfen, Wanderratten, Wasserratten, großen und kleinen Feldmäusen, Schlangen, Eidechsen, Kröten, Fröschen, Käfern, besonders Hirsch- Mai- und Mistkäfern. Er sucht aber auch junge Hasen, Reh- und Hirschkälber, Kaninchen, Birk- Auer- und Haselhühner, Enten und andere Vögel des Nachts, wenn sie schlafen, auf und fängt sie. Alle 24 Stunden würgt er die Haare- und Federballen, in welchen die Knochen eingewikkelt sind, wieder von sich. Im Winter nähert er sich zuweilen den Dörfern und Städten, fängt die auf den Dächern und Schornsteinen schlafenden Krähen weg. Die zahmen Uhue füttert man mit Fleisch, Ochsenleber, Mäusen, und mit Aas, welches im Winter auch die wilden angehen. Sie saufen wegen der genießenden saftigen Speisen niemals.

Ihr Nest (Horst) findet man in Felsenhölen, in Klüften hoher und alter Mauern, seltner auf hohen Bäumen, und hat 3 Fuß im Durchmesser. Die Eier, deren sie 2, höchstens 3 in drei Wochen ausbrüten, sind fast rund, weiß, und etwas größer als Hühnereier. Die Jungen sind sehr gefräßig, und bleiben lange im Neste sitzen. Sie pflanzen sich des Jahrs nur einmal fort. Die Jäger nehmen die Jungen gern aus dem Neste, und ziehen sie zum Jagdgebrauche auf. — Ihre Feinde sind fast alle Raubvögel, die sie am Tage zu necken suchen; auch die Adler und Weihen stoßen auf sie, richten aber gewöhnlich nichts aus.

Sie können nur mit der Flinte hinterschlichen werden, und die Füße (Fänger) werden, weil sie den Jagdrevieren schädlich sind, dem Jäger von der Obrigkeit theuer bezahlt. — Ihr vorzüglicher Nutzen besteht in ihrer Hauptnahrung.

Außerdem brauchen die Falkenierer den Uhu, um Raubvögel, besonders die Weihen, herbeizulocken. Man ziert ihn alsdann mit einem Fuchsschwanz, um ihm noch eine seltsamere Gestalt zu geben. Er fliegt, wenn man ihn losläßt, nicht hoch über der Erde, und läßt sich lieber auf dem Felde, als auf einem Baume nieder. Der Raubvogel sieht ihn von ferne, schießt von seiner Höhe herab, nicht sowohl, um ihn anzufallen, als zu bewundern. Der Jäger kann diesen alsdann schießen oder durch Falken, die er losläßt, fangen.

Die meisten Fasanjäger halten einen in ihren Fasanerien, den sie an einem freien Orte in einem Gitter beständig auf einem Gestelle haben, damit sich die Krähen und Raben um ihn versammeln, die Jäger aber diese Vögel schießen können. Zur Schonung der jungen Fasane bedient man sich dabei der Windbüchse. — Auf den Rabenhütten locken die Jäger Raben, Krähen und andere große Vögel mit ihm herbei.

Ulme, lat. Ulmus. Die Ulmen oder Rüster wurden ehedem in 9 bis 12 Arten unterschieden; da aber die an ihnen bemerkte Abänderungen blos vom Boden und Klima herrührten, mithin bey der Forstwirthschaft in keine Erwägung zu bringen sind, so hat man gegenwärtig nur 2 Arten, die einen merklichen Unterschied von einander ausmachen, angenommen. Diese sind: die rauhe Ulme und die glatte Ulme.

1) Die rauhe Ulme, lat. Ulmus sativa, Mill. Fr. l'Ypereau, l' Ormille, Engl. the small-leaved Elm; auch genannt: Ulme mit aufgesprungener Rinde, Wasserulme, kleinblättrige Ulme, Zwergulme, rother Rüster, kleinblättriger Rüster, Wasserrüster, Baurüster, Weiße Rüster, Bergrüster, Wiecke, glattblättrige Wiecke, Rauhlinde, Urle, Yper, Korkrüster.

Diese ist die vorzüglichste Art, welche bei uns wild wächst, ist sommergrünes Laubholz, und gehört mit der folgenden Art unter die harten Bauhölzer. Beide tragen Zwitterblumen, vereinigen nämlich männliche und weibliche Blüten in einer Blume. Die Blüte, welche bei beiden Ulmenarten lange vor dem Ausbruch des Laubes erscheint, und in den Frühlingsmonaten öfters bis in die Tage des

Maies dauert, steht überall auf den äußersten Zweigen in dichten rothbraunen oder blassen faserigen Büschen beisammen. Die Blumendecke ist röthlich, und fällt etwas ins Bläulichte, die Staubbeutel aber sind purpurfarbig.

Die Saamenkapsel oder Hülse ist eine ovale Blase, und enthält ein kleines, strohgelbes, glattes, öligt-mehliges Saamenkorn. Sobald der Saame zu Anfang oder in der Mitte des Junius, und einige Tage später als die folgende Art, seine Reife erlangt hat, fliegt er mit dem ersten Winde ab, wird weit umher zerstreut, und geht in frischen guten Boden in wenig Tagen auf. Er behält aber auch seine Keimungskraft über ein Jahr, da er dann hingegen auch längere Zeit zum Aufgehen braucht.

Beide Ulmenarten wachsen so schnell, daß, wenn sie auf einen ihnen zuträglichen Boden kommen, sie darin alle andere in- und ausländische Bäume übertreffen. In 100 Jahren erreichen sie ihre Vollkommenheit.

Bei der rauhen Ulme ist die Rinde in der Jugend rauh, braun; an ältern Stämmen und Zweigen wird sie braungrau, sehr dick, und zeigt lauter Runzeln, Beulen und Risse, wodurch sich diese Art von der folgenden gleich im ersten Anblick unterscheidet, und daher auch den Namen führt. Sie treibt flache Wurzel, die 2 Fuß in die Tiefe und 18 Fuß in die Weite gehen. Die Blätter, welche zu Anfang des Aprils ausbrechen und im Oktober abfallen, sind eirund zugespitzt, doppelt gezähnt, dunkelgrün, gleichen viel dem Laube der Haselstaude, und sind schmaler, heller und weniger rauh und dick als von der folgenden Art. Das Holz dieser Sorte ist unter den Ulmen das beste, fein, zähe, kleinjährig, röthlich gefleckt, hart und sehr dauerhaft.

2) Die glatte Ulme, Lat. Ulmus campestris, Linn. Fr. l'Orme sauvage, Engl. the common Elm; auch genannt: gemeine Ulme, Ulme, Ulme mit glatter Rinde, wilde Ulme, Ulmenbaum, Ulmerbaum, Ilme, Ylme, Epe, Essen, Yspen, Bastilme, Lindbast, Rüster, Rüsten, Rüsche, Rüstbaum, Fliegenbaum, Leinbaum. Diese einheimische Ulmenart ist von der vorhergehenden dadurch leicht kenntbar, daß 1) ihre Rinde eben, glatt und wenig rissig ist, dagegen die Rinde der rauhen Ulme sehr dick und

mit lauter Runzeln, Beulen und Rissen versehen ist; 2) sind die Blätter der glatten Ulme größer, rauher und nicht so glänzend, als die der rauhen Ulme; 3) liefert die glatte Ulme ein weißeres, etwas schlechteres weicheres Holz als die rauhe Ulme, und 4) erscheint die Blüte der glatten Ulme einige Tage früher, der Saamen wird einige Tage eher reif, ist aber viel kleiner, als der von der rauhen Ulme.

Der Saame von beiden Ulmenarten, der schon im Junius reif wird, kann gleich gesäet werden und geht nach 4 bis 5 Wochen auf. Die Pflanzen bekommen noch einige Zoll Höhe, werden sehr holzartig, und das Holz so beständig, daß es den Frost des Winters überstehen kann. Die Ulme ist der einzige Baum, welcher die Eigenschaft hat, daß sein Saame nicht allein in kurzer Zeit reif wird, sondern auch noch dasselbe Jahr aufgeht, und eine sehr dauerhafte Pflanze hervorbringt. Man kann also von der Ulme sagen, daß sie in 14 bis 16 Wochen blühe und Saamen und junge Pflanzen liefere. Bei der Schnellwüchsigkeit dieses Baumes ist noch dies zu bewundern, daß, statt andere Laubhölzer, welche schnell wachsen, gemeiniglich unter die weichen Hölzer zu rechnen sind, und sie weder eine große Höhe, noch Stärke, noch hohes Alter erreichen, sich bei der Ulme gerade das Gegentheil findet; denn sie wird alt, und bekommt eine solche Höhe, als nur ein Laubholz bekommen kann. Eben so wird es auch sehr stark, und giebt ein Holz von außerordentlicher Stärke und Festigkeit, so daß es fast in vielen Stücken das Holz der Eiche übertrift. Dies sind also Gründe genug, den Anbau dieses Baumes zu befördern.

Bei der Einsammlung des Saamens hat man im Junius genau Acht zu geben, wenn er seine völlige Reife erlangt hat. Wenn das Saamenkorn sein Wässerigtes verloren hat und anfängt mehligt zu werden, so ist es ein Kennzeichen seiner völligen Reife. Man muß zum Einsammeln dann keine Zeit verlieren, da ihn sonst der Wind in einem Tage vom Baume wehen kann. Beim Aufbewahren des Saamens ist die Vorsicht zu beobachten, daß er auf den Boden so dünn als möglich auseinander gelegt, und die ersten 14 Tage wenigstens zweimal des Tages umgeharket werde, bis die Feuchtigkeit völlig heraus ist. Wollte man

den Saamen zu fest in den Sack stopfen, oder ihn einige Stunden stehen lassen; so würde er sich so stark erhitzen, daß beim Aufmachen des Sackes ein Dampf herauskommen, und er zum Aufgehen ganz untüchtig gemacht würde. Wird der Saame nach dieser Vorschrift behandelt und man merkt, daß er hinlänglich trocken worden, so läßt er sich dann 4 und mehrere Jahre gut aufbehalten.

Die Ulmen erfordern eigentlich zu ihrem natürlichen starken Wachsthum, ein mildes, nahrhaftes und feuchtes Erdreich. In einem solchen Erdreiche, wo sie keinen Widerstand finden, bekommen sie eine Herzwurzel, die ziemlich tief in die Erde geht. In Ermangelung eines solchen kommen sie jedoch auch in klippigtem Boden fort, und befestigen sich mit ihren sich ausbreitenden Wurzeln; ja sie kommen fast in allem Erdreiche fort, nur wollen sie mehr Sonne als Schatten haben. Die glatte Ulme besonders liebt einen viel leichtern, lockern und sandigten Boden, und verdient daher in solchen sandigten Gegenden, wo die erstere Art nicht wohl gedeiht, einen thätigern Anbau, als bisher geschehen ist.

Die Aussaat geschieht am vortheilhaftesten gleich im Sommer, so bald der Saame reif geworden ist, und zwar bei windstillem Regenwetter, damit der Saame gleich angespült, mit der Erde ohne Bedeckung verbunden, und nicht von dem Winde wieder weggeführt werden könne. Auf einen Acker (Morgen), durch den Pflug oder durchs Hacken gut wund aber ja nicht locker gemachten Boden, hat man 6 Pfund tüchtigen Saamen vollkommen genug. Der beste geht bald und dicke genug auf und giebt Saamenlohden, die nach Michaelis 4 bis 6 Finger, bis zu einer guten Spanne hoch werden. In solchen Boden, dessen Oberfläche im Sommer ganz austrocknet, kann indeß mit dieser Saat nichts ausgerichtet werden, sondern man muß in diesem Fall die glatte Ulme durchs Anpflanzen anbauen.

In Absicht der Pflanzung gilt bei den Ulmen alles das, was bei den Eichen gesagt worden ist. Am besten ist es, wenn sie in den Baumschulen gesäet, und nachdem sie eine Höhe von 8 bis 9 Fuß bekommen haben, alsdann in die Forsten versetzt werden. Da sie im lockern Boden allemal Pfahlwurzeln treiben, so ist es gut, wenn bei der Verpflan-

zung die Löcher 3 Fuß im Durchmesser und eben so tief gemacht werden.

Wenn die Ulme zu den verschiedenen Handthierungen recht nutzbar werden soll, so muß sie im November oder December gehauen werden, in welcher Zeit der Saft am meisten in Ruhe ist. Beide Ulmenarten geben als Baumholz alle Sorten hartes, festes, Civil- und Schiffbauholz gleich den Eichen, auch taugen sie unter Wasser, besonders das Holz der rauhen Ulme. Sie schlagen bis ins hohe Alter sehr gut am Stamm aus, und thun dem Unterholze nicht so vielen Schaden als andre große Bäume. Das Holz dauert im Trocknen wie im Nassen, und verträgt unter allen Holzarten abwechselnde Nässe und Trockne am längsten. Beim Wasserbau und in solchen Gegenden, wo Wehre gehalten werden müssen, wo das Wasser bald steigt bald fällt, so wie auch zum Civilbau, ist kein Holz besser als dieses. So dauert, aus langer Erfahrung, eine Schwelle von Ulmen weit länger als von Eichen, und Häuser, bis ans Dachwerk blos mit diesem Holze gebaut, waren nach 100 Jahren noch ganz gut, und an dem Gebälke keine Stockung zu bemerken. Zu Glockenstühlen verdient es vor allen den Vorzug, zum Schiffbau ist es so gut als das eichene Holz. Es schickt sich treflich zu Pressen, Keltern, giebt schöne dauerhafte Röhren in feuchtem Boden, Eggenbalken und anderes Schirrholz, die besten Lavetten für Canonen und Mörser, schickt sich gut zu Mühlen und Wasserrädern, besonders wenn diese oberschlächtig sind, weil sich das Holz nicht so leicht wirft, als das eichene. Man macht Deichseln, Wagenleitern, vortrefliche Felgen und Naben daraus. Sie geben die besten Kutschbäume, und die jungen Stangen vortrefliche Reife um große Fässer. Die Tischler schätzen es wegen der schönen Adern und Masern sehr hoch, und wissen dem Holze durch Beizen eine Mahagony-Farbe zu geben. Sie verfertigen Tische, Stühle, Schränke, und andere Meubles daraus, welche kein Wurm beschädigt, und die ausnehmend dauerhaft sind. Das Holz ist schwer zu bearbeiten, und wird ohne ferneres Abziehen so glatt, als ob es polirt wäre. Es ist schwer zu spalten, aber eines der besten Brennhölzer, und die Ulmen-Kohlen sind den eichenen weit vorzuziehen. Die Ulmen geben Scheit-Knüppel-Reis-

und Stockholz zum brennen, nur sind die Stöcke schwer heraus zu bringen, und noch schwerer zu zerkeilen. Ihre Lohe, wenn sie mit 20 bis 30 Jahren abgetrieben werden, hat gleiche Güte mit der eichenen. Auch sind die Ulmen sehr gute Kopfbäume.

Vorzüglich ist es auch zur Potasche zu gebrauchen, sowohl wegen des vielen Salzes, das dieses Holz hat, als auch wegen der ganz besondern Stärke. So salzreich das Holz ist, so wenig ist es die Rinde. In theuern Zeiten pflegen die armen Leute in Norwegen, diese Rinde zu trocknen, zu mahlen, und unter das Brod gemischt zu backen. Der Schleim, den die junge, in Wasser abgeriebene Rinde giebt, ist ein heilsames Brandmittel, und der Schleim aus dem Safte der Blätterblasen ist ein guter Wundleim. Das Laub ist eine gute Fütterung für das Vieh. Die Rinde kann zur Färberei genutzt werden. Sie giebt eine dicke schleimige Brühe, welche für sich Wollenzeuge blaß ockerfarben färbt. Durch Zusätze hat Siffert verschiedene dauerhafte Farben daraus erhalten.

Die innere Ulmenrinde (cortex internus ulmi campestris) wird in der Heilkunst gebraucht. Man schabt die äußere, rauhe, aschgraue, ins grüne und rothe spielende Rinde ab, und bewahrt die innere, frischweiße, getrocknet aber röthliche Rinde auf. Sie ist von der Dicke einiger Linien, zähe und etwas schwammig, ihre inwendige Seite, mit welcher sie auf dem Holze liegt, spielt aus der Eisenrostfarbe ins Röthliche. Getrocknet schmeckt sie schleimig, und hinten nach etwas scharf.

Umhauen, siehe Baumfällen.

Unbekannter Taucher, Lat. Colymbus ignotus. Ist ein Wasservogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Taucher eine Art, welche sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß der Oberleib schwärzlich, der Unterleib weiß ist, und an den Seiten des aschgrauen Halses eckige weiße Flecken stehen.

Er ist von der Größe der Bisamente, seine Länge 2 Fuß, der Schwanz 3 Zoll lang, zugerundet und die Flügel reichen bis an dessen Spitze. Der Schnabel ist bis zur langen Stirn 2, und bis zum Mundwinkel 3 Zoll lang, oben schwarzgrau, unten weißlich, grade, vorn abgestumpft;

die Nasenlöcher länglich, die Augen dunkelbraun, die Füße schwärzlich, zwischen den Zehen die Schwimmhaut der Länge nach, so wie die scharfen Nägel, weißlich, die Beine 3 Zoll hoch, hinten abgeschärft, die Mittelzehe 3 Zoll, die hintere 1 Zoll lang, letztere ganz abgesondert, etwas hoch stehend, mit einem kleinen Läppchen und einem scharfen Nagel.

Kopf und Hals haben oben eine schmutzig röthlichaschgraue Farbe; der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind schwärzlich mit aschgrauen Rändern; die Seiten des Halses aschgrau, und weiß eckig gefleckt; der Unterleib silberweiß, der Hals röthlich bespritzt, die Seiten aschgrau, die Schwung- und Schwanzfedern schwärzlich, letztere mit weißgrauen Rändern, der Flügelrand, so wie die innern Deckfedern der Flügel weiß. Die Federn sind wahre Dunen. — Er ist äußerst scheu und besucht im Winter die offnen Flüsse und Teiche.

Unjagdbar, siehe Jagdbar.

Unschlitt, siehe Talg.

Unterdrücktes Holz. Ist dasjenige Holz, welches von den dichten und darüber stehenden Bäumen in die Höhe zu wachsen verhindert wird. In Nadelhölzern findet man dieses häufig. In diesen Dickigen gewinnen die stärksten, vor den später aufgegangenen den Vorzug, und wachsen diesen über den Kopf, wenn sie nämlich recht geschlossen stehen. Die kleinern werden von den größern unterdrückt, und können mit den Köpfen nicht zwischen die größern, welche sich oben schon an einander schließen, durchwachsen. Sonne und Regen wird ihnen sodann entzogen, sie hören auf zu treiben, und ersticken endlich. Wenn man solche erstickte Kiefern, Tannen oder Fichten in den Dickigen bemerkt, muß man solche zum Gebrauch heraus hauen; denn geschieht dieses nicht, so müssen sie verderben, ohne daß sie jemand zu gute kommen, so aber können sie zu Stangen und anderem Behuf gebraucht werden, die andern bekommen auch besser Luft und wachsen mehr in die Höhe. S. Ausläutern.

Unterholz. Nennt man alles, was kein Oberholz ist, entweder wenn es zu früh gehauen worden, oder wenn es unter hohen Bäumen unterdrückt wird, oder endlich auch Staudenholz und Buschwerk, welches alle 15 bis 20 Jahre

im platten Lande, auch früher und später, nach Beschaffenheit des Bodens und des Holzes, auf Gebirgen aber alle 30 oder 40 Jahre abgehauen wird.

Unterlaufen, Fr. s'approcher jusqu' à la portée du fusil. Heißt bei den Jägern, wenn sie nach und nach unter den Stand des Auerhahns laufen. Wenn sie nämlich in der Falzzeit einen Auerhahn birschen wollen, so geben sie genau Acht, wenn der Auerhahn zu schnalzen anfängt, und thun dann etliche Sprünge, stehen stille und lauschen, bis der Hahn wieder schnalzet und thun wieder etliche Sprünge, und dieses so lange, bis sie schußmäßig an den Hahn kommen, und ihn herunter holen können.

Unterleine, siehe Oberleine.

Unterwuchs. Ist eben so viel, als unterdrücktes Holz, oder Nachwuchs, und überhaupt alles Holz, so lange es noch unter den Bäumen wächst, und noch nicht so groß ist, daß es unterdrückt werden kann. Unterwuchs nennt man auch das Unterholz, welches unter großen Bäumen wächst, und wo Ober- und Unterholz zusammen steht, nämlich es wächst unter den Bäumen.

Unweidmännisch, Fr. qui n' est pas fouilloux, contre la pratique des chasseurs. Heißt alle diejenige Jägerei, sowohl im großen als kleinen Weidwerk, die auf eine unerlaubte und naturwidrige Art durch nicht gelernte Jäger exerciret, und von welchen das Wildpret auf eine martervolle Weise umgebracht wird.

Vögel, Fr. Oiseaux. Hierunter verstehet man alles Geflügel, vom größten bis zum kleinsten. Alle Vögel, von denen die Naturforscher bis jetzt über tausend Arten entdeckt haben, so verschieden sie auch unter einander in Rücksicht ihres Aufenthalts, ihrer Gestalt, Lebensart und ihrer übrigen Eigenschaften seyn mögen, haben gewisse bleibende und wesentliche Merkmale, wodurch sie sich von allen Thieren der Erde aufs deutlichste und kenntlichste auszeichnen. Diese Merkmale sind: ihr mit Federn bedeckter zweifüßiger Körper, ihre zwei Flügel, ihr hornartiger Schnabel und ihre mit keinen Ohrläppchen versehene Ohren. Sie unterscheiden sich aber auch dadurch, daß sie ihre Jungen nicht lebendig zur Welt bringen, und diese vielmehr aus Eiern gebrütet werden. In Ansehung ihres innern Körperbaues

haben sie einiges mit den Säugthieren gemein, einiges anders. So besteht z. B. das Herz der Vögel wie das der Säugthiere aus zwei Kammern; sie haben wie diese warmes Blut, ihr Kopf-Skelet besteht wie bei den Säugethieren aus einem einzigen Bogen u. s. w. dagegen sind ihre Lungen nicht wie bei den vierfüßigen Thieren mit einer dichten Haut umgeben, hängen nicht wie bei jenen frei in der Brust, sondern sind zum Theil hinten an den Rippen angewachsen; ihre Hirnschale ist zellichter und lockerer, wie bei den vierfüßigen Thieren; ihr Brustbein ist verhältnißmäßig größer, aber weniger beweglich u. s. w.

Der Schnabel des Vogels, welcher aus zwei Kinnladen besteht (von denen bei den mehresten Vögeln nur die untere, bei einigen wenigen, wie z. B. bei dem Papagei auch die obere beweglich ist), ist hornartig und hart, um in Ermagelung der Zähne die ihnen bestimmte Nahrung damit zermalmen zu können. Er ist weiter, je nachdem ihre Nahrung in Pflanzen, Insekten, Gewürme, Saamenkörnern oder Fleisch besteht, bei einigen gerade, bei andern aber ober- oder unterwärts gekrümmt, und überdies bald rund, bald platt, bald kegelförmig, bald eckigt oder hakenförmig gebildet. Um sie zum Fluge geschickt zu machen, und die Luft durchschneiden zu können, gab ihnen die Natur einen verhältnißmäßig kleinen, meistens eirunden Kopf, und den an diesem keilförmigen Schnabel; einen nach allen Richtungen beweglichen Hals, einen auf der untern Seite zugeschärften und auf dem Rücken zugerundeten Körper, einen leichten Knochenbau, bekleidete sie mit Federn, gab ihnen die zum Eindringen der Luft in alle Hölungen des Körpers, und zu dessen Ausdehnung zweckmäßig eingerichtete Lungen, eine zellige lockere und wegen der vielen Luftbehältnisse ihre Leichtigkeit vermehrende Hirnschale, und vorzüglich die erforderliche Flug-Werkzeuge, deren Einrichtung besonders merkwürdig ist.

Die Flügel, die aus 11 Knochen bestehen, sind mit Schwungfedern versehen, die ausgebreitet gleichsam einen gewölbten Fächer bilden, und die den Körper des Vogels in der Luft auf eben die Art wie ein Schiff auf dem Wasser vermöge der Ruder bewegen, und die daher auch Ruderfedern genannt werden. Die Schwanzfedern dienen ihnen

auf eben die Art wie dem Schiffe das Steuer-Ruder, um ihre Richtung nach allen Seiten nehmen zu können, daher sie denn auch Steuerfedern heißen. Da sie theils die obere Luft, die weit kälter und feuchter als die untere ist, bewohnen; theils sich auf dem Wasser aufhalten; so ist ihr Körper mit Deckfedern, nahe an der Haut mit kleinen weichen Federn (Pflaumfedern, Dunen) bekleidet, die sie theils vor der Kälte, theils vor der Nässe sichern. Im Herbst verwechseln die Vögel ihre alten Federn mit neuen (mausern sich), indem sich die nährenden Theilchen unter der Haut sammeln und neue Federn bilden, die die alten wegstoßen.

Um ihre Füße und Zehen nach Verhältniß ihrer Bestimmung und ihres Wohnorts zum Laufen oder zum Schwimmen geschickt zu machen, erhielten sie, je nachdem sie in Sümpfen und Morästen waten, oder einen festen Boden bewohnen, lange oder kurze Füße, so wie denn auch die Zehen hiernach bei einigen und zwar bei den mehresten ganz frei, bei andern entweder ganz oder zum Theil mit einer Schwimmhaut verbunden, bei andern mit einer lappichten Haut eingefaßt, übrigens aber nach Maasgabe ihrer Nahrung und Lebensart mit Nägeln oder Klauen, die bald spitzig, bald stumpf, bald gezähnt sind, versehen worden.

Um ihre Eier und Jungen vor Wasser, Sturmwinden und den Nachstellungen anderer Thiere zu sichern, lehrte sie die Natur ihre Nester, wenn sie an der Erde brüten, bald im Moos, bald in den untersten Hölungen der Bäume, bald in dicken Gesträuchen und Dornhecken, oder andern Schlupfwinkeln, und wenn sie auf Bäume nisten, auf den unzugänglichsten Aesten zu bauen, oder an diesen aufzuhängen; auch die dazu erforderlichen Materialien nach Beschaffenheit der Eier und ihrer Jungen zu wählen, sie bald von Reisig, Stroh, Grashalmen und Baumbast in ein künstliches Gewebe zusammen zu flechten; bald aber, wenn ihre Eier zerbrechlich und die Jungen zart sind, mit allerhand Thierhaaren, Baumwolle und kleinen Pflaumfedern, welche letztern sie oft aus Liebe für ihre Jungen selbst ausraufen, zu füttern; sie auch noch überdem, wenn sie in Sümpfen dem Regen und Wasser ausgesetzt sind, von in-

nen zu verkütten und mit einem Deckel oder einer Fallthür zu versehen.

Die Vögel übertreffen alle übrigen Thiere an Schönheit, wovon man sich leicht überzeugen wird, wenn man die herrlichen Farben, womit das Gefieder einiger Gattungen pranget, betrachtet. Es ist ihnen aber auch außerdem, wenigstens einem großen Theil derselben, eine angenehme harmonische Stimme, und diese vorzüglich dem Männchen, eine Schärfe und Klarheit des Gesichts, eine Feinheit des Gehörs, eine Schnelligkeit in ihren Bewegungen und eine Lebensdauer eigen, deren sich die übrigen Thiere nicht in einem so hohen Grad rühmen können.

Die Lebensart und der Aufenthalt der Vögel, von denen einige in und auf dem Wasser, andere auf der Erde; einige blos in warmen, andere nur in kalten Ländern leben, sind nicht nur sehr verschieden, sondern es herrscht auch in der Haushaltung der Vögel eine besondere Einrichtung, die vorzüglich merkwürdig ist. Diese betrift ihren Aufenthalt und Wohnort, den einige Vögel nie, andere aber zu gewissen Jahrszeiten auf eine längere oder kürzere Zeit und Entfernung verändern und verlassen, und wornach sie von den Jägern in Stand- Strich- und Zugvögel eingetheilet werden.

Da sowohl in der äußern Gestalt und Bildung der Vögel als in ihrer Haushaltung und Lebensart eine erstaunende Mannigfaltigkeit herrscht, so hat es den Naturforschern nicht wenig Mühe gemacht, das zahlreiche Heer der Vögel unter gewisse bestimmte zur Uebersicht der Naturgeschichte nothwendige Abtheilungen zu bringen. Es gelang ihnen indessen bei genauerer Beobachtung, gewisse Aehnlichkeits-Kennzeichen, und zwar solche, die mehrere unter sich gemein haben, ausfindig zu machen. Je nachdem sie indessen diese Aehnlichkeits-Kennzeichen bald in diesem bald in jenem Theil des Körpers zu entdecken glaubten, je nachdem weichen sie auch in ihrer Eintheilung und Systemen von einander ab.

Die alten Schriftsteller gründeten die ihrige auf weniger wesentliche Eigenschaften der Vögel, bald auf ihre Nahrung, bald auf ihren Aufenthalt, bald auf ihre Sitten u. d. gl., und theilten sie daher in Wasservögel und Landvö-

gel, in zahme und wilde, in einheimische und fremde, in Waldvögel, Sumpfvögel, Nachtvögel und Raubvögel. Und so blieb es denn bis auf unser Jahrhundert, wo vorzüglich Klein, Linne' und Büffon diese Eintheilungsart als unzulänglich und unbestimmt verwarfen, und eine genauere und bestimmtere an deren Stelle setzten.

Klein theilte die Vögel in 8 Familien, die Familien in Geschlechter, und diese wieder in Zünfte oder Seitengeschlechter. Die Familien bestimmt er nach der Beschaffenheit der Füße oder vielmehr nach der Bildung der Zehen, die Geschlechter nach den Schnäbeln und die Zünfte nach der Beschaffenheit ihres Kopfs oder nach den besondern Verhältnissen der übrigen Theile des Körpers.

Büffon stützet sein System, das sehr genau ist, gleichfalls auf die Anzahl und Lage der Zehen und macht erstlich zwei Hauptabtheilungen: 1) Vögel mit getheilten oder freien und 2) Vögel mit verbundenen Zehen. Diese zwei Hauptabtheilungen theilt er in 26 Ordnungen ein, deren Geschlechter er vorzüglich nach der Beschaffenheit der Schnäbel bestimmt.

Linne' nimmt bei seinem System auf Schnabel, Füße und fast auf das ganze äußere Ansehen Rücksicht, und theilt sie in 6 Ordnungen ein. Wenn man blos auf die Beschaffenheit des Schnabels als seinen eigentlichen Eintheilungsgrund sieht, so sind die 6 Ordnungen folgende. Erste Ordnung. Raubvögel. Zweite Ordnung. Waldvögel. (spechtartige Vögel). Dritte Ordnung. Hausvögel. (hühnerartige Vögel). Vierte Ordnung. Wasservögel. (Schwimmvögel). Fünfte Ordnung. Sumpfvögel. (Stelzenläufer). Sechste Ordnung. Singvögel (sperlingsartige Vögel).

Ihm folgt Leske nur mit einigen Aenderungen und in einer andern Ordnung. Er macht 7 Ordnungen. 1) Vögel, die einen großen Körper und kleine Flügel haben, so daß sie nicht oder sehr wenig fliegen können, wie der Straus, Kasuar und Trappe. Sie nähern sich den Säugethieren am meisten. 2) Hausvögel. 3) Raubvögel. 4) Atzeln (Picae). 5) Singvögel. 6) Sumpfvögel. 7) Schwimmvögel.

Herr Blumenbach bestimmte die Linne'ische Classification noch genauer und nimmt 9 Ordnungen an. Diesem ähnlich theilt Herr Batsch die Vögel in 9 Familien ein. Ob aber nun gleich in den drei letztern Classificationen verschiedene Mängel des Linne'ischen Systems verbessert sind, die darin bestehen, daß ähnliche Arten getrennt und unähnliche mit einander verbunden sind, so finden sich dem ohngeachtet noch manche Unbequemlichkeiten, die aber, wie es scheint, allen künstlichen Systemen nothwendig sind. Im gegenwärtigen Handbuche ist man daher obigem Linne'ischen, als dem gewöhnlichsten gefolgt, und der Leser hat also unter den angegebenen Rubriquen nachzuschlagen.

Außer der Naturgeschichte der Vögel, liegt nun auch dem Jäger noch ob, die Kenntniß und Geschicklichkeit zu besitzen, die Vögel mit Schießgewehr zu erlegen, oder mit Netzen, Schlingen und andern Mitteln in seine Gewalt zu bekommen. Von der Erlaubniß solches thun zu dürfen, sehe man unter Jagd, in so fern sie in die hohe und niedere, oder in die hohe, mittlere und niedere eingetheilt wird.

Die Jagd und der Fang der Vögel selbst, so wie die Werkzeuge und Zubereitungen dazu, sind beinahe so verschieden, so verschieden die Vögel selbst sind. 1) Werden die Vögel entweder ohne besondere Anstalten aus freier Luft, auf der Erde oder auf Bäumen sitzend, geschossen, oder aus besondern dazu erbauten Hütten erlegt. 2) Werden sie gefangen mit Garnen und Schlagwänden auf den Heerden (s. Vogelheerd), welche in Waldheerde, Feldheerde, Strauch- oder Buschheerde, Lerchenheerde, Tränkheerde, und wenn man zugleich mit Armbrüsten nach den Vögeln schießt, in Schußheerde unterschieden werden. 3) Mit Schlingen und Hoch- oder Boden-Schneussen. 4) Auf den Hütten, entweder mit dem Kloben oder mit Leimruthen. 5) Mit Sprenkeln oder Fallen (z. B. Meisenkasten). 6) Mit Wänden und Klebgarnen. 7) Mit Steckgarnen. 8) Durch Treibzeuge oder Garne, welche einen Sack haben. 9) Mit Tirassen. 10) Auf Flüssen und Teichen theils mit Schlingen und Angeln, an welche man kleine Fische steckt, theils mit Garnen und Wänden, die mit Säcken versehen sind. 11) Fängt man auch Vögel mit Vögeln selbst, nämlich durch die Falken- oder Vogelbaize.

Vogelbaize, siehe Falkenbaize.

Vogelbeerbaum, lat. Sorbus aucuparia, Linn. Fr. le Sorbier des Oiseleurs, Engl. the Quicken-tree; auch genannt: Ebsche, Ebschbeerbaum, Ebschenbaum, Eibschbeerbaum, Ebritzbaum, Eibrischbeerbaum, Abreschenbaum, Ebereschenbaum, Evereschenbaum, Eberaschenbaum, Ewischbaum, Eschrösel, Hanreschbaum, Aressel, Gärmischbaum, Quickenbaum, Quitschen, Quitschern, Quitschbeerbaum, Quitzbeerbaum, Qualser, Pillbeerbaum, Philbeerleinbaum, wilder Sorbenbaum, Sperberbeerbaum, Maßbeerbaum, Linbaum, Wilaisch, Faulesche, Beeresche, Dohnenbeerbaum, Schneusenbeerbaum, Zippenbeerbaum.

Ist sommergrünes Laubholz, und gehört in Ansehung seines Wachsthums unter die harten Baumhölzer der zweiten Größe. Er wird sehr häufig in den Laubhölzern und in allerlei Gebüsche angetroffen, und erscheint bald als ein großer, bald als ein geringer Baum, auch bisweilen nur als ein Busch. Man findet ihn überall, sowohl in ganz niedrigem Stande, als auf den rauhesten und dürresten Felsen, ja sogar auf alten Mauern. Sein Wachsthum ist schnell und mit 40 Jahren tritt er in das Alter seiner Vollkommenheit.

Die Wurzel breitet sich gegen 4 Fuß weit aus und treibt viele Sprossen, und die Pfahlwurzel geht, wenn es der Boden erlaubt, ziemlich tief. Die Rinde ist am jungen Holz glatt bräunlich, und am alten glatt aschgrau. Der ganze Baum ist sehr saftreich, weswegen er den späten Hieb und Schnitt im Frühling nicht vertragen kann, daher er am besten im Herbst gefället wird. Jedes Blatt besteht aus 9 bis 13 kleinen, paarweis an einem Stiel stehenden lanzettenförmigen, hellgrünen und am Rande gezahnten Blättern, deren Unterfläche weißlich ist, und der Länge nach eine erhabne röthliche Ader hat. Das Holz ist bräunlich, zäh, mittelmäßig hart und fest. Die Zwitterblüte kömmt an den Spitzen der Zweige gegen die Mitte oder das Ende des Mais zum Vorschein, und besteht in großen platten, ästigen, starkriechenden Büscheln. An der Decke oder dem Kelche sind die männlichen Staubfäden, 20 an der

Zahl, befestiget. Der weibliche Fruchtknoten ist unter der Krone befindlich, und hat ein dreifaches Fruchtröhrchen mit kolbigen Narben. Das Saamenbehältniß oder die Frucht ist eine kleine walzenförmige, fleischige, erst grüne, dann gelbe, und bei der Reife zu Ende des Augusts, äußerlich rothe und inwendig gelbe Beere, die drei längliche, einzelne Kerne, als Saamen enthält.

Der durch die Fäulniß und Wasser aus den Beeren gebrachte Saame wird gleich im Herbste einzeln in Rinnen gezettelt, und mit ¼ Zoll lockerer Erde bedeckt und feucht erhalten. Er geht sodann im folgenden Sommer mit zwei ganz kleinen Saamenblättchen auf. Auch pflanzt sich dieser Baum schon sehr häufig von sich selbst fort, durch die Kerne, welche in den Beeren durch die Vögel vertragen werden.

Der Vogelbeerbaum nimmt mit jedem Boden vorlieb, doch ist der nasse und starke der beste. Er erreicht daher auch seine größte Höhe und Stärke in feuchten und fruchtbaren Laub- und andern vermischten Hölzern, doch wuchert er auch in sumpfigten Waldungen, in Erlenbüschen und andern, ungemein. Die in den Baumschulen erzogenen Stämme lassen sich sehr leicht im 15ten bis 20sten Jahr ins Freie verpflanzen. Die künstliche Vermehrung findet durchs Ablegen der Stammlohden statt, weil aber die Erzeugung aus den Saamen leicht ist, und viele Vorzüge hat, so wird auch nur diese betrieben. Der Stock schlägt 30 bis 40 Jahre aus, und schickt sich daher dieser Baum sehr gut in die Schlaghölzer. Unter den Alleebäumen verdient er einen vorzüglichen Rang.

Die Rinde dieses Baums wird in einigen Ländern statt der Tamariskenrinde gebraucht, auch dient sie zur Gerberei. Von den Beeren macht man mancherlei Gebrauch. Sie dienen beim Fang der Krammets- und anderer großen Waldvögel. Auch anderm Federwild dienen sie zur Aezung. Man kann einen sehr guten Brandwein daraus bereiten, und ein Scheffel Vogelbeere ist einem Scheffel Korne gleich. Auch kocht man mit Zwetschgen Mus daraus. In Norwegen bedienen sich ihrer die Goldschmiede, das alte Silber damit aufzusieden und ihm einen neuen Glanz zu verschaffen. Viele Landwirthe mengen sie unter das Futter der Kühe,

Schweine und Schaafe. Die Puterhühner kann man damit mästen. Für die Hofhühner werden sie getrocknet, wornach man sie, bevor sie gefüttert werden, in Wasser aufquellen läßt. Schaafe und Ziegen fressen sie so gerne frisch als getrocknet, und mit den Kühen verhält es sich eben so, wenn man sie nur unter den Heckerling mengt. Besser ist es aber, sie zu dieser Absicht zu trocknen, und dann unter den für das Melkvieh eingesäuerten Kohl und das andere grüne Futter zu mischen. In Kaninchengärten kann man die Kaninchen den ganzen Winter hindurch damit füttern. Auch Enten fressen sie gerne. Unreif taugen sie, so wie das Laub und die Rinde, zum gerben.

Das Holz läßt sich gut poliren und lackiren. Es dient den Stellmachern, Tischlern, Büchsenschäftern, Böttichern, Mühlenbaumeistern zu mannigfaltigem kleinem Geräthe. Man verfertigt daraus Schrauben, Pressen, Spindeln, Walzen, Formen, Handgriffe, Einfassungen, Ackergeschirr, Walzen, kleine Radkämme und Böttcherswaare, Keltern, allerlei Stiele, Hobel, Spiese und Gewehrschäfte, feine Reife, die besten Nägel für Mühlenräder, und aus den jungen Stangen macht man die besten Spazierstökke; das Reis- und Brennholz giebt gute Feurung und Kohlen.

Vogelfang, Fr. Oiselerie. Von den verschiedenen Arten die Vögel zu fangen, sehe man unter Vögel.

Vogelflinte, siehe Jagdflinte.

Vogelhaube, ist so viel, als Falkenkappe.

Vogelheerd, Strauchheerd, Buschheerd, Fr. Aire ou Place à tendre des Filets. Ist eine vorzügliche Anstalt zum Fang verschiedener großer und kleiner Vögel, da man nämlich einen feinen ebenen Platz mit einem Strauch oder Busch bedeckt, und mit Schlagwänden stellet. Vor allen Dingen muß man bei Anlegung desselben einen solchen Ort auswählen, wo diejenigen Vögel, die man fangen will, und welches Drosseln (Krammetsvögel), Finken, Zeisige, Goldammern u. a. m. sind, in Menge hinzuziehen pflegen.

Wenn er in einer solchen Gegend angelegt werden soll, wo weder Büsche noch Gartenbäume, sondern lauter Aecker und Wiesen sind, an welchen nichts als Weiden und niedriges Gesträuche steht, so muß man alsdann einen Platz

aussuchen, wo die mehrsten hohen und ästigen Bäume in einer Linie stehen. Geht diese Linie von Süden gegen Norden, so macht man den Vogelheerd auf die Ostseite, geht sie aber von Osten gegen Westen, auf die Südseite. Die Weiden sind hierbei immer die besten Bäume, weil die Vögel nicht nur gern auf denselben sitzen, und das schmale Laub auf dem Heerde und in den Netzen nicht viel Unordnung macht, sondern auch deswegen, weil sie, wenn Lücken da sind, oder entstehen, leicht können angepflanzt werden. Kann man zugleich eine Erle an dem Heerde haben, so ist es gut um der Zeisige willen, die sich ihrer Nahrung halber gern da aufhalten. Zum Zaune kann man allerhand Gesträuch, Hartrigel, Ulmen, Buchen, Haseln, Saalweiden und dergl. brauchen, nur darf er keine Beeren haben, wenn man Drosselarten fangen will. Es ist nicht nöthig, daß der Heerd eine offene Seite habe, sondern es können ringsherum Bäume stehen, jedoch dürfen die Zweige derselben nicht überhängen. Diejenige Seite, wo der Vogel herkommt, kann mit niedrigen Weiden bepflanzt werden, die man immer köpfen kann. Der Zaun muß allezeit einen guten Schritt weit von den Bäumen abstehen, und 5 bis 6 Fuß hoch seyn; denn die Vögel setzen sich alsdann sehr gern dahin, da sie sich hinter den Hecken vor den Raubvögeln sicher glauben. — Will man in einem Garten einen Heerd anlegen, so sucht man gegen Morgen einen Platz dazu aus, der desto bequemer ist, wenn er in einem Winkel ins Gebüsche geht.

Die Größe eines solchen Heerdes besteht aus 18 Fuß Breite und 36 Fuß Länge; denn wenn man ihn größer macht, so sind die Netze zu schwer zu ziehen und fallen auch langsam zu; ist er aber kleiner, so fallen die Vögel nicht gern darauf.

Nun ist vor allen Dingen eine Hütte für den Vogelsteller nöthig. Diese macht man entweder von Schilf, Tannen- oder Laubholz, oder besser, man baut sich ein kleines Häuschen, das ohngefähr 5 Ellen lang und 3 Ellen breit ist. In dasselbe bringt man ein Paar kleine Fenster an, die mit Draht klar durchflochten sind, damit wenn etwa eine Scheibe zerbrochen wird, kein Wiesel hinein kom-

men kann. Die Löcher, durch welche man nach dem Heerde sieht, müssen 7 Zoll breit und 3 Zoll hoch, auswendig nach allen Seiten zur Beförderung einer weitern Aussicht schief ausgeschnitten und mit festen Schiebern wohl verwahrt seyn. Gegen Morgen, wo die Vögel herkommen, muß ebenfalls ein Loch seyn, damit der Ruhrvogel bei Zeiten, ehe jene ganz nahe sind, gezogen werden könne. Inwendig kann man einen Ofen hinsetzen lassen, und die Lockvögel und den ganzen Apparat zum Vogelfang aufbewahren, und auswendig Immergrün anpflanzen.

Zu den Netzen nimmt man festen, starken rohen Hanfzwirn. Man fängt mit zwei Schock Maschen an, deren Weite drei Viertel Zoll enthält, und strickt 6 Schock in die Länge; das macht eine Wand aus. Hierauf strickt man eine ganze Masche von Hasenzwirn um das Netz herum, weil sich äusserdem der ordentliche Zwirn an den Leinen gar bald zerreibet. Wenn beide Wände fertig sind, so zieht man auf der einen Seite derselben in die Hasenzwirnmaschen eine 32 Ellen lange Hanfleine von der Stärke einer mittelmäßigen Waschleine. Auf die andere Seite nimmt man eine dünnere und an die Enden eine Querleine, so lang, als die halbe Breite des Heerdes ist. An der Oberleine oder großen Leine macht man ein Oehr (Ohr, Schleife) und unten schleift man es an. Hierauf nimmt man 4 gerade Stäbe von Weiden oder Haseln, welche ein Viertel Zoll im Durchmesser haben, schneidet sie glatt und schält die Schale im Feuer ab. An diese läßt man sich vom Schmidt 4 Hülseneisen machen, die folgendergestalt verfertiget werden. Die Dülle erhält die Stärke des Stabes; unten kommt ein Eisen daran, das 3 und einen halben Zoll lang, einen Zoll breit, und über ein Viertel Zoll dick ist, und unten wird ein Loch durchgeschlagen, ohngefähr von der Größe, daß man den kleinen Finger ein wenig hineinstecken kann. Besser aber ists, man läßt das Loch unten durchhauen, und so weit von einander biegen, als der Bolzen stark ist. Der Bolzen wird alsdann in der Lorve fest verkeilt, so kann man den Stab gleich mit dem aufgehauenen Loche auf den Bolzen setzen, und man hat nicht zu befürchten, daß sich der Stab aushebt. Diese 4 Hülseneisen werden an dem einen Ende der Stäbe fest angeschlagen, alsdann muß man von dem

Loche im Eisen an den Stab hinauf, 4 Fuß 8 Zoll abmessen; daselbst bohrt man durch den Stab auf eben der Seite, wo das Loch durch das Eisen geschlagen ist, ebenfalls ein Loch, so groß, daß die Leine durchgeht; zwei Zoll über dem Loche wird das übrige Holz abgesäget. Auf diese Art werden alle 4 Stäbe zubereitet. Auch läßt man sich vom Schmidt 4 eiserne Bolzen mit einem Knopfe oder runden Oehr, einer Hand lang, und ein wenig schwächer machen, als das Loch im Eisen weit ist. Ferner muß man noch eine Leine zum Zusammenlegen des Netzes (zum Rücken) haben, welche 27 bis 30 und mehrere Ellen lang seyn kann, je nachdem die Hütte weit oder nahe beim Heerde stehet. Diese sogenannte Rückleine muß nur halb so stark seyn, als die große in den Wänden. Zuletzt macht man auch die eichenen Schwibpfähle und Lorven. Erstere bestehen aus 4 Armsdicken und fünf Viertel Ellen langen ordentlichen Pfählen; wenn aber die Gegend sumpfig ist, so müssen sie länger seyn. Zu den Lorven nimmt man einen und einen halben Fuß lange Pfähle, von 2 Zoll Dicke und 3 Zoll Breite. Zwei Zoll von oben herunter bohrt man mitten durch ein Loch so groß, daß der eiserne Bolzen gemächlich durchgehet. Solcher Lorfen muß man 8 haben, und es werden zwei und zwei so nahe zusammen in die Erde geschlagen, daß ein Raum von zwei Zollen in der Mitte bleibt. Man kann auch statt zwei Lorven nur einen viereckigen Pfahl von 3 Zoll Dicke und 3 Zoll Breite nehmen, ein Loch durchbohren, ihn, wenn er in die Erde geschlagen ist, in zwei Theile spalten, und einen Keil so lange dazwischen treiben, bis er zwei Zoll weit von einander stehet.

Mit allen diesen Geräthschaften begiebt sich der Vogelsteller auf den Platz, wo der Heerd angelegt werden soll. Ist der Platz ungleich, so ebnet er ihn, belegt ihn aber allezeit wieder mit Rasen (denn grün muß er seyn), ist er aber sumpfig, so muß ein Graben aufgeworfen, der Boden erhöhet, gleich geharkt, und alsdann mit Heusaamen besäet werden. Hierauf sucht man nach beifolgender Tafel Fig. 1. die Mitte des Heerdes, zieht die Linie a b, und bringt, wo diese Linie in die Hütte geht, das Rückloch z in derselben an. Alsdann legt er einen Stab mit seinem Obertheile auf den Punkt c, doch so, daß das Loch eine Querhand über die Leine

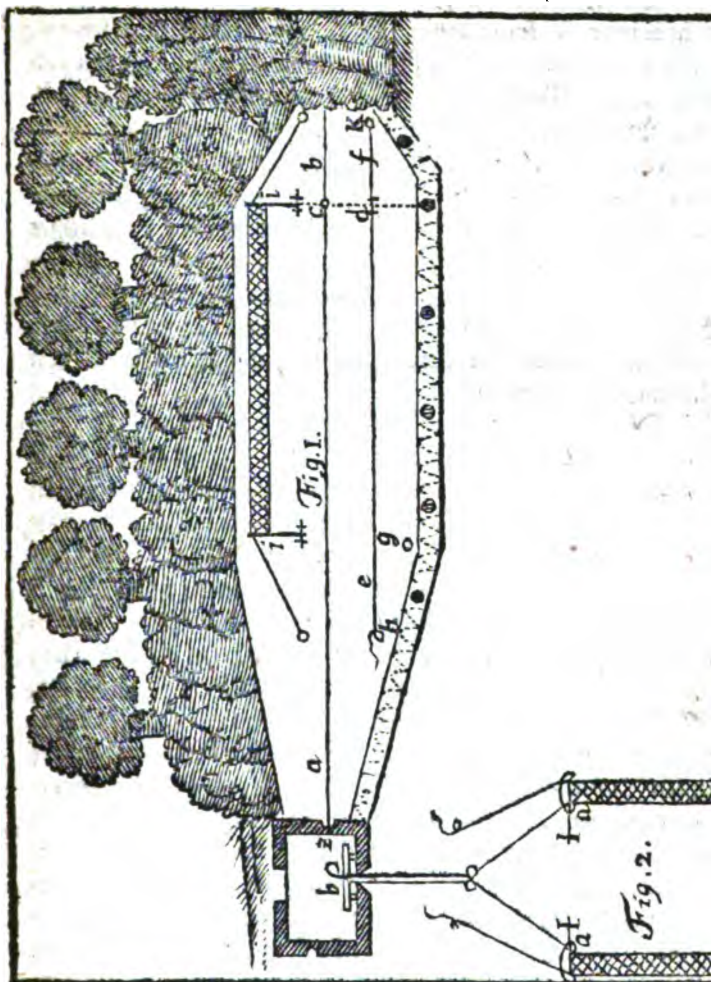
(Schnur) abreichet, und das Loch der Hülsen an den Punkt d. Er mißt ferner auf der Linie a b 36 Fuß von c nach der Hütte zu, und legt daselbst ebenfalls einen Stab hin, so wie den ersten. Wenn dieß geschehen, so zieht er eine Linie e f so, daß die Hülsenlöcher der beiden Stäbe gerade unter die Leine zu liegen kommen, spannt die Leine steif an, und befestiget sie an zwei Pfählen, schlägt die Lorven d g in die Erde zwei Zoll weit auseinander, dergestalt, daß die Löcher 2 Zoll hoch über der Erde und gerade unter der Leine stehen. Hierauf schlägt er ohngefähr 7 oder 8 Fuß von d an hinten am Zaune einen Pfahl k gerade unter die Leine, mißt von g nach der Hütte gleichfalls 7 Fuß und schlägt den Pfahl h neben der Leine schief und ein wenig sich nach der Hütte neigend ein. Auf der Seite nach der Mittellinie schneidet er eine Kerbe in den Pfahl, bohrt in dieselbe ein Loch, und schlägt einen glatten Pflock hinein, der eines Fingers dick ist und eines Fingers breit vom Pfahle einen Knopf hat, damit die Leine nicht abfahren kann. Durch Hülfe der Leine richtet er diese Kerbe und die Löcher in die Lorven und die Mitte des hintersten Pfahls in eine gerade Linie, und verfährt auf der andern Seite auf gleiche Weise. Nach diesem breitet er die Wände auf dem Heerde aus und steckt an beiden Enden die Leine durch die Löcher der Stäbe; hinten am Ende der Stäbe schleifet er einen eisernen Ring an, welcher so weit ist, daß man ihn über den Pfahl stecken und an demselben herumdrehen kann, oder läßt einen eisernen Haken machen, dessen Stiel so lang ist, daß er durch den Pfahl reicht, und am Ende ein Loch hat, bohrt ein Loch durch den Pfahl, steckt den Haken durch und schlägt hinten einen Stift in das Loch, an die Leine bindet er einen kleinen Ring an, und hängt ihn in den Haken. Er zieht alsdann die Leine steif an, so daß der Stab auf c reichet, schlingt sie einmal an dem Stabe herum, legt die Hülse in die Lorve und steckt den Bolzen durch. Vorne verfährt er eben so, und nimmt das Ende der Leine, legt es in die Kerbe des Pfahls h, nimmt es hinter dem Pflock herum, und zieht die Leine selbst so steif an, bis sich der hintere Stab eben so hoch von der Erde hebt als der vordere, das Uebrige der Leine schlägt er oben um den Stab herum, und das Ende schlingt er fest zu. Sodann legt er die Wand zurück, und schlägt eines

Fußes lang von der obern Leine hinter die Stäbe zwei Pflöcke i i ein, legt die Wand wieder zu, und macht hinten an die kleine Leine ein Oehr, womit er sie an den Pflock i anhängt; an den vordern Pflock i spannt er sie steif an, wickelt das übrige um, und steckt das Ende unter, oder spaltet den Pflock oben auf und klemmt das Ende hinein. Mit der andern Wand verfährt er auf eben die Art, und richtet alles so ein, daß Stab auf Stab zu liegen kommt. Die kleinen Querlinien zieht er nicht sehr steif an und befestiget sie an der Ober- und Unterleine mit einem Oehr, das sich an den Leinen ein wenig schiebet und nicht aufgeht. Alsdann legt er die Wände zurück, und liest den Busen des Netzes zwischen die Ober- und Unterleinen ordentlich ein. Ferner nimmt er die Rückleine, macht an beiden Enden ein Oehr so groß, daß es an den Knopf des Stabes geht, hängt beide Oehre an einen Pflock, mißt 2 und eine halbe Klafter oder 9 Fuß ab, schleift daselbst einen Knebel von der Länge eines halben Fingers ein, schleifet sie eines Fußes lang von des Stabes Knopfe herunter einmal um, und hängt das Oehr oben an den Stab, wie Fig. 2. a a zeigen. Das Ende, welches doppelt ist, zieht er in die Hütte durch das Rückloch, welches immer so hoch seyn muß, daß es ihm an die Brust reicht, ein, zieht sie alsdann steif an, und macht einen Schleifknoten vor, steckt einen Knebel hindurch, und macht an der Wand zwei Absätze, auf welchen der Knebel ruht. Das geschieht deswegen, damit man ihn bequem angreifen kann (Fig. 2. b). Ist alles auf diese Art bereitet, so müssen die Wände, wenn sie zugerückt werden, sehr schnell und akkurat zusammen schlagen.

Wenn nun die Stellung auf diese Art vollendet ist, so wird der Zaun angepflanzt (es müßte denn ein selbst gewachsner da seyn), von der Stellung bleibt eine Hand breit Raum, und nach der Hütte hin muß er schief zulaufen (s. Fig. 1.). Auf der Seite, wo er an den Bäumen steht, kann er hoch anwachsen, aber auf der andern, wo die Vögel herkommen, darf man ihn nur von halber Mannshöhe machen, und es müssen auch zweigreiche, aber nicht allzu hohe Bäume (Krackeln, Antrittreißer) an die Oerter o o o o o o gesetzt werden. Diese müssen wurzelleer seyn, damit sie

nicht anwachsen, und blätterleer, damit sich die Vögel leicht auf dieselben setzen (auftreten), und den Heerd in Augen haben.

Auf den Heerd selbst werden nun, je nachdem man Vögel fangen will, Hanf, Rübsaamen, oder Ebereschen und Wachholderbeeren gestreut, und endlich Vögel angeläufert von der Art, die man eben fangen will. Einem oder etlichen derselben bindet man zuweilen einen Bindfaden an die Beine, welcher bis in Hütte reicht; um nöthigen Falls sie aufzuregen, wenn Vögel in der Nähe sind. Diese heißen alsdann Ruhrvögel; im Zaune aber hängen in Vogelbauern die Lockvögel. — Der beste Fang geschieht im Herbst im September und Oktober, doch auch im Frühjahr im März und April.



Vogelhütte, Fr. Cabane. Ist die zunächst an einem Vogelheerd befindliche Hütte, worin sich der Vogelsteller verbirgt und aufhält. S. unter Vogelheerd.

Vogelkirche. Wird eine Krankheit des Nadelhölzes genannt, wenn der Baum von oben herab abstirbt, und der aufsteigende Saft zur Seiten austritt, und überall Harz ausschwitzt.

Vogelkirschbaum, lat. Prunus avium, Linn. Fr. le Merisier à fruit noir, Engl. the black wild Cherrytree; auch genannt: Wilder Kirschbaum, schwarze Vogelkirsche, Zwiselbeerbaum, Wißbeere, Wispelbeere, Karsten, Wasserbeere, Haferkirsche, Rheinische Kirsche, Twiselbeere, Kosteberre, Süßkirschbaum, Kasbeere, Karsebeere, Waldkirsche, Tisselkirsche. Ist sommergrünes Laubholz, und unter unsern wilden Obstbäumen die ansehnlichste Art, indem der Vogelkirschbaum unter den vielen Arten seines Geschlechts nur die einzige Art ist, die eigentlich zum Baumholz der ersten Größe gerechnet werden kann, und macht insgemein den geradesten und höchsten Baum von allen andern Arten aus.

Die Wurzel geht 2 Fuß tief und 4 Fuß weit. Die Rinde ist glatt und rothbraun, stark und lederartig. Die Blätter sind gegen die andern Arten sehr groß, gegen 5 Zoll lang und 3 Zoll breit, eirund zugespitzt, am Rande doppelt gezahnt, welch, saftig, auf der obern Fläche dunkelgrün und glänzend, auf der untern aber mit einer feinen weißlichen Wolle bekleidet; sie stehen abwechselnd, brechen zu Ende des Aprils aus, und fallen im Oktober ab. Das Holz ist gelbröthlich, und von mittelmäßiger Schwere und Härte. Die Zwitterblüthe erscheint im April und Mai; die Blumen, welche 5 offen stehende Blätter haben, kommen auf langen, dünnen Stielen büschelweise hervor. Die innerhalb derselben befindlichen 20 bis 30 Staubfäden sind mit der Blumendecke verwachsen, und fallen mit dieser nach dem Verblühen ab. Der weibliche Knopf, der in der Mitte befindlich ist, verwandelt sich nachher in eine fleischige süßbitterliche Frucht; dieß ist eine kleine, und nach den Abarten bald hellrothe, bald schwärzliche Kirsche, die einen ovalen Saamenstein enthält, worin der Saamenkern liegt. Die Reife ist im Junius.

Ob es schon nicht der guten Wirthschaft eines Forstes angemessen ist, diese Holzart in den Waldungen vorsetzlich zu überhäufen; so ziehet man doch diese Art häufig aus Saamen, um vorzüglich andere Sorten der süßen Kirschen darauf zu pfropfen, wozu sie besonders geschickt sind. Zu diesem Ende werden sie einzeln in die Rinnen gelegt, mit einem Viertel Zoll Erde bedeckt, und liegen größtentheils

über ein Jahr in der Erde. Die jungen Pflanzen werden in der Baumschule einen Fuß weit auseinander gesetzt. Sie bleiben dergestalt stehen, bis sie zusammen wachsen, da sie entweder veredelt oder als große Stämme verpflanzt werden. Ein etwas fetter, kiesigter, oder auch der trockene Sandboden verschafft ihnen einen mäßigen Wachsthum und Dauer; in einem sehr fetten geben die Stämme viel von einem dicken, gelbrothen Gummi; aber eben deswegen sind ihm Hieb und Schnitt schädlich; es kann übrigens dem arabischen Gummi substituiret werden.

Die Früchte geben in manchen Gegenden durch das daraus gebrannte Kirschwasser einen großen Nutzen, und dienen überdieß zur Wildäsung und Vogelweide. Die innere Rinde unter Rauchtobak gemischt, giebt demselben einen angenehmen Geruch. Innerlich eingenommen, soll sie in manchen Fällen die Stelle der China vertreten können. Auch in der Färberei ist sie brauchbar.

Das ausgewachsene Stammholz ist feste und wenig fernästig, und läßt sich von starken und gesunden Stämmen in sehr feine Brettchen schneiden. Seine Schönheit und Härte machen es unter unsern einheimischen Holzarten dem Mahagonyholze am ähnlichsten und für Tischler, Clavier- Lauten- und andere Instrumentenmacher sehr nützlich. Im Unterholz giebt es kleine Reifstäbe; als Brenn- und Kohlholz ist es aber von geringerer Güte.

Vogelklaue, s. unter Klaue.

Vogelleim, Fr. Glu. Ist diejenige kleberigte Materie, welche zum Vogelfange auf folgende Art bereitet wird: Man nimmt Kenster oder Mistel (von Birken, Kiefern, Fichten oder Tannen ist der beste), bricht und schneidet selbigen in kleine Stückchen, stößt sie in einem großen Mörser oder hiezu besonders gemachten Stampfstroge ganz klein, und gießt zuweilen 2 oder 3 Löffel frisches Wasser hinein. Alsdann nimmt man selbigen heraus, und wäscht ihn mit kaltem Wasser rein aus, damit die Holzspähne heraus kommen. Nachher wird er aus diesem Wasser genommen und in warmes gethan, das aber nicht allzu heiß seyn darf, und mit einem Holz umgerührt, da sich denn auch die Fasern heraus treiben, die besonders rein heraus müssen. Hierauf

muß man denselben mit den Händen, die vorher mit Leinöl bestrichen worden, damit nichts anklebe, gut durcharbeiten.

Will bei warmen Wetter der Leim zu weich werden, so thue man ein wenig Hausblasenharz, oder weiß Pech, unter den Vogelleim, läßt solches unter einander zergehen und warm werden, wovon er steifer wird. Bei Frost aber muß man die Hände oft in Brantwein tauchen, und so den Leim damit durchkneten, da er denn nicht leicht frieret. Bei nassem Wetter ist wohl in Acht zu nehmen, daß man den Leim, wenn man die Leimruthen (Leimspindeln) aufziehen will, vorher mit Leinöl durcharbeitet, weil sonst der Leim die Nässe annimmt, und nicht leicht ein Vogel kleben bleibt. Wird aber der Leim von Federn unrein, oder fängt an dürre zu werden, so nimmt man einen Bindfaden um die Spindel herum, streichet und ziehet damit den Leim ab, wäschet denselben rein aus, und macht ihn wieder so an, wie gesagt worden, da er denn wieder zu gebrauchen ist. — Allzu nasse Witterung und zu harter Frost sind dem Leimfange nachtheilig.

Vogelpfeife, siehe Klutter, Bichtel und Wachtelpfeife.

Vogelschneuß, s. Schneuß.

Vogelstellen, s. Vogelfang.

Vogelwände, Fr. Pans de filets. Heißen die Garne, die auf dem Vogelheerd gebraucht werden.

Vogelzug, s. Zugvögel.

Volk, s. Kitt.

Volle Mast, Fr. Glandées en abondance; s. unter Mast.

Volle Oerter. Heißen Holzungen, besonders in Laubhölzern, die noch nicht angehauen, sondern wohl bestanden sind, und noch so stehen, wie sie durch den Saamen oder durch eine gute Pflanzung aufgewachsen, auch noch nicht von Forstfrevlern beschädiget worden sind.

Völlig verecket, s. Hoch verecket.

Voll in Haaren, s. Ganz in Haaren.

Von einander binden, Fr. séparer les toiles. Es geschiehet, wenn ein Jagen mit dem hohen Zeuge eingerichtet werden soll, das gemeiniglich auf zwei Flügeln gestellet wird, und wo nun der Zeug zusammen hingefahren wird,

daselbst wird solcher von einander gebunden und getheilet, sodann aber auf dem rechten und linken Flügel fortgestellet.

Vorberge, Vorhölzer, Vorköpfe, Fr. Bocage en face d'une forêt. Werden diejenigen Holzungen genannt, welche am äußersten Rande eines Forstes oder Revieres stehen.

Vorbinden, s. Nachbinden.

Vorbletz, s. Vorfloß.

Vorderläufte. Sind die Vorderfüße des Hasen.

Vorfloß. Ist der vorderste Theil eines Langholzflosses, der immer aus leichter Waare gemacht wird, um den Floß damit in Gang zu bringen. Oft besteht er bloß in Brettern (s. Vorspitze); auf dem Neckar besteht er in 9 Stämmchen Holz, welche etwa 20 Schuh lang sind, und beim Holländer Floß aus Dickbalken; je größer also der Fluß ist, auf welchem geflösset wird, und je schwerer der Floß ist, je schwerer oder leichter ist auch der Vorfloß oder Vorbletz.

Vorgreifen, Fr. détourner. Heißt so viel als, nachdem man mit dem Leithunde etwas zu Holze gerichtet, inwendig quer vorziehen, und sehen, wo die Hirsche her oder weiter hingezogen, oder wo sie stecken bleiben.

Vorhalten, s. Carbiviren.

Vorhieb, Fr. un Arrêt. Heißt da, wo Floßscheite geschlagen und auf den kleinen Bächen aus den Wäldern abgeflösset werden, wozu der Förster im Frühjahr die Schneewässer mitnehmen muß, eine Art Vorbau, damit die Scheite nicht aus den Bächen heraus und in das große Wasser kommen, da man Gefahr liefe, daß sie so fortgiengen. Zu diesem Ende werden ohnweit des großen Wassers einer oder etliche Bäume quer über den Bach gelegt, an diesen starke Stangen schief gegen den Lauf des Wassers vorgesetzt, damit sich das Scheitholz daselbst anlegt, und nicht hinaus auf die großen Wasser fließt, sondern sich so lange auf dem kleinen Wasser aufhalten muß, als man es für gut findet, bis es nämlich zu einer künftigen Flösse ausgezogen und ausgesetzt, oder bei einer schon wirklichen Flöße fortgelassen wird. Sonach ist Vorhieb so viel, als ein Floßrechen im Kleinen.

Vorhölzer, s. Vorberge.

Vorjagd, Vorhatze, Durchzug, Fr. la Chasse en avant. Ist ein Recht des Landesherrn, kraft dessen er in seiner Vasallen und Landsassen Gehegen, vor Bartholomäi, einen Jagd-Durchzug entweder in eigener hoher Person, oder durch seinen vornehmsten Jagdbedienten hält. Dieses Recht der Vorjagd stehet entweder dem Landesherrn in seinem ganzen Lande durchgängig zu, oder wird durch das Herkommen bestätiget.

Vorjagen, Fr. faire décamper. Heißt, wenn bei einem Jagen die Hirsche oder Sauen auf den Lauft heraus, und den Leibschirm vorbei gejaget werden.

Vorköpfe, s. Vorberge.

Vorlaß, Vorloß, Federspiel, Fr. Leurre. Einmal verstehet der Jäger hierunter, wenn er einen jungen Hühnerhund mit einem lebendigen Feldhuhn an einer Leine in einem Garten, oder wohl gar in einer Stube exerciret. — Bei den Falkenierern hingegen bestehet das Vorloß aus zwei mit Riemen zusammen gebundenen großen Vogelsittigen, woran ein Windstrick hängt, und am Ende ein Häkchen von Horn angemacht ist. Mit diesem Federspiel wird der geworfene Falke zurückgelockt, damit er in der Meinung, es sey ein lebendiges Huhn, oder ein anderer Raub, wieder zu dem Falkenierer zurückkehre.

Vorlaufen, Fr. prévenir. Heißt, wenn auf einer Jagd den angestellten Schützen die Hasen, Füchse u. s. w. nicht recht anlaufen wollen, sondern an einem andern Orte hinaus brechen, die Schützen dann es oft mit Vorbeugen versuchen, daß es ihnen dennoch zum Schuße kömmt.

Vorlaut, s. Fährtenlaut.

Vorliegen, Fr. être à aboyer devant le derrier. Der Hund, heißt es, liegt vor, wenn die Dachshunde in den Bau kriechen, und man hört, daß sie etwas darin verbellen.

Vorloß, s. Vorlaß.

Vorsaum. Ist der äußerste Rand eines Waldes.

Vorschlag, Stöpsel, Pfropf, Fr., Bouchon, Fourrage, Etoupillon. Ist eine weiche, biegsame Materie, welche zur Befestigung des Pulvers sowohl, als des Hagels oder der Kugeln beim Laden einer Flinte oder eines andern Schießgewehrs gebraucht wird. Nach der Erfahrung kann,

außer den Kälberhaaren und dem weichen braunen Papiere, nichts besser bei der Ladung zum Vorschlage gebraucht werden, als runde nach dem Kaliber geschnittene Stückchen Huthfilz und Kork, wozu ohne Unkosten die wohlgetrockneten alten Hüthe und Korkstöpsel anzuwenden sind. Einige ziehen Heede oder Werg vor, nicht nur, weil sie wohlfeiler wie der Huthfilz sind, sondern sich auch leichter wie jeder andere Pfropf mit dem Krätzer aus dem Lauf ziehen lassen.

Viele Jäger sind beim Laden des Gewehrs der Meinung, daß der Vorschlag, er sey wovon er wolle, lose oder fest in die Seele gestoßen, keine Wirkung weder auf die Schußweide des Hagels noch auf dessen Zusammenhaltung habe. Allein dieß kann man höchstens nur von dem Vorschlage, der auf den Hagel kömmt, und ihn im Laufe erhalten soll, nicht aber von dem auf das Pulver zu stoßenden gelten lassen. Denn die Ursache, warum man einen Vorschlag auf das Pulver setzt, ist, daß das Feuer des Pulvers nicht durch den Hagel in der Seele des Laufes vordringen, und dadurch einen großen Theil seiner forttreibenden Kraft verlieren soll; daß endlich durch die Entzündung des Pulvers die zunächst an demselben liegenden Hagelkörner nicht schmelzen.

Hieraus folgt, daß der Vorschlag a) aus einer weichen und biegsamen Materie bestehen muß, weil ein harter und rauher Vorschlag Zurückprallen verursacht, und den Hagel zu weitläuftig ausstreuet; b) muß er von solcher zusammenhängenden Dichtigkeit seyn, daß er den Hagel in einer Masse auf eine gewisse Entfernung von der Mündung des Gewehrs treibt; daher hat Wolle und Baumwolle nicht Kraft genug, weder das Feuer zurückzuhalten, noch den Schuß mit der gehörigen Gewalt fortzutreiben; c) muß er zwar ganz fest in den Lauf gestoßen aber doch nicht zu stark hinein gestampft werden.

Vorschlagen. Ist so viel als vorgreifen, und heißt, wenn man auf dem Schnee etwas kreißet, und ins Ganze hat, hernach aber mit einem Durchschnitt versichert, auf welcher Seite, oder in welchem Dickigt es bleibt.

Vorschutt, Pfosch, Mangeailles de sangliers. Heißt, wenn die wilden Schweine mit Hafer, Erbsen oder Cartof-

feln auf einem gewissen Orte angekörnet werden, daß sie täglich dahin kommen, und man sie dabei todt schießen kann.

Vorspitze. Ist der vorderste Theil an einem Langholzfloß. Im Herzogthum Würtenberg wird auf dem Nagold-Fluß dieser Vorspitzen von geschnittenem Zeug bereitet. Dazu werden erfordert 44 Stück Dreiling, wovon je zwei Stücke auf einander gelegt, durchbohrt, mit hölzernen Nägeln, ohngefähr einen starken Zoll dick, zusammen genagelt, und neben einander mit Spitzwieden gebunden werden. Dessen Gestöhre werden genannt, und zwar das Iste der 3er, welcher aus 6 Dreilingen besteht; das IIte der 4rer, besteht aus 8 Dreilingen; das IIIte auch 4rer, bestehet wie der vorhergehende aus 8 Dreilingen; das IVte der 5er, bestehet aus 10 Dreilingen; das Vte der 6er, bestehet aus 12 Dreilingen, zusammen 44 Dreiling. Der Dreier wird vornen halb rund behauen, daß er desto besser durch die Floßgassen stechen kann. Damit auch die Dreiling neben einander fest verbunden bleiben, und der Vorflösser sicher darauf stehen möge, so werden je zwei Dreilinge mit einer Spitzenwiede von vornen angefaßt, und mit zwei hölzernen Speideln stark zusammen getrieben; auch wird bei jedem Gestöhr vorne an beiden Seiten das Eck hinweggehauen, damit es an den Floßsäulen nicht anstoße; ingleichen wird an beiden Seiten solcher Gestöhre ein Haken, von einem hornbraunen, ohngefähr 2 Zoll starken und 4 Schuh langen Bengel, der Gestöhrhaken genannt, durch die Wieden gezogen, damit die Hälfte das vordere, die andere Hälfte aber das hintere Gestöhr berühre und so halte, daß es sich nicht allzusehr bewege, noch bei dem Auftreten in das Wasser versinke. Auf dieses verfertigte Vorfloß werden 14 Bretter, je zwei auf einander gelegt, um hierauf gehen zu können. Der Dreier hat deren keine, hingegen der Vierer 2 in der Mitte; der nachfolgende Vierer, Fünfer und Sechser, jeder 4 Bretter in 2 Sätzen neben einander, und sind solche vorne mit einem Spitzwiedlein angebunden, hinten aber ganz frei. Auf dem Enzfluß hat der Vorspitzen oder Vorfloß folgende Schnittwaare: Das Iste Gestöhr der Dreier, 6 Dreiling oder 9 Zweiling oder 15 Bretter. Das IIte Gestöhr, eben so: der Vierer, 8 Dreiling oder 12

Zweiling oder 20 Bretter; und der Fünfer, 10 Dreiling oder 15 Zweiling oder 25 Bretter. Demnach hat jeder Vorspitzen 30 Dreiling oder 45 Zweiling oder 75 Bretter. Alle diese Schnittwaare ist verbohrt. Zu jeder Gattung werden noch 7 Bretter gebraucht, welche zu dreien Sätzen mit Wieden eingebunden, auf die 3 letzte Gestöhr gelegt sind, um darauf gehen zu können. Hinter diesem Vorspitzen kommen dann die Spitzbalken.

Vorstand, Vorständer, Fr. Baliveau. Hierunter werden solche Bäume verstanden, die schon beginnen groß zu werden, und wirklich Saamen zu tragen im Stande sind. Besonders heißen so diejenigen Bäume, welche man beim letzten Abtreiben als Laßreißer stehen gelassen, und die nun älter als alles andere Gehölz sind. Hierunter versteht sich also nicht dergleichen Holz, welches nur allein den Gehau umgiebt, und ihn vor der Gewalt des Windes schützt. Daher können alle Bäume mit dürren Wipfeln nimmermehr als wahrer Vorstand angesehen werden; noch weniger aber läßt sich von alten mit Moos bewachsenen Hölzern, denen man ihre Krankheit gleich ansieht, jemals Hofnung schöpfen, daß sie Saamen tragen und als guter Vorstand den Gehau ansäen: sondern nur dann ist der Vorstand gut und richtig, wenn gesundes Holz ansteht, das binnen 6 Jahren gewiß einmal viel Saamen tragen muß, und alljährlich immer auch etwas weniges ausstreuet.

Vorstehen, Fr. arrêter. Dieses thut der Hühnerhund, wenn er Hasen, Hühner und dergl. findet, das ist, er jagt sie nicht auf, sondern er bleibt vor denselben stehen, und zeigt es dadurch dem Jäger an.

Vorsuchen, remontrer. Bedeutet, vor das Holz ziehen, und durch den Leithund wissen wollen, was hinein oder heraus gezogen ist.

Vorwurf, Appât, Amorce. Heißt gefallénes oder verdorbénes Wildpret, Schafklauen und dergl. den Raubthieren anständiger Fraß, welchen man auf einen gewissen Platz stückweis wirft, um damit einen Wolf oder ein anderes dergleichen Raubthier anzukörnen und sie nachher in einem Eisen zu fangen.

W

Wachholder, lat. Juniperus communis, Linn. Fr. le Genévrier ordinaire, Engl. the common Juniper; auch genannt: Gemeiner Wachholder, Wachholderstaude, Wachholderbaum, Wegholder, Weckholder, Reckholder, Rehbaum, Rehstaude, Reckstaude, Rackholderstaude, Rackholderbaum, Feuerstaude, Feuerbaum, Krametbaum, Krametsstaude, Krametsbeerstaude, Kranwettstaude, Kraneweckenstrauch, Kronwett, Cronwitt, Wegbaum, Wegstaude, Kranzbeerstaude, Kamilstaude, Düyenstaude, Machandel, Jachandel, Kaddig, Kanickbaum, Knickel, Kranzeritz, Clupers, Feldcypreß, Feleypreß, Kadickbusch.

Ist immergrünes Nadelholz, und wird unter die harten Baumhölzer der dritten Größe gerechnet. In Deuschland ist dieß nur die einzige Art dieses Geschlechts. Man findet ihn sowohl im Freien, als im Schatten anderer Hölzer in einem trocknem Stande, auf Ebenen und Anhöhen, niemals aber gedeihet er in der Niederung. Auf dem höchst unfruchtbaren Boden, im Flugsande und auf den höchsten Sandhügeln wächst er nur in Gestalt eines hohen oder niedrigen Strauches; wenn er hingegen in einem guten nahrhaften Boden unterhalten wird, so macht ihn die wenig dabei angewandte Pflege zu einem mittelmäßigen Baum, der öfters, wenn er geschlossen steht, oder ihm im Winter durch geschicktes Beschneiden der untersten Aeste geholfen wird, in 40 Jahren zu reinen Schäften von einer Höhe von 18 bis 20 Fuß gelangt.

Die Wurzel ist zaserig und geht 1 Fuß tief und 2 Fuß weit. Die Blätter sind drei Achtel Zoll lange, schmale, platte, zugespitzte, harte und stechende Nadeln, deren obere Fläche hellgrün und gewölbt, die untere aber bläulich und ausgehöhlt ist; sie sind an den Trieben zu drei gegen einander über gestellt, jedoch einfach. Die Rinde ist an den jungen Stämmen röthlichbraun, an ältern reißt sie auf und blättert sich. Das Holz ist gelbbraun, sehr wohl- und stark riechend, kleinjährig, mit einem gelblichen Kerne, dabei schwer, dichte, mittelmäßig hart und zähe.

Im April bringt der Wachholder besondere männliche und besondere weibliche Blüthen in zwei von einander abgesonderten Pflanzen hervor; es kann also wegen der getrennten Geschlechter kein Stamm für sich allein fruchtbar seyn. An den männlichen Pflanzen befinden sich immer 10 Blumen in einem aufgerichteten Kätzchen; jede Blume enthält 4 bis 8 Staubfäden, die den Staub zur Befruchtung der weiblichen Pflanze zuführen, nach Vollbringung dieses Geschäfts vertrocknen, und sammt den Kätzchen abfallen. Die weibliche Blüthe auf ihrer besondern Pflanze hat eine dreifach getheilte kleine Blumendecke, die an den Saamenstock fest gewachsen ist und nicht abfällt. Aus ihnen erwachsen die Früchte, die bekannten, fleischig-harzigen, von Geschmack gewürzhaften, rundlichen, schwarzblauen Wachholderbeeren, die drei länglichte braune Saamenkörner einschließen, welche auf einer Seite rund erhaben, auf der andern aber platt gedrückt sind.

Diese Art von Blüthe bezeuget noch ausser den Blättern, daß der Wachholder eine Art des Nadelholzes sey. Er trägt dieselbe alle Jahre, wenn er noch so alt wird, ob er schon nicht mehr im Stande ist, seine Früchte alsdann zur Vollkommenheit zu bringen, und daher seine Blüthe abwerfen muß. Sonst wird die Frucht vor dem zweiten Jahre nicht reif, daß man also zur Zeit der Reife im Oktober die reifen mit den unreifen zugleich an den Sträuchern und Bäumen antrifft.

Die Aussaat geschieht im März, wo auf gepflügtes Land der Saame oder die ganze Beere ausgestreuet und mit der Egge überzogen wird. Er liegt 15 Monate in der Erde und dann erscheinen im Junius die jungen Pflänzchen mit 2 bis 3 kleinen Nadeln.

Ausser dem bekannten Werthe der Beeren verdient diese Holzart die Anzucht auf großen öden, haidereichen Plätzen um so mehr, da sie solche zur Annahme und Hervorbringung edlerer Arten für die Folge geschickter macht. Das Holz dient zu den kostbarsten Tischler- und Drechslerarbeiten, es ist schön und fast unverweslich, so daß es in Ansehung seiner Dauer den Werth des Bodenholzes hat, daher es eben auch den Anbau verdient. Es wird auch zu Faschinen und wo Mangel an Brennholz ist, an einigen Orten

als Strauchholz genutzet und schlagweise abgetrieben, und giebt wie die Beeren ein gutes Räucherwerk. Die Beeren geben eine herrliche der Gesundheit dienende Lattwerge, den berühmten Körnerbrandewein, und das abgezogene Wachholderöl (Oleum baccarum Juniperi). In einigen Gegenden nimmt man sie auch zum Bierbrauen, ingleichen kann man ein weinartiges Getränke daraus verfertigen. Zwischen dem Holze und der Rinde sammelt sich ein helles, wohlriechendes Harz (Gummi Sandaracae, Wachholderharz); in warmen Ländern findet man es häufiger, in Deutschland selten.

Ausser dieser einheimischen Wachholder verdient noch angeführt zu werden

der virginische Wachholder, lat. Juniperus Virginiana; auch die rothe Ceder genannt. Sie hat vor vielen andern Holzarten dieses zum voraus, daß, ohngeachtet der heiße Himmelsstrich als ihr natürlicher Geburtsort angesehen werden kann, sie doch eben so schön und dauerhaft, ohne auszuarten, in einem ganz entgegengesetzten Klima wächst. Der Wuchs ist bis gegen das 20ste Jahr ziemlich schnell, hernach aber geht derselbe desto langsamer von statten. Die jüngern Pflanzen sind, wie das andere Nadelholz, wenn sie weitläuftig stehen, die erstern Jahre sehr ästig, so wie sie aber älter werden und dichte in einander wachsen, so reinigen sie sich und erhalten einen schönen Schaft. An ausgewachsenen Stämmen beträgt ihre Höhe 60, 80 bis 100 Fuß, und ihre Stärke 2 Fuß und drüber im Durchschnitt.

Der virginische Wachholder ist an verschiedenen Stämmen entweder ganz männlichen oder ganz weiblichen Geschlechts; er blüht im Mai; der Saame, der in einer länglich-runden, blauen, trocknen, dem gemeinen Wachholder ähnlichen, doch kleinern Beere sitzt, erhält im zweyten Jahr nach der Blüthe im Herbst erst seine wahre Reife; im ersten Jahr ist die Beere grünröthlich, und wie mit einem weißen Dufte bedeckt.

Die Rinde ist mit einer grünen bastartigen Haut umgeben, diese springt bei den ältern Stämmen auf, und theilt sich der Länge nach in viele schmale Streifen. Der innere Kern des Baums, der das Nutzholz liefert, ist fest, sehr fein und von einer hohen Carmoisinfarbe. Bei starken

Bäumen umgiebt den Kern ein 2 bis 3 Zoll starker Splint, der weißgelb, weich und einer baldigen Verwesung unterworfen ist; das Nutzholz wird daher jederzeit davon gesäubert. Er treibt im mittelmäßigen Boden eine kurze aber dicke Pfahlwurzel; wenn er aber auf Felsenlagen steht, so laufen die Wurzeln flach.

Zur Ansaat kann man jeden trocknen, dürren, sandigen mit andern Erdarten vermischten Boden, oder auch den bloßen heißen Sandboden wählen, und das bloße Aufhacken und Zerschlagen der Stücke wird hinlänglich seyn, doch muß bei der Zubereitung darauf gesehen werden, daß der Boden einige Zoll tief locker und von allem Unkraut rein sey. Die Aussaat geschieht am besten im Oktober, die Beeren werden breit ausgeworfen und flach bedeckt. Zur Lage wählt diese Holzart die kleinen Berge, die Sommerwände der höhern, die erhabenen Ebenen und die steilen Ufer der Flüsse.

Da dieser Wachholder mit sehr mittelmäßigem, zu keinem Fruchtbau geschicktem, sogar mit sehr schlechtem Boden, wo kaum eine ausgeartete Birke oder Kiefer kümmerlich ihr Leben erhält, vorlieb nimmt, frisch und gesund darauf fortwächst, auch ein solcher Boden ihr natürlich angemessen ist; so ist dies ein Vortheil, den keine so schätzbare Holzart, als der virginische Wachholder in Ansehung der Güte des Holzes ist, ihr streitig machen kann, und es verdient daher diese Holzart eine Anpflanzung auf solchen seit langen Zeiten öde liegenden Oertern.

Das Holz selbst wird zu mancherlei Gebrauch verwendet; diese Holzart ist überhaupt vom Fuß bis zur Spitze nutzbar; denn keine Fäulniß, auch kein Wurm beschädiget den innern rothen Kern. Sie ist daher in der Luft, im Wasser und unter der Erde wie unverweslich. Die größern Stämme, woraus Bretter geschnitten werden können, werden in Nordamerika zum Schiffbau verwendet. Die kleinen Stämme und der Abfall der größern werden zu Bauholz, zu Schindeln, zu Säulen und Riegeln die Felder einzuzäunen gebraucht, auch bedienen sich des Holzes die Tischler und Bötticher, die es allen andern Hölzern zu Stabholz vorziehen.

Wachholderdrossel, lat. Turdus pilaris, Linn. Fr. la Litorne ou Tourdelle, Buff. Engl. the Fieldfare

or Feldefare, Penn. auch genannt: Krammsvogel, Krammetsvogel, Krahnabet, Kranvitvogel, Krannaketvogel, Ziemer, Zimmer, Zeumer, Blauziemer, Großblauziemer, Schomerling, Schacker, Crainisch: Brinauka. Ist, als Singvogel, von der Gattung der Drosseln eine Art, bei welcher Kopf und Steiß aschgrau, und die Schwanzfedern schwärzlich sind.

An Größe hält sie das Mittel zwischen der Mistel- und Singdrossel. Sie ist 11¼ Zoll lang und 1 Fuß 6½ Zoll breit. Der gerade Schwanz mißt 4½ Zoll, und die Flügel reichen bis in dessen Mitte. Sie wiegt 4 Unzen. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, gelb, an der Spitze schwärzlich, oben etwas überhängend, der Rachen und die Zunge gelb, die Nasenlöcher offen und eirund, der Augenstern dunkelbraun, die Augenlider sind gelbgerändet, die Füße schwarzbraun, die geschilderten Beine 1½ Zoll hoch, die Mittelzehe 15 Linien, die hintere 10 Linien lang, die Nägel scharf und spitzig.

Der Oberkopf, Oberhals, Unterrücken und die kurzen Steißfedern sind aschgrau; über die Augen ein röthlich weißer Strich; die Zügel schwarz, so wie die Barthaare um den Oberschnabel herum, die Wangen aschgrau, der Rücken und die Schultern rostbraun, rostfarben und weißgrau gewölkt, die Kehle bis zur halben Brust rostgelb, an der Kehle und Gurgel mit dreieckigen, an der Brust aber mit herzförmigen schwarzbraunen Flecken, die Seiten der Brust stilleweiß rostgelb und schwarzbraun geschuppt; der übrige Unterleib weiß mit schwarzbraunen Flecken, die Deckfedern der Flügel schmutzig rostbraun mit schmalen weißen Spitzen, die After- Flügel- und Schwungfedern schwarzgrau, aschgraulich weiß gesäumt, die untern Deckfedern der Flügel weißlich, der Schwanz gerade, die Federn desselben schwärzlich, die drei äußersten weißlich gesäumt. — Am Weibchen ist der Oberkiefer mehr graubraun als gelb, der Kopf und Steiß mehr fahlgrau, ersterer auch mehr gefleckt, die Kehle weißlich, der Rücken schmuzig rostfarben, die Füße dunkelbraun.

Sie sind scheue Vögel, die die Menschen von ferne fliehen. Ihr Gesang ist ein heiseres unangenehmes Zwitschern, ihre Lockstimme aber ein lautes Schaschaschack

Quiqui! Wegen ihrer Lockstimme brauchen sie die Jäger auf dem Vogelheerde, wo auf diese Vögel vorzüglich gestellt wird, vorzüglich suchen sie sich von denselben solche aus, die wenn sie locken, nicht viel schakern, sondern mehr quiken. Sie leben 6 bis 8 Jahre, müssen aber zur Mauserzeit gut gehalten, und besonders mit frischem Wasser alle Tage versehen werden.

Man trifft diesen Vogel in Deutschland unter dem Namen Krammetsvogel allenthalben, in ganz Europa, dem nördlichen Asien, auch in Syrien an. Der Sommeraufenthalt sind die nördlichern Gegenden, wo sie in den Schwarzwäldern auf den höchsten Bäumen brüten. Wenn der Schnee in jenen Gegenden so hoch wird, daß es ihnen an Nahrung gebricht, so wandern sie in großen Gesellschaften in südlichere. In der Mitte des Novembers, auch zuweilen in Gesellschaft der Ringdrosseln einzeln schon im Oktober, kommen sie in Deutschland an, und gehen im März und April in ihre Heimath wieder zurück. Sie wandern bei gutem Wetter, wo sie nicht still liegen müssen, des Morgens von 3 bis 8 Uhr, hierauf fallen sie auf eine Wiese und fressen sich satt, setzen sich alsdann auf einzelne hohe Bäume und führen ein gemeinschaftliches Concert auf. Dies dauert bis 12 Uhr, alsdann reisen sie weiter bis gegen halb 7 Uhr des Abends, wo sie wieder Halt machen, ihre Abendmahlzeit zu sich nehmen, und sich alsdann stille in großen Gesellschaften auf einen Baum zur Ruhe begeben. Sie schlafen jedoch auch gern des Nachts auf der Erde; daher man sie in manchen Gegenden beim Lerchenstriche mit in den Stoppeln fängt.

Sie nähren sich in ihrer Heimath des Sommers über von Würmern und Insekten, wie die Misteldrossel, im Herbst und Winter von den Beeren der Alpenbeertrauben, der Sandbeere, der schwarzen Affenbeere, des Vogelbeerbaums, des Kreuz- und Weißdorns und vorzüglich der Wachholderstaude. In der Stube füttert man sie in großen Käfichen mit Gerstenschrot oder Waizenkleie mit Milch vermischt, oder besser mit Schrot, Semmeln und geriebenen Mohrrüben. — Bei uns werden sie im Winter vom Sperber, und anderen Raubvögeln verfolgt, und sie erheben bei Erblickung derselben ein entsetzliches Geschrei.

Sie sind wegen ihrer Scheuheit schwer zu schießen, und nur aus einer grünen Hütte unter einem Vogelbeerbaum, der noch Beeren enthält, kann man sie ungesehen erlegen. Außerdem wird ihnen vorzüglich in der Schneuß und auf dem Vogelheerd nachgestellt. In der ersten Hälfte des Novembers, da sie auf ihrer Reise allenthalben vorbei streichen, muß man auf dem Heerde seyn. Im Jänner, wenn ein hoher Schnee fällt, streifen sie abermals, und da muß man sowohl auf dem Heerde die Garne als auch die Schlingen in der Schneuß aufstellen. Auf dem Heerde, der mit Wachholdern und Vogelbeeren belegt ist, sind 4 gute Lockvögel nöthig, davon man einen zum Ruhrvogel brauchen kann; bei dem Fange muß man aber sehr behutsam seyn. Sobald die Lockvögel zu schackern anfangen, muß man nach der Ruhrleine greifen, und den Ruhrvogel bewegen. Fangen die Lockvögel an zu quicken, so ist es ein Zeichen, daß sie nahe sind, und bald auffliegen (anbuschen) werden, alsdann läßt man die Ruhr stille liegen. Gewöhnlich fallen sie nicht alle auf, sondern einige bleiben als Wächter auf den Bäumen sitzen. Geben diese ihr Schackergeschrei von sich, so erhebt sich die ganze Schaar wieder und fliegt davon. Man muß also beim Decken das erste Aufsitzen wohl in Acht nehmen; denn dies giebt allezeit den besten Fang. Im Herbst, wenn es nasse und warme Witterung ist, fallen sie nicht gut auf; am besten im Winter, weil sie alsdann keine Gewürme und Insekten finden. Wenn man den Heerd da anbringt, wo Wachholderbüsche sind, und wo sich gewöhnlich Wachholderdrosseln aufhalten, so ist man bei tiefem Schnee seines Fangs um desto gewisser.

In den Wachholderbüschen stellt man in diejenigen Gänge, durch welche sie immer gehen, und wo die mehresten Beeren hängen, Laufschlingen. Man sticht nämlich ein Stäbchen schief in die Erde hinein und befestigt in dasselbe zwei Schlingen. Beim Durchkriechen bleiben sie in denselben hängen. — Sie gehören zur niedern Jagd.

Sie nützen durch ihr sehr schmackhaftes, leicht verdauliches und gesundes Fleisch, welches das zarteste unter allen Drosselarten ist, und von den Wachholderbeeren eine gewürzhafte Bitterkeit erhält. Die Jungen sind die besten, und man erkennt sie daran, daß ihre Brust heller, der

Kopf gesprenkelter und der Schnabel nur gelbgrau ist. Die ganz Alten haben überdies auf dem Rücken dunkelbraune Flecken. Zu einem Club gehören 2 Stück. — Auch die Federn kann man zu Muffen und Ausstopfen weicher Kissen brauchen. — Noch besonders nutzbar werden sie in den tiefen gebirgigen Walddörfern, wo sie bei ihrer Ankunft im November die Menge großer Spinnen, womit fast alle Bäume und die Gebäude wie überdeckt sind, verzehren.

Abänderungen von ihr sind: 1) die weiße Wachholderdrossel (Turdus pilaris albus); 2) die gelbröthliche Wachholderdrossel (Turd. pil. fulvus); die gefleckte Wachholderdrossel (Turd. pil. naevius), die weißköpfige Wachholderdrossel (Turd. pil. leucocephalus), und die kleine Wachholderdrossel (Turd. pil. minor), welche man aber mit der zweideutigen Drossel nicht verwechseln darf.

Wachsthum, Fr. l' Accroissement. Ist eine Folge der Ernährung, und beginnt, indem der eingesogene Nahrungssaft die Gefäße der Pflanzen (s. u. Baum) durchzieht, und überall feste Theile absetzt. Stamm und Wurzel treiben Zweige aus, und Stamm, Wurzel und Zweige werden länger und dicker. Die meisten Holzpflanzen setzen dieses Wachsthum fast durch ihr ganzes Leben fort; nur wird es von dem Froste und von der Sommerhitze unterbrochen. Sonach geschieht das Wachsthum a) in die Länge, b) in die Dicke, und c) in die Zweige.

Junge Stämme dehnen sich nach ihrer ganzen Länge aus, doch mehr gegen die Spitze, wo sie noch weicher sind, als gegen die Wurzel zu, so, daß die Verlängerung der untern Theile in eben dem Maaße abnimmt, als die Verhärtung des Holzes zunimmt, und vollends aufhört, wenn dieses zu seiner natürlichen Härte gelangt ist. Ganz so verhält es sich auch mit der Verlängerung der Zweige und Wurzeln, da jene mit dem Stamme von gleichem, diese wenigstens von ähnlichem Bau sind.

Stämme, Zweige und Wurzeln, wenn man sie abschneidet, wachsen nicht mehr in die Länge, sondern nur noch in die Dicke und in die Zweige. Der Verlängerungstrieb der Wurzeln ist Anfangs stärker, als der des Stammes. Einzeln stehende junge Hölzer wachsen mehr in die Dicke und Zweige, als in die Länge. Einige Hölzer wach-

sen längere Zeit in die Länge, als andere in dem gleichen Boden, welches von der langsamen Verhärtung ihres Holzes herkommen mag. Im ungleichen Boden dehnen sich auch gleichartige Bäume desto mehr in die Länge aus, je feuchter derselbe, mit Rücksicht auf ihre Natur, ist; weil die Feuchtigkeit die Verhärtung des Holzes aufhält, mit welcher die Verlängerung im umgekehrten Verhältnisse steht. Eben dies ist die Ursache, warum die Bäume in nassen Jahren, oder wenn sie im Schatten stehen, stärker austreiben, als unter den entgegengesetzten Umständen.

Die Stämme und Zweige endigen sich in Augen, und aus diesen entwickeln sich alljährlich die neuen Schosse, wie die Stämmchen sich Anfangs aus den Keimen entwickelt hatten; allein die Wurzeln verlängern sich, ohne eigentliche Warzen zu treiben, blos dadurch, daß sich Mark und Holz in die Länge ziehen, und die Rinde vor sich her schieben. Einige wollen den Verlängerungstrieb in dem Marke, andere erst neuerlich in den Spiralgefäßen gefunden haben; doch liegt dem Forstmann mehr daran, zu wissen, wie, als warum die Sache geschieht.

Zugleich mit der Länge nimmt auch die Dicke, wiewohl in einem weit geringern Verhältnisse, zu. So wie der eingesogene Nahrungssaft in den Gefäßen des Stammes der Wurzeln und Zweige auf- und niedersteigt, verhärten die äußern Schichten des Holzes, und die innern der Rinde immer mehr, die innern Schichten des Bastes gehen in Splint, die äußern in Rinde über, und zwischen beiden entsteht allemal wieder ein neuer Bast, mit welchem das folgende Jahr die gleiche Absonderung und Verwandelung vorgeht, so daß immer zwei Schichten, eine des Holzes, die andere der Rinde, die sich als Bast einst unmittelbar berührt hatten, von dem jedes Jahr neu erzeugten Baste, um gleich viele mittlere ihrer Art abstehen.

Diese jährlichen Holzschichten entstehen nicht mit einem Male, im Frühlinge, beim ersten Eintritte des Saftes, sondern nach und nach; daher sie selbst wieder aus andern dünnern, deren jede von der andern durch eine Scheidewand von zellichtem Gewebe getrennt ist, zusammengesetzt sind. Ein Gleiches gilt auch von den jährlichen Schichten der Rinde, ihrer Entstehungsart zu Folge, doch kann man

ihre Theile, und öfters sie selbst, wegen des Zusammenflusses der Gränzen, und ihrer unmerklichen Verschiedenheit an Farbe und Gewebe nicht unterscheiden. Daher taugen die Schichten der Rinde nicht, wie die des Holzes, das Alter eines Stammes oder Zweiges zu bestimmen.

Wie das Holz von der Rinde erzeugt wird, so wird wieder die Rinde von dem Holze hervorgebracht. Die äußern von der Rinde entblößten Holzschichten überziehen sich daher wieder mit einer andern neuen, dafern sie durch schickliche Mittel gegen die Vertrocknung geschützt werden: läßt man aber geschälte Bäume frei der Sonne und den Winden ausgesetzt, so gehen sie nach und nach ein; doch dauern sie desto länger, je dicker sie sind. — Da der Stamm sich jedes Jahr, so wie er länger wird, auf seiner ganzen Oberfläche mit einer neuen Holzschicht überzieht, so ist leicht zu begreifen, daß er nicht in seiner ganzen Länge aus gleich vielen solchen Schichten bestehe, und sich derselben Anzahl verkehrt, wie die Entfernung eines horizontalen Durchschnittes von dem Boden verhalten müsse.

Sind Bäume gipfeldürre geworden, und sie haben ihr Wachsthum in die Länge vollbracht, so wachsen sie doch noch immer in die Dicke, nur die Jahresringe, die sie jetzt ansetzen, werden immer dünner, so, daß sie auch dem geübten Auge kaum noch kennbar sind. Werden sie endlich überständig, so hört auch das Wachsthum in die Dicke vollends auf; aber das in die kleinen Zweige dauert noch immer fort, so lange sie grün sind.

Indessen, als Stamm und Wurzel in die Länge und Dicke wachsen, treiben sie, auf eigene Weise, hie und da Zweige aus, und vermehren die Anzahl der Anfangs zugegen gewesenen Theile immer mit neuen. Stamm und Wurzel sind auf ihrer ganzen Oberfläche mit unzählich vielen Keimen besetzt, die Anfangs von ganz gleichem Bau sind, nach und nach aber von einander abweichen, da sich die einen am Stamme und in der freien Luft zu Augen, die andern an der Wurzel und unter der Erde zu Geschwülsten oder holzigten Warzen bilden. Die Warzen wie die Augen entspringen aus dem Marke; diese durchbohren Holz und Rinde und treiben Blätter und Zweige aus; jene schieben sie nur vor sich her und ziehen sich in die Länge.

Das Entstehen der Zweige an dem Stamme und der Wurzel hat, jenes mit des Stammes, dieses mit der Wurzel Verlängerung viele Aehnlichkeit. Die Warzen und Augen an den Spitzen der Wurzel und des Stammes, wie die an deren Seiten treiben Zweige aus, jene nach der Richtung der Wurzel oder des Stammes, diese unter spizzigen Winkeln, so, daß erstere mit der Wurzel oder dem Stamme, leztere für sich selbst ein Ganzes ausmachen, und eben darum, wie die Wurzel oder der Stamm, in die Länge, Dicke und wieder in Zweige wachsen.

Wo ein Zweig entstanden, dahin ziehen sich in der Folge die neuen Gefäße des Holzes und der Rinde, und folgen der Richtung des Zweiges. Wenn nun andere, die nach der Richtung des Stammes fortgehen, diesen begegnen, so trennen und vereinigen sie sich wieder, um denselben den Durchgang zu gestatten, und nehmen dann ihre vorige Richtung. Hiedurch wird nun der Zweig da, wo er in den Stamm eingefügt ist, zusammengedrückt, folglich sein Holz dichter, als das ihn umgebende des Stammes; dieses dichtere Holz des Zweiges nennt man den Knoten, welcher aber nicht bis in das Mark geht. — Die Zweige des Stammes wachsen mit denen der Wurzel in gleichem Verhältnisse fort, und was das Wachsthum der einen hemmet, hemmet auch das der andern.

Wachtel, Lat. Tetrao Coturnix, Linn. Fr. Caille, Buff. Engl. the Qvail, Penn. auch genannt: Schlagwachtel, Quackel, Crainisch: Perpelitza. Sie gehört nach dem Linne'ischen System unter die fünfte Ordnung der Vögel, nämlich die Hausvögel, und ist von der zweiten Familie der Gattung des Waldhuhns eine Art, bei welcher als Kennzeichen, der Körper gelblichgrau und gefleckt ist, über den Augen liegt ein gelblich weißer Strich, und der Sporn fehlt.

Sie ist 8 Zoll lang und 15½ Zoll breit. Der Schwanz ist 1¾ Zoll lang, und die Flügel reichen bis unter seinen Anfang. Der Schnabel ist 5 Linien lang, im Sommer hornschwärzlich, im Winter mehr aschgrau, übrigens wie ein Hühnerschnabel, die Nasenlöcher sind längliche Ritzen, mit einer sehr aufgeblasenen Haut überzogen, der Augenring olivenbraun, die geschuppten Füße sehr hellfleischfar-

ben, zuweilen blos fleischfarben weiß, die Nägel hornfarbenbraun, die Beine 1 Zoll 2 Linien hoch, die Mittelzehe 1 Zoll 2 Linien lang, und die hintere 3 Linien.

Die Kopffedern sind schwarzbraun rostfarben gerändet, von beiden Nasenlöchern bis zum Nacken läuft ein gelblich weißer Strich hin, und ein dergleichen schmälerer geht der Länge nach über die Mitte des Scheitels, Zügel und Schläfe sind rothbraun, an den Seiten des Halses ist ein gelblich weißer Fleck, der Oberhals und Oberrücken schwarzbraun, rostfarben gefleckt, mit weißen Strichelchen, der übrige Oberleib ist mit den Steißfedern schwarzbraun mit rostfarbenen Federrändern und Querlinien, und auf den Seiten mit sehr hellrostgelben Strichen, die auf jeder Seite am Rücken bis zum Schwanze zwei schöne Längsstreifen machen; die schmutzig weiße oder nach der ersten Mauser bis zur zweiten schön rostfarbene Kehle umgeben zwei kastanienbraune Bänder, und in der Mitte derselben steht ein schwarzbrauner Fleck, der Unterhals und die Brust sind blaßrostfarben mit einem weißen Längsstrich oben auf jeder Feder, der Bauch ist schmutzig weiß, die Schenkel sind röthlich grau, der After und die langen untern Deckfedern des Schwanzes rostfarben weiß, die Seiten sind bis zum Schwanze herab kastanienbraun, und auf denselben laufen zwei weiße Streifen herab, die mit schwarzen eingefaßt sind, die Deckfedern der Flügel sind röthlichgrau, die größern mit blaßrostfarbenen Querlinien, die Schwungfedern dunkelgrau, die untern Deckfedern der Flügel und die langen Achselfedern röthlich weiß, die 14 kleinen Schwanzfedern dunkelbraun mit rostfarben weißen Querbinden und dergleichen Schäften.

Bei dem Weibchen, das sich gar merklich vom Männchen unterscheidet, ist die Kehle bloß weißlich, und hat also den schwarzbraunen Fleck in der Mitte nicht, die Rükkenfarbe ist dunkler, die Seitenstriche des Rückens hell rostfarben, die Brust auf der hellern Grundfarbe, wie bei einer Singdrossel schwärzlich gefleckt.

Die Wachtel ist ein munterer und scheuer Vogel, sie fliegt sehr schnell, aber nicht gern, und muß daher immer erst aufgejagt werden. Sie streicht flach über der Erde hin, und fliegt nur eine kurze Strecke. So schnell sie fliegen,

so schnell gehen sie auch, und zwar allezeit mit aufgerichtetem Halse, und nicken bei jedem Tritte mit dem Kopfe. Zur Zeit der Paarung rufen die Männchen erstlich leise etlichemal Wärra, wärra, wärra und dann laut, Pickwerwick, Pickwerwick! Weiter lassen sie, wenn sie unzufrieden oder in Furcht sind, die Töne Gilla! hören, und wenn es ihnen behaglich ist, wie z. B. unter einem warmen Ofen, ein leises Schnurren, wie die Katzen, aldann liegen sie auch gewöhnlich auf einer Seite und strecken die Beine von sich. — Das Weibchen giebt nur die Töne Wärra, Wärra, und Penk, Penk von sich, wenn sie ihre Jungen zusammen, oder ihren Gatten herbeirufen will.

Die Wachtel ist ein Zugvogel, der zu Anfang des Mais, seltener zu Ende des Aprils bei uns ankömmt und zu Ende des Septembers oder aufs späteste zu Anfang des Oktobers wieder weggeht. Wahrscheinlich ziehen sie des Nachts, und reisen im Herbst nach dem Nordwestwinde weg, und sind nach dem Südostwinde wieder da. Sie ziehen nicht trupp- sondern familienweise, so wie man sie im Herbst antrifft, und ruhen auch wohl in einem Walde aus, ohngeachtet sie sonst sich nur im freien Felde aufzuhalten pflegen.

Sie nähren sich von allerhand Saamen und Getraide, Waizen, Hirsen, Rübsaamen, Hanf, Mohn und fressen auch grüne Pflanzen und allerhand Insekten, besonders Ameiseneier. Im Zimmer kann man sie mit Waizen, Hanf, Mohn, Brod- und Semmelkrumen, auch mit Gerstenschrot in Milch geweicht, und zuweilen mit etwas zerhacktem Salat und Kohl sehr gut und lange erhalten. Nur ist ihnen Wassersand nothwendig.

Das Männchen ist außerordentlich hitzig, kämpft nicht nur mit seinen Nebenbuhlern oft bis aufs Blut, sondern tritt auch sein Weibchen unzählichemal, und hält sich nur zu einem Weibchen. Dieses legt nur einmal des Jahrs und zwar sehr spät, mehrentheils erst zu Ende des Julius seine 8 bis 14 Eier, die im Grunde grünlichweiß, selten strohgelb und über und über mit olivenbraunen Flecken besetzt sind, die wie lakirt glänzen. Sie sind stumpf, kurz, aber groß, und liegen mehrentheils auf einem Waizenacker, seltner auf einer Wiese in einem mit etlichen Halmen umlegten

Loche. Sie werden in drey Wochen von dem Weibchen allein ausgebrütet, und die wolligen Jungen, die gleich, wenn sie aus dem Ei schlüpfen, davon laufen, werden von der Mutter geleitet und geführt. Wenn sie 8 Tage alt sind, so kann man sie schon im Zimmer mit Mohn, Hirsen, zerhackten Eiern und Ameiseneiern erziehen.

Sie mausern sich im Herbst bei uns gar nicht, und auch in den folgenden Jahren nur einmal des Jahres, ob man gleich behauptet hat, sie thäten es zweimal. — Die Weibchen legen auch im Zimmer oft ohne Zuthun des Männchens ihre Eier und besitzen sie um sie auszubrüten. — Die Männchen sind im ersten Jahre fast gar nicht von den Weibchen unterschieden, und erst im zweiten bekommen sie an der Kehle einen dunkelbraunen oder schwärzlichen Fleck, der rostfarben gewässert ist, behalten aber noch immer die schwärzlich gesprengte Brust; im dritten Jahre wird erst die Brust blaß rostfarben mit weißlichen Strichen und die Kehle ganz schwarzbraun.

Sir werden zuweilen in der Gefangenschaft mit der fallenden Sucht behaftet, und man heilt sie gewöhnlich, indem man sie während dem Anfall etlichemal in eiskaltes Wasser untertaucht. — Eier und Brut sind den Verfolgungen der Raben, Rabenkrähen, Wieseln und Iltisse ausgesetzt, und die Alten werden von verschiedenen Raubvögeln und selbst dem Fuchse und der zahmen und wilden Katze gefangen. — Man findet auch oft eine Menge gelber Milben auf ihnen.

Die Wachteln gehören zur niedern Jagd, und man fängt sie im Frühjahre, wenn sie von ihren Wanderungen zurück kommen, in den Waizen- oder Roggenäckern mit dem vorstehenden Hunde und dem Tiras. Man läßt nämlich den Hund das Getraide absuchen, und wenn er die Wachtel sieht, so bedeckt man sie mit dem Tiras, die fliehende Wachtel bleibt alsdann, wie natürlich im Netze kleben. (s. u. Tiras).

Die Wachtelmännchen werden gewöhnlich im Steckgarne vermittelst einer Lockpfeife, welche die Stimme des Weibchens Penk, Penk, womit sie das Männchen zur Paarung ruft, nachahmt, gefangen. Dies ist die Methode, womit die Vogelsteller im Frühjahre sich diejenigen

Männchen, die einen guten Schlag haben, die nämlich vielmal, z. B. 7 bis 12mal nach einander Pickwerwick rufen, im Felde aufsuchen und fangen.

Das hauptsächlichste hiezu ist eine gute Pfeife (s. Wachtelpfeife); der Fang selbst geschieht folgender Gestalt. Wenn man ein Wachtelmännchen schlagen hört, und dasselbe fangen will, so schleicht man auf 50 Schritte nahe hinzu, und steckt das Garn im Getraide hin, welches aber unten auf dem Boden wohl aufliegen muß; denn sonst kriechen sie leicht unten durch. Alsdann setzt man sich etliche Schritte hinter das Garn. Schlägt nun die Wachtel, so stößt man auch mit der Pfeife zwei bis dreimal. Man muß sich aber darnach richten, daß, wenn die Wachtel aufhört zu schlagen, man mit der Pfeife nur noch ein oder zweimal hinter drein stößt, wie das Weibchen. Jedoch muß man auch so behutsam damit umgehen, daß nicht allzuviel Gelocke, oder ungleiche und falsche Stöße mit der Pfeife gemacht werden. Denn sobald das Männchen Betrug merkt, entfernt es sich von der Pfeife, oder hört wohl gar auf zu schlagen, und läßt sich in dem Jahre mit dergleichen Pfeife so leicht nicht fangen. Es ist besonders, daß es ganz genau und ganz gerade auf den Fleck zuläuft, wo die Pfeife ist, und sie zu finden weiß, daß, wenn sie etwa unter dem Garne wegschliche, sie so nahe an die Pfeife kommt, daß man sie mit der Hand greifen kann. Merkt man nun, daß sie unter oder neben dem Garne weg ist, so schleicht man mit der Pfeife zurück, und um das Garn auf die andere Seite, und antwortet ihr wieder mit der Pfeife, so kann man sie doch noch betrügen. Einige laufen auch wohl um das Garn herum, besonders wo es zu hell und frei steht. Es ist also am besten, daß man an beiden Enden Winkel mit dem Garne mache, denn da verwirrt sie sich im Herumlaufen sehr leicht.

Hierbei ist auch zu merken, daß die Wachtel bei nassem Wetter nicht läuft, sondern, so bald sie den Ruf hört, gerade geflogen kömmt, welches sie auch Morgens und Abends bei dem Thaue thut; man muß also diesen Fang bei trocknem Wetter anstellen. — Im Fall sich kein Männchen auf dem Felde hören läßt, nimmt man einen

Wecker, oder eine Pfeife, welche noch einmal so weit ist, als die gewöhnliche, und schlägt mit diesem, wie das Weibchen; sobald dies die in der Nähe befindlichen Wachteln gewahr werden, antworten sie, alsdann geht man hinzu, verstickt dieselben mit dem Steckgarne, und lockt sie, durch das Schlagen der Pfeife, die den Ton des Weibchens hat, ins Garn.

Wenn man sich nicht mit der Pfeife abgeben will, so nimmt man ein lebendiges Weibchen, setzt es in einen mit grüner Leinwand überzogenen Bauer, steckt ein Gäbelchen ins Getraide, wo Wachteln in der Gegend schlagen, hängt an dieses den Bauer mit der Wachtel, und steckt ein Paar Steckgarne drum herum. Wenn nun die Männchen anfangen zu schlagen, besonders gegen Abend, und das Weibchen in dem Bauer denselben antwortet, so laufen oder fliegen sie nach demselben, und bleiben alsdann in dem Garne kleben; oder wenn sie hinein geflogen sind, sich betrogen sehen, und wieder davon laufen wollen, so kommen sie ebenfalls in die Garne. Auf diese Art kann man öfters einige Wachteln auf einen Ruck fangen.

Man kann auch mit dem Steckgarne viele Wachteln auf einmal fangen. Dies geschieht, wenn die Früchte meistens eingeerndet sind, und hie und da noch einzelne Stücke auf dem Felde stehen, in welche die Wachteln in Menge flüchten. Hierzu muß man von den Steckgarnen nur 6 bis 8 Stück haben. Diese steckt man an einem Orte durch das stehende Getraidestück quer durch, und nach dem Ende desselbigen Stücks noch einmal quer durch. Alsdann fängt man an einem Ende an auf folgende Art zu treiben. Man nimmt eine lange Leine, die über den ganzen Acker quer hinüber reicht; an diese werden Schellen an dünnen Leinen oder Bindfaden gehängt; alsdann fassen ihrer zwei an die Enden der Leine, und ziehen so über das Stück her, daß die Schellen meist zu Boden im Getraide herunter hängen, rütteln sie auch öfters, damit die Wachteln sich bequemen, nach den Garnen zu laufen, und da sie glauben, dem Klange der Schellen zu entgehen, kommen sie darüber ins Garn; man löset die gefangenen Wachteln aus, und treibt alsdann weiter mit den Schellen auch nach den letzten Garnen zu. — Es ist dies keine sonderliche Mühe, und

giebt recht gute Ausbeute, da zu dieser Zeit die jungen Wachteln, gleich den Alten, erwachsen und recht fett sind, und man, wo viele Wachteln sind, in einem Tage wohl 60 Stück fangen kann.

Auf ihrem Wegzuge kann man sie mit Lockwachteln und mit dem Treibzeuge fangen. Man fängt sich zuerst im Frühjahre mit dem Tiras Männchen und Weibchen. Wenn nun die Zeit des Wachtelzuges bald herbei kommt, so hat man eine jede solche Wachtel in einem besondern, mit grüner Leinwand überzogenen Bauer sitzen, hängt sie einen Monat vorher in die freie Luft, giebt ihnen gutes Futter, daß sie hitzig werden, z. E. Semmel in Milch eingeweicht, und dann trocken ausgedrückt, hart gesottene und klein gehackte Eier, guten Waizen, Ameiseneier etc., stellt sich verborgen neben ihren Käfich, ermuntert und ruft dieselben zuweilen mit der Wachtelpfeife, damit sie anfangen zu schlagen.

Wenn man aber den Fang gut einrichten will, so säet man in den Sommerfeldern etliche Aecker späten Sommerwaizen, Gerste oder Hafer, damit, wenn alles andere Getraide reif ist, und wegkommt, dieses noch stehe. Wenn alsdann das Feld leer ist, und die Wachteln im Zuge sind, so nimmt man seine Lockwachteln mit hinaus aufs Feld, hängt sie an dazu aufgerichteten Stangen, sowohl in der noch stehenden Frucht, als eine Ecke zu beiden Seiten neben aus, und zwar Nachmittags, setzt sich mit der Pfeife dabei, und muntert dieselben zum Schlagen und Locken auf. Wenn nun die Männchen die Weibchen im Bauer bemerken, so antwortet eine der andern durch ihre Lock- und Singtöne. Diejenigen, die auf dem Zuge sind, hören dieses, fallen bei den Lockvögeln nieder, retiriren sich alsdann in das stehende Getraide, und versammeln sich da in ziemlicher Menge. Um diese nun des Morgens zu fangen, so hat man ein besonderes dazu gestricktes Treibezeug, wie bei den Rebhühnern, welches aber enger von Maschen seyn muß.

Auch kann man wohl zwei Hahmen oder Säcke haben, in dem Hahmen aber müssen Einkehlen seyn. Diese legt man am Ende in das Getraidestück, macht kleine schmale Steige nach dem Hahmen zu, steckt auch zu beiden Seiten Geländer. Alsdann fängt man, wie vorher beschrieben ist, an mit Schellen zu treiben, oder mit einem Schilde, wirft

mit Sand oder Erde vor sich her in das Getraide, da sie denn auf den Hahmen loslaufen und hineinkriechen werden, aber zu den Einkehlen nicht wieder heraus können. Auf diese Art kann man in einigen Tagen viele Wachteln fangen, und die Mühe wird sehr gut belohnt.

Man kann die Wachteln auch, zum Vergnügen, wenn nicht viel Getraide mehr steht, mit einem Sperber baizen. Man nimmt einen guten vorstehenden Hühnerhund, und zieht damit aufs Feld aus. Stehet nun der Hund vor, so läßt man ihn die Wachtel sprengen, hält den Sperber zur Baize bereit, wirft ihn an die Wachtel, welcher sie bald baizt und fängt.

Wenn man gute Spionhunde hat, kann man die Wachteln in einzelnen Stücken schießen. Man läßt nämlich den Hund kurz vor sich her suchen, und die Wachteln aufstoßen, da man sie alsdann mit einer guten mit Pulver und Hagel geladenen Flinte herunter schießen kann.

Das Tirassiren von einem vorstehenden Hunde in den liegenden Getraideschwaden gewährt den Jagdliebhabern auch Vergnügen.

Im Klebgarne werden sie folgendergestalt gefangen. Man strickt 4 Klebgarne, so wie Kleb- oder Tagnetze zum Lerchenfange. Sie müssen aber etwas höher stellen, die Maschen etwas weiter, als wie zu den Lerchen, und der Zwirn auch etwas stärker seyn, die Länge eines Netzes kann 24 bis 30 Schritte betragen. Diese stellt man gegen Abend in ein Viereck herum, hängt die Weibchen, welche man hat, in die Mitte, und setzt sich mit der Lockpfeife dabei. Da nun die Wachteln bei nassem Wetter oder bei Thau nicht laufen, sondern nach der Locke fliegen, und es also leicht geschehen kann, daß sie auch vom Weibchen wieder wegfliegen, und nicht in die Steckgarne laufen, welches auch bei dem Wachtelfange auf dem Wegzuge geschehen kann, so geschieht es doch öfters, daß sie sich, wenn sie einfallen wollen, in dem aufgestellten Klebgarne fangen. Diese Garne müssen erdfahl gefärbt werden, damit sie nicht so hell scheinen und die Wachteln erschrecken.

Unter die künstlichen Arten des Wachtelfanges gehört die mit dem Ruf oder der Wachtelpfeife und Lockvögeln. In einer Ebene, wo hohes Gras oder halb erwachsenes Ge-

traide steht, legt sich der Jäger mit der Pfeife der Länge nach rücklings auf die Erde hin. Ohngefähr zehn Schritte von ihm hängen auf beiden Seiten 3 Fuß hoch an Stöcken zwei Weibchen in Käsichen, die wie Handkörbe gestaltet sind. Noch zwei Schritte von diesen hängen auf allen vier Seiten Fluggärnchen auf Stöcken, und zwei von den im Gras oder Getraide liegenden Jägern stecken rings herum Wachtelsteckgarne, und er selbst ist mit einem Tirasgarne überzogen. Auf diese Art können in einer Stellung, deren sich in einem Abend zwei machen lassen (denn der Fang kann blos in der Abend- und Morgendämmerung geschehen), 15 bis 20 Wachteln gefangen werden.

Ferner verfertigt man einen Käsich, dessen Durchmesser 2 bis 3 Fuß hält. In dessen Mitte macht man einen besondern runden Boden, an welchen man einen leinenen Tuchsack oder ein grüngefärbtes enggestricktes Garn heftet, das man durch Reife wie einen Vogelbauer aus einander sperren, und oben zusammen binden kann. In diesen innern Raum kömmt eine Lockwachtel, nämlich ein wildes oder zahmes Weibchen, das hitzig ist, und die Wachtelmännchen fleißig anruft. Außen herum wird der Vogelbauer mit grüngemahlten Sprossen verwahrt, und mit Thürchen versehen, die sich sehr leicht einwärts aufstoßen lassen, und gleich wieder zufallen. Diesen großen Vogelbauer trägt man dahin, wo man mehrere Männchen hört; das Weibchen lockt sie herbei, sie stoßen die Thürchen auf, und fangen sich. Oben ist der ganze Bauer mit Tuch behangen, damit sich die gefangenen Männchen die Köpfe nicht einstoßen. Sollten sich einige scheuen, und nicht in den Vogelbauer laufen wollen, so legt man um denselben noch überdies Schlingen, in welchen sie sich fangen müssen.

Die Wachteln nützen durch ihr zartes, leicht verdauliches und gesundes Fleisch, das man selbst den Kranken nicht vorenthalten darf. Nur das Fett zur Herbstzeit ist schwächlichen Magen beschwerlich. Man richtet sie wie die Rebhühner zu. — Die männlichen Wachteln haben einen sehr streitbaren Charakter und man hat daher nicht ermangelt, öffentliche Wachtelkämpfe zur Belustigung des Volks anzustellen. Sogar hat man vor Zeiten dergleichen Zweikämpfe zwischen einer Wachtel und einem Menschen ge-

sehen. — Im Zimmer ist die Wachtel ein sehr angenehmer Vogel, nicht nur wegen seines Schlages, sondern auch wegen seiner großen Reinlichkeit, Munterkeit und Hurtigkeit; besonders ist er ein Liebling der Kinder.

Den Schaden, daß die Wachteln den Waizen, Hanf, Hirsen, Rübsaamen, Mohn u. d. gl. Sämereien aufsuchen, darf man ihnen nicht hoch anrechnen, da sie in Deutschland nie so zahlreich werden, daß dieser Schaden der Erwähnung werth wäre. — Hoffentlich ist der Aberglaube, welcher vormals von diesen Vögeln statt fand, vorjetzt verschwunden.

Von den Vogelstellern werden dreierlei Wachteln unterschieden, die aber in weiter nichts als im Alter verschieden sind: 1) die gemeine Wachtel, welche oben beschrieben worden; 2) die Sandwachtel, welches eine zweijährige Wachtel ist; 3) die Mohrenwachtel und dieses ist eine sehr alte Wachtel. Weiter giebt es die große Wachtel (Pohlnische Wachtel, Lat. Coturnix major, Fr. Chrokiel ou grand Caille de Pologne, Buff.); die weiße Wachtel (Coturnix alba); die bunte Wachtel (Coturnix varia); die aschgraue Wachtel (Coturnix cinerea), und die schwarze Wachtel (Coturnix nigra).

Wachtelkönig, Lat. Rallus Crex, Linn. Fr. le Râle de Terre, de Genet ou Roi de Cailles, Buff. Engl. the Crake Gallinule, Penn. auch genannt: die Ralle, Schnarrwachtel, Wiesenknarrer, Wiesenschnarcher, Wiesenläufer, Grasläufer, Arpschnarp, Feldwächter, Schnarrichen, Schnarker, Schars, Schrecke, der alte Knecht, die alte Magd, Eggenschär, Grasrätscher, Schnarf, Kreßler, Heckschnärr, Grössel, Schnerz. Ist ein Sumpfvogel und von der Gattung der Rallen eine Art, welche sich von den übrigen durch braunrothe Flügel unterscheidet. Mit Unrecht wird er von einigen Jägern unter die Wachteln gerechnet, zumal er mit diesen gar nichts gemein hat.

Er ist 11½ Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, und die Breite der Flügel, die bis an das Ende des Schwanzes reichen, ist 18 Zoll. Mager wiegt er 6 und fett 8 Unzen. Der Schnabel ist 1 Zoll lang, an den Seiten flach, bräunlich. Die Kehlenhaut läuft fast bis zur Schnabelspitze, und wo sie aufhört, biegt sich der Unterkiefer etwas aufwärts. Die länglichen Nasenlöcher liegen in der Mitte des Schna-

bels in einer dünnen vertieften Haut, nahe am Kieferrande. Die Augen sind nußbraun. Die Beine geschildert, nur an den Seiten oben und unten etwas netzförmig, 1¼ Zoll hoch, die Schenkel etwas über dem Knie nackt und weiß gestreift, die Mittelzehe 2 Zoll, die hintere mit zwei Gelenken 6 Linien lang, die ganzen Füße sind hell bleifarben.

Der Kopf ist klein, flach, länglich, bräunlich, gelb und schwarz gefleckt, über die Augen geht ein aschgrauer Streif bis in den Nacken, durch die Augen ein bräunlichgelber, und vom untern Schnabelwinkel noch ein aschgrauer, der an den Seiten des Halses hinläuft; der Oberhals ist röthlichgrau und klar schwarz gefleckt, der Rücken, die Schultern und die obern langen Deckfedern des Schwanzes schwarz, röthlichgrau eingefaßt; die Kehle weißlich, der Hals und die Brust aschgrau, an den Seiten röthlich überlaufen, bei alten olivenbraun gewässert, der übrige Unterleib in der Mitte weiß, an den Seiten und untern Deckfedern des Schwanzes mit dunkelbraunen, rostfarbenen und weißen Querstreifen, die obern kleinen und untern größern Deckfedern der Flügel schön braunroth, erstere mit einigen weißlichen Fleckchen, die Schwungfedern braunroth, der kurze Schwanz spitzig zulaufend, aus 14 Federn bestehend und wie der Rücken gefärbt. — Das Weibchen ist an der Brust blaß aschgrau, und die zwei Linien über und unter den Augen sind grauweiß.

Diese Vögel lassen des Abends und Nachts, seltener am Tage, ihren scharfen und schnarrenden Gesang: Krey! Krey! Arrp, Schnarrp! hören, und da sie sehr geschwind durchs Getraide und hohe Gras laufen können, so hört man sie bald hie bald da. Sie haben aber auch noch eine ganz eigene Lockstimme, welches ein leises Schnalzen ist, wie man es mit der Zunge macht. Sie fliegen schlecht, aber auch sehr selten, und wenn sie es thun, so müssen sie aufgejagt werden, und alsdann erstreckt sich ihr Flug höchstens 100 Schritte weit. Sie lassen sich sehr leicht zähmen.

Sie wohnen in ganz Europa, und sind in manchen Jahren in Deutschland außerordentlich häufig. Unter allen Zugvögeln scheinen sie die letzten zu seyn, denn man hört sie nicht eher, als in der ersten Hälfte des Junius, schreien. In der Mitte des Septembers, wenn der Hafer

niedergehauen ist, ziehen sie weg, und man findet sie i
Erndte allezeit in Gesellschaft der Wachteln; daher is
Behauptung nicht unwahrscheinlich, daß sie bei ihren W
derungen die Anführer der Wachteln seyn, wenigsten
gleiten sie sie zuverläßig. Sie halten sich im Grase
Getraide auf und lieben vorzüglich etwas feuchte Gegen
doch hat man sie auch in gebirgigen Gegenden in den H
feldern zuweilen sehr häufig angetroffen.

Sie nähren sich von Erdkäfern, Regenwürm
Heuschrecken, fressen aber auch Kräuter, kleine Sämer
und zu der Verdauung dieser letztern Speisen findet
immer Quarzkörner in ihrem Magen. In der Stube
sen sie Semmeln in Milch geweicht sehr gern.

Ihr Nest bauen sie auf die Erde, legen einige Hal
unter, und das Weibchen brütet allein 8 bis 12 Eier,
che schmutzigweiß oder grünlichgrau, und hellbraun ge
sind, in 3 Wochen aus. — Die Jungen sind Anf
mit einer schwarzen Wolle bedeckt, welche sich nach 3
chen in Federn verwandelt, die an der Brust röthlich
sind, und haben hellaschgraue Beine. Sie mausern
erst in den wärmern Gegenden, wohin sie wandern. —
ihre Feinde vertilgen die Raben, Wiesel und Iltisse
häufig ihre Brut, und viele Raubvögel stoßen auf Ju
und Alte.

Im Junius kann man sie durch einen mit Papier du
flochtenen Kamm herbei locken. Sie sind schwer zu schie
indem sie nicht leicht auffliegen, und immer im hohen G
und Getraide sehr schnell fortlaufen. Des Morgens
Abends ist noch die beste Zeit, sie zu schießen, weil man
da häufiger rufen hört, sie auch alsdann eher als in der ü
gen Tageszeit auffliegen. Am besten fängt man sie mit
Tiras und Steckgarn. Im August werden die Jung
wenn sie unter die Gelege laufen, von den Schnittern
den Händen gefangen. — Ihr Fleisch, welches besond
vor ihrem Wegzuge sehr fett ist, hat einen vortreflichen
schmack.

Wachtelpfeife, Fr. Courcaillet, Appeau à cail
Ist eine Lockpfeife zum Fang der Wachtelmännchen.
werden gewöhnlich von den Wildrufdrehern in Nürnb
aus Corduan oder andern Leder und einer beinernen Rö

bels in einer dünnen vertieften Haut, nahe am Kieferrande. Die Augen sind nußbraun. Die Beine geschildert, nur an den Seiten oben und unten etwas netzförmig, 1¼ Zoll hoch, die Schenkel etwas über dem Knie nackt und weiß gestreift, die Mittelzehe 2 Zoll, die hintere mit zwei Gelenken 6 Linien lang, die ganzen Füße sind hell bleifarben.

Der Kopf ist klein, flach, länglich, bräunlich, gelb und schwarz gefleckt, über die Augen geht ein aschgrauer Streif bis in den Nacken, durch die Augen ein bräunlichgelber, und vom untern Schnabelwinkel noch ein aschgrauer, der an den Seiten des Halses hinläuft; der Oberhals ist röthlichgrau und klar schwarz gefleckt, der Rücken, die Schultern und die obern langen Deckfedern des Schwanzes schwarz, röthlichgrau eingefaßt; die Kehle weißlich, der Hals und die Brust aschgrau, an den Seiten röthlich überlaufen, bei alten olivenbraun gewässert, der übrige Unterleib in der Mitte weiß, an den Seiten und untern Deckfedern des Schwanzes mit dunkelbraunen, rostfarbenen und weißen Querstreifen, die obern kleinen und untern größern Deckfedern der Flügel schön braunroth, erstere mit einigen weißlichen Fleckchen, die Schwungfedern braunroth, der kurze Schwanz spitzig zulaufend, aus 14 Federn bestehend und wie der Rücken gefärbt. — Das Weibchen ist an der Brust blaß aschgrau, und die zwei Linien über und unter den Augen sind grauweiß.

Diese Vögel lassen des Abends und Nachts, seltener am Tage, ihren scharfen und schnarrenden Gesang: Krey! Krey! Arrp, Schnarrp! hören, und da sie sehr geschwind durchs Getraide und hohe Gras laufen können, so hört man sie bald hie bald da. Sie haben aber auch noch eine ganz eigene Lockstimme, welches ein leises Schnalzen ist, wie man es mit der Zunge macht. Sie fliegen schlecht, aber auch sehr selten, und wenn sie es thun, so müssen sie aufgejagt werden, und alsdann erstreckt sich ihr Flug höchstens 100 Schritte weit. Sie lassen sich sehr leicht zähmen.

Sie wohnen in ganz Europa, und sind in manchen Jahren in Deutschland außerordentlich häufig. Unter allen Zugvögeln scheinen sie die letzten zu seyn, denn man hört sie nicht eher, als in der ersten Hälfte des Junius, schreien. In der Mitte des Septembers, wenn der Hafer

niedergehauen ist, ziehen sie weg, und man findet sie in der Erndte allezeit in Gesellschaft der Wachteln; daher ist die Behauptung nicht unwahrscheinlich, daß sie bei ihren Wanderungen die Anführer der Wachteln seyn, wenigstens begleiten sie sie zuverläßig. Sie halten sich im Grase und Getraide auf und lieben vorzüglich etwas feuchte Gegenden, doch hat man sie auch in gebirgigen Gegenden in den Haferfeldern zuweilen sehr häufig angetroffen.

Sie nähren sich von Erdkäfern, Regenwürmern, Heuschrecken, fressen aber auch Kräuter, kleine Sämereien, und zu der Verdauung dieser letztern Speisen findet man immer Quarzkörner in ihrem Magen. In der Stube fressen sie Semmeln in Milch geweicht sehr gern.

Ihr Nest bauen sie auf die Erde, legen einige Halmen unter, und das Weibchen brütet allein 8 bis 12 Eier, welche schmutzigweiß oder grünlichgrau, und hellbraun gefleckt sind, in 3 Wochen aus. — Die Jungen sind Anfangs mit einer schwarzen Wolle bedeckt, welche sich nach 3 Wochen in Federn verwandelt, die an der Brust röthlichgrau sind, und haben hellaschgraue Beine. Sie mausern sich erst in den wärmern Gegenden, wohin sie wandern. — Als ihre Feinde vertilgen die Raben, Wiesel und Iltisse sehr häufig ihre Brut, und viele Raubvögel stoßen auf Junge und Alte.

Im Junius kann man sie durch einen mit Papier durchflochtenen Kamm herbei locken. Sie sind schwer zu schießen, indem sie nicht leicht auffliegen, und immer im hohen Grase und Getraide sehr schnell fortlaufen. Des Morgens und Abends ist noch die beste Zeit, sie zu schießen, weil man sie da häufiger rufen hört, sie auch alsdann eher als in der übrigen Tageszeit auffliegen. Am besten fängt man sie mit dem Tiras und Steckgarn. Im August werden die Jungen, wenn sie unter die Gelege laufen, von den Schnittern mit den Händen gefangen. — Ihr Fleisch, welches besonders vor ihrem Wegzuge sehr fett ist, hat einen vortreflichen Geschmack.

Wachtelpfeife, Fr. Courcaillet, Appeau à cailles. Ist eine Lockpfeife zum Fang der Wachtelmännchen. Sie werden gewöhnlich von den Wildrufdrehern in Nürnberg aus Corduan oder andern Leder und einer beinernen Röhre

hen kann, daß der Baum von oben herein im Kern mangelhaft erfunden wird, wenn er gefällt ist; so pflegen sich die Holländerholzhändler zuweilen auszubingen, daß sie die Wahl haben sollen, ob sie einen solchen Baum behalten wollen oder nicht, und die solchergestalt gehauenen Stämme werden dann Wahlbäume genannt. Sie zahlen natürlich etwas mehr, wenn der Handel auf Wahlbäume geschlossen wird; weil aber der Verkäufer leicht großen Schaden dabei leiden kann, indem oft viel Stämme unverkauft und unbenutzt liegen bleiben, so ist diese Art zu verkaufen ziemlich aus der Mode gekommen, und die Holzhändler müssen sich dieses um so mehr gefallen lassen, als das Eichenholz überhaupt abzunehmen und rar zu werden beginnt. Der Holzhändler hat immer die stärksten Sorten, z. B. beim gespaltenen Holz, den Wagenschuß am liebsten; handelt er nun auf Wahlbäume, und der Stamm giebt nach dem Fällen keinen Wagenschuß, so läßt er ihn liegen und sagt, er taugt mir nicht; muß er aber bei einem andern Handel den Stamm behalten, so schneidet er das fehlerhafte Stück weg, und bekommt alsdann ein Pfeifholz oder ein Knappholz, an welchem der Gewinn zwar geringer ist, er aber doch keinen Schaden leidet. Beim Verkäufer hingegen verhält sich der Fall anders; gemeiniglich sind es waldreiche Gegenden, aus welchen der Holländerholz-Handel getrieben wird, es fehlt an Käufern, wenn sie der Holländer liegen läßt, und da der Stamm einmal gehauen ist, so bleibt nichts übrig als ihn zu Daugen aufarbeiten zu lassen, wobei aber gegen das Macher- und Fuhrlohn zuweilen wohl gar Verlust ist, wenn die Lage des Waldes ungünstig ist, und die Waare nicht stark gesucht wird, welches sich gar leicht ereignen kann, wenn keine Seekriege sind.

Wahrhammer, Kloppholz, Fr. Batte, Battoir. Ist ein aus einem schmalen Brettstück mit einem Stiele versehener großer hölzerner Hammer, womit die Köhler den Meiler, so oft sie ihn füllen, auf der Haube und Mittelschicht zusammenschlagen, daß er keine Löcher bekomme, oder wenn auch ein Riesloch vorfällt, solches mit Torf oder Rasen wieder ausfüllen und zumachen.

Wahrnehmen, s. Gewahr werden.

Währwölfe, Fr. Loups-garoux. Nennt man solche Wölfe, welche, nachdem Menschenfleisch sie einmal genossen gemacht, diesem alsdann begieriger als allem andern nachstellten; sollte also so viel heißen, daß man sich vor solchen Wölfen vorzüglich wahren müßte. Der Aberglaube hielt sie für Menschen, die in den berüchtigten 12 Nächten in Wölfe sich verwandeln könnten.

Wald, Waldung, Fr. la Silve. Ist eine Hauptbenennung einer großen, verschiedene Meilen betragenden Oberfläche des Erdbodens, die mit wilden Bäumen und Sträuchern, meistentheils von verschiedenen Holzarten, und von verschiedenem Alter, Größe, Stärke und Höhe bewachsen ist, oft auch Städte und Dörfer in ihrem Umfange hat, und wiederum in verschiedene kleinere Theile oder sogenannte Forste getheilt wird. So sagt man: der Harzwald, der Thüringerwald, Schwarzwald, Böhmischer Wald u. s. w. — Waldung sagt man bisweilen von einer mit wilden Bäumen bewachsenen Gegend in einem Lande von geringem Umfange.

Waldaxt, s. Waldhammer.

Waldbauern. Werden auf dem Schwarzwald diejenigen Bauern genannt, welche große eigenthümliche Waldungen haben, und durch die zünftigen Schiffer aus denselben einen Handel mit Floßholz treiben, unter gewissen Umständen, wenn z. B. die Schiffer das Holz nicht verlangen, auch wohl ihr Holz selbst verflößen.

Waldbereuter, s. Forstbereuter.

Waldbußtag, s. Straftag.

Waldeisen, s. Waldhammer.

Waldeister, s. Rothköpfiger Würger.

Waldfink, s. Graufink.

Waldfliegen, Baumfliegen, lat. Muscae. Die Arten dieser zahlreichen Gattungen, welche sämmtlich unter die nützlichen Waldinsekten gehören, haben bald einen glatten, bald borstigen, bald haarigen, bald wolligen Körper. Das Weibchen legt ihre Eier in Raupen, in Sand, wo die Made Insekten fängt; auch auf Pflanzen, wo Blattläuse sind, deren sich die Made zur Nahrung bedient u. s. w. Die Larven sind ohne Füße. Zwei Arten, die auf dem Epheu leben, gebären lebendige Jungen.

Waldförster. Ist eigentlich so viel als Förster, jedoch im genauen Verstande ein Forstbedienter, welcher ein Waldrevier unter seiner Aufsicht hat.

Waldgedinge, s. Schreibetag.

Waldgeräume, ist so viel als Waldrod.

Waldgeschrei, s. Jagdgeschrei und Abblasen.

Waldgesell, ist der Hund des Jägers, oder sein Begleiter in Wald.

Waldgott, s. Silvanus.

Waldhammer, Waldeisen, Waldart, Zeichenbeil, Fr. Marteau à layer. Ist eine kleine Axt, mit welcher man eine Blöße an einem Baum haut, und hernach das Zeichen, welches auf dem Auge dieser Axt ist, darauf einschlägt; dies geschieht, wenn ein Baum zum Hauen angewiesen wird. — Oder es ist auch bloß dasjenige Instrument, auf welchem sich das herrschaftliche Wappen befindet, und das auf Bauholz und großes Nutzholz, z. B. Blöche, Hammerwellen ꝛc. geschlagen wird. Dergleichen Hammer wird mehrentheils von einem Forstmeister oder Oberforstmeister geführet; denn ein Forstbedienter hat bloß einen sogenannten Interimshammer.

Waldhorn, Fr. Cor de chasse. Ist ein großes Jagdhorn; s. unter Flügelhorn.

Waldhuhn, lat. Tetrao, Fr. Tetras. Macht nach dem Linneischen System eine Gattung von der fünften Ordnung der Vögel, nämlich der Hausvögel, aus. Bei den Vögeln dieser Gattung ist neben den Augen entweder ein kahler oder warziger oder mit einzelnen Federn bedeckter Fleck. Einige haben befiederte, andere bloße Füße; daher bringt man sie in zwei Familien. Bei einigen haben die Männchen einen stumpfen Sporn, bei andern gar keinen. Die Arten dieser Gattung halten sich im Freien auf, theils in waldigen und gebirgigen, theils in ebenen Gegenden. Ihre Nahrung ist nach ihrem Aufenthalte verschieden, im Walde meistens Beeren, im Felde meistens Getraide. Es giebt hievon 10 Arten.

Zur ersten Familie mit befiederten Füßen gehören die eigentlichen Waldhühner, nämlich: das Auerhuhn, das Birkhuhn, das Haselhuhn, das Schneehuhn, das weiße Waldhuhn, das bunte Waldhuhn und das kleine bunte

Waldhuhn. Zur zweiten Familie, mit bloßen Füßen oder den sogenannten Rebhühnern: das Rothhuhn, das gemeine Rebhuhn (s. Rebhuhn), und die Wachtel.

Hier sollen die 3 Arten angeführt werden, welche den Namen Waldhuhn führen; die übrigen findet man unter ihren eigenen Artikeln.

1) Das weiße Waldhuhn; lat. Tetrao albus, Linn, Fr. la Lagopede de la Baye de Hudson, Buff. Engl. the white Grous, Penn. hat auch alle Namen, die das Schneehuhn hat, mit welchem es auch oft verwechselt worden ist. Als Kennzeichen seiner Art hat es Beine und Zehen, die dicke und lange weiche weiße Federn haben, und einen Schwanz, woran die mittlern Federn weiß, und die übrigen dunkelbraun mit weißen Spitzen sind. Es ist 18 Zoll lang und 25 und einen halben Zoll breit. Es wiegt 24 Unzen. Der Schnabel ist schwarz; die Klauen sind sehr breit, flach und zum Graben eingerichtet. Die scharlachrothen Augenbraunen sind beim Männchen sehr groß, beim Weibchen aber nicht so sichtbar.

Kopf, Hals und Hintertheil des Rückens, die obern Deckfedern des Schwanzes und der Schultern sind tief orangengelb mit vielen dunkelbraunen Querstreifen und großen weißen Flecken; der Bauch und die mit haarförmigen Pflaumfedern besetzten Füße weiß, die Schwungfedern weiß, die Schwanzfedern schwärzlich oder dunkelbraun mit weißen Spitzen; die mittlern aber sind ganz weiß. Die Schäfte der Kielfedern schwarz. Dies ist die Sommertracht dieser Vögel.

Im Winter verwandelt sich diese Farbe ins Weiße; sie mausern sich nämlich und bekommen weiße Federn. Zum Schutz gegen die Kälte ist jede Feder doppelt, die Flügel und Schwanzfedern ausgenommen. Die Dunenfeder sproßt aus der Wurzel jeder Feder hervor. Zu Ende des Februars kommen die Sommerfedern zuerst am Rumpfe in Gestalt brauner Stoppeln, als die ersten Keime ihres Sommerkleides, hervor; und dann wird jede Feder, der Jahrszeit angemessen nur einfach.

Dadurch, daß sie ihre Farben ändern, und vom Schnee, auf welchem sie liegen, nicht unterschieden werden können, sind sie vor den häufigen Nachstellungen der Adler,

Eulen und anderer Raubvögel gesichert. Sie scharren unter dem Schnee große Gänge, in welchen sie sich des Nachts verbergen. Alle Morgen fliegen sie gerade aufwärts in die Luft, um den Schnee abzuschütteln, und rufen einander mit einem lauten abgebrochenen Tone zu. Man findet sie rund um die Erde innerhalb und ausserhalb des arktischen Kreises; auf den Schweizerischen und deutschen Alpen, und verfliegen sich zuweilen nach Pommern.

Ihre Nahrung sind Gebirgs- und Waldbeeren, Knospen und Blätter von Bäumen und Sträuchern. Wenn sie fressen, so geschieht es in Pausen, zwischen welchen sie sich einander zurufen. Sie machen ihre Nester auf die Erde, und legen 9 bis 11 schwarzbepuderte Eier. Die mehresten Nester findet man an den Küsten. Sie sind, besonders in gelinden Tagen, sehr zahm, zuweilen aber auch wild; wenn man sie aber umher treibt, oder mit Pulver anschießt, so werden sie durch ihren Flug so müde, daß sie bald nahe an sich kommen lassen. Zuweilen ahmen die Jäger, wenn sie sehen, daß sie weit fliegen, die Stimme eines Raubvogels nach, welches sie so erschreckt, daß sie sich sogleich niedersetzen. Wenn das Weibchen getödtet ist, so kann man das Männchen kaum davon wegbringen.

Gewöhnlich werden sie in Netzen gefangen. Diese bestehen aus Bindfaden, halten 20 Fuß ins Gevierte, sind an vier Pfählen befestigt, und werden vorne in senkrechter Richtung mit Stangen unterstützt. An dieser Stütze ist eine lange Leine befestigt, welche jemand in einer gewissen Entfernung verborgen hält. Mehrere Leute müssen die Vögel unter das Netz treiben, welches dann niedergezogen wird, und oft auf einen Zug 50 bis 70 bedeckt. — Sie sind ein vortrefliches Essen.

Eine kleinere Varietät von dieser Art bewohnt vorzüglich die höchsten Berge, und heißt in Norwegen Berghuhn; die größere aber sucht die Waldungen auf, und wird Waldhuhn genannt.

2) Das bunte Waldhuhn, lat. Tetrao Nemesianus, Linn. Engl. the Nemesian Grous, Latham. Dieses zeichnet sich vor den übrigen Arten dadurch aus, daß der Körper schwarz ist und fuchsroth gefleckt, der Schwanz fuchsroth mit schwarzer Spitze und schwarzen Flecken.

Es hat die Größe des Birkhahns. Die vordern Schwungfedern sind graubraun, und an der äußern Fahne stehen röthliche Flecken; die kürzern Schwungfedern haben weiße Spitzen. Das Männchen hat unten am Halse schwarze Querflecken, und der fuchsrothe Unterleib ist schwarzfleckig. Bei dem Weibchen aber sind der Hals, die Backen und die Brust fuchsroth und ohne Flecken.

3) Das kleine bunte Waldhuhn, lat. Tetrao betulinus, Linn. Engl. the Birch-Grous, Latham. Bei diesem ist, als Kennzeichen seiner Art, der Schwanz schwarz mit braunrothen Querflecken, der Steiß weiß mit schwarzen Binden. Uebrigens ist der Körper braunroth und schwarzbunt, die Brust graulich; Schnabel und Füße sind schwarz, und die rothen Augenbraunen fehlen.

Waldknoten, s. unter Anbinden.

Waldlerche, s. Baumlerche.

Waldmessen, s. Ausmessung.

Waldordnung, s. Forstordnung.

Waldrabe, s. Alpenrabe.

Waldraupe, große, s. Kieferraupe.

Waldrebe, lat. Clematis Vitalba, Linn. Fr. le Clématite commun, Clématite à fleurs blanches, Engl. the Traveller's Joy or Viorna; auch genannt: gemeine Waldrebe, steigende Waldrebe, blasenziehende Waldrebe, Holzwaldrebe, gemeine Clematitis, Liesch, Lienen, Lynen, Rehbinden, Rebbinden, Bettlerskraut, Gänsemord, Hexenstrauch, Teufelszwirn, Hagseiler, Hurenstrang. Ist sommergrünes Laubholz, und als Rankenholz ein steigendes Nebengewächs, dessen schwache und zähe Ranken durch Steinhaufen und Rollsteine, Mauern, hohe und niedrige Gebüsche kriechen; sie winden und legen sich um alle Stauden und Bäume, die sie bis an die Gipfel äußerlich bekleiden, und alles in der Nähe stehende Laubholz überhaupt zusammen spinnen.

Sie erreicht in 10 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum. Die Wurzel geht in feuchtem Boden tief, sonst schlinget sie sich zwischen die Steine und in die Felsenritzen, und treibt häufige Wurzelranken. Die Rinde ist am jungen Holze glatt, und am alten gerissen braun, und wird schwammig. Die Blätter sind oben dunkelgrün, unten blaßgrün,

aderig, beinahe herzförmig, aber ungezähnt, und fallen spät ab. Das Holz ist zähe, hart und fest, der Splint gelb, der Kern dunkel oder rothbraun gestreift, besonders zeigt es quer durchschnitten, wenn man mehrere Stücke zusammenfügt, recht sauber regelmäßige, sechsblättrige federige Rosen. Die fruchtbaren Zwitterblüthen erscheinen im Junius und Julius auf langen Stielen und Büschen. Die Staubfäden sind sehr zahlreich vorhanden, so wie die Griffel, welche sich in dünne, federige Fruchtröhren verwandeln. Die blos stehenden Saamen endigen sich in sehr lange Federspitzen, werden Ende Oktobers reif, und bleiben bis in den Winter hinein hängen. Sie liegen über ein Jahr in der Erde.

Das ganze Gewächs hat einen brennenden Saft, und sowohl das frisch zerquetschte Laub als der Bast ziehen Blasen. Blätter und Zweige können nach Ziffert in der Färberei genutzt werden. Die Wurzelsprossen sind wie vom Hopfen eßbar, und aus der Saamenwolle hat D. Schäffer ein ziemlich gutes Papier bereitet. Bei der Forstwirthschaft hat die Waldrebe keinen besondern Nutzen; doch dienen die langen, zähen, dünnen Zweige in Ermangelung der Weiden und Birkenzweige zu verschiedenem Bind- und Flechtwerk, auch zu kleinen Faßreifen. Aus ihrem Kerne werden kleine Körbe gemacht. Das älter gewordene Holz hält sich gut und dient sowohl gebeizt als ungebeizt zum Auslegen kleiner Geräthe. Wegen seiner starken Verbreitung, ansehnlichen Blüthen- und Saamenbüscheln wird die Waldrebe in Lustgärten zur Bekleidung alter Mauern und Bedeckung der Lücken und unangenehmen Aussichten genommen. Sie besaamet sich selbst, der Saame liegt aber bis ins zweite Jahr, ehe er aufgeht; besonders pflanzt er sich aber durch seine häufigen Wurzelranken stark fort.

Waldrecht. Ist so viel als Forstrecht; doch wird es auch an einigen Orten von Forstzins verstanden.

Waldrod, Waldgeräume, Waldwiese, Fr. Partie d'une forêt convertie en champ, Bois rotu. Nennt man einen der Waldung entrissenen und zu Acker oder Wiesen aptirten; und zwar in der Waldung befindlichen Platz. Dergleichen holzleere Plätze können auch durch Vernachläßigung eines Försters entstehen, besonders wenn er auslichtet,

ſo daß nachher die Sturmwinde noch weiter Platz machen, und gleichwohl die entblößten Stellen weder angesäet noch angepflanzet, sondern der Natur überlassen werden. Am häufigsten geschieht letzteres wohl an solchen Orten, wo der Forstbediente mehr auf seine Oekonomie, als auf seine Holzungen siehet, besonders wenn ihm das Grasen (s. Grassichel) als ein Accidenz erlaubt ist. Zu einem guten und in den jetzigen Zeiten so nöthigen Forsthaushalt gehört aber dieses mit, nicht nur keine Waldröder weiter zu gestatten, sondern auch die noch vorhandenen wieder zu bepflanzen, und daher, wenn sie Personen als Eigenthum besitzen, diesen selbige lieber abzukaufen suchen.

Waldschnepfe, lat. Scolopax Rusticola, Linn. Fr. la Becasse, Buff. Engl. the Woodcok, Penn. auch genannt: gemeine Schnepfe, Schneppe, Holzschnepfe, Buschschnepfe, Wasserrebhuhn, Bergschneppe, Schnepphuhn. Ist ein Sumpfvogel, und von der Gattung der Schnepfe eine Art, deren Kennzeichen sind: gerader an der Wurzel röthlicher Schnabel, einige schwarzbraune über dem Hinterkopfe laufende Querbinden und bedeckte Schenkel.

An Größe sind die Waldschnepfen fast den Rebhühnern gleich. Ihre Länge ist 15 und einen halben Zoll, der Schwanz mißt 3 Zoll, die Flügel sind 20 und einen halben Zoll breit; sie wiegen 12 Unzen. Der Schnabel ist 3 und einen halben Zoll lang, gerade, weich, eckig, an der Spitze stumpf, an der vordern Hälfte geriefelt, oben fleischfarbengrau, unten grüngelb, an der Spitze schwärzlich; die Nasenlöcher liegen an der Wurzel des Schnabels, sind klein und länglich, die Augen schwarz, groß und stehen weit hinten und oben; die Füße sind vorne mit Schildern besetzt, hinten und an den Seiten netzförmig, von Farbe grünlichaschgrau, die Klauen graubraun, über dem Knie fast unmerklich kahl, die Beine 1 Zoll 10 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 10 Linien und die hintere einen halben Zoll lang, die Zehen mit einem unmerklich kleinen Häutchen verbunden.

Der Kopf ist klein, schmal, mit einer hohen Stirn, vorn aschgrau, röthlich und schwarz gewässert, auf dem Scheitel bis zum Nacken mit 4 schwarzbraunen und 3 rostgelben Querbinden gezeichnet; Gesicht, Backen und Kehle

weißlich mit ſchwarzen Sprenkeln, und vom Schnabelwinkel bis zu dem Auge ein ſchwarzbrauner Strich, das Genick und die Seiten des Halſes roſtgelb mit ſchwarzbraunen Querlinien, der Oberrücken rothbraun mit ſchwarzen Querlinien und röthlichweißen und ſchwarzen Flecken, der Unterrücken und die obern Deckfedern des Schwanzes roſtfarben mit ſchwärzlichen Querbändern, die Schulterfedern wie der Rücken, nur an den Spitzen mit großen röthlichen weißen Flecken, der Vorderhals und die Bruſt hellröthlichaſchgrau, der Bauch, die Seiten, die Schenkel und die Deckfedern der Unterflügel gelblichweiß, alle untern Theile des Körpers mit dunkelbraunen Wellen überdeckt, die untern Deckfedern des Schwanzes roſtgelb mit weißen Spitzen und ſchwarzen Strichen, die Deckfedern der Flügel rothbraun mit ſchwarzen, grauen und röthlichgelben Bändern und Streifen, die vordern Schwungfedern dunkelbraun mit roſtfarbnen Flecken, die Schwungfedern der 2ten Ordnung von eben der Grundfarbe, aber roſtfarben bandirt, die langen hintern wie der Rücken gefärbt, der kurze, aus 14 Federn beſtehende Schwanz ſchwarz, mit einer hellaſchgrauen Spitze, und dreieckigen kaſtanienbraunen Fleckchen an dem Rande der Federn.

Das Weibchen iſt etwas größer, aber bläſſer von Farbe; Schnabel und Beine ſind fleiſchfarbenaſchgrau, und auf den Deckfedern der Flügel befinden ſich viele große weiße Flecken.

Die Waldſchnepfen ſind ſcheue Vögel, die ſich nicht leicht vom Jäger hinterſchleichen laſſen; doch verläßt das Weibchen dieſe Schüchternheit, wenn es auf den Eiern ſitzt, wo es ohne viele Mühe mit der Hand gefangen werden kann. Sie fliegen ſehr ungeſchickt, überwerfen ſich aus Uebereilung in der Luft und halten ſich daher faſt immer auf der Erde auf. Nur ſelten ſieht man ſie auf einem Baume ſitzen. Ihr Ruf, den ſie aber mehr im Frühjahr als Herbſt auf ihren Reiſen, wenn ſie des Morgens aufbrechen, hören laſſen, iſt dem Geſchüppe der jungen Hühnchen gleich und klingt ohngefähr dumpf wie Kätſch, Kätſch!

Sie ſind überall in Europa bekannt, halten ſich im Sommer in den nördlichen Gegenden auf, und wandern im

Herbſt nach den ſüdlichen. Die Wanderung fängt in der Mitte des Oktobers an, und kommen im März und April wieder zurück. Dieſe Zeit heißt der Schnepfenſtrich. Auf dieſen Reiſen trifft man ſie am erſten in den einzeln liegenden Feldhölzern an, wo ſie des Abends und Morgens an den Seiten derſelben ſich auf das Feld begeben. Sie halten ſich aber gewöhnlich nicht lange auf; denn wenn der Wind von Abend weht, und warme Abendregen kommen, ſo iſt der Strich in wenigen Tagen vorbei. Sie ſtellen des Nachts ihre weiten Reiſen an, und fliegen nicht der Luft entgegen, ſondern mit derſelben. Im Sommer ſuchen ſie meiſt hohe gebirgige Waldungen, in der Nähe von feuchten Wieſen, Sümpfen und Moräſten auf, um daſelbſt ihre Eier zu legen, und ihre Jungen aufzuziehen.

Sie nähren ſich von Regenwürmern, nackenden Schnecken, allerlei Erdmaden, Miſtkäfern und andern Inſekten, zartem Gras und weichen Sumpfgraswurzeln. Am Tage ſuchen ſie die Nahrung in Hölzern und Hecken, bei Nachts aber gehen ſie auf die Wieſen und Aecker, in die Sümpfe, ins Schilf und Riedgras, beſonders auf die Viehtriftsplätze. Ihr Lieblingsfutter machen die kleinen Miſtkäfer aus, welche ſie im Pferde- und Hornviehmiſte finden.

Sie brüten nur einmal des Sommers, und zwar in hohen gebirgigen Gegenden, im Graſe oder Mooſe, wo ihr Neſt eine bloße aufgeſcharrte Vertiefung iſt, mit etlichen Reiſern oder Halmen umlegt. Die Eier ſind ſtumpf, ſchmutzigblaßgelb, am obern Rande blaßviolet und braunroth gefleckt. In 16 Tagen bringen ſie 3 oder 4 Junge aus; dieſe laufen ſogleich, wenn ſie aus den Eiern geſchlüpft ſind, mit der Mutter nach den niedrigen Thälern und Sümpfen, wo Buſchholz in der Nähe iſt, und man findet immer die leeren Schaalen noch im Neſte.

Wo viele Füchſe ſind, kommen nicht viel Schnepfen auf. Eben ſo muß die junge Brut ſehr viel von den Verfolgungen der Baummarder, Iltiſſe und Wieſeln leiden. Viele Raubvögel begleiten auch die Erwachſenen auf ihren Wanderungen. Aeußerlich leiden ſie zuweilen von länglichen grauen Läuſen und inwendig von Band- und Kratzerwürmern.

Sie gehören zur niedern Jagd, und von den verschiedenen Arten ihrer habhaft zu werden, sehe man unter Schnepfenfang, Schnepfenjagd, Schnepfenschießen.

Ihr Fleisch ist von überaus angenehmen Geschmacke, zart, leicht verdaulich und gesund, und sie werden unter das beste wilde Geflügel gerechnet. Man ißt sie gewöhnlich mit den Eingeweiden. — Sie werden auch durch Verminderung der Engerlinge unter der Erde und durch Aufsuchung der Schnecken nützlich.

Die verschiedenen merkwürdigen Spielarten unter den Schnepfen sind: 1) weiße Schnepfen (Scolopax candida), 2) strohgelbe (Scol. pallidissima straminea), 3) mit röthlichem Kopfe, weißem Leibe und braunen Flügeln (Scol. ruficeps), und 4) geschäckte (Scolopax varia), die mit allen Schnepfenfarben unordentlich gefleckt und gemischt sind.

Waldschritt, Fr. Pas de bois. Wird von den Jägern zu 2 und einen halben Fuß angenommen.

Waldtaxation, s. Forsttaxation.

Waldung, s. Wald.

Waldverbot, s. Verbotszeit.

Waldverbrecher. Sind diejenigen Personen, welche Muthwillen oder Diebstahl in den Wäldern und Holzungen begehen; s. Forstverbrechen.

Waldvögel, spechtartige Vögel, lat. Picae, Fr. Oiseaux des bois. Diese machen die zweite Ordnung der Vögel nach dem linneischen System aus. Die Vögel dieser Ordnung haben etwas zusammengedrückten, mehr oder weniger gekrümmten, (fast) allemal oben erhabenen, oder gewölbten Schnabel. Die Füße sind kurz, (meist) stark und gespalten, theils besonders zum Klettern, theils zum Gehen eingerichtet. Ihre Nahrung sind Insekten, Gewürme, das Fleisch und der Unrath anderer Thiere, auch die Saamen, Früchte und Säfte der Pflanzen. Sie leben in der Begattungszeit in Monogamie, nisten auf Bäumen, Thürmen, in Löchern; bei dem Brüten wird das Weibchen oft vom Männchen ernährt, und die Jungen werden von beiden Eltern bis zum Ausfliegen im Neste gefüttert. Sie sind meist schwatzhaft, ihr Fleisch zähe und unrein; doch werden einige besonders jung gegessen, und von andern, die

Federn in verschiedenen ländern zum Puz gebraucht. Die ersten Gattungen nähern sich in der Bildung des Schnabels den Raubvögeln; die letzten in der Größe und lebensart den Singvögeln.

Von dieser Ordnung giebt es in Deutschland folgende Gattungen: Der Rabe, der Bergheher, der Pirol, der Kuckuk, der Specht, die Spechtmeise, der Wendehals, der Eisvogel, der Bienenfresser, wovon sich aber nur zuweilen eine Art nach Deutschland verirrt, der Wiedehopf und der Baumläufer.

Fast allen Vögeln, die in diese Ordnung gehören, stellt der Jäger mit Unrecht nach, weil sie, wie schon aus ihrer Nahrung ersichtlich, theils mehr Nutzen als Schaden stiften, theils bloß nützlich, theils unschädlich sind.

Waldwiese, s. Waldrod.

Wammen, s. Flanken.

Wand, Fr. Pan de bois. Sagt man mehrentheils von einem mit Holz bestandenen Berge, wenn er einen langen Niederhang hat.

Wand, Wände, Fr. Pan de rets. Heißen die aufgestellten Klebenetze oder Tagegarne.

Wand oder Wände; werden auch die erhobenen Theile zwischen den Zügen in den Birschbüchsen genannt.

Wände, s. Schlagwände.

Wände, s. unter Kochwildpret.

Wandel, s. Wechseln des Wildes.

Wanderfalke, s. Bergfalke.

Wanst, Panzen, Fr. Herbier. Panse. Ist der große Theil am Geschaide, nämlich beim Rothwildpret das, was man bei andern wiederkäuenden Thieren den ersten Magen nennt, welcher mit Gras angefüllt, und nebst den Gedärmen von dem Netze eingeschlossen ist.

Warten, s. Bergente.

Wasen, Wasenholz, ist so viel als Wellen.

Wasseramsel, s. Wasserstaar.

Wassereichen, heißt so viel als Stammeichen.

Wässerer, s. unter Wasserstube.

Wassergasse, s. Floßgasse.

Wasserhuhn, lat. Fulica. Macht eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus, und die Vögel dieser

Gattung unterscheiden sich durch folgende Kennzeichen: Der Schnabel ist erhaben rund, der Rand des Oberkiefers gewölbt, und über den untern herschlagend, der untere hinter der Spitze mit einer Hervorragung versehen. Die Nasenlöcher sind länglich und liegen in einer Furche. Die Stirn ist kahl und schwielig. Die breitgedruckten Zehen haben 4 Zehen, die bei einigen gespalten, bei andern mit einer rund gelappten Haut besetzt sind. Die inländischen Wasserhühner haben auch an dem Flügelbug einen kleinen scharfen Stachel. Der Kopf ist klein, der Hals lang und dünn und der Leib schmal und gleichsam zusammen gedrückt. Die meisten leben bei Morästen, Teichen und Seen im Schilf und Rohr, nisten daselbst und nähren sich vorzüglich von Wasserpflanzen und von ihrem Saamen. Sie nähern sich sehr den Hausvögeln und verbinden gleichsam die Sumpfvögel mit denselben.

Ihre 7 Arten theilt man am besten in zwei Familien. Zur ersten Familie (sogenannten Meerhühnern, Gallinulae), mit gespaltenen Füßen, gehören: das grünfüßige, braune, gefleckte, gelbfüßige Meerhuhn und das Glutthuhn; zur zweiten Familie (eigentlichen Wasserhühnern, Fulicae), mit gefiederten Füßen, nämlich mit solchen, die in kleine auswärts gebogene Lappen getheilt sind: das gemeine und das schwarze Wasserhuhn.

1) Das grünfüßige Meerhuhn, Lat. Fulica Chloropus, Linn. Fr. la Poule d'eau, Buff. Engl. the common Water-hen or More-hen, Penn. auch genannt: das gemeine Meerhuhn, die Wasserhenne, das Rothbläßchen, der Grünfuß, das rothe Blaßhuhn, das Rohrhühnlein, das Wasserhühnchen. Es unterscheidet sich von den übrigen Arten durch orangenrothe Wurzel des Schnabels, weiße Flügelränder und untere Deckfedern des Schwanzes, und olivengrüne Füße.

Es ist 14 und einen halben Zoll lang; der Schwanz mißt 3 Zoll, die Flügelbreite ist 23 Zoll, und das Gewicht 15 Unzen. Der Schnabel ist 1 Zoll 2 Linien lang, stark gedruckt, die Spitze grünlichgelb, das übrige mit dem eirunden Stirnlappen orangenroth, die Nasenlöcher längliche Ritzen, in der Mitte des Schnabels, die Zunge an der Spitze rauh, ungespalten, der Augenstern braunroth, das

untere Augenlid kahl, die Beine 2 und einen halben Zoll hoch, die mittlere Zehe 3 Zoll und die hintere 1 Zoll 2 Linien, die ganzen Füße olivengrün, da wo sich die Federn an den Schenkeln anfangen, orangenroth, die Nägel fast gerade, sehr spitzig und hornfarbenschwarz. Die vorne geschilderten, hinten und an den Seiten aber netzförmigen Füße sind unförmlich groß und stark; die Zehen sind zwar unbelappt, aber doch häutig gerändet.

Die sammetweichen Federn des Kopfs und der Kehle sind schwarz, das Genick, der Nacken und die Gurgel dunkelaschgrau, der übrige Oberleib, die Schulterfedern und die Deckfedern der Flügel sind schön glänzend olivenbraun, Gurgel, Brust und Bauch dunkelaschgrau, die beiden letztern in der Mitte weiß gewölkt, die Seiten olivenbraun, in der Mitte einen weißen Streifen, die obern Deckfedern des Schwanzes wie der Rücken, die untern zu beiden Seiten weiß, in der Mitte sammetschwarz, die Schenkelfedern auswendig wie der Bauch, inwendig aber weißlich; den obern Flügelrand faßt eine weiße Linie ein, und an der Ecke des Afterflügels liegt ein beweglicher kleiner 3 bis 4 Linien langer hellgelber Stachel; die Schwungfedern sind dunkelbraun, fein rostgrau gerändet; der spitzige und schmale Schwanz ist schwarz, die untern Deckfedern der Flügel dunkelaschgrau, einzeln weiß wellenförmig gefleckt, und einige halb weiß. Die Federn sitzen alle dicht, sind stark und fest.

Das Weibchen ist unmerklich kleiner mit weißlicher Kehle, schmutzig rostfarbenen Backen, weißem und aschgrau durchschimmerndem Bauche, rostgelb angeflogener Brust und hellrostfarbenen Spitzen an den Seitenfedern ohne den weißen Streif an denselben, mit olivengrünem Schnabel und olivenbrauner Stirnhaut; doch ist letztere auch zuweilen gelb.

Es ist ein schneller Vogel, sowohl im Fliegen als im Schwimmen. Er ist sehr zänkisch und leidet nicht leicht einen Kammeraden in der Nähe; auch ist er sehr scheu vor Menschen. Er taucht sehr schnell und lange unter, und steckt oft, wenn er Gefahr bemerkt, den Kopf aus dem Wasser, und schlüpft schnell wieder unter. Er fliegt schnell mit herabhängenden Beinen, und schreit zuweilen, und zur

Zeit der Begattung hell Gigi! Ohnerachtet er ein so scheuer Wasservogel ist, so läßt er sich doch so leicht, wie ein andrer Stubenvogel zohmen.

Dieser muntere, kecke und artige Wasservogel bewohnt die nördlichen Theile der alten und neuen Welt. In Deutschland findet man ihn allenthalben, wo Seen, Flüsse und Teiche sind, die Gebüsche umgiebt. Als Zugvogel verläßt er uns im Oktober, wenn die Fröste kommen, und trifft im März wieder ein. Vermöge seines Naturinstinkts hilft er die Insektenlarven und Insekten mit vermindern, die sich im Wasser befinden, und lesen sie daher unaufhörlich von den Wassergewächsen und der Oberfläche des Wassers ab. Außerdem fressen sie auch allerhand Wasserpflanzen als Meerlinsen, die Blüten des Wasserhahnenfußes und anderer Wasserkräuter, und verschlucken einzelne runde Quarzkörner zur Beförderung der Verdauung.

Im April schicken sie sich schon zur Brut an, und wo mehrere Paare auf einem kleinen Teiche wohnen, giebt es zu der Zeit hitzige Kämpfe. Ihr großes Nest bauen sie aus Schilf und Wasserkräutern, aber sehr unordentlich, in niedrige Gebüsche an den Ufern oder ins Schilf. Das Weibchen legt des Jahrs zweimal 6 bis 7 Eier, die auf einer Seite stark zugespitzt sind, und grünlich weiß und klar roth gefleckt aussehen. Es brütet sie allein in 3 Wochen aus, und deckt dieselben, wenn es das Nest verläßt, vorher mit Kräutern sorgfältig zu.

Die Jungen schwimmen sogleich, wenn sie ausgekrochen sind, mit der Mutter davon, und werden von beiden Eltern zum Insektenfang angewiesen. Beide Geschlechter haben im ersten Jahre einen olivengrünen Schnabel und olivenbraune Stirnhaut, und sehen überhaupt wie das Weibchen aus, nur auf dem Rücken etwas heller. Bis zu der ersten Mauserung bemerkt man die kahle Stirnhaut fast gar nicht, und manche Jungen haben auch hie und da am Halse und Kopfe kleine weiße Sprenkeln. — Ihre Eier werden zuweilen von den Rabenkrähen geholt, und den Alten selbst stellen auch einige Raubvögel nach.

Wenn man sie schießen will, so muß man sich hinter einem Gebüsche nahe an sie schleichen, und wo möglich durch Vorhaltung eines Hutes oder Verbergung hinter den Blät-

tern des Gebüsches zu verhindern suchen, daß sie den Bliz von der Zündpfanne nicht sehen, denn sonst tauchen sie bliz-schnell, ehe das Blei zu ihnen kommt, unter, und werden gefehlt. Auch wenn man sie nicht gänzlich tödtet, so schwimmen sie nach dem Ufer, und verkriechen sich unter demselben, oder wenn sie das Schilf eher erreichen, greifen sie unter dem Wasser mit dem Schnabel nach einem Halm, beißen sich fest ein, und sterben so, ohne daß man sie bekommen kann. Bei ihrer Jagd ist auch ohnehin ein guter Wasserhund nöthig, der sie aus dem Wasser holt.

Es nüzt durch sein schmackhaftes Fleisch, die Haut sieht jedoch unangenehm schwarzblau aus. Es wird besonders im Herbste sehr fett, behält aber immer etwas von dem wilden schlämmernden Geschmacke. Die Federn gehen auch schwer aus, und werden am besten locker gemacht, wenn man die Vögel nach dem Schusse, wenn sie noch warm sind, sogleich in kaltes Wasser etlichemal taucht, weil sie durch heißes Wasser sich noch fester einsezen. — Es wird auch dadurch nüzlich, daß es eine so ungeheure Menge Mückenlarven und andere schädliche Insekten vertilgt.

In Ansehung der Stirnhaut giebt es zweierlei Abänderungen, denn einige haben eine gelbe, andere eine rothe, doch sind die erstern mehrentheils Junge, wenigstens sind sie nicht über 3 Jahr alt.

2) Das braune Meerhuhn, Lat. Fulica fusca, Linn. Fr. la Poulette d' eau, Buff. Engl. the brown Gallinule, Lath. auch genannt: welsches Wasserhuhn. Diese Art unterscheidet sich durch gelbliche Stirn und Kniebänder, und olivenbraunen Körper.

Es ist 1 Fuß 1¼ Zoll lang, und 1 Fuß 9½ Zoll breit. Der Schwanz ist 2¾ Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf zwei Drittheile desselben. Der Schnabel mißt 14 Linien und ist dunkelolivengrün, die länglichen Nasenlöcher liegen in der Mitte des Schnabels, der Augenstern ist roth, die Augenlidränder sind weiß, die Füße und gleich gerändeten Zehen olivengrün, die Nägel etwas dunkler, der kahle Theil der Schenkel 8 Linien hoch und gelb, die Mittelzehe 2¾ Zoll, und die hintere 1 Zoll lang.

Der Oberleib ist olivenbraun, die nackte eirunde Stirnhaut gelblich, die Wangen aschgraubraun, der Unterleib

aschgrau, die Federn weiß gerändet, die Kehle weißlich, der Unterhals dunkelaschgrau olivengrün überlaufen, die Seiten dunkelaschgrau, die untern Schwanzfedern schwarz, die Flügelränder weiß, die Schwungfedern dunkelbraun, die erstern auswendig weiß gerändet, die Schwanzfedern dunkelbraun, die äußerste weiß. — Das Weibchen hat eine hellere Farbe, der Kopf ist weiß gefleckt, der Bauch und Brust weiß, der Unterhals graubraun.

Es ist ein einsamer Vogel, bewohnt das südliche und gemäßigte Europa, und kömmt in Deutschland nicht nördlicher als Baiern vor. — Seine Nahrung besteht in Wassergräsern und kleinen Fischen. — Wegen seines wohlschmeckenden Fleisches wird er bei Venedig mit Falken gestoßen, die die Jäger auf ihn zulassen, wenn er vom Treiber aus dem morastigen Gebüsche herausgejagt und zum Fluge gereizt ist.

Als eine Varietät führt man noch auf: das große braune Meerhuhn (lat. Gallinula major, Fr. Grande Poule d'eau ou Porzane, Büff.), welches weit größer als das vorhergenannte, und über 20 Zoll lang ist. Der Schnabel ist über $2\frac{1}{4}$ Zoll lang, die Wurzel und der größte Theil der untern Kinnlade gelb und das übrige schwarz, die Füße grünlich. Die kahle Stirnhaut ist gelb, der Kopf und Hals schwärzlich, der Oberleib und die Flügel nußbraun, Brust, Bauch und Seiten dunkelaschgrau, weiß gerändet, der Unterbauch und After weiß, die Schenkel aschgrau, mit weißen Linien durchzogen, der zugerundete Schwanz ist nußbraun, nur die zwei äußern Federn sind weiß.

3) Das gefleckte Meerhuhn, lat. Fulica maculata, Linn. Fr. la Poule-Sultane mouchetée, Engl. the speckled Gallinule, Lath. auch genannt: Rheinvogel, Matkneltzel, Matkern. Bei dieser Art sind Stirn und Schnabel gelb, und der Oberleib rothbraun.

Dieses bewohnt die sumpfigen Gegenden Deutschlands, und ist 1 Fuß 5 Linien lang. Der Schnabel ist dunkelgelb, die Füße sind grau. Der Oberleib ist rothbraun mit weissen und schwarzen Flecken besprengt, die kahle Stirnplatte dunkelgelb, die Federn, die die Wurzeln des Schnabels umgeben, die Wangen, die Kehle und der Unterhals weiß,

der übrige Unterleib graubraun, die vordern Schwungfedern schwarz, die hintern dunkelbraun, von den 12 Schwanzfedern die beiden mittlern schwarz, mit weissen Spitzen, die übrigen dunkelbraun. — Herr Bechstein hält dieses Meerhuhn für keine besondere Art, sondern für ein junges grünfüßiges Meerhuhn.

4) Das gelbfüßige Meerhuhn, lat. Fulica flavipes, Linn. Fr. le Smirring. Buff. Engl. the yellow-legged Gallinule, Lath. auch genannt: Schmirrling, Gelbbeinlein. Diese Art unterscheidet sich durch gelbliche Stirn und Füße, gelbrothen und schwarz gefleckten Oberleib. Es ist in Deutschland zu Hause, und gleicht an Größe dem grünfüßigen Meerhuhn. Der Schnabel ist von der Wurzel an zwei Drittheile gelb, übrigens schwarz, die Füße sind blaßgelb, die Nägel schwärzlich.

Der Kopf und ganze Oberleib ist gelbroth, schwarz gefleckt, die nackte Stirnhaut blaßgelb, die Ränder der Augenlider saffrangelb, die Federn um die Wurzel des Schnabels, die Schläfe und der ganze Unterleib weiß, die größern Deckfedern der Flügel weiß, die übrigen mit dunkleren Flecken und röthlichen Spitzen, die Schwungfedern schwarz, die 12 Schwanzfedern gelbroth, schwarz gefleckt.

5) Das Gluthuhn (lat. Fulica fistulans, Linn. Fr. le Glout, Buff. Engl. the Piping Gallinule, Latham. Es soll sich von den übrigen Arten unterscheiden, durch grüngelbe Stirn, dunkelbraunen Oberleib und weißen Unterleib, wiewohl Herr Bechstein vermuthet, daß es ein Junges oder das Weibchen des grünfüßigen Meerhuhns sey.

Es ist ohngefähr 13 Zoll lang. Der Schnabel ist schwarz, und die Füße sind grünlichgrau, die Nägel grau. Der Oberleib ist dunkelbraun, der Unterleib nebst den Schläfen weiß, auch die Flügeldecken ein wenig weiß gemischt, die kahle Stirnhaut gelbgrün, die Schwung- und Schwanzfedern dunkelbraun. Es pfeift stark und hält sich an den Ufern der Flüsse, Teiche und Seen Deutschlands und des Elsasses auf. In der Gegend um Strasburg will man es am meisten bemerkt haben, wo es auch den Namen Glutt führen soll.

6) Das gemeine Wasserhuhn, lat. Fulica atra, Linn. Fr. la Foulque ou Morelle, Buff. Engl. the common Coot, Penn. auch genannt, das Bläßhuhn, Blaßhuhn, Bläßchen, der Bläßling, Blaßgieker, Pfaffe, Horbel, die Bläßente, Rohrhenne, Weißbläsſe, das rußfarbige Wasserhuhn, der glänzende Rabe. Bei dieser Art ist die Stirn weiß oder fleischfarben, der Kopf und Hals sind schwarz und der Leib ist schwärzlich.

An Größe gleicht es einem mittelmäßigen Huhne, ist 1 Fuß 6 Zoll lang und 3 Fuß breit. Der zugerundete aus 14 Federn bestehende Schwanz mißt 2 Zoll 2 Linien, und die Flügel reichen bis auf dessen Mitte. Der Schnabel ist 1 Zoll 5 Linien lang, mit länglichen Nasenlöchern in der Mitte, beide Kiefern gleich lang, weiß, an der Spitze hornfarbenbraun, der Augenstern kastanienbraun, die Füße vorn mit Schildern besetzt, an den Seiten und hinten netzförmig, dunkel olivenbraun, die Nägel sehr spitzig und schwarzgrau, der nackte Theil der Schenkel 9 Linien hoch, die Beine 2¼ Zoll hoch, die Mittelzehe 3½ Zoll, und die hintere 16 Linien lang.

Der Kopf und Hals sind dunkelschwarz, die eiförmige schwielige Stirnhaut ist weiß, zur Zeit der Paarung ins fleischfarbene fallend, der übrige Oberleib mit den Schulterfedern und Deckfedern der Flügel ist schwarz, aschblau überlaufen, der Unterleib dunkelaschblau, an der Brust rothgrau und am Bauche röthlichweiß überlaufen; die obern Deckfedern des Schwanzes sind schwarz, die vordern Schwungfedern schwärzlich oder dunkelbraun mit rostgrauen Spitzen, die hintern dunkelaschgrau mit weißgrauen Spitzen, die Flügelbeugung, so wie die Kniebänder rostgelb und die erste Schwungfeder auf der äußern Seite sehr schmal und fein weiß gesäumt, die Deckfedern der Unterflügel mit ihren Achselfedern dunkelaschgrau, am Flügelbug sitzt auch ein beweglicher kleiner 4 Linien langer scharfer weißgrauer Stachel, die 12 Schwanzfedern sind schwarz, aschgrau überlaufen, an den Spitzen ein klein wenig rostgelb eingefaßt. — Das Weibchen ist kleiner, an der Brust etwas mehr rostbraun als das Männchen.

Nach der ersten Mauser ist die Farbe blos am Kopfe bis zur Hälfte des Halses kohlschwarz, der Oberleib ist

dunkelaschblau glänzend und der Unterleib heller, oder röthlich überlaufen. Zuweilen sind gelbliche, zuweilen röthlichgelbe und zuweilen gar keine merklich gefärbte Kniebänder da. Auch der Flügelstachel ist noch nicht so merklich wie an alten Vögeln.

Dieser schwere und kurz geflügelte Wasservogel hält nicht viel vom Fliegen, weil es ihm sehr sauer wird, schwimmt auch langsam, bewegt den Kopf beständig nickend, und taucht nur selten unter, kömmt aber gleich wieder zum Vorschein. Zur Zeit der Begattung, und der Wanderung im Herbst ruft er den hellen Ton: Güh, güh! aus. Er ist in ganz Deutschland sehr gewöhnlich, besucht die Ufer des Meeres, der Seen und großen Teiche, und zwar nur solche, die mit Schilf und Seegras bewachsen sind. Im Sommer, wenn nicht Jäger mit Hunden ihn mit Gewalt auftreiben, fliegt er niemals in die Höhe, besucht aber auch den Ort niemals wieder, den er einmal zu verlassen gezwungen wurde. Zu Anfange des Oktobers zieht in einer Nacht die ganze Familie unter dem obigen Geschrei fort, und zwar von einem See zum andern nach Süden, und sobald im März die Gewässer vom Eis entblößt sind, trifft man diese Vögel wieder bei uns an.

In ihrem dicken Magen findet man nichts als klar gebissene Kräuter, Wurzeln, Sämereien von Wasserkräutern, verschiedene Wasserinsekten, und eine große Menge kleiner weißer Quarz- und Kieselsteinchen. Es ist daher wohl ungegründet, daß sie auch kleine Fische fiengen. — Ein Männchen hält sich zu einem Weibchen, und beide wechseln im Brüten ab. Letzteres macht im Rohr, Schilf oder Sumpfe auf Grashügel ein Nest aus Wasserkräutern und Gräsern, heftet es, wo es nöthig ist, an die Schilf- und Rohrstengel fest an, und legt 4 bis 6 längliche schmutzig röthlichweiße mit graubraunen Flecken besetzte Eier.

Die Brütezeit dauert 20 Tage, und sobald die Jungen ausgekrochen sind, schwimmen sie mit der Mutter auf das Wasser, fangen Mücken und fressen Wasserkräuter. Die Mutter hält sich so lange bei ihnen auf, bis ihnen nach 6 Wochen die Flügelfedern gewachsen sind (denn vorher sind es nichts als rußfarbige Wollkugeln), mit ihnen zwischen

dem Schilfe und Rohre auf, um ihren Feinden nicht zu Gesichte zu kommen.

Die Feinde nämlich sind Raben und Krähen, und verschiedene Arten von Falken, besonders aber und der Erzfeind die Rostweihe, welche ihre Jungen fast mit nichts als diesen Wasserhühnern nährt. Um ihr daher zu entgehen, so schwimmen und fliegen sie, sobald sie die Rostweihe gewahr werden, mit gräslichem Geschrei auf einen Haufen, und kriechen so dicht zusammen, daß sie auf einander sitzen. Sobald sie geschlossen sind, so fürchtet sich die Rostweihe und fliegt ab. Auch die Iltisse gehen ihrer Brut nach und tragen die Eier fort. Auf ihrer Haut findet man auch die sogenannte Wasserhuhnlaus.

Sie gehören zur niedern Jagd. Wenn der Jäger versteckt an das Ufer kommen kann, so kann er sie leicht mit der Flinte erlegen, denn sie schwimmen nicht geschwind, sonst sind sie aber sehr scheu, sobald sie aber 200 Schritte von einem Menschen entfernt sind, schwimmen sie wieder so ruhig, wie vorher, gleichsam als wenn sie wüßten, daß sie nun schußfrei wären. — Am besten werden sie in Garnsäcken gefangen, die man ins Schilf in ihre bestimmte Gänge mit der Einkehle dem Wasser gleich stellet. In diese schwimmen sie ohne Bedenken hinein.

Ob man gleich ihr Fleisch ißt, so hat es doch einen unangenehmen thranigen Geschmack, den man ihm mit Essig oder dadurch benehmen muß, daß man den ganzen Balg mit den Federn abzieht. Die Jungen hingegen schmecken gut.

Abänderungen von ihm sind: 1) ein weißliches (Fulica candida) und 2) eins mit weißen Flügeln (F. leucoryx), sie sind aber höchst selten; 3) das Mohrenwasserhuhn (Fulica Aethiops Linn.) ist, so wie jene, eine unmerkliche Abänderung.

7) Das schwarze Wasserhuhn, lat. Fulica aterrima, Linn. Fr. la grande Foulque ou Macroule, Buff. Engl. the greater Coot, Penn. auch genannt: das rußfarbige Wasserhuhn, große Bläßhuhn, der Meerteufel, Timphahn. Als Kennzeichen seiner Art nennt man weiße Stirn, rothe Kniebänder und schwärzlichen Körper.

Dieses Wasserhuhn wohnt in Europa, vorzüglich am Meere und in Sibirien. Wenn man es aber auch mitten in Deutschland antreffen will, so meint man vorzüglich das vorige, das in der Farbe nach Geschlecht und Alter zuweilen etwas abweicht. — An Größe soll es das vorige um ½ Zoll übertreffen.

Der Schnabel ist olivengelb, an der Spitze weiß, die Füße sind olivenbraun. Der Kopf und Hals sind schwärzlich, die Stirnplatte weiß, der Oberleib schwarz, aschgrau und etwas olivenfarbig überlaufen, der Unterleib heller, die Flügelränder bei einigen röthlich, bei andern weiß, die Federn, die die Kniee umgeben, röthlich, die vordern Schwungfedern aschgraubraun, die hintern aschgräulich, mit weißen Spitzen, die Schwanzfedern aschgrauschwärzlich. — Nach einigen ist der Oberleib auch braunschwärzlich.

Wasserjagen, Fr. Chasse à travers l' eau. Sind unter allen Jagen besonders angenehm und ergötzend, und werden eben so, wie andere Jagen (s. u. Hauptjagen und Bestätigungsjagd) eingerichtet. Vor dem Lauft aber gehört allemal ein Rolltuch, oder nahe am Wasser eine Schnappe oder ein Falltuch, damit das Wildpret übersetzen und ins Wasser muß. Den Lauft muß man nach dem Wasser einrichten, weil sich das Wasser nicht zu der Länge und Breite zwingen läßt, die man gern wünschte.

Will man ein Wasserjagen durch einen Strom machen, der zwei oder drei Tücher breit ist, so muß man erstlich Pontons, kleine Schiffe oder Kähne, die Zeuge überzufahren, anschaffen, ferner müssen Flosse von Nadelholzstämmen da seyn, damit die Leute zum Zeugstellen darauf stehen können, selbige auch in die Quere über das Wasser reichen, und an Ankern fest liegen. Noch besser aber ist es, wenn man mit ein Paar zusammengehangenen Pontons und einer darauf angebrachten Rammel etliche Pfähle im Strome einrammelt, und die Flösse daran hängt.

Auf den Floßbäumen, als dem ersten Stücke bei diesem Jagen, werden große Löcher geboret, um in selbige 2 Ellen hohe Stellstangen stecken zu können. Denn ob zwar es nicht so nöthig ist, die Zeuge über das Wasser so hoch zu richten; so muß es doch der Zierlichkeit halber geschehen, indem die Tücher die Flöße blenden, damit selbige

haben, fangen sie mit dem gewöhnlichen Waldgeschrei (s. Hauptjagen) an, zu Holze zu ziehen, da denn etliche Mann an den am Flosse befindlichen Leinen auf dem Lande ziehen, und sie also bis an das Land fahren, und, wie gewöhnlich, zu Holze ziehen. Während der Zeit des Jagens wird das Floß auf den andern Flügel gebracht, worauf die Jägerei, nach geendigtem Jagen, ebenfalls wieder vor den Schirm ziehet.

Der beste Schuß nach dem Wildpret ist nach dem Köpfen, denn wenn der Schuß nicht kurz ist, und tief nach dem Grunde gehalten wird, so prallen die Kugeln auf dem Wasser auf. Eben deswegen darf auch kein Schuß im Wasser nach dem Jagen zu geschehen, weil, wenn die Kugel flach aufschlägt, sie wieder auffähret, und auf der andern Seite des Wassers Schaden verursachen kann.

Zuweilen hat man, um dergleichen Jagen halten zu können, wenn auch nur ein kleiner Bach vorhanden gewesen, selbigen verdämmen und aufschwellen lassen; ja zuweilen sind auch, ohne daß ein Bach vorhanden war, künstliche Teiche gegraben, und selbige mit Ansammlung des Quell- und Regenwassers angefüllt worden.

Wasserralle. Unter diesem Namen giebt es drei verschiedene Vögel welche, als Sumpfvögel, Arten von der Gattung der Ralle sind, nämlich: der große, der mittlere und der kleine Wasserralle.

1) Der große Wasserralle, Lat. Rallus aquaticus, Linn. Fr. le Râle d'eau, Buff. Engl. the Water-rail, Penn. auch genannt: die schwarze Wasserstelze, das Sammthuhn, Miethuhn, der schwarze Wassertreter, das kleine Wasserhühnchen, die Thauschnarre, der schwarze Caspar. Als Kennzeichen seiner Art ist bei ihm der Schnabel an der Wurzel roth und die Weichen sind schwarz mit weißen Querstrichen.

Er gleicht in vielen Stücken dem Wachtelkönig, ist aber nur 10 Zoll lang, die Länge des Schwanzes $1\frac{1}{2}$ und die Breite der Flügel, die fast bis ans Ende des Schwanzes reichen, $13\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schnabel ist $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, spitzig, an der Wurzel roth, nach der Spitze zu schwarz, der Augenstern roth, die vorn beschilderten, hinten aber netzförmigen Beine 2 Zoll hoch, die Mittelzehe $1\frac{1}{2}$ Zoll, die

zweigelenkige Hinterzehe 6 Linien lang, der nackte Theil der Schenkel 7 Linien hoch, die Füße und Klauen schmutzig weiß, oder bleifarben.

Der ganze Oberleib ist schwarz, stark olivengrün eingefaßt, die Kehle ist weißgrau, der übrige Unterleib dunkelaschgrau, am Halse mit einigen weißen und am Bauche mit röthlich gelben Spitzen, die Backen dunkel aschgrau; vom Schnabel bis zu den Augen ein brauner Streifen, und zwischen demselben ein schmales rothes Häutchen, die Seiten am Bauche und die Achselfedern schwarz, die vordern Schwungfedern schwärzlich, die hintern dunkelbraun und die vier letztern schwarz mit olivenbrauner Einfassung, die Deckfedern der Flügel schwärzlich oder dunkelbraun mit olivenbraunen Kanten, der Flügelrand weiß, die Deckfedern der Unterflügel schwarz und weiß gefleckt, die Schulterfedern vorn rothgrau, hinten aschgrau, die langen untern Deckfedern des kurzen zugespitzten Schwanzes schwarz mit großen weißen zerschlissenen Spitzen, die obern mittelmäßig und wie die Seitenfedern gefärbt, die Schwanzfedern schwärzlich mit olivenbraunen Rändern. — Das Weibchen hat gänzlich die Farbe des Männchens, nur fehlt ihm das schmale rothe Häutchen vom Schnabel bis zu den Augen, und der Oberschnabel ist gänzlich hornbraun.

Dieser Vogel hat sehr weiche Federn und nähert sich dadurch schon mehr den Wasservögeln als der Wachtelkönig. Er fliegt noch weniger als dieser, trägt sich sehr hoch und stolz, und läuft sehr hurtig mit ausgebreiteten Flügeln über die niedergedruckten Blätter der Wasserpflanzen weg. Sein Geschrei ist auch nicht so stark kreischend, und unangenehm, sondern hellschnarrend und zischend und klingt lieblich: Kripp, Kripp! Er wird in ganz Europa angetroffen, und bewohnt ganz Deutschland, wo es Sümpfe, schilfreiche Teiche und Seen giebt. Als Zugvogel kömmt er in der Mitte des Aprils zu uns, und verläßt uns zu Ende des Septembers wieder.

Seine Nahrung findet er in allerhand Wasserinsekten und Würmern und einigen Wasserkräutern, vorzüglich sind die kleinen Wasserschnecken sowohl seine als der beiden folgenden Wasserrallen Nahrungsmittel. Sie verschlucken sie mit sammt den kleinen weichen grauen Gehäusen. Zur

Verdauung brauchen sie Kiesel- oder Quarzkörner. — Sein Nest, das aus einigen Grashalmen besteht, trifft man auf einem trockenen Hügel in Sümpfen und an feuchten Teich- und Seeufern an. Das Weibchen legt 8 bis 12 Eier, welche gelblich sind mit braunen Flecken. — Den Verfolgungen verschiedener Raubvögel entweicht er oft, indem er sich bei ihrem Anblick ins Schilf verkriecht.

Wenn man im Schilfe ihre Gänge weiß, so stellt man ein Garn vor und jagt sie langsam und behutsam hinein, außerdem läßt man sie durch Hühner- oder Stöberhunde auftreiben und schießt sie im Fluge. — Sie nützen durch ihr sehr schmackhaftes Fleisch.

2) Der mittlere Wasserralle, lat. Rallus Porzana, Linn. Fr. le petit Râle d'eau ou la Marouette, Buff. Engl. the spotted Gallinule, Penn. heißt auch: der kleine Europäische Wasserralle, Winkernell, Grashuhn, Makosch. Dieser unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß die zwei mittlern Schwanzfedern weiß gerändet, und der Ober- und Unterleib weiß gefleckt sind.

Er ist 9½ Zoll lang, der Schwanz mißt 2 Zoll und die Flügelbreite 1 Fuß 3 Zoll. Der Schnabel ist 9 Linien lang und gelbgrün, an der Spitze olivenbraun, der Augenstern nußbraun, die Beine geschildert, an den Seiten netzförmig, fast 1½ Zoll hoch, die Mittelzehe 1½ Zoll und die hintere 6 Linien lang, der 4 Linien hohe kahle Theil der Schenkel und die Füße olivenbraun, die Nägel gelbgrün.

Der Oberkopf ist schwarz, olivengrün gefleckt, die Wangen und Seiten des Halses sind rostgrau, von den Nasenlöchern an zieht sich über den Augenstern bis in den Nacken ein schwarzer sehr fein weiß punktirter Streifen, der übrige Oberleib mit den Steißfedern ist olivengrün und schwarz gefleckt mit weißen Punkten, die Kehle weiß, einzeln grau gesprengt, der Unterhals und die Brust schmutzig olivengrün mit weißen Punkten und Querlinien, der Bauch schmutzig weiß, die untern Deckfedern des Schwanzes weißlich, die Seiten des Leibes olivenbraun mit weißen Querstreifen, die obern Ränder der Flügel weiß, die vordern Schwungfedern bis zur 14ten graubraun, die fünf letzten schwärzlich in die Quere weiß gestreift, die spitzigen Schwanzfedern schwärzlich mit olivenfarbenen Rändern,

nur die vier mittlern weiß eingefaßt. — Das Weibchen ist auf dem Scheitel und am Halse aschgrau weißgrau gefleckt, übrigens mit olivenfarbigen Rändern und weißen Flecken, unten aschgrau und weiß gefleckt, die Kehle und der Unterhals sind grau, der After weiß, alles übrige, wie beim Männchen.

In Deutschland ist er überhaupt selten, und wandert weg, doch trifft man ihn alle Jahre an den mit nassen Wiesen umgebenen und mit Buschwerk bewachsenen Ufern der Teiche an, wo er auch nistet. Er nährt sich von Insekten und Sumpfkräutern. Sein Nest legt er in Binsen und Schilf an, und baut es auch aus diesen Pflanzen. Das Weibchen legt 7 bis 8 gräulich weiße mit dunkelbraunen Flecken besetzte Eier. Der Fang ist der nämliche, wie bei der vorigen Art. Das Fleisch schmeckt vortreflich.

3) Der kleine Wasserralle, lat. Rallus pusillus, Linn. auch genannt: kleines Wasserhühnchen, kleine Sumpfschnerze. Als Kennzeichen seiner Art, ist der Unterleib aschblau, der Oberleib rostbraun mit schwarzen und einzelnen weißen Flecken. An Größe übertrifft er die Feldlerche nur ein wenig, ist 7¾ Zoll lang und 11½ Zoll breit. Der Schwanz ist 2¼ Zoll lang und die Flügel schlagen sich am Ende desselben zusammen. Das Gewicht ist 4½ Loth. Der Schnabel ist 8 Linien lang, zur Seite sehr gedrückt, gelbgrün, an der Wurzel roth, die Nasenlöcher länglich, die Regenbogenfarbe der Augen so wie der Rand der Augenlider roth, die geschilderten Füße schmutzig gelbgrün, die kahlen Schenkel aschgrau und 6 Linien, und die Beine 1 Zoll 5 Linien hoch, die mittlere Zehe 1 Zoll 8 Linien und die hintere 8 Linien lang.

Das Gesicht ist so wie der ganze Unterleib bis zum Hintertheil des Bauches schön aschfarbenblau, der Hinterbauch, die langen Afterfedern und die Seiten graubraun mit weißen Querlinien, der Scheitel und die langen Steißfedern rostbraun, der Oberhals heller ins grünliche schielend, der Rücken schwarzbraun, mit hellrostbraunen Flekken und einzelnen schneeweißen Sprenkeln, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, rothgrau gesäumt und bogenförmig aufwärts gekrümmt, die hintern, so wie die Deckfedern olivenbraun auf der Mitte mit schwarzbraunen Flecken,

die Deckfedern der Unterflügel graubraun, der zugespitzte Schwanz wie die hintern Schwungfedern. — Das Weibchen ist im Gesicht, an der Gurgel und Brust in der Mitte der Länge nach bläulich grau, durch die Augen geht ein dunkelrostfarbener Streifen, der Scheitel ist rostfarben mit schwarzen Strichen, die Kehle in der Mitte weißlich, der Körper oben rostfarben mit schwarzen Strichen und weißen Längsflecken, unten schwarzgrau mit weißen Binden. Die Füße sind olivengrün.

Diese Rallen sind lustig und noch weit hurtiger als ihre Gattungsverwandten, sie fliegen auch lieber und geschickter, als die übrigen, und lassen des Nachts einen hellen Schrei, wie die jungen Raben hören. Sie lieben blos die Sümpfe in wasserreichen Gegenden, kommen in den letzten Tagen des Aprils bei uns an, und verlassen uns zu Anfang des Oktobers wieder. Sie nähren sich theils von allerhand Insekten und Gewürmen, theils von den Sämereien der Sumpf- und Wassergräser. Man kann sie auch mit Semmeln und Milch in der Stube erhalten. Ob sie gleich alle Jahr in denjenigen Gegenden, wo nasse Riede und große Teiche sind, im Sommer angetroffen werden, und gewiß da nisten, so hat man ihr Nest doch noch nicht entdecken können.

Man fängt sie in Laufschlingen oder schießt sie, wie die Wachteln, im Fluge, indem man sie von einem Hühnerhunde vor sich aufjagen läßt. — Ihr Fleisch ist von sehr delikatem Geschmack, und übertrifft alles Schnepfenfleisch.

Wassersäbler, lat. Recurvirostra. Macht eine Gattung von der Ordnung der Sumpfvögel aus. Bei den Vögeln dieser Gattung ist der Schnabel zusammengedrückt, flach, in die Höhe gekrümmt, zugespitzt und mit einer biegsamen Spitze versehen. Die Füße haben 3 oder 4 Zehen, die mit einer Schwimmhaut verbunden sind. Die Nasenlöcher sind enge und durchsichtig. Die Zunge ist kurz. Hievon giebt es nur eine Art, nämlich

der gemeine Wassersäbler, lat. Recurvirostra Avocetta, Linn. Fr. l'Avocette, Buff. Engl. the Scooping Avosetta, Penn. auch genannt: Wassersäbel, Säbelschnabel, Säbelschnäbler, Avozette, Kremer. Als

besonderes Kennzeichen seiner Art, hat er schwarzen und weiß gefleckten Körper. Er hat ohngefähr die Größe des Kiebitzes, ist aber höher, 1 Fuß 10 Zoll lang, und 2 Fuß 9 Zoll breit, er wiegt 13 Unzen.

Der Schnabel ist 4 Zoll lang, dünn, biegsam, spizzig, bis zur Hälfte aufwärts gebogen und schwarz. Die Nasenlöcher sind schmal und durchsichtig, der Stern nußbraun, die Füße sehr hoch, mit einer gedoppelten gezähnelten Schwimmhaut verbunden, die aber nur bis zur Hälfte der Zehe geht, und von Farbe bläulich oder braunroth ist, der nackte Theil der Schenkel 1 Zoll, die Beine $3\frac{2}{3}$ Zoll hoch, die mittlere Zehe 11 Linien und die hintere 3 Linien lang und steht so hoch, daß sie die Erde nicht erreicht.

Der Kopf, Hintertheil des Halses, eine Querbinde über die großen Deckfedern der Flügel, und ein Streif auf dem Rücken von den Schultern bis zum Steiß, die vordern Schwungfedern und die leztere Reihe der kleinsten, die an den Rumpf stoßen, sind schwarz, das übrige des Halses, die mittlern Schwungfedern, die Schultern, die Brust, der Bauch und Schwanz weiß, bläulich angelaufen; auch über den Augen und zwischen denselben steht ein weißer Fleck. — Das Weibchen soll etwas kleiner und auf den Schultern dunkelbraun seyn.

In Europa hält er sich vorzüglich an den südlichen, in Asien aber an den gemäßigten Meeresufern auf. Doch findet man ihn auch an den Schwedischen und Holländischen Seeküsten und auch an der Ostsee. Sein Aufenthalt sind die Ufer und Sümpfe an großen Flüssen, Seen und an den Meeren. Aus dem nördlichen Europa zieht er im Herbst in das südliche. Er nährt sich von Heuschrecken, Mücken, Krebsen, Muscheln, und von Würmern, die er mit seinem Schnabel aus dem Schlamme hervorzieht.

Das Weibchen legt 2 weiße, grün überlaufene und schwarzgefleckte Eier, von der Größe der Taubeneier, und da beide Gatten, wenn sich Menschen ihrem Neste nähern, denselben, wie der Kiebitz, über dem Kopfe herumfliegen und immer Twit, Twit! schreien, so können sie leicht geschossen werden. — Ihr Fleisch und ihre Eier sind eßbar.

Wasserschnepfe, siehe Haarschnepfe und Heerschnepfe.

Wasserschoß, Wasserreis, Fr. Faux bois, fausse branche. Ist eigentlich ein bei Obstbäumen gebräuchliches Wort, und zeigt diejenigen wilden Lohden oder Schüsse an, welche ein junger Baum am Stamme heraus, auch in der Krone aus vollem Holze treibt. Bei wilden Bäumen benennt man dergleichen Schüsse Räuber.

Wasserstaar, lat. Sturnus cinclus, Linn. Fr. le Merle d'eau, Buff. Engl. the Water-Ouzel or Water-Crake, Penn. auch genannt: Wasseramsel, Bach- oder Seeamsel. Ist ein Singvogel, und von der Gattung des Staars eine Art, welche schwarz ist und eine weiße Brust hat. Er hat ohngefähr die Größe des gemeinen Staars; der Kopf ist aber spitziger, die Brust und der Leib stärker, und die Flügel und der Schwanz kürzer. Er ist 8 Zoll lang, und 1 Fuß 1 Zoll breit. Der Schwanz ist 2 Zoll lang, und die gefalteten Schwingen reichen kaum einen halben Zoll auf denselben. Das Gewicht ist 2 und eine halbe Unze.

Der Kopf ist klein, spitzig, oben schmäler als unten; der Schnabel 9 Linien lang, spitzig, hochkantig, schmal, seitwärts flachgedruckt und schwarz; die Nasenlöcher sind mit einer flachen Haut und mit Haaren fast ganz bedeckt, und ritzförmig; die Augen liegen hoch, sind hellbraun und die Augenlider weiß; die geschilderten Füße sind stark, schwarz, vorne blaßgrau, die Nägel schwarz, an den Seiten geschärft und spitzig, die Beine 1 Zoll 4 Linien hoch, die Mittelzehe 1 Zoll lang und die hintere 9 Linien.

Von weitem sieht der Vogel schwarz aus, mit einer weißen Brust; eigentlich aber sind Kopf, Wangen und Hintertheil des Halses schmutzig rostfarben; der Rücken, die Schultern, mittelmäßigen Streißfedern und die Deckfedern der Flügel schwarz, aschgrau überlaufen, die Schwungfedern und der abgerundete Schwanz schwärzlich, aschgrau überzogen, die Kehle bis zur halben Brust rein weiß, worauf ein dunkelkastanienbrauner und dann ein dunkelschwarzer Streif folgt, der übrige Unterleib schwarz, der Bauch rostbraun, die Seiten und die kurzen Afterfedern aber aschgrau überlaufen. — Das Weibchen ist oben am Kopfe und Halse graubraun, an der Brust nicht so rein weiß, die Unterbrust stark, der Bauch aber schwächer rostbraun über-

laufen, und der dunkelkastanienbraune und schwarze Streifen also verwaschen.

Seine dichte Federdecke widersteht der Winterkälte sehr gut, daher ist er in den härtesten Wintertagen munter und singt schön und fröhlich auf dem Eise. Sein Gesang hat einige helle Strophen, die aber durch viele schnarrende Töne unterbrochen werden. Er ist scheu, läuft hurtig an den Ufern weg, fliegt schnell, in gerader Linie, und muß er ja in die Höhe steigen, so fällt er da, wo er sich niederlassen will, in gerader Linie herab. Er schreit bei seinem kurzen Fluge immer hoch und hell Zerk, zerk! Im Sitzen bewegt er beständig seinen Schwanz, wie eine Bachstelze. Er kann sehr geschickt untertauchen, unter dem Wasser wegschießen, und sich in weiter Entfernung wieder aus dem Wasser heben.

Sein Vaterland ist Europa bis in die kältesten Zonen hinauf. Er ist kein Freund der Gesellschaft, und man sieht daher sehr selten und nur im härtesten Winter 2 bis 3 Vögel auf einem Teiche oder Fluß an den Oefnungen, die die Fischer für die Fische ins Eis hauen, sitzen, und nach ihrer Nahrung untertauchen. Sonst vereinzelt sich die Familie. Sie leben gern in gebirgigen Gegenden an kiesigen Bächen, im Thüringerwalde an den Forellenbächen, die warme Quellen haben und nicht leicht zufrieren, an den Wasserfällen, Mühlbetten und Wehren. — Ihre Nahrung besteht aus kleinen Fischchen, kleinen Wasserschnecken, Wasserinsekten und Puppen und in fischreichen Bächen aus Forellenbrut, wodurch sie einigermaßen schädlich werden. Sie werden im Winter auf dem tiefsten Grunde eines Flusses oder Teiches das kleinste Insekt gewahr, und tauchen bis auf den Boden des Wassers unter.

In der Mitte des Märzes stellt sich das Weibchen wieder in der Gegend ein, wo es das vorige Jahr genistet hat, und findet das Männchen daselbst. Andere junge Männchen locken sich durch ihren Gesang eine Gattin an einen bequemen Ort. Sie bauen ein großes Nest aus Grashalmen, Wurzelfasern und Moos und füttern es mit trocknen Baumblättern aus. Man findet es gewöhnlich in den Ritzen der steinigen Ufer, in den Mauern der Mühlbetten, in den Schaufeln alter Mühlräder, unter hölzernen Weh-

ren, steinernen Brücken u. s. w. Die Eier sind schön weiß, wenn sie aber ein Weilchen besessen sind, röthlich überlaufen, an der Zahl 4 bis 6, und werden 14 bis 16 Tage bebrütet. Die Jungen sind am Oberleibe schmutzig aschblau, alle Federn schwärzlich kantirt und in der Mitte mit einem dergleichen Fleck versehen; der Unterleib und die innern Deckfedern der Flügel sind weiß, rostgelb überlaufen und alle Federn schwärzlich kantirt, die Seiten und der After schmutzig aschblau, letzterer an den äußersten Federn mit rostgelben Spitzen, die Schwung- und Schwanzfedern schwärzlich, erstere mit weißen und letztere mit rostgelben Käntchen an den Spitzen. Nach und nach wird die Farbe dunkler, aber nur nach dem ersten Mausern wie bei den Alten. Im Anfange des Mais findet man schon flügge Junge und die Alten machen alsdann zu einer zweiten Brut Anstalt. Demohngeachtet findet man diese Vögel nicht sehr häufig, weil ihre Brut oft durch Ueberschwemmungen zerstört wird. Auch ist sie den Nachstellungen der Wiesel ausgesetzt, und im Winter stößt der Sperber auf sie, dem sie durch einen verwirrenden Flug zu entgehen suchen.

Wegen ihrer großen Menschenscheuheit kann man sie nur auf die Art durch einen Schuß erlegen, daß man sich hinter einem erhabenen Ufer an sie zu schleichen sucht. Fangen kann man sie, wenn man die Stelle, wo sie sich oft hinsetzen, mit Leimruthen belegt und Wasserinsekten an dieselben klebt. Sie nützen durch ihr angenehm schmeckendes Fleisch, und der Aberglaube behauptete vormals vom Fett und dem Blut, daß beide ein Verwahrungsmittel gegen den Frost wären.

Wasserstiefeln, Fr. Bottes à l'épreuve de l'eau. Sind Stiefeln, womit man im Sumpf und Wasser waten kann, ohne daß Nässe und Feuchtigkeit im geringsten durchdringt, und welche dem Jäger bei allen Wasserjagden, z. B. der Schnepfenjagd, sehr wesentlich nöthig sind, theils um seine Gesundheit zu schonen, theils auch um den Aufenthalt im Wasser so lange als nöthig ausdauern zu können. Am besten läßt man den untern Theil dergleichen Stiefeln bis an die Wade von gedoppeltem Leder verfertigen, zwischen dieses aber eine Schweinsblase einnähen, und die Näthe tüchtig verpichen; das inwendige Leder darf als Unterfutter leichter und dünner seyn. Obschon dergleichen

Stiefeln etwas schwer sind, so kann man damit aber auch, wenn sie aus gut zubereitetem Rindsleder verfertigt und tüchtig gemacht sind, den ganzen Tag über ohne naß zu werden im Wasser und in Morästen waten. Zum Einschmieren und um sie weich und zugleich wasserdicht zu erhalten, muß man, wenn man sich des Thrans bedient, diesen mit Wachs und Terpentin vermischen, weil der Thran allein sie zu weich macht, und das Eindringen des Wassers befördert. Hierzu dient folgendes Mittel: man nimmt ein halbes Pfund Talg, vier Unzen Schweineschmeer, Terpentinöl, gelb Wachs und Baumöl, von jedem zwei Unzen, schmelzet alles in einem Tiegel zusammen, und rührt es während des Schmelzens wohl um.

Den Abend vorher, da man Wasservögel schießen will, müssen die Stiefeln, die nicht feucht seyn dürfen, bei einem hellen Feuer allmählich erwärmt, und wenn sie recht durchgewärmt sind, mit obiger Mischung, die so gelinde, so daß die Hand sie eben verträgt, geschmolzen ist, stark eingerieben werden, so viel als das Leder einsaugen kann. Die Stiefeln werden am andern Morgen etwas steif seyn, allein die Wärme des Beins wird sie bald wieder weich machen. Sind die Stiefeln neu, so ist es gut, sie vorher erst einige Zeit zu tragen, damit die Fettigkeit des neuen Leders erst auszieht, bevor sie eingerieben werden. Mit dergestalt zubereiteten Stiefeln kann man ganze Tage in Morästen und Sümpfen waten, ohne sich vor Nässe zu fürchten; denn man wird zuverläßig mit trockenen Beinen und Füßen nach Hause kommen.

Wasserstube, Fr. Reservoir à bassin. Ist bei dem Langholzflößen eine Einrichtung im Fluß, um Wasser zu sammeln und dem Floß damit fortzuhelfen. Wenn nämlich ein Fluß allzu gering ist, daß er einen Floß nicht tragen kann, so werden solche Wasserstuben erbaut, und je mehr dieselbe Wasser faßt, desto weniger hat man vorzurichten nöthig, weil das herauslaufende Wasser von dem mitgehenden Floß aufgehalten wird, daß es nicht schnell verlaufen kann, maßen es sowohl durch den Floß als die Wasserstraße eingespannt ist, daß beide mit einander zugleich fort müssen. Es sind diese Stuben nicht nur zum Einbinden des Holzes, welches darin Stammweis geschwenkt werden kann, höchst nö

thig, sondern auch deswegen unentbehrlich, daß wenn unterwegs der Floß das Wasser verlohren und liegen geblieben, man durch deren Oefnung wieder so viel Wasser holen kann, als man nöthig hat; in welchem Falle geübte Flösser die Minute gleichsam wissen, wenn ihnen der Wässerer (derjenige ihrer Kammeraden, der zum Wasserholen abgeschickt worden ist) das Vorwasser schickt, um mit dem gleich darauf folgenden vollen Wasser abzufahren. Die Wasserstuben werden an solchen Orten angelegt, wohin vieles Holz gebracht werden kann. Die Gegend, in welche sie gesetzt werden sollen, wird Anfangs wohl betrachtet, ob man auf der Landseite eine Erhöhung des Erdreichs vorfindet, der Strom eine Stille und solche Länge hat, als ein Floß erfordert. Oefters ist man genöthigt, an kleinen Bächen solche Stuben anzulegen, darin kaum etliche Gestöhre eingebunden werden können, und sobald solche fertig, durch die Stube gelassen werden müssen, die entweder durch Auffährten oder starke Balken, die quer über die Floßstraße gelegt, haltend gemacht, oder durch alsbaldige Zustellung des Stellbretts, da kein Wasser mehr aus der Stube kommt und das herausgelassene sich schnell verläuft, liegen bleiben. Man continuirt mit etlichen Gestöhren so lange mit deren Herauslassung, und welche allezeit an die vorige angestoßen und in der Schnelle an einander gebunden werden, bis der Floß seine gehörige Länge hat, da er nachmals mit vollsamen Wasser aus der Stube fortgeflößet wird. Die Beschreibung von dem Bau einer Wasserstube findet man im 8ten Bande von Stahls allgemeinen ökonomischen Forst-Magazine.

Wasservögel, Schwimmvögel, lat. Anseres, Fr. Oiseaux de rivière, Oiseaux aquatiques. Machen nach dem Linneischen System die dritte Ordnung unter den Vögeln aus, und bei diesen bemerkt man folgende Eigenheiten: Der Schnabel ist mit einer zarten, zähen Oberhaut bedeckt, bei vielen stumpf und innerlich mit zahnartigen Knorpeln versehen, bei andern aber auch ungezähnt und spitzig. Die Zunge ist fleischig und im Schlunde haben sie zahnartige Hervorragungen. Die Füße sind, da sie sich alle auf dem Wasser aufhalten, mit einer Schwimmhaut versehen, und meist mit kurzen Schenkeln; jedoch verbindet diese Schwimmhaut oft nur einige, oft alle Zehen, und zwar

ganz oder halb, oder auch nur ein wenig, und hat bei einigen die Gestalt runder Lappen oder Franzen.

Die Vögel dieser Ordnung unterscheiden sich sehr gut von den übrigen, da ihr Körper in Absicht auf den Schwerpunkt und die Einsenkung der Füße in denselben ihrer Lebensart gemäß eingerichtet ist. An der Luftröhre haben einige, besonders die Taucher, eine Erweiterung (knorpliche Kapsel), die ihnen als ein besonderer Luftbehälter das Untertauchen gar sehr befördert. Einige halten sich stets auf dem Wasser auf, und können weder gut gehen noch fliegen. Ihre Nahrung besteht in Wasserthieren und Pflanzen. Sie leben meist in Polygamie, legen meist viele Eier, und die mehresten Jungen laufen oder schwimmen sogleich, wenn sie aus den Eiern gekrochen sind, mit der Mutter davon, suchen ihre Nahrung selbst, lassen sich von ihr führen, beschützen und erwärmen, aber nicht füttern. Da die Bebrütung und Erziehung der Jungen lange dauert, so nisten sie auch mehrentheils nur einmal des Jahrs. Sie nützen durch ihr Fleisch, das jedoch oft thranig schmeckt, durch ihre Eier, Federn, Fett und dergleichen, und einige lassen sich auch zum Fischfang abrichten.

Zu dieser Ordnung gehören folgende Gattungen: die Ente, die Tauchente, der Papageitaucher, der Pelikan, der Taucher, die Meve und die Meerschwalbe.

Wasservögelfang. Ist eine leichte und wohlfeile Art, auf welche die wilden Enten und andre Schwimmvögel gefangen werden, und wozu folgende Stücke gehören: 1) Ein Entensumpf (Ahntenpool). 2) Ein Paar Stiefeln und warme Kleidung. 3) Ein gutes Entennetz oder Vogelgarn. 4) Eine Hütte. 5) Ein Entenbauer. 6) Verschiedene Arten von Lockenten.

Der Entensumpf ist ein von den Wohnungen weit entfernter, niedriger, mit Wasser überschwemmter Platz im Felde, der festen Grund und so tiefes Wasser hat, daß es dem Fänger bis an die Kniee reicht. Im Bremischen sucht der Entenfänger diese Plätze, wo möglich, um Streit zu vermeiden, auf seinen eigenen Wiesen durch Vertiefungen einzurichten. Sie werden ohngefähr 200 Fuß lang und breit gemacht.

Die Stiefeln sind sogenannte Fischerstiefeln, nur weiter, gehen bis an die Hüften und werden, um vor Nässe und Kälte sicher zu seyn, mit Stroh ausgefüttert (s. auch Wasserstiefeln).

Das Entennetz oder Vogelgarn ist ein längliches Viereck, 30 Fuß lang, am Hintertheil mit einer Spitze, die dreieckig zuläuft, von hanfenen Bindfaden, und mit einer Leine eines kleinen Fingers stark gesäumt. Die Maschen (Spiegel) sind 2 Zoll weit. Zum Tagfange wird es mit Eichenrind schwärzlich gefärbt.

Dieses Netz nun unter das Wasser einzulegen und zu seiner Bestimmung einzurichten, ist folgendes nöthig:

a) Zwei Pfähle (Lurren), die 2 Fuß lang und zugespitzt sind, einen 5 Zoll breiten Kopf und eine breite Kerbe haben, durch welche ein beweglicher eiserner Draht geschoben ist, ein Paar Stäbe mit ihren eisernen Ringen damit anzuhängen.

b) Zwei Paar platte Stäbe, 5 Fuß lang, an dem einen Ende mit einer schrägen Kerbe, an dem andern mit einem unbeweglichen eisernen Ringe, womit sie an eine Lurre angehängt werden. Diese müssen das Netz ausgebreitet unter dem Wasser erhalten.

c) Ein starker 3 Fuß langer Hinterpfahl, den spitzigen Theil des Netzes anzubinden.

d) Zwei starke Vorderpfähle mit einem einpassenden Querholz (zusammen das Heck genannt), durch welche der Vordertheil des Netzes befestiget wird, und zugleich durch ein Paar Zuglöcher die Zugleine geht.

e) Zwei starke Leinen (Schwöpen), die 9 Fuß lang sind, und vermittelst zweier eisernen Ringe am Vordertheil des Netzes ins Kreuz an die Saumleinen gehängt, und in einem schrägen Winkel mit zwei kleinen Pfählen von beiden Seiten straff abwärts gesteckt werden. Sie geben dem Netz beim Zusammenschlagen Schwung und Elasticität.

f) Eine Zugleine, wodurch das Netz gezogen wird. Beim Nachtfange muß sie 15 Fuß lang seyn, und wird alsdann das Nachtstück genannt; beim Fange auf der Taghütte aber muß sie wenigstens 600 Fuß lang seyn.

g) Noch zwei Paar dünne unten zugespitzte Stäbe (Heepen) von 2 Fuß Länge mit einer tiefen Kerbe an

Haupte. Sie werden am abwärts liegenden Ende eines jeden Stabes in den Grund gesteckt, das Ende des Stabes wird in die Kerbe gefügt, und dadurch das Netz unter dem Wasser gehalten.

Die Hütte besteht gemeiniglich nur aus 2 schief eingesteckten Stücken Holz, die mit dünnen Brettern oder Stroh bekleidet sind. Sie machen ein halbes Verdeck aus, unter welchem ein sitzender Mensch bloß vor Regen und Wind ein wenig gesichert ist. Der Entenfänger befestigt es an derjenigen Seite des Schiffs oder Kahns, wo der Wind herkömmt. Einige machen sichs zwar bequemer und bauen ganze Hütten von Stroh, unter welche sie das Vordertheil des Schiffs, worin sie sitzen, schieben. Aber bei hellen Nächten wird der Vogel dadurch scheu gemacht.

Der Entenkäfig ist länglich und aus leichten Stäben verfertigt. In demselben müssen nicht nur 12 Lockenten Raum haben, sondern es muß auch ein besonderes Behältniß an demselben angebracht seyn, worin einige gefangene wilde Enten mit nach Hause genommen werden können. Er ist so leicht, daß man ihn an einer Flinte, die man deswegen mit nimmt, um die nicht aufs Netz schwimmenden wilden Enten damit zu schießen, hängen kann.

Die Lockenten (Lockvögel) sind ganz unentbehrlich, um durch ihre Gegenwart oder Geschrei die vorüberfliegenden zu reizen, sich auf das Netz niederzulassen, um welches jene angefesselt sind. Sie sind aber verschiedener Art, und müssen auf der Taghütte von eben der Art seyn, als diejenigen, welche gefangen werden sollen; denn die Tauchergans fällt nur zur Tauchergans u. s. f. Auf der Nachthütte aber lockt die zahme Ente, welche die Farbe und den schleifenden Ruf der wilden Enten hat, sie mag männlichen oder weiblichen Geschlechts seyn, nicht nur die gemeine wilde Ente, sondern auch die Löffelente, Kriekente, Pfeifente, den Pfeilschwanz und dergl. herbei. Es ist gut, wenn man 8 Enten weiblichen Geschlechts haben kann. Zur Noth können es auch weniger thun. Die Weibchen werden um das Netz in einer solchen Entfernung angefesselt, daß sie das zusammengeschlagene Netz nicht treffen kann. Die 2 oder 3 Männchen befestigt der Vogelsteller nahe vor seiner Hütte, und zwar deswegen, damit er sie vermittelst eines Stockes zum Rufen

bewegen kann, wenn die Weibchen etwa nachlassen; denn sobald sie sich hören lassen, wird gleich alles wieder munter.

Das Anfesseln der Lockenten geschieht an einer Ellenlangen starken Schnur, die an einem Ende eine feste Schlinge hat, und am andern an einen starken Pflock von 18 Zoll Länge befestigt ist. Die Schlinge wird der Ente um ein Bein gelegt, und der Pflock an der Stelle, wo sie sitzen soll, fest in den Grund gesteckt. Damit sich aber die Schnur bei dem öftern Umdrehen der Ente nicht verkürze, so ist in der Mitte derselben ein kleiner umlaufender Wirbel von einem hölzernen Ringe und etwas Eisendraht angebracht.

Mit Untergange der Sonne stellt der Fänger sein Netz unter Wasser, bindet seine Lockvögel an, verbirgt sich in der Hütte, und sieht und horcht, ob Vögel auf sein Netz fallen. Bemerkt er sie darauf, so faßt er den Querstock, woran die Zugleine befestigt ist, mit beiden Händen, und zieht mit voller Kraft das ganze Netz zugweise (ja nicht ruckweise) eben und langsam zu sich; dann gleiten die Enden der 4 Stäbe unter den 4 Heepen hervor, das Netz schlägt sich über sich, wie ein geöfnetes Buch, das zugemacht wird, schnell zusammen und die Vögel (das Wild) sind darin eingeschlossen.

Hierauf wird die Zugleine straff ans Heck angebunden, damit das geschlossene Netz nicht umfalle, sondern aufrecht stehen bleibe. Und nun watet der Fänger hinzu, greift oben zwischen den Saumleinen hinein, holt die Gefangenen einzeln heraus, dreht ihnen den Hals um, und stellt alsdann das Netz wieder auf.

Dieser Fang dauert von Sonnen Untergang bis Sonnen Aufgang (und dergleichen Vogelsteller schlafen zur Fangzeit am Tage), fängt von der Mitte des Septembers an, und währet bis im December, so lange als das Wasser nicht gänzlich zufriert.

Im November und December stellt sich auch die Tauchergans und dergl. ein; diese werden am Tage auf eben die Art gefangen; doch darf das Wasser nicht über 2 Fuß hoch stehen, sonst ziehen sie weg. Zu Lockvögeln bei denselben bedient man sich der ausgestopften und derjenigen, die man fängt, und welchen man, um sie ruhig auf dem Wasser bei ihrer Fesselung zu halten, durch jedes untere Augenlid einen

Faden zieht, den man auf dem Kopfe zusammen bindet. Sie bleiben aber nicht länger als 8 bis 10 Tage leben, denn sie fressen nicht selbst, sondern man muß ihnen, um ihr Leben einigermaßen zu verlängern, gekochte Bohnen einstopfen.

Wasserwurzeln. Sind eben das an den Wurzeln, was an den Bäumen die Räuber (Wasserlohden) sind.

Was zurücke ho! Ist bei dem Treiben der Anruf der Jäger vom rechten Flügel zum linken, wenn sie auf einem Stellwege sind, wo wieder durchgestellet werden soll; s. Hauptjagen.

Wate, Fr. Traineau. Heißt ein Garn, welches zu dem Biberfange, so wie die Fischotter-Waten, mit gebraucht wird.

Wechsel des Wildes, Wandel, Fr. la Ruse. Wird gesagt von Hirschen oder Wildpret, wenn man sie an den Orten spürt, wo sie in die Vorgebirge ziehen, und wieder zurücke gehen.

Wechsel; heißt auch der Ort, wo bei einem Jagen zwei Tuche zusammen geknebelt oder zwei Garne an einander gestellet sind, und so heißt es auch bei allem übrigen Jagdzeuge, an Garnen und Lappen, wo zwei an einander stoßen.

Wecker, Fr. le Réveil. Ist eine Art von Wachtelpfeifen, welche einen starken Laut von sich giebt, womit, wenn auf solchen Pfeifen der Ruf eines Wachtelmännchens nachgemacht wird, ein anderes, das sich im Felde befindet, zum Schlagen sich bewegen läßt, da man es alsdenn mit dem Garne bestecken und mit dem Sickenruf hinein locken kann. S. unter Wachtel.

Wedel. Ist an einem Langholzfloß das letzte Gestöhr.

Wegzug, Fr. Changement de demeure. Ist die Strich- und Zugzeit der Vögel, wenn sie im Herbste wegziehen; s. Strich- und Zugvögel.

Wehre, Fr. Barrière vive; s. lebendige Wehre.

Wehrhaftig machen, Fr. donner garantie. Ist die wichtige Ceremonie der Jäger, wenn sie nach geendigten Lehrjahren eines Lehrlings, demselben bei dem Freisprechen den Hirschfänger zum Seitengewehr überreichen, um damit anzuzeigen, daß er nun unter die Zahl der Jägerbursche auf-

genommen ist. Bei vielen ist diese Sache von großer Bedeutung, und weit bedeutender, als Naturgeschichte, Mathesis, Forstwissenschaften und die übrigen dazu erforderlichen Kenntnisse.

Weibchen, s. Dusel und Huhn.

Weich Holz, Fr. Bois blanc, mort-bois. Heißen solche Holzarten, die sich mit schneidenden Werkzeugen leicht behandeln und verarbeiten lassen, bald zur Flamme kommen und geschwinde lodern, aber nicht viel hitzen.

Weich Laubholz. Hierunter gehören die Pappelarten, die Weidenarten, die Linde, das Pulverholz und der Haselstrauch.

Weichlicher Hund, Fr. Chien mollet. Siehe harte Hunde.

Weide, lat. Salix, Fr. Saule. Hievon giebt es verschiedene Arten, welche theils zu dem weichen Bauholz, theils zu Baum- oder Buschholz gerechnet werden. Diese sind: die weiße Weide, die Mandelweide, die Bruchweide, die Bandweide, nämlich die gelbe und rothe, die Saalweide, die Lorbeerweide, die Werftweide, die Korbweide, die gelbe Bachweide, die Rosmarinweide, die Salbeiblättrige Weide und die (kleine) Sandweide.

Die natürlichen Geschlechtskennzeichen aller Weidenarten sind: Sie tragen männliche und besondere weibliche Blüthen auf verschiedenen Stämmen. Die männlichen Blüthen mit ein bis acht Staubträgern sitzen in besondern länglichen, schuppigen Blumenzapfen beisammen. Die weiblichen haben mit den männlichen ein gleichgestaltetes Kätzchen. Das Fruchtbehältniß ist eine eiförmige, spitzige, einfache Kapsel, welche sich mit zwei zurückgebogenen Schaalen öfnet. Die darin enthaltenen Saamen sind sehr klein, schwarz, und mit einem einfachen weißen Federbusche gekrönt, daher die eröfneten Kapseln wie mit feiner Baumwolle besetzt aussehen. Da sich diese Wolle beim Einsammeln, wie bei den Pappeln, zusammenballt, so sind auch diese sehr mißlich auszusäen.

Die Weiden gehören unter diejenigen Holzarten, welche am weitesten verbreitet sind, und man findet sie in allerlei Grund und Lage, doch vertragen sie einen mehr feuchten als dürren Boden. Man pflanzt sie im Freien, an die

Landstraßen, auf Angern, an Wiesen, Feldern, Bächen und Seen, und sie gewähren mancherlei Nutzungen. Als Brennholz bleibt ihr Holz zwar immer eins der schlechtesten, und sind daher nur in den Gegenden anzubauen, wo keine bessern Brennholzarten gedeihen; desto besser dienen sie hingegen als Nutzholz. Die Blüthen lieben die Bienen, die Schafe das Laub. Die Saamenwolle mancher Arten kann mit Vortheil verarbeitet werden. Von andern dient die Rinde zum gerben, färben oder in der Arzneikunst. Die gesunden Stämme der Baumweiden geben gute Bretter, die im Trocknen zu mancherlei Gebrauch dienen. Die kleinen Arten, so wie die zähen Zweige der größern, dienen zu Flechtzäunen, Horden, Wagenzainen, Bienenkörben, Faschinen, Fischreusen und andern unentbehrlichen Artikeln. Einige Arten dienen zur Befestigung der Ufer, andere zur Dämpfung des Flugsandes.

Da, wie bereits erwähnt, die Aussaat der Weiden mißlich ist, so werden am sichersten und geschwindesten, und zwar die größern Arten, durch Stecklinge, und die kleinern durch die jährigen Schoße fortgepflanzt. Wenn man die Setzlinge im März mit einem sehr scharfen Messer abgeschnitten und 8 Fuß lang oben schräg gehauen hat, wozu die sechsjährigen Stangen am besten sind, so legt man solche mit dem untern dicksten Ende 14 Tage in Wasser. Während dieser Zeit werden an dem Pflanzorte 12 Fuß aus einander, die Löcher verfertiget, welche 3 Fuß weit und 2 Fuß tief ausgegraben werden müssen, weil sonst bei dessen Unterlassung ein elender Wuchs und baldiges Hohlwerden der Weiden ganz gewiß erfolgt. In ein dergleichen Loch wird eine Setzweide gerade eingehalten, nachdem man vorher wohl zugesehen, ob auch die Rinde nicht beschält oder das Holz eingespalten sey, in welchen Fällen entweder noch so viel glatt abgehauen oder der Stamm ganz weggeworfen werden muß. Das Loch wird hiernächst mit lockerer Erde gefüllt, man dreht den Stamm alsdann etwas hin und her, und richtet den obern schrägen Abhieb gegen Norden, damit die Sonne nicht darauf brennen und den Stamm auszehren könne.

Das Köpfen der Baumweiden geschieht alle 3 oder 4 Jahre im März, da alles taugliche Nutzholz gleich abgesondert wird. Man muß aber schon bei dem ersten Köpfen

bloß die Seitenäste wegnehmen, die obern 3 bis 4 Gipfelstangen aber stehen lassen. Die Seitenäste selbst nimmt man nicht am Stamme weg, sondern läßt 3 bis 4 Zoll lange Sturzeln stehen, und bei jedesmaligem Köpfen läßt man allzeit Sturzeln, doch etwas kürzer stehen. Auf diese Art werden die Weiden ungemein hoch, die Krone wird größer, und man erhält mehr Brennholz.

Weide, s. Huth.

Weideloch, Fr. Trou du cul des bêtes sauvages. Ist bei dem Wildpret die äußere Oefnung des Mastdarms, wo der Koth heraus fällt.

Weidemann, Fr. Chasseur, Veneur. So nannte man vormals einen Jäger nach seinem Geschäfte Weidewerken, welches so viel als Jagen bedeutete.

Weidemann machen oder setzen, Fr. charmer les armes. Heißt bei abergläubischen Jägern, einem andern einen Possen machen, damit er im Schießen nicht glücklich seyn soll.

Weidemanns Heil, Fr. Salut des chasseurs. So lautete bei alten Jägern ihr Gruß, und war so viel als Glück auf, dessen sich aber jetzt die Bergleute bedienen.

Weidemesser, Fr. Couteau de chasseur. Ist ein großes Messer, welches bei großen Jagen zum Zerlegen des Wildprets und zur Bestrafung derjenigen gebraucht wird, die wider die Jagdgesetze gehandelt oder unweidmännisch gesprochen haben. Es gleicht einem großen Hackemesser, das Blatt desselben ist viel breiter als an einem Hirschfänger und einer guten Hand breit; es muß von gutem Zeug seyn, das weder zu hart noch zu weich ist, weil es im ersten Falle sich umleget, wenn dem Hirsch die Stangen damit ausgeschlagen werden, im andern aber große Stücken aus der Schärfe springen. In der Scheide des Weidemessers stekken noch zwei Messer, eins zum Zerwirken und eins zum Aufbrechen, nebst noch einem Stahl zum Streichen, wenn die Messer stumpf werden. Das Weidemesser wird auf der rechten Seite, unter dem Hornfessel an einem Haken getragen, der in dem Gehenke des Hirschfängers eingehänget wird; denn dieser wird dennoch zugleich an der linken Seite getragen, wenn der Jäger bei dem Jagen oder bei dem Zerlegen eines Stück Wildprets, auch das Weidemesser an der

rechten Seite hängen hat. Von der Strafe mit dem Weidemesser sehe man unter Blatt schlagen.

Weidenblättriger Seekreuzdorn, s. Seekreuzdorn.

Weidendrossel, s. Rohrdrossel.

Weidenraupe, Lat. Phalaena Bombyx cossus. Ist eine Phaläne von der Familie der Stricker, und eins von den weniger schädlichen Waldinsekten. Die etwas haarige rothe Raupe hält sich in Ulmen, Eichen u. s. w. doch bei weitem am häufigsten in Weidenstämmen auf, die so von ihr durchfressen werden, daß sie leicht ausgehen, oder bei mäßigem Sturm umfallen. Der Schade, den diese Raupe verursacht, wird dadurch vergrößert, daß sie gegen das Beispiel vielleicht aller übrigen Raupen bei 3 Jahr alt wird, ehe sie sich verpuppet. Dabei hat sie ein so äußerst zähes Leben, daß sie ohne Schaden etliche Stunden lang im luftleeren Raume, und mitten im Sommer fast 3 Wochen lang unter Wasser ausdauern kann. Eben so sonderbar ist, daß die Puppe sich von der Stelle bewegen, und wenn die Zeit des Auskriechens herbei naht, aus der Mitte des Stammes sich vorn bis an die Mündung in der Rinde hervorbohren kann.

Weidenzeisig, Lat. Motacilla rufa et lotharingica, Motacilla acredula, Linn. Fr. Fauvette rousse, Buff. Engl. Roufous Warbler, Lath. auch genannt: Kleiner Weidenzeisig, grüner König, kleinste Grasmücke, eigentliche Grasmücke, Tyrannchen, Schnittl, Weidenzeislein, kleine gelbrothe Grasmücke, Läufer, Mitwaldlein, kleinstes Laubvögelchen. Ist ein Singvogel, und von der fünften Familie der Gattung der Sänger, den eigentlichen Laubvögelchen, eine Art. Er hat als Kennzeichen, bräunliche Wangen; der Oberleib ist rothgrau, über den Augen ein schmutziggelber Streifen; die untern Deckfedern der Flügel sind strohgelb, die Füße schwarzbraun.

Dieß ist nebst dem Goldhähnchen der kleinste Vogel in Europa. Er verträgt fast alle Klimate, und ist in Deutschland nicht selten, besonders in den Vorhölzern häufig. Je schwerer er durch seine Farbe von dem Fitis zu unterscheiden ist, desto leichter ist er es durch seinen einförmigen Gesang, der in folgenden 6 bis 8 Sylben besteht: Zip, zap, zap,

zip, zap, zap! Seine Lockstimme ist fast der des Fitis gleich und schallt hoch: Tr Hoid.

Er ist 4 und drei Viertel Zoll lang, der Schwanz 2 Zoll, und die Breite der Flügel, die bis zur Mitte des Schwanzes reichen, ist 7 und drei Viertel Zoll. Der Schnabel ist 4 Linien lang, spitzig, mit länglichen Nasenlöchern, vielen schwarzen Barthaaren, schwarzbraun, inwendig gelb, die Augen dunkelbraun, die Füße schwarzbraun, die Beine 10 Linien hoch, die Mittelzehe 7 und die hintere 6 Linien lang, die Nägel lang und scharf.

Der längliche Kopf, der Rücken, die Schultern und die mittelmäßigen Steißfedern sind dunkelgrau, unmerklich olivengrau überlaufen; von den Nasenlöchern geht über den Augen weg ein schmutzig strohgelber Streifen; die Backen sind bräunlich, die Seiten des Halses und der Brust grau, ins Röthliche spielend, der Unterleib schmutzig weiß, einzeln rostgelb bespritzt, die Kniee grünlichgrau, die kleinen Deckfedern der Flügel wie der Rücken, die großen und die Schwungfedern schwarzgrau, die Deckfedern der Unterflügel röthlichgelb, der Schwanz fast gerade, schwarzgrau. — Das Weibchen ist fast durch nichts vom Männchen verschieden, ausser daß der Oberleib röthlichgrau und der Unterleib noch sparsamer gelb bespritzt ist.

Er ist ein munterer, lebhafter, lustiger, kecker und schneller Vogel, und so klein er ist, so zänkisch ist er, und so stark fühlt er sich, daß er sogar alle Vögel, die mit ihm ziehen, auch größe, als Drosseln und dergleichen neckt, anfällt, verfolgt und wenn sie sich ihm entgegen stellen wollen, sich gleich in die Büsche verkriecht, und triumphirend sein Hoid, Hoid! ruft. Eben so unfriedfertig bezeigt er sich gegen seine Kammeraden, mit denen er sich herumbeißt, wenn sie seinem Stande zu nahe kommen.

Ohngeachtet er der kleinste Zugvogel ist, so hält er doch fast am längsten bei uns aus, und kömmt auch früh wiederum an. Er kömmt mit den Rothkehlchen nach der Mitte des Märzes, und zieht zu Ende des Oktobes wieder weg. Bei der Ankunft und dem Wegzug kriecht er in den Gärten und Feldhölzern in allen Gebüschen herum. Zu Ende des Julius federt er sich, und schon zu Ende des Augusts verläßt er seinen eigentlichen Stand, fliegt in die Ge-

büsche und Bäume, besonders die Weidenbäume, die an Gewässern stehen, wo die Mücken in Menge spielen, und sich an die Zweige derselben setzen. Im Oktober zieht er familienweise weg. Zu seinem Stand wählt er zum Unterschied des Fitis mehr die Nadel- als Laubhölzer. — Seine Nahrung besteht vorzüglich in Spinnen, Mücken und Fliegen; er nährt sich aber auch von mehrern Arten Insekten, und findet daher, wenn nach seiner Ankunft rauhe Witterung einfällt, immer unter dem Laube in den Hecken, und in dem Moose, Blattläuse, Räupchen und Püppchen, die ihm das Leben erhalten. Im Herbst frißt er, wenn die Insekten von starken Frösten erstarren, Hollunderbeeren.

Sein Nest baut er auf die Erde zwischen abgefallenes Laub in eine alte Maulwurfshöhle, unter eine alte überhängende Fahrgleise, und zwischen dem Wasser an ausgeschwemmte Wurzeln. Es steht mehr über der Erde als bei den andern kleinen ihm ähnlichen Vögeln und hat eine kurze cylinderförmige Gestalt. Die Oefnung geht an der Seite heraus, doch mehr nach oben und ist auch größer als bei dem Fitis. Wenn man ein Weibchen bei dem Brüten störet, so flattert es wie ohnmächtig an der Erde hin, und ruft ängstlich Hoid, hoid! Es besteht aus dürren Grashalmen, inwendig aber aus Wolle, Haaren und Federn, und ist schlecht zusammen gewebt. Das Weibchen legt ein, auch zweimal des Jahrs 4 bis 5 Eier, die sehr klein, oben stark abgestumpft sind, einen schneeweißen Grund haben, und mit klaren schönen Purpurpünktchen besetzt sind. Sie werden in 13 Tagen ausgebrütet, und die Jungen mit Spinnen, Mücken, Fliegen und kleinen Räupchen ernährt. — Die ganze Brut wird oft den Katzen, Füchsen, Wieseln, Baummardern, Iltissen und Rabenkrähen zu Theil; auch fangen die Würger die ausgeflogenen Jungen weg, und die Sperber verfolgen im Frühjahr und Herbst die Alten.

Im Oktober fängt man sie häufig in der Schneuß. — In der Meisenhütte gehen sie auf den Kloben, und im Herbst fangen sie sich auf dem Vogelheerde, ohne daß man es will. Mit der Flinte und dem Blasrohre sind sie leicht zu bekommen. — Obgleich aber ihr Fleisch schmackhaft ist, so nützt es doch den Menschen wenig, da der Körper nicht

über 1½ Quentchen wiegt; mehr Nutzen stiften sie durch Vertilgung vieler schädlichen Insekten.

Weidewerk, Fr. la Venerie. Hierunter wird alles, sowohl zur hohen als niedern Jagd gehöriges begriffen und verstanden.

Weidewerken, ist so viel als Birschen gehen, da nämlich ein Jäger die Hölzer oder auch Wiesengründe durchschleicht, um etwas vom Wildpret anzutreffen und zum Schuß zu bekommen. S. Schießen.

Weidewund, Fr. Plaie dans les intestins. Heißt, wenn ein Thier, von welcher Gattung es sey, durch das kleine Gescheide oder den Wanst geschossen wird, so daß ihm das Geäse oder die Weide davon ausgeht.

Weidmännisch, Fr de chasseur. Wird gesagt, wenn bei allem Jagen auf die gehörige Art verfahren wird, und ist der Gegensatz von Unweidmännisch.

Weidsprüche, Fr. Termes de chasse, Façon de parler ordinaire des chasseurs. Waren vormals gewisse Fragen und Antworten, womit die Jäger einander bei ihren Zusammenkünften zu examiniren pflegten, besonders die Fremden und Reisenden, so wie es noch bei den meisten Handwerkern bei Ankunft der wandernden Gesellen üblich ist. Dergleichen Sprüche hier anzuführen, wäre anjetzt für Jagd- und Forstleute erniedrigend, da sie längst aus der Mode gekommen sind, zumal auch ein ächter Förster und Jäger nicht mehr handwerksmäßig sondern wissenschaftlich gebildet wird.

Weidtasche, Jagdtasche, Fr. Gibeciére, Carnassiére. Ist der lederne Sack, welcher mehrentheils am vordern offenen Ende mit einer Dachsschwarte überzogen ist, und von den Jägern sowohl auf der Reise, als auf der Jagd zur Bequemlichkeit geführet wird, um verschiebene nöthige Sachen darin aufzubewahren, den Gewehr-Kolben und Schloß bei Regenwetter zu verbergen, und auch geschossene Hasen, Geflügel u. s. w. nach Hause tragen zu können.

Weindrossel, siehe Rothdrossel.

Weirauchsvogel, siehe Kirschvogel.

Weißbäckchen, siehe unter Baumfalke.

Weißbauchige Eule, lat. Strix alba, Linn. Ist ein Raubvogel, und von der zweiten Familie der Gattung

der Eulen eine Art, die unten ganz weiß, oben aber fuchsroth und grau gefleckt ist. Sie wohnt in Friaul, und kömmt an Größe fast einer Henne bei. Sie hat einen weißen Schnabel und eine schöne Perûque, die fuchsroth eingefaßt ist. Die Brust, der Bauch, der Steiß und die Schenkel sind weiß. Die Schwung- und Schwanzfedern sind fuchsroth, und letztere haben weiße Spitzen. Herr Bechstein hält diese Eule für eine Abänderung von der Brandeule.

Weißbuche, siehe Hornbaum.

Weißdorn, lat. Crataegus Oxyacantha, Moenchhausen, Fr. l'Epine blanche, ou noble Epine, Engl. the common Hawthorn, auch genannt: gemeiner Hagedorn, gemeiner Weißdorn, Meelstrauch, Mehldorn, Mehlbeerstrauch, Mehlfeistgenstrauch, Mehlfäßgenstrauch, Mehlkübelein, Unsrer lieben Frauen Birlein, Heckdorn, Heckenweißdorn, Hageapfelstrauch, Hagehot, Hundsdorn, Hambutten, Heinzemännerchen, Wipgendorn. Ist sommergrünes hartes Laubholz, und ein großer, auch mittelmäßig starker Dornstrauch, der selten als ein kleiner, am allerseltensten aber als ein mittelmäßiger starker Stammbaum erscheint, und daher unter die ganzen Sträuche gerechnet wird. Indeß macht er mit dem Elzbeerbaum und dem Mehlbaume ein Geschlecht aus.

Er erreicht in 30 Jahren sein vollkommenes Wachsthum. Seine Wurzel geht tief und breitet sich weit aus, die Rinde ist glatt, gelbröthlich und wird im Alter grau, und die Zweige stehen voll langer sehr spitziger Dornen, die Blätter stehen abwechselnd, sind von Gestalt viellappig, an den Spitzen stumpf gerundet, sägenförmig gezähnt, das Holz ist sehr hart, zähe, weißlich mit etwas bräunlichen Adern. Die weiße Zwitterblüte kömmt zu Ende des Mais in dichten Schirmen hervor, sie theilen sich in ästige Stielchen mit drei Blumen, und sind von einem starken und angenehmen Geruch. Auf diese folgen Früchte, in ziemlich ovalen, im Anfange grünen, bei ihrer Reife, Ende Oktobers aber rothen, mehligten, unschmakhaften, trocknen Beeren, mit einem schwarzen Nabel die büschelweise an ihrem Strauche, zum Theil bis in den März hängen bleiben. Sie enthalten einen auch zwei sehr harte Saamenkerne, die 2 bis 3 Jahre in der Erde liegen.

Der Weißdorn läßt sich sehr gut durch den Saamen fortpflanzen, und gedeiht am besten in einem mehr fetten und frischen, als magern Boden. Wenn man ihn gleich im Herbst in Rinnen säet und mit ½ Zoll Erde bedeckt, so geht er mehrentheils im zweiten, ja es gehen bisweilen noch im dritten Jahre viele Pflanzen auf. Steckreiser schlagen zuweilen in feuchter schattigter Erde an. Sonst kann man diese Pflanze auch auf Birn- und Ebereschenstämme pfropfen und durch Ableger fortpflanzen. Wenn man ihn zu Hecken anbauen will, als wozu er sich unter allen Holzarten am besten schickt, so wird er da, wo besonders ein fruchtbarer Boden ist, entweder sogleich in Rinnen gesäet, oder man verpflanzt nach 5 bis 6 Jahren die jungen Pflanzen in Gräben, und versieht sie mit Verzäunungen gegen das Abbeißen der Thiere.

Man duldet den Weißdorn gern in Waldungen, er dienet den jungen Eichen zum Schutz und seine Früchte sind eine Wildäsung. Im Buschholze, wo er starke Triebe macht, liefert er gute Spazierstöcke, die man bähet und braun beizt. An starken Stämmen ist das Holz dem Buchsbaume ähnlich, und dient zu Drechsler- und andern Arbeiten. Es giebt sehr gutes Handwerkszeug, Stiele, Axthelme, Radkämme, Drillinge, Jagdspieße, Schirrholz, kleine Stücke zu allerhand Maschinen und dauerhafte Drechslerwaaren. Aus den Früchten bereitet man in der Schweiz ein bierartiges Getränke. Man kann sie auch auf Essig, Brandwein und zur Schweinmast nutzen. Die Rinde giebt eine röthliche, trübe, bittre, zusammenziehende Brühe, welche die Wolle etwas stärker als die Schwarzdornrinde färbt. Durch Laugen können mit ihr brauchbare Farben gewonnen werden.

Weißdrossel, siehe Singdrossel.

Weißköpfiger Adler, lat. Falco Glaucopis, Linn. Ist ein Raubvogel, und eine Art von der ersten Familie der Falken, den eigentlichen Adlern. Ob er eine eigene Art, oder nur ein junger Vogel von dem See- oder Fischadler, oder wahrscheinlicher von dem Fischaar sey, ist noch nicht gewiß bestimmt. Er ist 2 Fuß lang und 4½ Fuß breit, der Schwanz ist 9½ Zoll lang.

Der Schnabel ist 1 Zoll 7 Linien lang, anfangs ein wenig grade, und biegt sich hernach zu einem großen, krummen und spitzigen Haken. Er hat nicht die geringste Spur eines Zahns. Die untere Kinnlade ist sehr kurz, an der Spitze völlig rund und paßt genau in die Rinne des obern Schnabels. Seine Farbe ist an der Wurzel hellbläulich grau, an der Spitze aber hornartig schwarz. Die Wachshaut ist weißlichgrau, schön Citronengelb überzogen. Die Nasenlöcher sind sehr groß, eirund und stehen mit ihrer vordern Spitze etwas höher. Der Rand und die Ecken des Mundes sind mit einer dunkelgelben Haut eingefaßt, und das Innere des Mundes und die Zunge färbt das schönste Rosenroth. Die Zunge ist fast ganz, doch an der Spitze ein wenig getheilt und mit einer kleinen Rinne versehen, fleischig, und an ihrem Rande mehr hornartig. Die Gegend von der Wachshaut an unter den Nasenlöchern bis zu den Augen bildet ein Dreieck, das mit ganz kurzen weißen Federn bedeckt ist, über welche schwarze Borstenhaare hervorragen. Aehnliche, aber kürzere Borsten, findet man unter dem Augenlide. Die Augen sind fast cirkelrund, und ihr Regenbogen ist weißgrau mit etwas wenigem Gelb vermischt. Der Augapfel ist sehr groß, cirkelrund und schwarz. Die Augenbraunen ragen sehr weit hervor, und bilden eine fast dreieckige Platte des Kopfes. Das Augenlid ist sehr groß, es bedeckt das ganze Auge, und ist mit kleinen weißen Federn besetzt.

Der Kopf ist ziemlich groß und dick, und nur mit wenigen kleinen spitzigen Federn bedeckt, die härter, wie die übrigen des Körpers sind. Der Hals ist sehr kurz, stark und federig. Die Flügel bestehen aus 28 Schwungfedern, und erstrecken sich bis zur Spitze des Schwanzes. Der falsche Flügel besteht aus vier etwas zugespitzten Federn. Der Leib ist sehr lang, stark und mit weichen, großen, dicht auf einander liegenden Federn bedeckt, unter denen eine Lage sehr weicher Pflaumfedern liegt. Die Schenkel sind ziemlich kurz und stark besiedert, die Federn desselben sind ziemlich spitz, sehr weich und ragen über 2 Zoll über die Beine herüber. Die Beine sind mittelmäßig, 1 Zoll 5 Linien hoch, und vorne halb gefiedert, hinten aber nackt, und so wie der vordere unbekleidete Theil mit Schildern bedeckt, an

der Seite und der Wurzel der Zehe aber schuppig. Die Zehen sind ziemlich lang, die mittlere 2¼ und die hintere 2 Zoll lang, und oben geschildert, unten aber mit einer harschen ganz fein geschuppten Haut bekleidet. Die Farbe der Füße ist schön gelb. Die Nägel sind sehr groß, stark, krumm und schwarz. Der Schwanz besteht aus 12 vorne runden Federn, wovon die äußern viel kürzer, als die mittlern sind, wodurch der Schwanz keilförmig wird. Die untern Deckfedern des Schwanzes sind sehr weich und lang.

Die Stirn ist gelblich weiß, mit braunen gegen den Schnabel gekehrten Streifen, der Nacken eben so. Die Seiten des Kopfs, die Kehle, die Seiten, der Bauch, die Hosen und die untern Deckfedern der Flügel und des Schwanzes sind gelblichweiß. Die obern Deckfedern des Schwanzes sind schmutzig weiß mit schwarzen Strichen. Der Rükken und die Brust sind dunkelbraun. Die obern Deckfedern der Flügel sind braun mit gelblicher Einfassung. Die Federn des falschen Flügels, und die größern Deckfedern sind dunkelkastanienbraun mit einer weißlichen Einfassung. Die erste Schwungfeder ist ganz schwarz. Die zweite bis zur fünften ebenfalls schwarz, an der Erweiternng der äußern Fahne aber schwarzgrau. Die innere Erweiterung ist weiß. Die sechste bis zur sechzehnten sind schwarz mit noch tiefern Bändern. Die siebenzehnte bis zur 28sten sind bräunlich schwarz. Von unten sind die fünf ersten Federn an der Spitze schwärzlich, hinter der Erweiterung der Fahne aber weiß. Die übrigen Schwungfedern sind schmutzig weiß mit schwärzlichen Streifen. Der Schwanz ist von oben röthlich braun mit 6 schwarzen Streifen, von unten schmutzig weiß mit ähnlichen Bändern.

Mit frischem Fleisch kann man ihn sehr gut aufziehen, und er frißt auch Dohlen und Eichhörnchen, die man ihm vorsetzt. Wenn das Fleisch trocken ist, so trinkt er auch, wiewohl selten Wasser. Wenn er sich seines Unraths entlediget, hebt er den After und Schwanz grade in die Höhe, und sprißt ihn so 3 bis 4 Fuß weit von sich.

Weißlöber, siehe unter Ahorn.
Weißmüllerchen. siehe Müllerchen.
Weißschwanz, siehe Steinschmätzer.

Weißtanne, lat. Pinus Abies, du Roi, Fr. le sapin à feuilles d' If, Engl. the silver-leaved Fir-tree; auch genannt: Tanne, Edeltanne, Silbertanne, Tartanne, Mastbaum, Dannenbaum. Ist immergrünes Nadelholz und gehört unter die weichen Bauhölzer. Sie erreicht in einem Alter von 120 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum, obschon sie länger ihre Güte behält. Sie ist, unter unsern deutschen Nadelhölzern, einer der schönsten und höchsten Bäume, es ist aber auch unter den Nadelhölzern keines mühsamer zu erziehen, und in der Jugend mehrern Widerwärtigkeiten ausgesetzt, als eben die Weißtanne.

Die Wurzel gleicht der Fichte, außer daß sie etwas stärker ist, ud geht auch tiefer (bei erwachsenen Bäumen 3 Fuß) unter sich, so daß die Sturmwinde nicht so viele Stämme umwerfen können, als bei den Fichten zu geschehen pflegt. Die Rinde ist weiß, oder weißer als die an der Fichte, fast wie bei der Mastbuche, öfters aber recht silbergrau, dabei dicke, spröde und glatt, sowohl bei jungen als alten Stämmen, wodurch sie sich also von andern Nadelhölzern unterscheidet. Auch die Nadeln, deren Farbe und Ordnung, in welcher sie an Aesten und an den äußern Zweigen stehen, unterscheiden die Weißtanne von der Fichte und Kiefer sehr deutlich. Die Nadeln der Weißtanne sind platt, glatt, steifer, stumpf zugespitzt, haben eine etwas gespaltene Spitze, und sind schmal, aber doch die breitesten unter den Nadelhölzern. Ihre Farbe ist dunkelgrün, unterwärts aber haben sie eine dunkle grüne Linie, die mit zwei tiefern weißen oder silbergrauen Streifen abwechselt. Sie stehen an den Zweigen auf beiden Seiten kammartig, aber einzeln in gedoppelten Reihen fast horinzontal übereinander.

Das Holz ist weiß, weich und nicht sehr harzreich, ungemein leicht spaltig und elastisch, und ist unter den Nadelhölzern am leichtesten. Im Wachsthum unterscheidet sich die Weißtanne von den andern Nadelhölzern noch dadurch, daß ihre Aeste aufwärts stehen, und einen schönen gleichen Wuchs haben, sich aber im geschlossenen Holze sehr stark verlieren, und den Stamm bis über die Hälfte ganz glatt lassen.

Sowohl die männlichen als weiblichen Blüten, zugleich auf dem nämlichen Baume, erscheinen Anfangs Ju-

nius, nach Beschaffenheit der Witterung früher oder später. Die männlichen oder Staubblumenzäpfchen sind roth, und haben Anfangs zurückgebogene Spitzen oder Schilder, gemeiniglich stehen sie zwischen den Nadeln einander gegen über. Die weiblichen Blumen oder Saamenzäpfchen stehen einzeln und sind schon im August des vorhergehenden Jahres als längliche, braune Knöpfe vorhanden, in dem darauf folgenden Junius, beim Aufbrechen, haben sie die Gestalt kleiner, länglicher, braunrother Zapfen, die sich aber nicht wie die fichtenen unterwärts senken, sondern beständig gerade auf den Zweigen in die Höhe stehen, sie werden auch länger, dicker und größer als die fichtenen, auch fast eiförmig. Ihre Schuppen sind breiter, dicker und gleichsam rauh. Man findet sie nirgends an Bäumen, als auf den äußersten kurzen Aesten der Gipfel.

Die Zapfen erfordern nach geschehener Befruchtung 5 bis 6 Monate Zeit zu ihrer Vollkommenheit und werden also im September oder eigentlich im Oktober reif; zu solcher Zeit lösen sich die in einander geschobenen und anliegenden Schuppen, unter welchen jedes Saamenkorn in einem besondern Behälter verschlossen lag, nach und nach ab, sie trennen sich ganz von den andern und fallen mit sammt den Saamen von den Bäumen. Nichts von Schuppen, wie bei den Fichten und Kiefern, bleibt von den Zapfen übrig, als ein perpendikulairer Stängel oder Kern, an welchem die Schuppen mit den inne gehabten Saamen befestigt waren, und ihre Nahrung durch solchen erhielten. Der braune und glänzende Saame ist etwas breiter geflügelt als der fichtene und kieferne, auch stärker, und überhaupt unter den Nadelhölzern am größten. Der im Herbst abgeflogene Saame leidet im Winter von der Kälte nichts, allein da er sehr viele ölige und wässerige Theile enthält, so dauert seine Keimungskraft nicht länger als bis ins folgende Frühjahr.

Die Weißtanne liebt einen guten doch nicht zu fetten Waldboden, der eine hohe Lage von Dammerde hat, deshalb wächst sie nicht so, wie die Fichte, freudig auf dem höchsten Gebirge, wo die Erdlagen nur flach, steinig und mager sind; ihre Wurzeln gehen auch tiefer in die Erde. Nach gemachten Bemerkungen wächst daher diese Holzart auf obigen Boden am besten auf Ebenen, Hügeln und Mit-

telgebirgen. Wo es schon Tannen giebt, findet man die richtigste Anweisung zu ihrem Anbau an solchen Orten, wo sich die längsten und wüchsigsten finden lassen, denn auf einem ihr angemessenen Boden und Lage erreicht sie nicht selten eine schnurgerade Länge von 160 Fuß, und eine Stammstärke von 6 Fuß im untern Durchmesser.

Die beste Zeit zur Aussaat ist der Herbst, denn die Frühjahrssaat schützt sie keineswegs gegen Fröste. Ueberhaupt ist diese Holzart unter unsern Nadelhölzern die weichlichste. Ein später Frost, eine, kurze Zeit anhaltende Hitze, verwüstet oft in einer Nacht oder in einem Tage viele Pflanzen. Zur Annahme des Saamens darf der Boden nur wund gemacht seyn. Auf solchen wird der Saame entweder mit dem Wurf aus der Hand, wie der Leinsaamen, gesäet; oder man zieht zu Ersparung der Kosten und des Saamens, 2 Fuß breite und 4 Fuß von einander entfernte Parallellinien oder Rinnen, von welchen der Rasen nur mit einer scharfen Hacke abzuschürfen ist, ohne den Boden locker zu graben. Auf einen Acker braucht man 16 bis 18 Pfund Saamen. Da es den jungen Weißtannen immer zum Vortheil gereicht, wenn man dieselben etwas mit Fichten vermischt, so streuet man das folgende Frühjahr, nachdem der Tannensaame im Herbst gesäet worden, etwas Fichten unter solche, ohne jedoch dem Saamen eine Bedeckung von Erde zu geben; man verfahre daher eben so, wie sich es die Natur bei dessen Aussaat bedient, der Regen giebt ihm durch das Einspülen so viel Bedeckung, als er zum Keimen und Aufgehen nöthig hat.

Der im Herbst gesäete Saame geht im April auf, die jungen Pflänzchen erscheinen in diesem Jahr nur mit 5 bis 6 Nadeln, im zweiten Jahr wachsen sie ohngefähr einen Zoll höher, im dritten und vierten Jahre verstärken sich bei ihnen mehr ihre Wurzeln und Stamm, als ihre Höhe, auch bekommen sie kleine Nebenäste. Erst im fünften Jahre fangen die Pflanzen an, in die Höhe zu treiben, die Jahrwüchse zeigen sich deutlicher, die Aeste vermehren sich und wachsen als Quirle. Solchergestalt erhalten sie erst nach dem siebenten Jahr ein starkes Wachsthum.

Im übrigen liebt diese Holzart, in der zarten Jugend vorzüglich eine schattigte Bedeckung oder Beschirmung und

solche giebt man derselben, wenn man den Saamen, der auf ganz bloße Gehaue gesäet worden, sogleich mit grünem Fichten-oder Tannenreisig genau bedeckt, und diese Bedekkung, wenn die Reiser zu Ausgang des Mais die Nadeln haben fallen lassen, wiederholt. Man kann auch unter den nicht allzudicht stehenden 5 bis 6jährigen Fichten, die Blößen wund machen und sie mit Tannensaamen besäen. Man wird aus dem Grunde auch finden, daß diese Holzart in Gebirgen allemal auf der schattigten Mitternachtsseite besser gedeihe, als auf der Mittagsseite. Ist aber eine Saat da anzubringen, wo sich gegen der Mittagsseite ein Vorstand von starken oder Mittelholze befindet, so kann man ebenfalls daselbst die schönsten jungen Tannen aufbringen.

Bei der Bedeckung der Aussaat mit Reisig hat man nichts zu befürchten, nachsäen und ausbessern, und sonach viele vergebliche Kosten aufwenden zu müssen, und erlangt auch noch den Vortheil, daß man den Vogelfraß, Wetterschaden, und starke Gußregen einigermaßen abführen, mithin die Saat vor dem Verderben bewahren kann. Da aber das Reisig, wenn starke Gußregen kommen, zu sehr aufgeschlagen wird, so muß man es nach selbigen wiederum auflockern, und den jungen Pflänzchen dadurch wieder Luft geben.

Der Forstbediente hat aber hiebei auch darauf zu sehen, in welcher Lage sein angesäeter Schlag sich befindet, und die verschiedene Witterung zu beobachten. Ist es anhaltend trocken, so bleibt die Bedeckung, fällt hingegen vieles Regenwetter ein, und hat man nicht viel Sonnenschein, so müssen die Schläge eine Zeitlang wiederum aufgedeckt, und den Pflänzchen Luft verschafft werden, insbesondere wenn der Schlag gegen Mitternacht liegt. Durch eine solche Bedeckung kann man den Weißtannen-Ansaaten wohl 3 bis 4 Jahre Zeit geben und dieselbe vor Hitze und Kälte verwahren. Die Bedeckung ist auch das sicherste Mittel, eine Tannenansaat an hohen Bergen und Sommerwänden, welche besonders trocknen Boden haben, und wo Hitze und Kälte in einem hohen Grade herrschen, zu erhalten und aufzubringen.

Die Weißtanne läßt sich auch eben so gut wie die übrigen Nadelhölzer in ihrer Jugend verpflanzen, und dazu sind

junge gesunde Pflanzen von 8 bis 10 Zoll Länge die schicklichsten. Man wähle hiezu, wie bei der Saat, schattigte Gegenden, und vermische sie die Hälfte mit Fichten. Noch mehr aber wird es zu ihrem Fortkommen gereichen, wenn man dieselben mit Fichten, oder wo es die Lage der Gegend gestattet, mit Kiefern abwechselnd, nur 4 Fuß weit versezzen läßt, die lezten geben den Tannen eine sehr schleunige Beschirmung zum bessern Wuchse. Ueberhaupt gilt beim Anbau der Tannen die Hauptregel, daß man, wo möglich, solche Gegenden im Reviere aufsuchen muß, wo die Saat oder Pflanzung, wenn man nämlich nicht mit einer Bedekkung von Reisig schützen will, durch einen Vorstand von altem Holze vor der auffallenden Mittagssonne bedeckt wird.

Indessen würde alle Mühe sowohl, als alle auf die Saat und Pflanzung verwendete Kosten vergebens seyn, wenn man die Tannen nicht auch in ihrer Jugend gegen ihre Feinde, die sie an dem zahmen und wilden Vieh haben, sorgfältig verwahren wollte. Man muß daher dergleichen Saaten und Pflanzungen sogleich, wenigstens 6 Fuß hoch mit 3 bis 4 Stangen über einander verzäunen (s. Verzäunung), und diese Verzäunung ist so lange zu unterhalten, bis die jungen Tannen eine Länge von 6 Fuß erreicht haben. Zeigen sich auf einigen Plätzen im Frühjahr viele von der Natur angesäete Tannen; so sind dergleichen Orte ebenfalls zu umzäunen, und wenn sie der Sonnenhitze sehr ausgesetzt sind, auch mit grünem Reisig sehr genau zu bedecken.

Die Weißtanne ist vom 80sten bis 150sten Jahr in ihrer besten Stärke, man fällt sie im Winter. Das Holz dient zum bauen im Trocknen, und ist zu diesem Zweck besser als das fichtene, steht aber in Ansehung der Dauer dem Kiefernholz nach. Zu Mastbäumen und Balken hat hingegen das Tannenholz vor den andern Arten, da es zäher, elastischer und leichter ist, viele Vorzüge. Das mittlere gute Holz benutzt man zu Röhren, Dachrinnen, Brettern, Fußböden, Schindeln, allerhand Böttcherholz, auch feiner Tischler- und Drechslerarbeit. Da es leicht, biegsam und sehr fein maserig ist, so wird es zur Verfertigung musikalischer Instrumente, zu Schachteln und Siebrändern gebraucht. Da es sich auch weder in Wärme noch Feuchtigkeit merklich ändert, wird es vor andern zu Brettern für

Barometer, Thermometer und dergleichen Werkzeuge gesucht. Als Brenn- und Kohlholz hat das Tannenholz aber nicht die Vorzüge als das fichtene. Wegen des Schwindens und Nachfallens in den Kohlenmeilern hat man besonders darauf zu sehen, daß es nicht zu grün oder getrocknet, weder zu jung noch überständig, sondern überhaupt gesund und nicht faul und anbrüchig sey.

Das flüssige Harz der Weißtanne ist der wohlriechende gemeine Terpentin, und wird in gutem Holzboden, und bei gutem Wachsthume durch das Aushauen der Beulen oder Blasen, die sich auf der glatten Stammrinde befinden, häufig gewonnen. Man pflegt ihn vorzüglich in der Schweiz zu sammeln. Das Terpentinöl aber wird von den jungen Zapfen gemacht, welche um Johannis noch grün abgebrochen, zerhackt und mit Wasser abgezogen werden. Das auf dem Wasser schwimmende Oel wird sodann abgeschöpft.

Weiße Eiche, siehe Eiche.

Weiße Erle, siehe unter Eller.

• Weiße Weide, lat. Salix alba, Linn. Fr. l' Osier argenté ou blanc, le Saule ordinaire, Engl. the common white Willow-tree, auch genannt: gemeine Weide, Silberweide, weiße Bruchweide, Baumweide, Felber, weißer Felber, Felbiger, Falbinger, Pappelweide, Kopfweide, zähe Weide, mürbe Weide, Wilgenbaum, Welge, Weicheln, großer Weidenbaum. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die weichen Bauhölzer.

Die weiße Weide ist eine der ansehnlichsten und höchsten Stamm- und Kopfweiden, welche sich besonders wegen der Silberweiße ihres Laubes im Sommer und Herbst von den übrigen Arten sehr unterscheidet, sie erscheint aber auch öfters nur in Gestalt eines Strauchs. Sie erreicht in 40 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum, und erreicht öfters eine Höhe von 30 bis 40 Fuß mit einer verhältnißmäßigen Stärke. Die Wurzel geht 3 Fuß in die Tiefe und 6 Fuß in die Weite. Die Blätter sind länglich, spitzig, haarig, fein gezähnt, 3 Zoll lang und ¾ Zoll breit, die feinen Zähne sind mit kleinen röthlichen Drüsen besetzt. Das weiche weiße Holz der jungen Aeste ist etwas biegsam, der ältern aber brüchig. In der Blüte ist diese Art die letzte, welche ebenfalls vor Ausbruch des Laubes erscheint; sie besteht in

röthlichen oder weißlichen Blumenzapfen, fällt im Mai ab, und unterscheidet sich von den übrigen Weidenarten darin, daß die weiblichen in kleinen einzelnen Knöpfen befindlich sind. Der Saame, ein kleines besiedertes Korn, wird im Junius reif, und fliegt mit seiner vielen Wolle im Julius ab.

Die weiße Weide verträgt eben so, wie andere, einen lettigen oder leimigen, dabei sandigen Boden, nassen Sand, Sumpf- und Moorgrund, so daß man sie also im Freien, an die Landstrassen, auf Angern, an Wiesen, Feldern, Bächen und Seen, ihres Nutzens und Dauer wegen, zu pflanzen längst gewohnt ist. Von der Art, sie anzubauen, sehe man unter Weide.

Sie wird sehr häufig zum Köpfen gezogen. Da aber der Stamm, besonders wenn man beim Köpfen nicht vorsichtig verfährt, leicht kernfaul wird, so ist es besser, sie als Schlagholz zu behandeln. Als Nutzholz ist das Holz wenig zu gebrauchen. Man verfertigt zwar aus dem gesunden kernigen Stammholze Mulden, Backtröge, Reifstäbe, kleine Böttcherwaaren und andres Geräthe, welche Arbeiten aber nur wenige Dauer haben. Im Nothfall schneidet man das gesunde Stammholz zu Brettern oder verwendet es zum bauen im Trocknen. Als Brennholz taugt es vorzüglich für Camine, da es wenig Rauch giebt, und leicht fortbrennt, es giebt jedoch wenig Hitze und keine Kohlen. Die Rinde ist officinell, muß aber von 3 bis 4jährigen Aesten gesammelt werden. Es wird auch ein Extrakt daraus verfertiget. Die Rinde wird ferner zum Gerben des dänischen Handschuhleders genommen. In kupfernen Kesseln gekocht, giebt sie der Seide und Wolle eine hochrothe Farbe, sonst aber mit Alaun versetzt und getrocknet, eine zimmetfarbige Lacke. Die Saamenwolle wird in Japan zum Ausstopfen genommen, auch eine Matte daraus verfertigt, und in Deutschland hat man sie auch zu Verfertigung der Hüte gesammelt.

Weißer Storch, siehe Storch.

Weißes, Fr. Venaison. Heißt es bei den Sauen statt Schmeer, wenn sie feist sind.

Weißes Waldhuhn, siehe Waldhuhn.

Weiß gekleidet. Sagt man von Büchsen oder Flinten, wenn das Beschläge von Eisen gemacht ist.

Weißgesperberter Habicht, siehe Sperber.

Wellen, Wellenholz, Wasen, Wasenholz, Fr. Fagot, Bois de fagot. Ist Reisigholz, wenn es in Bündel gebunden worden ist, und diejenige Sorte Brennholz, die, weil sie leicht Feuer fängt und verbreitet, weit mehr Achtung verdient, als sie bisher an vielen Orten gehabt hat.

Soll das Wellenholz käufliche Waare seyn, so müssen die Bündel immer eine gleiche Gattung Holz enthalten, und von bestimmter Länge und Dicke seyn. Die Gattung Holz, welche sie enthalten sollen, sind Reisig und dünne Aeste, welche man leicht vor dem Kniee zerbrechen kann; die Länge und Dicke bestimmt die Gewohnheit des Orts. Denn so werden z. B. was die Dicke betrifft, in manchen Orten auch alle Giebel und starke Aeste, wenn sie wegen ihrer Ungleichheit nicht mit unter das schlichte Scheitholz gelegt werden können, unter das Wellenholz mit gelegt, und nach Verhältniß ihrer Stärke zu einer gewissen Anzahl Wellen angeschlagen.

Am einfachsten und bequemsten wird das Wellenholz folgendergestalt bereitet. Der Reisigmacher bestimmt auf der Länge eines hingelegten Klotzes die Länge, welche die Wellen haben sollen, durch zwei in die Rinde gemachte Kerbe, schlägt daneben zwei Pfähle in den Boden fest, so hoch und so weit von einander, als nöthig ist, daß der Zwischenraum einen aufgelösten Bündel von gehöriger Dicke fassen möge. Nun setzt er sich rücklings auf den Klotz vor die gemachten Kerbe, hält jedes Reisig mit seinem Ende an die entfernte Kerbe hin, und haut es an der ihm nächsten entzwei, und legt das abgehauene Stück zwischen die Pfähle. So fährt er fort, bis der Raum zwischen den Pfählen mit dichte gepacktem Reisige gefüllet ist, und bindet dann alles mit Bindweiden oder Birkenreisern so fest, als ihm möglich ist, ein oder zweimal, je nachdem die Bündel lang sind. Dieser Bündel oder Wellen werden sodann gemeiniglich 1 Schock oder 60 Stück auf einen Haufen zusammengelegt, und so an die Käufer abgegeben.

Welſcher Hänfling, ſiehe Grünling.

Wendehals, lat. Yunx torquilla, Linn. Fr. le Torcal, Buff. Engl. the Wryneck, Penn. auch genannt: Drehhals, Drehvogel, Otterwindel, Natterwindel, Halsdreher, Halswinder, Natterhals, Grauſpecht. Iſt die einzige Art von einer Gattung gleiches Namens, die unter die Ordnung der Waldvögel gehört. Er iſt weiß, gelblich, aſchgrau, ſchwarz und roſtfarbig gefleckt.

Dieſer ſchöne Vogel breitet ſich ſehr weit aus, iſt in Europa allenthalben, und wird auch in Deutſchland allenthalben angetroffen. Er hat die Größe einer Feldlerche, iſt 7¼ Zoll lang, der Schwanz hält davon 3¾ Zoll, und iſt 11½ Zoll breit. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des Schwanzes. Der Schnabel iſt ¾ Zoll lang, im Sommer bleifarbig, im Herbſt ſchmutzig olivengrün, grade, ſpitzig, oben von der Mitte an mit einer ſcharfen Kante verſehen, an welcher nahe an der Stirn die Naſenlöcher als zwei längliche Ritzen liegen. Die Schnabelecken ſind gelb, mit kleinen ſchwarzen Barthaaren, die Ränder der Augenlider ſchmutziggelb und der Stern braungelb. Die Zunge iſt 3 Zoll lang, wurmförmig mit einer Hornſpitze verſehen. Die Beine ſind kurz, ſtark, ¾ Zoll hoch, die beiden äußern Zehen jeder 1 Zoll lang, die beiden innern nur ½ Zoll, die ganzen Füße blaß bleifarbig oder ſchmutzig olivengrün, die Nägel bläulich.

Der Kopf iſt aſchfarben, mit feinen ſchwarzen und roſtfarbenen Flecken und einzelnen weißen Punkten; den Scheitel und halben Rücken theilt ein ſchwarzer mit Roſtfarbe überlaufener breiter Streifen der Länge nach, der übrige Obertheil des Körpers iſt ſchön grau, ſchwarz, weiß und roſtfarbig geſtrichelt und gedüpfelt, hinter den Augen läuft an den Seiten des Halſes hin ein brauner Streifen, Backen, Kehle, Hals, Bruſt, und untere Deckfedern des Schwanzes ſind rothgelb mit ſchwarzen Wellenlinien, der Bauch iſt gelblich weiß mit einzelnen ſchwarzbraunen Punkten, die Deckfedern der Flügel und die drei letztern Schwungfedern ſind braun, grau und ſchwärzlich geſtrichelt und mit weißen und ſchwarzen Flecken beſtreut, die übrigen Schwungfedern ſchwarz, der Schwanz hat 12 Federn, 10 große und zwei kleine Nebenfedern, iſt etwas keilförmig

abgerundet, an der Spitze gerändet, blaßgrau und schwarz gesprenkelt, und mit vier schwarzen Streifen bezeichnet. Alle Federn sind an den Spitzen lang zerschlissen, und daher wie Seide anzufühlen. — Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch die blässern Farben, der ganze Unterleib ist blaß gelblichweiß, der schwarze Rückenstreifen kürzer und mit weniger Braun überlaufen, und die Schwungfedern sind schwarzgrau mit blassern rostfarbigen Bändern.

Seinen Namen hat er von der wunderbaren Art den Hals zu verlängern und den Kopf so zu drehen, daß der Schnabel gegen die Mitte des Rückens zugekehrt ist. Er sitzt gewöhnlich aufgerichtet, macht häufig langsame Verbeugungen, wobei er den Schwanz, wie einen Fächer ausbreitet, und die Kopffedern, wie ein Holzheher, in die Höhe richtet. Ueberhaupt ist sein Betragen langsam und melancholisch, und wenn er noch nicht in Gefahr gewesen, wenig scheu. Seine Stimme, welche das Männchen im Frühjahr gar oft hören läßt, um sein Weibchen herbei zu locken, drückt sich in etlichen hurtig auf einander folgenden, heisern, lauten Tönen: Gi, Gi, Gi, Gi! aus, welche er mit großer Anstrengung ausstößt. Damit sie desto weiter erschallen, setzt er sich dazu auf einen dürren freien Ast eines hohen Baumes. Wenn ihn der Landmann zum erstenmal schreien hört, so sagt er: der Specht ruft seinem Weibchen, es wird nun schönes Wetter.

Als Zugvogel wandert er in der ersten Hälfte des Septembers weg, kömmt Ende Aprils oder Anfang Mais wieder zurück, und hält sich in ebenen und gebirgigen Gegenden, in Laub- und Nadelhölzern, in den Vorbergen, Feldhölzern und auch in Gärten auf. — Er nährt sich vorzüglich von Insekten, Insektenlarven, Puppen und Ameisen, jene verräth ihm im faulen Holze, im Moose und unter der Erde sein scharfer Geruch, diese liest er von den Bäumen, der Erde und den Haufen ab, und spießt auch ihre Eier (Puppe) mitten aus dem Haufen mit seiner Zunge an, und verschluckt sie. Wenn es ihm im Herbste, ehe er wegzieht, an Insekten gebricht, so frißt er auch Hollunderbeeren.

Zu Anfang des Julius legt er sein Nest in Wäldern oder Gärten in hole Bäume an, und dieses besteht aus einer Unterlage von klarem Moos, Grashalmen, Haaren und Wolle. In demselben liegen 8 bis 9 glänzend weiße, an beiden Enden abgestumpfte Eier, die beide Gatten in vierzehn Tagen ausbrüten. Sie vermehren sich nur einmal des Jahrs. Die Baumhöle, in welche sie einmal genistet haben, suchen sie alle Jahre wieder auf, und wenn sie auch der Jungen darin wären beraubt werden. Diese sehen vor dem ersten Mausern am Unterleibe schmutzigweiß aus, und das schöne Rothbraune an den Schwingen ist nur röthlich. Sie werden im Neste, da die eigentliche Nahrung der Alten zu kostbar ist, mehrentheils mit bloßen grünen Raupen aufgefüttert. — Die Brut wird oft von den großen und kleinen Wieseln und den Haselmäusen zerstöret.

Man fängt sie im September einzeln in Sprenkeln, vor welchen Hollunderbeeren hängen. Sie sind auch nicht schwer zu schießen. — Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, und im August und September sehr fett. — Den größten Nutzen stiften sie durch die Vertilgung schädlicher Insektenlarven, und der Ameisen, die auf die Bäume laufen. — Durch einen besondern warnenden Ton sollen sie andern Vögeln die Annäherung der Raubvögel verrathen.

Als Abänderung trifft man zuweilen auch weiße Wendehälse (Yunx torquilla candida) an. Diese sind am Oberleibe schneeweiß, am Unterleibe ins gelbliche fallend, Schnabel und Füße bleifarbig, der Augenstern blaßsilberfarben und die Pupille dunkelroth.

Wenden. Wird von dem Hirsch gesagt, wenn er in ein laubichtes Dickigt geht, und mit seinem Gehörne das Laub verdrehet.

Werfen, Fr. faire mourir. Heißt es bei den Wölfen, wenn sie von den Hunden gepackt und nieder gewürgt werden.

Werfen, Fr. louveter. Sagt man von den Wölfen, auch Füchsen, wenn sie ihre Jungen bringen.

Werftweide, lat. Salix acuminata, du Roi, Fr. le Saule Marçeau à feuilles étroites, Engl. the dwarf Sallow, oblong - leaved Sallow, Mave, auch genannt: Werft, Werften, Werftstrauch, spitzblättriger Werft,

Palmenwerft. Ist sommergrünes Laubholz, und gehört unter die weichen ganzen Sträucher. Sie trägt, wie alle Weidenarten, männliche und weibliche Blüten getrennt auf verschiedenen Pflanzen, auch gilt von ihr in Ansehung der Kultur alles dasjenige, was unter Weide davon gesagt worden ist. Sie treibt sehr schnell.

Die Werftweide erreicht in 15 Jahren ihr vollkommenes Wachsthum, bildet in den Rohrbrüchern einen großen Strauch, und hat viel Aehnlichkeit mit der Saalweide. Sie treibt flache Wurzeln, und wuchert so stark, daß man sie kaum ausrotten kann. Die jüngere Rinde ist glatt, röthlich, und die ältere rauch, grau. Die Blätter sind groß, eiförmig, spitzig, der Rand hin und wieder etwas wellenförmig gezahnt, die Oberfläche ist grün glatt, die untere weißwollig. Die Frucht besteht in einem weißwolligten Kätzchen, welche ein klein befiedertes Korn, als Saamen enthält, und im Junius reif wird.

Das Holz und die Stangen dienen zu vielerlei Geräthen, doch ist ihre Brauchbarkeit wegen des niedrigen Wuchses geringer, und wird mehrentheils nur zu Flechtzäunen, Faschinen, Dammwürsten rc. angewendet. Die Rinde kann zum Färben gebraucht werden.

Werkholz, Fr. Bois d'affinage. Heißt überhaupt alles Holz, was nicht zum Brenn- und Kohlholz abgegeben wird, sondern in Ansehung seiner allgemeinen und besondern Eigenschaften, vornemlich aber seiner Größe, zu verschiedenem andern Gebrauche dienet. Man kann es daher füglich in kleines und großes, oder nach der Stärke und Größe der Stämme, in Nutzholz, Bauholz und Blochholz eintheilen.

Das kleine Werkholz erhält man aus dem Unterholze, welches wegen seines geraden, oder krummen Wuchses, seiner Härte und Dauer zu mancherlei ländlichem und städtischem Geräthe sich nützlich brauchen läßt. Das große Werkholz wird aus dem Stammholze genommen. Die Bäume, die zu diesem dienen sollen, müssen innerlich gut beschaffen seyn, und daher ist die Beurtheilung der innern Beschaffenheit stehender Bäume um so wichtiger, als das äußere Ansehen öfters trügt.

Die Merkmale eines innerlich gut beschaffenen und gesunden Baums sind: das lebhafte Ansehen der Aeste, besonders der am Gipfel, die frische grüne Farbe, die gehörige Dicke und Größe, und das spätere Abfallen der Blätter, die helle, feine, glatte und vom Fuße bis an die starken Aeste gleichfarbige Rinde, und die innerhalb der Schrunden der gröbern Rinde, auf dem Grunde befindliche frische mit kleinen Sprüngen; die an dem Wipfel über die untern hervorragenden Zweige.

Bäume sind dagegen von schlechter Beschaffenheit, und für schadhaft zu halten, wenn die Rinde krätzig, quer zersprungen, von abgeschossener Farbe ist, und sich leicht losmachen läßt, mit großen, weißen, oder rothen, von oben abwärts sich ziehenden Flecken besprengt, oder mit Moos, Moosflechten und Schwämmen besetzt ist, ferner wenn an dem Stamme Faulflecken, Krebsschäden, Narben von Aesten, faule, zum Theil wieder überwachsene Knoten, oder Ausläufe von Säften sich wahrnehmen lassen, häufige Geschwülste, holzigte Auswüchse, und strickförmige Erhöhungen die Oberfläche bedecken, wenn der Stamm vom Froste oder überflüßigem Safte aufgerissen ist, und die Aeste an den Achseln los und faul sind.

Ist man aber wegen der guten oder schlechten Beschaffenheit eines Baums gleichwohl in Zweifel, so muß man denselben mit einem Bohrer oder Meissel näher untersuchen. Denn die Gewohnheit, nur an die Bäume zu schlagen, und aus dem Schalle auf ihre innere gute oder schlechte Beschaffenheit zu schließen, ist mit wenig Zuverläßigkeit verbunden, weil ein Baum, wenn der Saft flüßig und in Bewegung ist, oder der Fehler in dem Kerne seinen Sitz hat, öfters einen hellen Schall giebt, ob er schon wirklich schadhaft ist.

Wespenfalke, lat. Falco apivorus, Linn. Fr. la Bondrée, Buff. Engl. the Honey-Buzzard, Penn. auch genannt: Mäusehabicht, Mäusewächter, Läuferfalke, Bienenfresser, Honigbußart, Froschgeier, Mäusefalke, Bienenfalke, Vögelgeyerla. Ist ein Raubvogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Falken eine Art, die sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet: Die Wachshaut ist gelb, schwärzlich gerändet, die

halbnackten kurzen Füße sind gelb, die Krallen wenig gebogen, der Körper ist dunkelbraun, und der Schwanz hat eine weiße Spitze.

Dieser Vogel wird oft mit dem Bussard, mit welchem er vieles gemein hat, verwechselt. Er ist 2 Fuß lang, und 4 Fuß 8 Zoll breit. Der Schwanz mißt 11 Zoll; die Flügel ragen etwas über diesen hinaus, und er wiegt ohngefähr 2 Pfund. Der Schnabel ist fast messerförmig, ein und einen halben Zoll lang, schwarzbraun und ohne Zahn, die Wachshaut stark, ungleich, am Rande herum schwarzbraun, nach der Mitte zu ins Gelbliche übergehend (im Tode verliert sich diese gelbe Farbe und wird schwarz oder dunkelbraun); der Rachen und Augenstern sind gelb, die Füße dunkelgelb, die Beine bis in die Mitte befiedert, kurz, stark, mit Schuppen bedeckt und 3 Zoll hoch, die Mittelzehe 2 Zoll und die Hinterzehe ein und einen halben Zoll lang, die Krallen nicht sonderlich gekrümmt, aber stark und schwarz.

Der Kopf ist breit und platt. Die Stirn, der Scheitel und die Seiten des Kopfs sind mit aschgrauen Federn bedeckt. Die Gegend zwischen den Augen und den großen Nasenlöchern ist nicht, wie bei andern Raubvögeln, mit Haaren, sondern mit kurzen aschgrauen Federn besetzt. Der Hinterkopf, der obere Theil des Halses, der Rücken, Steiß und Deckfedern der Flügel sind dunkelbraun, die Federn am Halse und Rücken an der Wurzel weiß, Kehle, Brust, Bauch, After und Schenkelfedern (Hosen) weiß, mit dunkelbraunen Flecken; die Schwungfedern sind graubraun mit schwarzen Spitzen und weißen Rändern, die Schwanzfedern braun, die Spitze ist schwarz und die äußersten Enduhgen der Federn sind weiß; auf der untern Seite des Schwanzes ist der Grund hellaschgrau, mit braunen Streifen.

Das Weibchen ist größer als das Männchen, der Kopf aschgraubraun, der übrige Oberleib dunkelbraun mit weißen Flecken, die rostfarben eingefaßt sind, der Unterleib dunkelbraun und weiß gefleckt. Im Winter vergrößern sich die weißen Flecken auf der Brust und unter den Flügeln. Die Schwungfedern sind schwarz, auf der innern Fahne weiß gefleckt, der Schwanz dunkelbraun mit einigen röth-

lichaschgrauen eingefaßten Querbinden und einer weißlichen Spitze.

Sein Flug ist sehr langsam, schwerlebig, niedrig, sein Gang aber hurtig. Er hat eine zischende Stimme, die er aber nicht eher, als zur Zeit der Begattung, oder wenn er mit einem andern Raubvogel oder mit den Krähen und Raben in Streit geräth, von sich hören läßt. — Er gehört unter diejenigen Zugvögel, welche spät wegziehen und bald wieder ankommen. Im November ist er noch bei uns, und im Anfange des Märzes sitzt er auch schon wieder auf den Feldbäumen. Auf seinen Wanderungen im Herbste liebt er die Gesellschaft und man sieht zu dieser Zeit oft viele in einem Kreise fliegen. Die ebenen Gegenden zieht er den gebirgigen vor, besonders liebt er die Feldhölzer, auch die Vorhölzer an großen Waldungen. Er fliegt von einem Baume, von einem Feldbusche, Meilenzeiger, Gränzstein u. s. w. zum andern, und sucht daher im südlichen Deutschland die Weinberge mit einzelnen Bäumen gern auf. — Seine Nahrung besteht in Hamstern, Maulwürfen, Feldmäusen, Fröschen, Eidechsen, Bruchschlangen, Ringelnattern, jungen Hasen und jungen Vögeln, aus Bienen, Wespen und allerhand Raupen und Aas.

Seinen aus Spänen und Reisern bestehenden, und mit Wolle und Federn innerhalb weichgemachten Horst, baut er in kleinen Wäldchen, und an den Gränzen großer Waldungen auf hohe Bäume, Fichten, Tannen, Eichen oder Buchen. Die 3 bis 4 aschgrauen mit kleinen braunen Flecken bezeichneten Eier werden in 3 Wochen ausgebrütet. Die Jungen sind Anfangs überall mit weißen braungefleckten Pflaumenfedern bedeckt, an den Füßen blaßgelb, und haben eine weiße Wachshaut, die in der Folge gelber wird, und zuletzt ein ganz schwarzes mit wenig Gelben vermischtes Ansehen erhält. Ihre Hauptfarben, das Dunkelbraune und Weiße leiden in der Jugend bis ins dritte Jahr verschiedene Zeichnungen und Schattirungen, im Alter aber behält das Braune auch auf dem Unterleibe die Oberhand.

In Frankreich sollen sie die Schäfer und die Hirtenjungen mit Fröschen sehr listig anzulocken und auf Leimruthen oder in Schlingen zu fangen wissen. Sie sind auch weder im Flug noch sitzend schwer zu schießen, wenn man

einigermaßen dem Wind entgegen und versteckt an sie schleichen kann. Die Jungen, die, sobald sie ausgeflogen sind, ins Feld geführet werden, entgehen dem Jäger fast niemals. — In Frankreich benutzt man ihr Fleisch, das wider die Gewohnheit anderer Raubvögel im Winter für fett und wohlschmeckend gehalten wird. Ihr übriger Nutzen besteht in der Vertilgung schädlicher Thiere, die ihnen zur Nahrung dienen. — Sie schaden dadurch, daß sie Bienen fressen.

Wetterklüftig, ist so viel als Eisklüftig.

Wetterläunisch, Fr. dépiteux. Nennt man diejenigen Hunde, welche, je nachdem das Wetter gut oder schlecht ist, bald lustig, bald verdrießlich, dabei weder gesund, jedoch auch nicht recht krank, aber zu allen Jagdgeschäften verdrossen sind.

Weyhe, s. Mäusefalke.

Weymouthskiefer, Lat. Pinus strobus, Linn. Fr. le Pin du Lord Weymouth, Pin blanc de Canada, Engl. white Pine, the Lord Weymouth's-Pine; auch genannt: weiße Kiefer, Weihrauchskiefer. Ist immergrünes Nadelholz, und gehört unter die harten Bauhölzer. Diese Kiefer ist eine von denjenigen ausländischen Holzarten, welche die Aufnahme in deutschen Forsten vorzüglich verdient; denn sie wächst zu dem höchsten, geradesten und stärksten Baume, und kann daher für den König des ganzen Tannengeschlechts mit Recht angesehen werden. Zudem kommt, daß sie unser Klima sehr wohl vertragen kann, und auch bei uns reifen Saamen trägt. Nach der Bestätigung des Hrn. von Wangenheim, soll es in Nordamerika unter den ausgewachsenen und auf dem besten schicklichsten Boden stehenden Bäumen welche geben, die 200 Fuß lang sind, und die 4 und 5 Fuß am Stammende im Durchmesser halten.

Der Wuchs dieses Baums ist in Nordamerika in der Wildniß, wo er dichte steht, und dadurch von der Natur in die Höhe getrieben wird, sehr gerade; bis gegen das 24ste oder 30ste Jahr übertrifft dieser Wuchs nicht merklich denjenigen unserer deutschen Weißtanne. Von dem 30sten Jahr aber angerechnet, wächst diese Kiefer weit geschwinder in die Stärke, schießt auch schneller in die Höhe, als die Weißtanne, und 60jährige angesäete, dicht stehende und nicht

verpflanzte Bäume haben vollkommen die Höhe und Stärke einer 100jährigen Weißtanne.

Sie treibt, wie unsere Kiefer, eine Pfahlwurzel. Die Rinde ist anfänglich glatt, dunkelgrau, bei alten Bäumen in das Bräunliche fallend; sie ist mit einem sehr flüßigen, feinen, wohlriechenden Harze in Menge geschwängert, das weißlich aussieht und einen terpentinartigen Geruch hat. Die Nadeln sind gegen 3 Zoll lang, fünfe sitzen in einer gemeinschaftlichen Scheide; sie sind hellgrün, dreieckig und schmal, und unterscheiden sich also hierin merklich von denen an unsern Kiefern. Das Holz ist weißgelblich, von mittelmäßiger Härte, sehr fein, so daß es bei dem Bearbeiten ganz glatt, eben und glänzend wird.

Die Blüthe bricht zu Ende des Aprils hervor; männliche und weibliche Blüthen befinden sich zugleich an einem Baume. Die Zapfen sind 6 bis 8 Zoll lang, also etwas größer als an der deutschen Kiefer, und gekrümmt, und gewöhnlich stehen zwei, auch drei um ein Aestchen herum. Die Schuppen liegen lose auf einander und sind kupferbraun; wenn sie reifen, so haben sie in der Ferne eine weißliche Farbe, die daher entsteht, wenn die Sonne das flüchtige terpentinartige Harz schmelzt, das in den unreifen Schuppen der Zapfen sitzt, und diese davon, wie mit einem harzigten Mehle überstreut und klebrig macht.

Die Anpflanzung durch den Saamen ist ohnstreitig die vortheilhafteste, weil dadurch der Wuchs dieser vortreflichen Holzart am geschwindesten ist, und niemals gehemmt wird. Der Boden, worauf die Aussaat im Frühjahr geschehen soll, wird kurz vor dem Winter umgerissen, vor der Saat, wenn es möglich ist, die Stücke zerschlagen, und der Saame zu Ende des Märzes oder zu Anfang Aprils oben auf gesäet und nicht gedeckt. Geschieht die Aussaat im Herbst, so wird der Boden kurz vor der Aussaat umgerissen.

Bei der Wahl des Bodens muß darauf Rücksicht genommen werden, daß solcher aus einer Mischung von Leim, etwas guter Erde, Sand oder andern Erdarten bestehe, daß er nicht zu dürre und feste sey, diese Güte auch 1 Fuß tief behalte, welches zum guten Fortkommen dieses Baums, da er eine Pfahlwurzel treibt, um so nothwendiger ist. Die Lage der Oerter, wo die Anpflanzung geschehen soll, ist fer-

ner von Wichtigkeit. Die Thäler, der Fuß und die Einhänge der Berge, auch andere vor heftigen Sturmwinden geschützte Orte, auf dem Harz, Thüringer- und Schwarzwald, den Erz- und Voigtländischen Gebirgen, und andern kalten bergigten und hochliegenden Gegenden Deutschlands, sind hiezu die vorzüglichsten, weil ihr Klima im genauesten Verhältniß mit demjenigen, wo die Weymouthskiefer am vollkommensten in Nordamerika wild wächst, stehet.

Die Weymouthskiefer liefert, ausser dem mannichfaltigen Verbrauch zu Bau- Werk- und Stabholz, noch alle Arten von Masten, Sparren, von dem größten Linienschiffe an bis zum kleinsten Fahrzeuge gerechnet, auch alle Arten von Schiffbauholz, die zu dem innern Bau der Schiffe, und so weit diese über das Wasser reichen, erfordert werden; es geht daher wenig von ihr verlohren, da fast jedes Stück bis zum Wipfel zu verschiedenem Gebrauch nützlich verwendet werden kann. Das Holz dauert über der Erde so lange, als irgend eine andere Nadelholzart, hingegen zum Grundbau, zu Schwellen unter die Wohnungen, und zu Schiffbauholz, wo dieses im Wasser geht, muß es nur im Nothfall genommen werden, weil dessen Dauer alsdann mittelmäßig ist, und es hiezu geschicktere Hölzer giebt. Ferner liefert diese Kiefer ein sehr feines Harz, aus welchem ein sehr guter Terpentin bereitet werden kann.

Widersinnig Gehörn, Fr. Tète du cerf contraire. Nennt man ein Hirschgeweih, wenn an selbigem die Enden verschiedene Krümmungen haben, und widrig gegen einander stehen.

Wiedehopf, lat. Upupa. Macht eine Gattung von der Ordnung der Waldvögel aus. Bei den Vögeln dieser Gattung ist der Schnabel erhaben gebogen, etwas zusammengedrückt, stumpf und dünne. Die Zunge ist stumpf, dreieckig, sehr kurz, ganz, ohne Einschnitte. An ihren niedrigen Gangfüßen sind drei Zehen vorn und eine hinten. Die einzige Art von dieser Gattung ist

der gemeine Wiedehopf, lat. Upupa Epops, Linn. Fr. le Puput ou la Hupe, Buff. Engl. the Hoopoe, Penn. auch genannt: Wiedehopf, Wiedehoppe, Kukukskoster, Kothhahn, Dreckhahn, Stinkhahn, Baumschnepfe,

Heervogel, Gänsehirt. Bei diesem ist, als Kennzeichen, der Kopf mit einer bunten fächerförmigen Holle geziert.

Er bewohnt Europa, doch mehr die warmen und gemäßigten Theile und ist in Deutschland gemein. Die Länge beträgt 1 Fuß 1 Zoll, der Schwanz 4 und einen halben Zoll und die Breite der Flügel 1 Fuß 8 Zoll. Letztere reichen etwas über die Hälfte des Schwanzes, und der ganze, magere, schlanke Vogel wiegt nur 5 Unzen. Der Schnabel ist 2 Zoll lang, an der Wurzel blaßfleischfarbig, sonst schwärzlichblau; die Nasenlöcher sitzen an der Stirn und sind eirund und klein; der Stern ist schwarzbraun, die Beine 1 Zoll hoch, die Mittelzehe 1 Zoll und die Hinterzehe 8 Linien lang, die Farbe der Füße wie die des Schnabels.

Der Federbusch ist 3 Zoll hoch, blaß orangengelb (isabellfarben) mit schwarzen Spitzen. Der Kopf, Nacken, Hals, die Brust und die Deckfedern der Unterflügel sind fleischfarbenbraun, der Oberrücken und die kleinsten Deckfedern der Flügel rothgrau, der Unterrücken schwarz und gelblichweiß bandirt, die obern Deckfedern des Schwanzes oben weiß und unten schwarz, der Bauch und die Afterfedern weiß, die Seitenfedern weiß mit schwarzgrauen Streifen. Die erste Ordnung der Schwungfedern ist schwarz, jede Feder mit einem weißen Bande, die zweite Ordnung schwärzlich mit fünf weißen Bändern, und die beiden letzten Schwungfedern sind schwarz, weiß und gelb gezeichnet; die Deckfedern der ersten Ordnung sind schwarz, und die der zweiten schwarz und weißgelb bandirt; die weißen und gelblichen Bänder des Rückens und der Flügel laufen wellenförmig in einem fort; der Schwanz hat 10 Federn, ist gerade, und schwarz, in der Mitte mit einem weißen Querbande. — Das Weibchen ist etwas blässer, an der Brust weißlich mit einigen schwärzlichen Streifen.

Er ist ein scheuer, munterer und lustiger Vogel. Er läuft sehr hurtig, läßt dabei die Flügel fast auf die Erde sinken, macht häufige Verbeugungen, wo er jederzeit mit seinem Schnabel den Boden berührt, und wenn er im Affekt ist, so schlägt er den Federbusch auf und nieder. Sein Flug ist sanft ohne alles Geräusch, und wegen seiner runden, der Elster ähnlichen, Flügel muß er auch, wie diese, die-

selben oft und schnell bewegen. Sein Geschrei ist im Herbst und Frühjahr Huphuphup, jo, jo, to, to! das er auch im Zimmer mit steten Verbeugungen hören läßt. Als Zugvogel kömmt er spät im April oder Anfangs Mai mit oder kurz vor dem Kuckuk an, und wird daher von den Jägern des Kuckuks Laquai genannt. Er lebt des Sommers in Wäldern, die an Viehtriften und Wiesen gränzen, auch in waldigen Gegenden um die Dörfer herum in den Weidenbäumen. Im August, wenn die Wiesen gemäht sind, zieht er einzeln oder zu vier bis achten auf die Ebenen, und verläßt uns alsdann unbemerkt. Er hält sich mehr auf der Erde als auf den Bäumen auf.

Seine vorzüglichste Nahrung sind die Regenwürmer und die Maulwurfsgrillen. Sonst durchsucht er im Walde das abgefallene Laub, den Mist der Heerden und des Wildes, auch das stinkende Aas, und liest die Mist- und Aaskäfer, Todtengräber und andere Insekten und ihre Larven heraus, wozu ihm sein langer Schnabel nöthig war. Auch die Ameisen und ihre Eier verfolgt er.

Er bauet in hohle Bäume, am liebsten auf alte faule geköpfte Baumstrünke, die eine weiche Unterlage von Erde haben, auch auf und unter die Stöcke abgehauener Bäume, in alte Mauern- und Felsenlöcher und am seltensten auf die bloße Erde. Gewöhnlich braucht er also kein eignes Nest, und da er den Unrath nicht, wie andere Vögel, wegträgt, sondern nur über das Nest wirft, so riecht er alsdann sowohl als seine Junge und das Nest sehr übel, und es hat daher die falsche Behauptung ihren Ursprung, daß er sein Nest mit Menschenkoth verfertige, und das Sprüchwort: dieser Mensch stinkt, wie ein Wiedehopf. Das Weibchen legt einmal des Jahrs 2 bis 4 längliche, aschgraue Eier, und brütet sie allein in 16 Tagen aus. Die Jungen sehen bis zum Mausern, welches in wärmern Ländern geschieht, blässer als die Alten, auf dem Oberleibe weiß und schwarzgrau gesprengt aus, haben aber ihren Federbusch schon.

Wenn man sie in einer bestimmten Gegend, besonders im August auf den Wiesen, oft herum laufen sieht, so bestreicht man ein 8 Zoll langes Hölzchen mit Vogelleim, bindet unten an dasselbe einen fingerlangen Faden, an dessen Ende einige lebendige Mehlwürmer befestiget sind, und

streckt es ganz locker auf einen Maulwurfshaufen. Wenn sie die Würmer gewahr werden, so zupfen sie daran, die Leimruthe fällt über sie, und sie bleiben daran kleben. — Wenn man sie schießen will, so müssen sie ihrer Scheuheit halber hinterschlichen werden.

Das Fleisch, das den Israeliten, als von einem unreinen Vogel, zu essen verboten war, wird in Italien genossen, und soll im Herbst sehr fett und wenn ihm lebendig der Kopf abgerissen wird, daß er ausblutet, so schmackhaft, wie Wachtelfleisch seyn. Durch sein Geschrei soll er die Veränderungen des Wetters ankündigen, und sonst hielte man das häufige Ertönen desselben für die Anzeige eines nahen Krieges. Gezähmt frißt er auf den Kornböden allerhand Käfer, Fliegen, Spinnen und Insekten. Mit den Federn und dem Blute wird noch von manchen Jägern abergläubischer Gebrauch gemacht.

Wieden. Sind hölzerne Bänder von jungen zähen Ruthen, vornemlich von Birken und Weiden.

Wiedenborstiges Holz. Ist knotiges wimmeriges Holz, an dem die Fasern in verschiedenen Richtungen laufen, und es also schwer zu verarbeiten ist.

Wiederfährte, s. Wiedersprung.

Wiedergang, Kirchgang, Fr. la Rendonnée. Macht der Hirsch, wenn er vom Felde zu Holze zieht, da es denn oft geschieht, daß er auf dem Eingange umwendet, und einige Schritte wieder zurück geht, welches er mehrentheils auf einem alten Wege, auch wohl noch vor Holze thut. — Kirchgang nennen ihn einige deshalb, weil der Hirsch des Morgens langsam und stolz zurück geht.

Wiederlaufen (des Hasen), s. Absprung.

Wiedersprung, Wiederfährte, Fr. Contre-pied. Auf dem Wiedersprung, oder besser, auf der Wiederfährte gearbeitet, heißt es beim Leithund, wenn er dazu gearbeitet wird, daß er sich oft und kurz wendet, allezeit wieder zu Boden greift, und die Fährte wieder annimmt.

Wiederstrich, s. Wiederzug.

Wiederwuchs, Fr. Revenue. Bedeutet sowohl Anflug und Aufschlag, als auch Ausschlag.

Wiederzug, Wiederstrich, Fr. Retour des oiseaux. Heißt die Wanderung der Vögel im Frühjahr; s. Zugvögel.

Wiedsäule, s. Floßwiede.

Wiedstange, s. Floßwiede.

Wiesel, lat. Mustela Erminea, Linn. Fr. le Roselet ou l'Hermine, Buff. Engl. the Stoat or the Ermine, Penn. auch genannt: das gemeine rothe Wiesel, das große Wiesel, graue, braune Wiesel, Feld- und Waldwiesel, das Hermelinwiesel, weiße Wiesel, Hermelinmarder, das Schäckchen, schäckige Wiesel. Gehört als Raubthier unter die Säugethiere, und ist von der Gattung der Marder eine Art, die sich durch die jederzeit schwarze Schwanzspitze von den übrigen auszeichnet.

Der Bau dieses schädlichen Thieres ist geschmeidig und schlank; der dicke Kopf und lange Hals verunstaltet ihn aber. Sein Gesicht hat sehr muntere Züge, so wie sein ganzes Betragen munter und keck ist. Die größte Größe des Körpers beträgt 1 Fuß 2 Zoll, des Schwanzes 6 Zoll, und der Höhe 2 und einen halben Zoll.

Der 2 Zoll lange Kopf ist so dick, als der Leib, und läuft erst kurz vor dem Munde spitzig zu. Der obere Kiefer ragt über den untern hervor. Die Nase ist stumpf und gefurcht, der Mund weit offen und mit einem nach der Seite herabhängenden Knebelbarte besetzt. In beiden Kinnladen stehen 6 Vorderzähne, 4 Eckzähne, und oben 4 Backzähne auf jeder Seite. In der untern Kinnlade stehen 5 Backzähne. Die Zunge ist glatt und gefurcht. Die Augen sind klein, schwarz, funkelnd, stehen weit vorne im Gesicht, und sind mit langen Bartborsten versehen. Die fast glatten Ohrlappen sind kurz, breit, abgerundet, durch eine auswärts liegende Falte gleichsam verdoppelt und fest am Kopfe anliegend. Die Ohren, deren innere Höhle sehr weit ist, stehen weit von den Augen ab und etwas niedriger. Der Hals ist lang, kaum dünner, als der Kopf und Leib, und erhebt sich vorwärts unmerklich. Der Leib ist von einerlei Dicke, läuft gerade aus, und steht nur hinten etwas erhabener. Den abgestumpften Schwanz trägt es, wenn es ruhig geht, gerade aus, in der Flucht aber auswärts gewölbt. Die Beine sind kurz, die Füße fünfzehig, scharfnägelicht, und der Daumen an den Hinterfüßen ist kurz und versteckt. Die unter dem After liegenden Bisamdrüschen verbreiten ihren unangenehmen Geruch sehr weit.

Die Haare des Körpers sind kürzer, als beim Marder und Iltis, und nur der Schwanz endigt sich in einen langen Haarbüschel. Die Farbe ist bei diesem Wiesel sehr verschieden. Die gewöhnlichste der obern Fläche des Körpers bis zu den Füßen ist die dunkelbraune, graubraune, leberfarbene oder karmelete, die sich in den drei Sommermonaten, wenn sich die Stachelhaare verlieren, und die Haarspitzen abgestoßen sind, ins Hellbraune, Röthliche oder Fuchsrothe verwandelt. Der Grund ist röthlichweiß. Der Unterleib ist gelb oder weiß; die vordern Fußzehen und das Kinn ist allezeit weiß, die Ohrkanten und Hinterfüße aber nicht immer. Beinahe die ganze äusserste Hälfte des Schwanzes ist schwarz. Der Kopf hat immer eine dunkelere Farbe als der Rücken; die Schnauze ist schwärzlich, und der Bart gelb, weiß und schwarz. — Eine andere große Verschiedenheit in der Farbe macht die weiße Wiesel. Sie wird Sommer und Winter ohne merkliche Veränderung, wenn man nicht das Gelblichte des abgenutzten Balges in den heißen Sommermonaten so nennen will, schneeweiß gefunden, hat nur die schwarze Schwanzspitze und ist zuweilen am Kopfe, Brust und Schnauze mit einem schwärzlichen Strich oder Punkt gezeichnet.

Diese beiden Hauptabänderungen, welche in nichts, als in der Farbe, von einander abweichen, begatten sich nun unter einander, und daraus entsteht nun die große Mannichfaltigkeit in Rücksicht der Farbe der Wieseln. Man findet nämlich Wieseln, die ausser einem braunen Streif über den Rücken und der schwarzen Schwanzspitze ganz weiß sind; andere, deren Rücken hellfuchsroth, und der ganze Unterleib, die Kehle zuweilen ausgenommen, hochschwefelgelb ist; wieder andere, deren dunkler Oberleib von dem hellen Unterleibe durch einen schwefelgelben Streif geschieden ist; noch andere, welche am Kopfe etliche schwärzliche oder braune Striche in Gestalt eines Kreuzes, und am Ende des Rückens einen Streif von eben der Farbe haben, und sonst weiß sind; und zuletzt auch geschäckte. — Die Weibchen scheinen etwas schlankern Körperbau, dünnern, spitzigern Kopf zu haben, und sind auf jeder Seite des Bauches mit 5 Säugewarzen versehen.

u.

Diese Thiere sind munter, furchtsam und grausam, und verrichten alles mit ungemeiner Schnelligkeit und Gewandheit. Sie ersteigen sehr geschickt die Bäume, und können an geraden Wänden hinauf laufen. Durch alle Ritzen, welche ihrem Kopf nicht zu enge sind, können sie kriechen. Sie schwimmen sehr leicht über Bäche und Flüsse, die ihnen auf ihren Wegen aufstoßen. Sie spielen gern allein entweder mit lebendigem Raube, oder mit ihres Gleichen, und machen Männchen, wie die Hasen. Mit den Raben leben sie in Antipathie, und werden von ihnen, wenn sie sich sehen lassen, mit großem Geschrei verfolgt. Sie quicksen fast wie die Spitzmäuse. Ihr Leben soll nicht länger als 6 Jahre dauern.

Sie halten sich in Wäldern und Feldern auf. In Wäldern findet man sie in den Gegenden, wo Flüsse und Bäche durchlaufen, und Wiesen oder leere Haiden in der Nähe sind. Sie wohnen da in den trocknen Ufern, in hohlen Bäumen, in Felsen- Stein- und Erdklüften und auf den Wiesen und Haiden in Maulwurfsbauen. Im Felde findet man sie ebenfalls mehr an den Ufern der Flüsse, vorzüglich denen, die mit hohlen Weidenbäumen besetzt sind. Doch findet man sie in den Wiesen und Rainen der Aecker, wo sie die Maulwürfe und Erdwölfe aus ihren Höhlen vertreiben, und sich dieselben nach ihrer Bequemlichkeit erweitern und einrichten. Eine solche Wohnung hat denn wenigstens 4 Eingänge, die in der Mitte zu einem erweiterten Platze führen, der mit Moos, Gras und anderm Geniste ausgefüttert und das Schlafgemach ist. Man trifft sie auch in alten Mauern, Steinhaufen und in den hohlen Stämmen und Aesten der einzelnen Feldobstbäume an. Im Winter besuchen sie zuweilen die Wohnungen der Menschen, und halten sich in Scheunen, Ställen und Kellern auf, seltner aber im Sommer.

Diese Thiere nähren sich vorzüglich von den verschiedenen großen und kleinen Mäusearten. Sie sind große Liebhaber von Eiern, und saufen sie daher den Haus- Auer- Birk- Hasel- und Rebhühnern, Fasanen, Tauben und vielen andern Vögeln aus. Sie begnügen sich aber nicht allein mit den Eiern, sondern rauben auch die Jungen; ja sie erschleichen die alten Vögel, als Hühner, Tauben, Rebhühner, Wachteln, Lerchen, Auerhühner, Birkhühner u. d. gl.

im Schlaf, fassen und tödten sie im Genicke und saugen ihnen das Blut aus. Junge und alte Hasen und Kaninchen, ja sogar junge Rehe werden von ihnen im Schlaf angefallen. Die Beute, die ihnen nicht zu schwer ist, tragen sie in ihre Wohnung. An stillen einsamen Orten gehen sie am Tage, so wie des Nachts ihrem Raube nach; an unsichern, aber vorzüglich in der Abend- und Morgendämmerung, und bei Mondenschein die ganze Nacht hindurch.

Sie scheinen, wider die Regel der Raubthiere, Paarweise zu leben, indem man fast nur immer ein Männchen und ein Weibchen in einem gewissen Distrikte findet. Die Ranzzeit ist im März. Die Mutter trägt ohngefähr 5 Wochen, und bringt im April und Anfang des Mais 3 bis 8 Junge zur Welt, die 9 Tage blind sind, und von ihr unter 4 Monaten nicht verlassen werden. Sie lassen sich zähmen. — Ihre größten Feinde sind die wilden und zahmen Katzen und unter den Hunden vorzüglich der Spitz.

Man kann sie an der Fährte spüren, welche sich in der Flucht in zwei und zwei Fußstapfen neben einander, wie beim Marder, oder in ihrem springenden Gange in drei sichtbaren Spuren ausdrückt, wovon eine fast in der Mitte nachstehet, und mit den vordern zweien gleichsam ein Dreieck bildet. Die Hunde entdecken ihren Aufenthalt leicht wegen ihres und ihrer Exkremente Bisamgeruchs. Man hetzt ihnen auch dieselben an; es müssen aber gute Hunde seyn, die sie angehen sollen, so heftig beißen sie um sich. Vor ihre Schlupfwinkel legt man ihnen Fallen und Schlingen. Die Tellerfallen körnt man mit gewelktem Obst, das in Honig gekocht ist, und die Schnellfallen mit einem Ei oder Vogel. Wenn man den Ort ihres Aufenthalts weiß, so können sie auch mit der Flinte, besonders zur Zeit der Begattung, wo sie beständig vor ihren Höhlen spielen, erlegt werden. — Will man sie bloß ihres Schadens halber vertilgen, so darf man nur ein Ei mit Gift, als Quecksilbersublimat füllen, und an den Ort legen, wo man sie gespürt hat, oder man verstopft auch, wenn man ihren Erdbau weiß, alle Ein- und Ausgänge ausser einem, der am höchsten liegt, und ersäuft sie mit Wasser, das man hinein schüttet.

Sie nützen dadurch, daß sie das Gleichgewicht unter den Mäusen und Maulwürfen bei ihrer zu starken Vermeh-

rung erhalten. In Norwegen kriechen sie den schlafenden Bären in die Ohren, beißen sich fest ein, worauf diese wie wüthend herum laufen zuletzt hinstürzen und sterben. — Der Balg der rothbraunen wird kaum zu Unterfutter benutzt, desto kostbarer aber ist der Balg der weißen, welcher aber in Deutschland nur selten dem Kürschner zu Theil, sondern von den Landleuten zur Vertreibung des Geschwulstes, besonders an den Eutern der Kühe, und bei schwindenden Gliedern gebraucht wird. Die besten und mehresten Hermelinfelle kommen aus Rußland, Sibirien ꝛc. und werden zu Unterfutter, Müffen, Aufschlägen und Pelzen verarbeitet, nur Schade, daß dieß Pelzwerk mit der Zeit ins Gelbliche verschießt. Das Fett gebrauchen viele zur Erweichung der Geschwüre und Vertreibung des Geschwulstes. — Ihr Schaden ergiebt sich aus ihrer Nahrung.

Wild, Fr. une Bête; ist so viel als Hirschkuh.

Wildacker, Fr. Champ du gibier. Heißt ein Stück Land oder Acker in einem Thiergarten, welches zum abwechselnden Genusse des Wildprets mit Getraide, Roggen, Buchweizen und Hafer bestellet, und so lange umzäunet wird, bis die Früchte etwas erwachsen sind, da sie dem Wildpret preis gegeben werden.

Wildbahn, Wildfuhr, Fr. Laie, Lée. Wird ein Revier genannt, auf welchem das Wildpret geschonet, oder wohl gänzlich geheeget wird, so daß es sich beträchtlich anhäufet. Das Wort Wildbahn schon ist ein jedem Gutsbesitzer gehäßiges Wort; bei vielen Jägern hingegen ist es Lieblingssache, einen guten und wo möglich recht starken Wildstand zu haben, unbekümmert, welcher Schade dadurch für den Herrn sowohl, als für den Unterthan dadurch entstehe. Sonach wird die Sache von beiden übertrieben. Denn so wie erstere in dem nach falscher und undenkbarer Freiheit athmenden Jahrhundert die gänzliche Ausrottung des Wildprets verlangen; so lassen letztere dagegen das Wildpret oft zu stark sich vermehren, so daß es sodann, aus Mangel hinreichender Nahrung, nothgedrungen ist, aus dem Reviere heraus auf die Felder zu treten, und die in vollem Flor stehenden Aecker und Wiesen zu verheeren, und dadurch die Hoffnung des Landmanns zu vereiteln.

Die Waldungen von ihren Bewohnern ganz zu entvölkern und alles Wildpret auszurotten, wäre Unsinn; denn ein Geschenk des Schöpfers der Menschheit ganz zu entziehen, ist eben so wenig billig und erlaubt, als zu verlangen, daß ein Landesherr einer Jagdlust, die in gehörigen Schranken und ohne Schaden der Unterthanen befriediget wird, gänzlich entsagen soll.

Auf der andern Seite hingegen ist ein zu starker Wildstand in allem Betracht einem Lande nachtheilig. Denn wie viele traurige Beispiele älterer Zeiten haben gelehrt, daß vom Wildfraß ganze Striche Felder öde und wüste geworden, und die Unterthanen dabei verarmt oder wohl gar zum Auswandern genöthiget worden sind. Und wie viele Waldungen giebt es nicht auch, worin die Spuren des Wildfraßes die traurigsten Aussichten zu einem baldigen Nachwuchs verkündigen?

Der Fürst und der Unterthan, beide haben gewisse Rechte für sich, aber auch gewisse Obliegenheiten. Der Fürst kann mit Recht fordern, daß die Unterthanen die Gesetze des Landes aufs genaueste befolgen, und dann die dem Staate zu entrichtenden Steuern und Abgaben richtig abtragen: dagegen hat der Unterthan zu erwarten, daß der Fürst ihn gegen alles, was ihm Schaden und Gefahr bringt, aufs kräftigste schützet. Hieraus ist ohne weitläuftige Erklärung einleuchtend, daß der Fürst, wenn durch seine Veranstaltung dem Gutsbesitzer irgend ein Schade an seinen Feldern zugefüget wird, letztern dafür entschädigen muß. Um so mehr ist diese Entschädigung billig, weil der Fürst, wenn er doch ja der Jagdlust mehr als einem andern Vergnügen ergeben, oder sogar ein passionirter Jäger ist, seine Lust in wohl angelegten Thiergärten büßen kann, und daher nicht nöthig hat, durch einen übermäßig starken Wildstand die Wälder zu verderben und die Unterthanen zu bedrücken. Eine wohleingerichtete Wildfuhr (Mosers Forstarchiv, Band XI. S. 83.) ist diejenige, die so hoch getrieben wird, als es ohne Schaden dessen, der sie aufstellet, und eines jeden andern geschehen kann. Diese vielbedeutenden Worte sind dort weitläuftiger ausgeführt worden, und verdienen wohl beherziget zu werden.

Wären alle Forstbediente, obere und untere, das, was sie seyn sollten, nämlich wahre Forstmänner; so würden die Klagen über Wildfraß schwerlich, wenigstens so häufig nicht mehr vorkommen, weil der Schade, welcher durch zu starken Wildstand der Waldung erwächst, schon beträchtlich genug ist, ohne daß man einmal den Nachtheil für den Landmann in Erwägung zu ziehen braucht. Diesen Schaden wird ein ächter Forstmann, dem der gute Bestand seines Reviers am Herzen liegt, fast noch schmerzlicher fühlen, als der Landmann in Ansehung seiner Felder. Letzterer erleidet den Schaden nämlich nur zuweilen und nur auf ein Jahr mithin hat er auf die Nachkommenschaft bei weitem die schädlichen Folgen nicht, als das Verderbniß der Waldungen, das sich immer auf ein ganzes Menschenalter erstreckt.

Indessen kann man in Deutschland keine sonderliche Klage mehr über Bedrückung dieser Art führen, weil die mehresten Fürsten das Wohl ihrer Unterthanen dem Jagdvergnügen vorgezogen, und die Wildbahnen durch Einschränkung möglichst unschädlich gemacht haben. Daß freilich noch hie und da, auf Veranstaltung oberer und unterer Forstbedienten, dem Willen der Fürsten entgegen gearbeitet und ein starker Wildstand erhalten wird, ist den Fürsten nicht beizumessen. Denn Beispiele sind zugegen, wo die Beschwerden der Unterthanen über Wildschaden für Unwahrheiten und die Anbringer für unruhige Köpfe erklärt wurden, und obendrein unterthänigst pflichtmäßig. Ja, hat sich der Fürst selbst von der Wahr- oder Unwahrheit überzeugen wollen, so hat man wohl auch vorher das Wild verscheuchen lassen, um ihren Berichten das Gepräge der Wahrheit zu verschaffen und dem Fürst einen Haß gegen die Unterthanen einzuprägen, damit selbigen bei wiederholten Vorstellungen desto weniger Glauben beigemessen werde. In solchen Fällen verdient der weise Befehl, welchen ein guter Fürst einstmals gab, Nachahmung. Dieser bestimmte nämlich eine gewisse Summe Geldes, welche jedes Jahr an reinem Wildprets-Ertrage eingeliefert, und das daran fehlende dem Chef an dessen Besoldung abgezogen werden solle. Im Fall aber den Unterthanen durch Wildfraß Schaden an seinen Feldern zugefügt werde, so war der Forstbediente des

Revieres jener Gegend, nachdem der Schaden erweislich gemacht und gerichtlich taxiret worden, zum Ersatz desselben condemniret.

Wildbann, Fr. Droit de chasse. Ist ein von der Jagdgerechtigkeit unterschiedenes Recht, worüber aber, was unter Wildbann eigentlich zu verstehen sey, die Rechtslehrer nicht einig sind. Nach der einen Meinung wird er in bannum ferinum speciale und in bannum dominicum getheilt. Ersterer soll in dem Rechte bestehen, kraft dessen jemand nicht nur auf eines andern Grund und Boden zu jagen, sondern auch dessen Wald zu Aufhaltung und Hegung des Wildes, zu umzäunen, umschließen und zu vergattern — und solchergestalt einen Bannforst oder Königsforst (Foresta dominica s. sylva regalis) zu machen — befugt sey; bannum dominicum hingegen, soll die forstliche Obrigkeit selbst ausmachen, und auch sowohl bannum speciale, als das Jagdrecht in sich haben, wie denn auch bannum speciale ein Beweis der hohen Jagd und mit derselben allezeit verbunden ist.

Nach einer andern Meinung aber ist der Wildbann entweder bannum dominicum seu regale, oder bannum simplex. Jener ist sodann vorhanden, wenn der Gebrauch der Jagd auf einem gewissen Revier nicht allein nur so schlechthin, sondern bei wirklicher nahmhafter Strafe verboten und folglich der Jagdbezirk zum Bannforste gemacht worden, gleichwie unter bannum simplex, nur blos die ordentliche Jagdgerechtigkeit, die nicht wirklich durch Strafbefehle geschützet worden, verstanden wird.

Wilddieb, Fr. Braconnier. Ist derjenige Verbrecher, welcher widerrechtlicher Weise irgend eine Gattung Wildpret, auf Feldern und in Waldungen, entweder fängt oder schießet. In älteren Zeiten waren die Strafen eines Wilddiebes mehr hart, ja grausam, als dem Verbrechen angemessen. In neueren Zeiten hat man gelindere eingeführt, und der Erfahrung gemäß mehr damit ausgerichtet. Weitläuftiger hievon kann man sich unterrichten in: Kleinschrod's Abhandlung von dem Wilddiebstahl, dessen Geschichte, Strafe und Gerichtsstande. Erlangen, 1790. 8.

Wilde Bäume, Wilde Holzarten, Fr. Arbres sauvages. Sind alle solche Bäume, welche ohne besondere

Wartung von selbst in den Wäldern wachsen. S. Holzarten.

Wilde Ente, Lat. Anas Boschas fera, Fr. le Canard sauvage, Buff. Engl. the wild Duck or Mallard, Penn. auch genannt: gemeine wilde Ente, Märzente, Blumente, Spiegelente, grobe wilde Maschente. Ist ein Wasservogel, und eine Race von der gemeinen Ente, eine Art, bei welcher der Schnabel gerade ist, und die mittlern Schwanzfedern bei den Männchen zurückgeschlagen sind. Sie bewohnt Europa, Asien und Amerika, besonders die nördlichen und nördlichsten Theile derselben.

Sie ist 2 Fuß 3 Zoll lang, der Schwanz 4½ Zoll, die Flügel sind 3 Fuß 4 Zoll breit, legen sich vor dem Schwanzende zusammen, und sie wiegt 2½ Pfund. Der Schnabel ist 2½ Zoll lang, vorne flach mit einem weißlichen Nagel, hinten etwas erhaben, mit zwei kleinen runden Nasenlöchern, gelblichgrün, die Zunge vorne breit, flach, an der Wurzel an den Seiten gezackt, der Stern hellbraun, die Beine 2 Zoll hoch und mit Füßen und Schwimmhaut safrangelb, die Nägel stumpf und weißlich, die Mittelzehe 2¾ Zoll, die Hinterzehe 8 Linien lang.

Der Kopf und Hals ist dunkelglänzend grün, und sieht von weitem schwarz aus (entenhalsig), der Obertheil des Rückens rostbraun, der Untertheil desselben grau mit schwarzpunktirten Querlinien, die obern Deckfedern des Schwanzes schwarz mit einem grünen seidenartigen Glanze, auf der vordern Seite am untern Theile des Halses steht ein weißer Halbzirkel, die Brust ist purpurröthlich, der Bauch wie der Untertheil des Rückens, die Flügel oben bräunlich, unten weiß, die großen Deckfedern von der zwölften bis zur zwanzigsten Schwungfeder sind aschgrau, in der Mitte weiß, an den Spitzen schwarz, daher ein schwarzer und ein weißer Querstrich über den obern Theil der Flügel läuft, die erste Ordnung der Schwungfedern ist graubraun, die zweite macht den Spiegel, ihre Federn sind also in der Mitte violettgrün oder violenblau mit purpurrothem Glanz, an den Seiten schwarz eingefaßt und mit weißen Spitzen, der kurze, zugespitzte Schwanz hat 20 Federn, von welchen die äußern aschgraubraun mit weißem Rande, die vier

mittlern aber aufwärts gekräuselt und schwarz sind, mit einem grünen Glanze.

Das Weibchen ist kleiner, sieht in der Farbe dem Männchen, außer dem blaugrünglänzenden Spiegel im Flügel, gar nicht ähnlich, ist braun mit schwarzen Sprenkeln, am Bauche schmutzigweiß, über den Augen mit einem weißen und durch dieselben mit einem schwärzlichen Strich bezeichnet.

Die wilden Enten sind scheue, furchtsame Vögel, und lassen niemanden, wenn er sie nicht dem Winde entgegen beschleichen kann, an sich kommen. Ob sie gleich schwer sind, so fliegen sie doch sehr schnell, und ihre Flügel verursachen ein unaufhörliches Pfeifen in der Luft, welches man besonders des Nachts sehr deutlich hören kann. Ihre Stimme ist die nämliche, wie sie die zahmen Enten haben, der Entrich (Endtrach, Andtrach, Rätsch, Wahrte, Entvogel) schreit einen einzigen heißern Ton, die Ente aber ruft laut, nicht nur in einem weg, sondern auch hoch bis zu einer Sechste herab ihr Draak, Draak, Draak! und die Jungen schreien im Herbste unaufhörlich, bei Tag und bei Nacht. Nicht nur die Jungen, sondern auch die Alten, lassen sich zähmen, und wenn man ihnen die Flügel zerknickt, im Sommer auf Teichen halten, und im Winter in Entenhäuschen treiben und füttern, oder auch auf dem Hof, wie anderes Meyergeflügel, aus- und eintreiben, wenn nur keine Flüsse und Wälder in der Nähe sind; s. Entengehege.

Seen, einsame Flüsse, Sümpfe und besonders Teiche, die nahe an Waldungen liegen, oder doch mit dichten Gebüschen umgeben sind, wählen sie im Sommer, wo sie paarweise leben, zu ihrem Aufenthalte, im Oktober aber fliegen mehrere Familien zusammen von einem Teiche zum andern, bilden im November große Schaaren, und fliegen, besonders des Nachts, von einem Teich, Fluß und See zum andern. Sie sind bloße Strichvögel, streichen mehrentheils des Nachts, und zwar oft bei der größten Finsterniß, und man hört bei einem Zuge immer einen Entrich oder eine Ente ihr Draack schreien, und eben dieser Anführer giebt auf dem Teiche oder See, wo sie sich niederlassen, durch einen etwas stärkern und höhern Ton das Zeichen zum

Aufbruch. Sie fliegen auch, obgleich nicht immer, wie die wilden Gänse in einem Dreiecke.

Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Fröschen, Fisch- und Froschleich, Eidechsen, Ringelnattern, Bruchschlangen, allerhand Wasserinsekten, Regenwürmern, Schnekken, verschiedenen Wasserkräutern und Getraide, als Gerste und Hafer.

Ein Gatte hält sich treu zu dem andern, bleibt vom Anfange des Märzes an bis im Oktober in seiner Gesellschaft, begleitet ihn vor der Legezeit von einem Orte zum andern, wobei das Männchen allezeit voraus fliegt und seinem Weibchen den Weg bahnt, auch selbiges im Brüten bewacht, einige Stunden im Mittage ablößt, und die Jungen mit führt. Die Begattung (das Reihen) geschieht im März, und Anfangs oder in der Mitte des Aprils legt das Weibchen seine 10 bis 16 blaßgrüne längliche Eier aufs bloße Gras oder Genist, oder in ein unkünstliches Nest von Laub, Binsen ɿc. und erweicht es mit einigen sich ausgerupften Federn. Es ist immer verborgen angelegt, entweder in einer wässerigen Gegend, unter dem Gebüsche, in einer Ecke, in einem großen Binsenbusche, oder mitten im Walde in hohen Heidesträuchen oder im Dickige. Ja man findet es wohl gar auf den höchsten Erlen- Linden- Eichen- und Weidenbäumen in wasserreichen Gegenden, und in alten Elsternestern. Die Ente brütet 3 Wochen und bedeckt die Eier, wenn sie ihrer Nahrung halber vom Neste aufsteigt. Die Jungen laufen sogleich, wenn sie aus den Nestern geschlüpft sind, mit den Alten davon und ins Wasser, wo sie im Rohr herumschwimmen und sich verstecken. Wenn man so oft hinkende und gelähmte Enten, besonders unter den Jungen bekommt, so sind es meist solche, die auf einem Baum ausgebrütet sind, und durch den Fall aus dem Neste Schaden genommen haben. Viele stürzen sich gar todt, daher die kleinen Heerden, die man oft auf dem Teiche schwimmen sieht. Nach der Bestätigung der glaubwürdigsten Jäger tragen sie die Alten im Schnabel von den Bäumen; und wo der Baum gerade über dem Wasser steht, stoßen sie sie gleich in dasselbe herab. — Die Jungen sehen, wenn sie noch wollig sind, am Oberleibe schwarzgrün, am Unterleibe schmutzig gelb aus, haben über den Augen eine

gelbe und durch die Augen eine schwarze Linie, und können so geschwind wie Mäuse laufen.

Als Feind verfolgt der Seeadler die Alten und verschiedene andere Raubvögel fallen die jungen Enten an. Besonders thun die Raben, Krähen und Elstern an der Entenbrut den größten Schaden. Auch der Fuchs weiß die Entenmutter auf ihrem Neste zu erschleichen; ein gleiches thut der Baummarder und Iltis, welche auch die Eier wegtragen. In den Eingeweiden naget der gestreifte, glatte, trichterförmige Bandwurm, und der mit dem schwarzen Halsringe, der Kratzerwurm, Rundwurm und Egelwurm.

Die wilden Enten gehören zur niedern Jagd, machen in manchen Gegenden, besonders an Seen, einen Theil der Jagdlustbarkeiten aus, und werden theils geschossen, theils in Netzen, theils auf dem Heerde, theils mit Angeln gefangen. S. Entenfang, Entenheerd, und Wasservögelfang. Diese verschiedenen Arten des Fanges, können auch auf andere wilde Entenarten, z. B. die Kriekenten, Löffelenten, Pfeifenten u. a. m. angewandt werden.

Obgleich die wilden Enten ein zärteres Fleisch, als die zahmen haben, so ist es doch nicht rein von Geschmack (wildert), welchen man in Carolina dadurch vertreibt, daß man alles Fett mit der Haut abzieht und den Körper 5 bis 6 Stunden in die Erde gräbt. Doch lieben einige diesen wildernden Geschmack. — Wenn man Nester weiß, so kann man ihnen die Eier, wie den Hühnern ausnehmen, und sie legen ihrer 25 und mehr, wenn man immer eins liegen läßt. — Die Haut von den schön gefiederten Hälsen, mit ungelöschtem Kalch gahr gemacht, wurde sonst zu allerlei Kleidungsstücken, wie Pelzwerk, verbraucht. — Die starken Schwungfedern kann man im Nothfall zum Zeichnen, wie die Rabenfedern, brauchen; die ganzen Flügel aber zu Kehrbesen, um Kleinigkeiten zu reinigen. Die übrigen Federn sind in Betten zu gebrauchen, und zu Ausstopfung der Polster, denn an der Brust und am Bauche sitzen gute weiche und warme Dunen. — An den Seeküsten und Seen zeigen die haufenweise fliegenden Enten Sturm und Regen an. — Auch werden sie durch ihre Nahrung in mancher Rücksicht nützlich. — Sehr schädlich sind sie in fischreichen Flüssen und Teichen aller Art von Fischbrut,

z. B. der Karpfen- und Forellenbrut, und die kleinen Fische sind ohnehin ihren beständigen Verfolgungen ausgesetzt.

Abänderungen von ihr sind: 1) die Störente, lat. Anas Boschas major s. Anas torquata major, Fr. le grand Canard sauvage, auch genannt: Storente; Sterzente. Sie ist größer als die gemeine wilde Ente, hat einen rostfarbenen Rücken, ist aber sonst mit ihr an Farbe gleich. 2) Die Schmalente, lat. Anas Boschas grisea s. Anas juncea, Fr. le grand Canard sauvage gris. Sie ist etwas kleiner als die Störente, am ganzen Leibe aschgrau, Schnabel und Füße schwarz. 3) Die Roßente, lat. Anas Boschas naevia, Fr. le grand Canard sauvage tacheté, auch genannt: Spiegelente. Sie hat die Größe der Schmalente, die Farbe der Stamm-Mutter, außer daß der Rücken schwarz, röthlich gefleckt ist. 4) Die Schildente, lat. Anas Boschas fera nigra, Fr. le Canard sauvage noir. Sie hat mit der vorhergehenden gleiche Größe, einen schwärzlichen Schnabel und dunkelbraune Füße. Der Kopf und Hals sind schwarz, die Brust dunkelbraun, der übrige Ober- und Unterleib schwärzlich, der Spiegel violet glänzend.

Wilde Fasanen, siehe unter Fasan.

Wilde Gans, lat. Anas Anser ferus, Fr. l'Oye sauvage, Buff. Engl. the Grey-lag-goose, Penn. auch genannt: Schneegans. Ist als Wasservogel und als eine Race von der gemeinen Gans von der Gattung der Enten eine Art, die oben auf dem Leibe aschgrau, unten blässer, und am Hals gestreift ist. Sie bewohnt den Norden, und wird im Winter in Deutschland in großen Heerden angetroffen.

Sie ist etwas über 3 Fuß lang und 5 Fuß 8 Zoll breit. Der Schwanz, vor dessen Ende sich die Flügel zusammenlegen, ist 7 Zoll lang, und das Gewicht bisweilen 10 Pfund. Der Schnabel ist halbwalzenförmig erhaben, 2¾ Zoll lang, oben mit verschiednen Reihen kleiner Zähnchen, unten nur mit einer auf jeder Reihe besetzt, beim Anfange schwärzlich, dann saffrangelb, mit einem weißen Nagel, die Augen sind braun, die Beine 2½ Zoll hoch, die nackten Theile der Kniee 8 Linien, die Mittelzehe 4 Zoll, die hintere 10 Linien lang, Füße und Zehen pomeranzenfärbig, die Klauen schwarz.

Der Kopf und lange Hals sind aschgrau mit einem schmutzigen Rostgelb vermischt, der Hals der Länge nach gestreift, unter den Augen ein weißlicher Strich, der Rücken und die vordern Schwungfedern dunkelbraun oder braungrau, letztere mit schwarzen Spitzen, die Schäfte weiß, die hintern Schwungfedern schwarz, weiß eingefaßt, die Brust und der Bauch weißlich, aschgrau gewölkt, der Rumpf, After und die letztern Steißfedern weiß, die mittlern Schwanzfedern dunkelbraun mit weißen Spitzen und eben so eingefaßt, die äußersten fast ganz weiß. — Das Weibchen hat einen etwas dünnern Hals, Kopf und Schnabel, und ist am Unterleibe heller.

Ohngeachtet ihres schweren Körpers können diese Vögel doch sehr hoch und lange fliegen. Bei ihren Wanderungen, die immer heerdenweise geschehen, formiren sie zwei Reihen, die sich vorne in der Spitze eines Dreiecks anfangen, und so als Schenkel desselben ausspreizen. Diejenige Gans, die die Spitze formirt, ist allezeit größer als die übrigen, hat eine gröbere Stimme, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß eine bestimmte alte Gans das Commando bei jeder Heerde führet. Sie fliegen des Nachts und bei Tage herum, bilden aber keine regelmäßige Züge, wenn sie nicht eine etwas beträchtliche Reise machen wollen, sondern schweben unregelmäßig umher. Während ihres regelmäßigen und unregelmäßigen Fluges lassen sie beständig ein weit ertönendes Geschrei hören, das dem Giekgaak! der zahmen Gänse völlig gleich ist. Sie haben einen sehr feinen Geruch, sind außerordentlich scheu, und so behutsam, daß sie im Sitzen immer Wachen ausstellen. Sie lassen sich leicht zähmen. Ihr Leben muß von langer Dauer seyn, denn oft sind welche so zähe, daß sie sich gar nicht wollen weich kochen lassen, und weit röthere Schnabel und Füße als die andern haben.

Sie ziehen sich als Zugvögel im Frühjahr in Europa nach den nördlichsten Gegenden, und bleiben den Sommer über daselbst. So bald in der nördlichen Erde der erste anhaltende Schnee einfällt, ziehen sie sich nach einer gelindern Zone, und finden sich daher das meistemal schon in der letzten Hälfte des Septembers bei uns ein. Im März ziehen sie, je nachdem der Schnee früh oder spät schmilzt und war-

me Witterung einfällt, in ihr eigentliches Vaterland zurück. Den Sommer über halten sie sich am Tage auf dem Felde, in Morästen, Seen, Flüssen und an den Meeresufern auf, des Nachts aber schlafen sie auf dem Wasser; im Winter liegen sie bei uns am Tage auf dem Felde und des Nachts gehen sie auf die Seen, Teiche und Flüsse und schlafen da auch wenn sie zugefroren sind; sie sind aber auch hier immer laut, und es scheint, als wenn sie auch in der finstersten Nacht noch ihre Wachen ausgestellt hätten.

In Rücksicht ihrer Nahrungsmittel gehören die wilden Gänse unter die schädlichen Vögel, denn sie fressen nicht blos Schilf und allerhand Sumpf- und Seegras, sondern vorzüglich Getraide von aller Art, reif und grün, und thun bei uns besonders an manchen Orten an der grünen Wintersaat großen Schaden. Sie liegen daselbst zu Tausenden, und sind dabei äußerst behutsam und wachsam, indem sie immer auf allen Seiten vier und mehrere Posten ausstellen. Sie wissen aber einen großen Unterschied unter Freund und Feind zu machen, indem sie einen Landmann sehr wohl von einem Jäger unterscheiden, denn erstern lassen sie oft schußrecht kommen, ehe sie wegfliegen, da sie im Gegentheil vor einem Jäger immer 3 bis 400 Schritte weit aufsteigen.

Die wilde Gans legt im Frühjahr in Sümpfen und großen Brüchen 9 bis 12 weiße Eier, die an beiden Seiten fast gleich stumpf sind, und brütet sie in 4 Wochen aus. Sie begattet sich mit der zahmen, obgleich nicht so leicht als man gewöhnlich vorgiebt. — Man behauptet auch von einer jung aufgezogenen wilden Gans, die man mit den zahmen Gänsen in den Stall gehen, und ihr die vorher abgeschnittenen Flügel nach Martini wieder wachsen läßt, um fliegen zu lernen, daß sie so gewöhnt oft den ganzen Sommer nicht gesehen würde, im späten Herbst aber von vielen andern, die man schießen könne, begleitet wieder zurück käme, und sich im geringsten nicht wilder bezeige, als sie vorher gewesen sey, sondern sich mit den Händen fangen ließe, da hingegen sie auf dem Felde dem Jäger so schwer zu schießen sey, als eine ganz wilde.

Sie gehören zur niedern Jagd, sind aber wegen ihrer List und Scheuheit schwer zu bekommen. In Thüringen schießt man sie gewöhnlich des Nachts auf den Teichen und

Flüssen, wo man sich verstecken kann. Wenn sie auf dem Eise sitzen, so zieht sich der Jäger ganz weiß an, und schleicht sich mit Haarschuhen, wenn es recht finster ist, an sie. Das Geschrei von einigen und die dunkele Farbe auf dem weißen Eise zeigt ihm gewöhnlich an, wo eine Heerde sitzt, er schießt mit groben Schroten dahin, und wird immer etliche treffen.

Bei Tage verkleidet man sich entweder in eine Weibsperson mit einem Korbe, und sucht ihnen nahe zu kommen, oder läßt sich auf einem Schlitten beifahren, oder sucht sie mit dem Schießpferde zu berücken, oder mit einer zahm gemachten wilden Gans herbeizulocken. Diese letztere Art der Jagd ist eine der besten. Man gewöhnt nämlich diese Gans an einer langen Schnur zu laufen, bringt sie alsdann, wenn die wilden Gänse ziehen, an einen Teich, befestigt sie mit der Schnur ans Ufer und streut ihr Hafer hin. In derselben Gegend läßt man sich in die Erde eine Hütte bauen, in welcher man verborgen sitzen und die auffallenden wilden Gänse schießen kann. Ist kein Teich in der Gegend, so sucht man auf den Haferstoppeln oder der grünen Saat einen bequemen Platz darzu aus. Wenn dann die vorüberfliegenden wilden Gänse die gezähmte locken hören, so lassen sie sich entweder bei derselben nieder, oder sammeln sich doch wenigstens und drehen sich über ihr herum, daß man sie im Fluge schießen kann. — Von noch einer besondern Art, die wilden Gänse zu schießen, nämlich mit der Doppelflinte auf einem Schießkarren, sehe man unter Trappe.

Sie nützen durch ihr Fleisch, welches eine angenehme Speise ist. Die Jungen geben jedoch nur einen guten Braten, denn die Alten muß man vorher in Essig legen, und durchbaizen lassen, oder sie blos zu Pasteten brauchen. Eine junge Gans erkennt man an den gelblichen Füßen und Schnabel, an der weniger dunkeln Brust, und mehr aschgrauen als dunkelbraunen Rücken, da hingegen die Alten fast fleischrothe Füße und Schnäbel und überhaupt eine dunklere Farbe haben. — Die Federn und Dunen werden eben so, wie von den zahmen Gänsen benutzt. — Die Kamtschadalen benutzen ihre Eier, welche sie im Frühjahre im Ueberfluß sammeln. — Ihren Schaden an der grünen Saat im Winter kann man dadurch verhüten, daß man sie durch Lärmen und Schüsse vertreiben läßt. In andern

Gegenden sind sie auch dem reifen Getraide sehr nachtheilig, z. B. um Kathrinenstadt in Rußland.

Wilde Katze, lat. Felis Catus sylvestris s. ferus, Linn. Fr. le Chat sauvage, Buff. Engl. the wild Cat, Pennant. Ist ein Säugethier, und gehört unter die dritte Ordnung derselben, nämlich die Raubthiere (Ferae). Sie ist eine Art von der Gattung der Katze. Diese Art Raubthiere bewohnt ganz Europa, die kältesten Gegenden ausgenommen, und das nördliche Asien und Amerika. Sie sind die Stammeltern der zahmen Katzen, haben mit diesen Charakter und Naturel völlig gemein, und lassen sich daher auch leicht, und wenn sie auch alt sind, zähmen.

Ein etwas weniger plattgedruckter Kopf, längerer Hals, überall gleich dicker Schwanz, sehr feines langes Haar mit einzelnen steifen Haaren vermischt, steifere Ohren, um ein Drittheil kürzere Gedärme, und vorzüglich Größe und Farbe machen zwischen beiden Racen den auffallendsten Unterschied. Sie sind gewöhnlich noch einmal so groß und drüber, als jene. Eine sehr große hatte z. B folgendes Maas. Die Länge von der Spitze des Mauls bis hinter die Ohren betrug 6½ Zoll, von den Ohren bis zu den Schulterblättern 3½ Zoll, von da bis zum Schwanze 2 Fuß, und die Länge des Schwanzes war 1 Fuß 1½ Zoll. Folglich war ihre Länge ohngefähr 3 Fuß, ihre Höhe 1¼ Fuß und ihre Schwere 16 Pfund.

Um das Maul herum war eine schwärzliche Einfassung, die Barthaare waren röthlich. Ueber der Nase bis zur Hälfte der Stirn war sie bräunlich, der Kopf grau, mit zwei schwarzen Streifen, einem vor und einem hinter den Ohren. Eben so der Hals. Der Rücken hatte graubraunen Grund mit schwarzen Binden. Auf dem Halse und Rücken flossen die schwarzen Binden zusammen, so daß über den Oberleib ein schwarzer Strich hin zu laufen schien. Zwischen Brust und Hals ein schmutzig weißer Flecken. Die Seitenhaare weißlich mit gelblichen Spitzen, so wie der Bauch. Der dicke stumpfe röthliche Schwanz hatte drei scharf ausgezeichnete, schwarze Ringe und eine schwärzliche Spitze. Die Beine waren gelblich mit schwarz meliert und endigten sich in schwärzliche Pfoten.

Alle Männchen und Weibchen haben nicht die nämliche Größe. Und auch die Farbe ist verschieden, so daß einige statt röthlichen Grund, grauen haben und statt der schwarzen Streifen, schwarze Flecken, sonderlich sind die Weibchen mehrentheils von Farbe grau. — Dadurch unterscheiden sie sich von den zahmen auch merklich, daß die Haare 2 bis 3 Zoll lang und die Pfoten inwendig allezeit ganz schwarz sind. Am Schwanze haben sie in einer Drüse eine stinkende öligte Feuchtigkeit. Gesicht und Gehör sind vorzüglich scharf.

Sie bewohnen gern die dicken Wälder, Felsenritzen, holen Eichen und suchen die leeren Dachs- und Fuchsbaue zu ihren Winterquartieren auf. Man findet sie auch nicht selten im Winter in Teichen, die zugefroren sind, im Rohr, oder in Löchern unter dem Ufer.

Ihre Nahrung besteht aus jungen und alten Vögeln, sonderlich Fasanen, Auer- Birk- Hasel- und Rebhühnern; diese wissen sie sogar aus den Baumhölen zu ziehen. Von einem Baume herab, erhaschen sie durch einen Sprung eine vorbeiwandernde Maus. Sie erlegen junge Rehe, Hasen, Kaninchen, und sind in dieser Rücksicht allemal der Wildbahn schädlicher als die Füchse. In morastigen Orten, an großen Seen, Teichen und Flüssen gehen sie im Schilfe nicht allein der Brut der Wasservögel, Enten und Taucher nach, sondern suchen auch die Fische auf, die sich bei Ablassung solcher Gewässer verschlagen. Sie fangen Hamster, Maulwürfe und Feldmäuse, und im Winter rauben sie in Dörfern Hühner, Tauben u. d. gl.

Ihre Begattung (Rammeln) geschieht zu Ende des Jänners und im Februar mit eben dem Mauen und auf die nämliche Weise, wie von den zahmen Katzen. Die Katze geht 9 Wochen dick und bringt 4, 5 bis 6 blinde Jungen in holen Bäumen, Felsenklüften oder in alten Fuchs- und Dachshölen zur Welt. So lange die Jungen noch nicht geschwind genug die Bäume erklettern können, werden sie von der Mutter mit Vögeln, Mäusen und Maulwürfen ernährt. Wenn sie auslaufen können, so spielen sie zusammen auf den Bäumen herum, und hören sie nur das geringste Geräusch, so liegen sie gleich auf den Aesten der Länge nach hingestreckt, lauschen und glauben sich so verborgen genug.

Eben so die Alten. — Es verwildern auch zuweilen zahme Katzen wiederum, und begatten sich in Wäldern mit den wilden, daher die Verschiedenheit der Farben der wilden, da man röthliche, schwarzgraue und graugesprengte antrifft.

Ihre Fährte ist der zahmen Katzenfährte gleich, nur etwas größer und ein weitläuftiges Zickzack (geschränkt), wenn sie nicht springen. Vom Fuchstritt ist sie durch ihre Runde zu unterscheiden. Wenn sie auf einem Baum bemerkt werden, so sind sie leicht herab zu schießen, indem sie gewöhnlich auf einem Ast hingestreckt stille liegen. Doch muß der Jäger gut schießen können, weil sie ihm bei einem Fehlschuß oder einer leichten Verwundung auf den Kopf springen und ihn schändlich zurichten können. — Eben so kömmt beim Hetzen kein Hund ohne Verwundung von ihnen weg, und auch nur gute Hunde gehen sie an. — Befinden sie sich in holen Bäumen, so haut man sie entweder aus, oder bestellt die Oeffnung und den Absprung, wo möglich, mit Eisen. Auch vor andern Hölen, in denen sie sich aufhalten, legt man Tellereisen, oder stellt Hasennetze auf, und räuchert sie heraus. — Wenn sie sich in Erdhölen befinden, so läßt man sie durch einen Dachshund heraus jagen, und da sie sogleich aufbaumen, so kann man sie leicht schießen. — Im Winter kann man sie auch bei hingelegtem Aas, nach welchem sie gehen, erlegen.

Einigen Nutzen haben die wilden Katzen darin, daß sie die Mäuse und Maulwürfe, Schlangen und andere schädliche Thiere vermindern, denn sie tödten alle schwachen Thiere, ob sie sie gleich nicht genießen. — Ihr dicker Balg giebt gutes Unterfutter, Mützengebräme, und nutzt wegen seiner großen Elektricität beim Elektrophor und der Elektrisirmaschine. Als Unterfutter zu Brustüchern von fetten Personen getragen, soll er zehren, und in gichterischen Zufällen, bei Geschwulst und Flüssen angelegt, heilend seyn. — Ihr Fett soll eine zertheilende Kraft besitzen, am besten aber wird es benutzt, wenn man es schmilzt, und als Oel in Lampen verbrennt. Eine einzige Katze giebt oft 3 Kannen Fett. — Das Fleisch soll auch gesund und wohlschmeckend seyn, und wird besonders in Asien und Afrika gegessen. — Aus den Knochen der Läufte macht

man Wachtelpfeifen. — Großen Schaden bringen sie der Wildbahn, indem sie die jungen Rehe, Hasen, und alles Federwildpret erschleichen, tödten und verzehren.

Wilder Rehbock, siehe Dainhirsch.

Wilder Rosmarin, siehe Kühnpost.

Wilder Sperling, siehe Braunelle.

Wildes Schwein, Lat. Sus scrofa Aper, Linn. Fr. le Sanglier, Buff. Engl. the common Hog, Penn. auch genannt: ritterlich Thier. Ist ein Säugethier, das nach dem Linneischen System unter die sechste Ordnung derselben, nämlich die Thiere mit einem Pferdegebiß (Belluae) gehört, und ist eine Race von dem gemeinen Schwein, bei welchem, als Kennzeichen seiner Art, vorn auf dem Rükken steife Borsten stehen, und der kurze Schwanz haarig ist.

Die wilden Schweine, die in allen Welttheilen, die kältesten Zonen ausgenommen, verbreitet und in der Jägersprache unter dem Namen Schwarzwildpret bekannt sind, unterscheiden sich vorzüglich von den zahmen durch ihre schwarze, grau oder bräunlich schwarze Farbe, durch den längern Kopf, gröbern Rüssel (Gebreche, Wurf), mehr gebogenen Vorkopf, durch die 4 größern Eckzähne, welche sie mit auf die Welt bringen, wovon die obern das Gewehr, Gewerft und die untern die Hauer, Haderer heissen, durch die kürzern, rundern, mehr aufrecht stehenden Ohren, stärkere Läufte, entferntere Klauen, steifere Borsten, den kürzern und fast gerade herunter hängenden Schwanz (Pürzel). Durch ihre Waffen, wovon die untern den Rüssel fletschend aufsperren, bekommen sie ein fürchterliches Ansehen. Diese untern Zähne wachsen mit dem zunehmenden Alter immer fort, ragen im vierten Jahr drei Finger breit über das Gewehr hervor, und werden im sechsten Jahr gelblich, so daß nur die Spitze weiß bleibt. Der Eber (Keuler) haut damit nach der Seite zu beständig über sich, und einem liegenden Menschen kann er daher nicht leicht großen Schaden zufügen; die Sau (Bache) aber, die keine hauenden Zähne, sondern nur kurze Haken hat, haut mehr unter sich, reißet, beißet und wird daher auch dem Liegenden furchtbar. Der Keuler wetzet sie durch das Anstreichen an den obern so scharf, wie ein Messer. Wenn er aber erst 7 Jahr erreicht hat, so sind ihm dann

die Spitzen halbmondförmig einwärts nach den Augen zu gewachsen, und verbieten ihm den schädlichen Gebrauch derselben.

Obgleich die mehresten eine schwärzliche Gestalt haben, durch die schwarzen, oben in eine graue oder röthliche Spitze sich endigenden Borsten (Federn), welche die Ohren, den Schwanz und die Beine ganz schwarz, den übrigen Leib aber schwarzgrau machen, so giebt es doch auch Verschiedenheiten, und es werden graue, weiße und halb schwarz und halb weißgefärbte unter ihnen gefunden. Unter diesen Borsten, die besonders auf dem Rückgrat weg sehr stark und lang sind, befindet sich eine Lage kurzer Haare, die fein, wollig und grau ist, im Winter sehr dicht wird, ihnen als ein Winterpelz sehr nützlich ist, und unsern zahmen Schweinen als entbehrlich meistens fehlt. Diese Wollenlage verwandeln die alten Keuler, wenn sie sich in der Brunstzeit in ihren harten Kämpfen an den Vorderschultern (Blättern), und auf dem Rücken über den Keulen verwundet haben, durch das Reiben an harzigten Fichten und Kiefern in einen dicken Panzer (Harnisch), an welchem Kugeln und Spieße abprellen. Solche Schweine bekommen auch den eigenen Namen Panzer- oder Harnischschweine. Im Alter färben sich Stirn, Rüssel und Schultern grau.

Sie leben 20 bis 25 Jahre. — Ihre Stimme, die sie besonders im Kampfe hören lassen, ist so wie ihre übrige Gestalt, Eigenschaften und Betragen den Hausschweinen ziemlich gleich, nur daß sie dieselben noch in der Größe übertreffen, und einen weit schärfern Geruch (Witterung) haben. Ein ausgewachsenes Schwein ist 5 Schuh 4 Zoll lang, und 3 Schuh 2 Zoll hoch, doch macht die häufige und gute Nahrung bei diesem gefräßigen Thiere, daß es oft noch eine ansehnlichere Größe erreicht und 2 bis 300 Pfund wiegt. — Der Keuler macht sich von der Bache von weitem durch die längern, weit heraus stehenden Zähne, wodurch sich der Rüssel stark in die Höhe wirft und durch den mit einem Haarbüschel umwachsenen Zeugungstheil, kenntlich.

Die wilden Schweine befinden sich gern im dicken Gebüsche, das an nasse und sumpfige Gegenden gränzt, und wechseln ihren Aufenthalt nach ihren Nahrungsbedürfnissen.

Sie lieben die Gesellschaft, und man sieht oft einen Haufen (Rudel, Schaar, Häufel) von 40 Stücken, die zusammen leben und sich mit gemeinschaftlicher Stärke gegen die Anfälle der Raubthiere vertheidigen. Eine solche Gesellschaft aber besteht aus etlichen Sauen mit ihren Jungen (Frischlingen) aus zwei und dritthalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen, heißt im vorzüglichen Verstande ein Rudel Schwarzwildpret und nur selten trifft man auch einen alten Keuler dabei an. Wenn das männliche Schwein 2½ Jahr alt ist, so geht es vom Rudel ab, und bekommt den Namen eines angehenden Schweins, so bald es aber 3 Jahr alt ist, heißt es ein dreijähriger, mit dem vierten ein vierjähriger und mit dem fünften ein fünfjähriger Keuler, oder hauendes Schwein, alsdann ist es ein Hauptschwein. Diese alten Keuler leben alle, wie Einsiedler, allein, und verachten die jungen Schweine.

Ihr gewöhnliches gesellschaftliches Lager findet man im dicksten Walde, in trocknen Gründen und Brüchen, und ist ein weites aufgewühltes Loch, welches sie mit Reisern, jungem Holz, das sie auch selbst mit ihren Hauern abschlagen, mit Laub und Moos dicht auszufüttern und weich zu machen wissen, und welches man seiner Tiefe und Rundung halber einen Kessel zu nennen pflegt. Hierin bringen sie mehrentheils den ganzen Tag zu.

Die Zeit ihrer Nahrung (Gefräß, Fraß, Schütt) nachzugehen, ist der Abend, und sie besuchen die Aecker und Wiesen. Im Vorsommer müssen sie mit bloßem Gras, Kräutern, Wurzeln, Würmern und Insekten, denen sie oft durch die Stärke ihres Kopfs und Rüssels 2 Ellen tief in der Erde nachgraben (Brechen), vorlieb nehmen. Hiebei thun sie den Wiesen, wo viel Kümmel und die Eberwurz wächst, den größten Schaden, indem eine kleine Familie in einer Nacht eine gute Wiese in einen gepflügten Acker verwandeln kann. Im Sommer ziehen sie sich in Feldern nach den Erbsen-Linsen-Hafer-Kraut-Rüben und reifenden Roggenäckern, und richten daselbst keine geringe Verwüstungen an. Der Herbst verschafft ihnen dann endlich ihr eigentliches Futter durch die Eicheln, Buchecker, Kastanien, und das Holzobst, deren Genuß sie etliche Meilen weit lockt. Von der sogenannten Erdmast werden sie

sie vorzüglich feist. Ihre Leckerbissen sind die Haselnüsse und Trüffeln, welche ihrem Wildpret einen sehr angenehmen Geschmack geben. Im Winter gehen sie auch das Aas, besonders des Pferdes, womit die Füchse in Wäldern gefüttert werden, an (ludern), und graben tief nach den Farrenkrautwurzeln.

In der Brunst (auch Rauschzeit oder Rollzeit genannt), die zu Ende des Novembers und Anfang des Decembers (um Andreä) beginnt, und fast 5 Wochen dauert, gesellen sich die alten Keuler zu den Bachen, und jagen (preschen) alsdann die jungen vom Rudel weg in hitzigen und blutigen Kämpfen. Zu dieser Zeit sind sie ohnehin in einer Art von Wuth, die sich durch Knirschen und den stark mit Schaum umflossenen Rüssel bemerklich macht, und fürchterlich gegen jeden aufstoßenden Nebenbuhler ausbricht, auch geben sie alsdann einen besonders starken, süßekeln Geruch von sich, den die Hunde sehr weit wittern. Wenn sie in ihren Kämpfen verwundet worden sind, suchen sie gewöhnlich das Harz der Fichtenbäume auf, dessen Balsam die Wunden heilet. Die alten einsiedlerischen Eber sind die grimmigsten, und man findet an ihnen oft sehr viele große und harte zugeheilte Wunden, welche Beweise ihrer ehemaligen Tapferkeit sind. — Die Sau wird oft zweimal des Jahres hitzig, und die jungen Schweine halten die ordentliche Paarzeit auch nicht, sondern gerathen entweder früher oder später in Brunst, nachdem ihre Nahrung gut oder schlecht ist.

Eine Bache trägt 4 Monate, oder 18 bis 20 Wochen, und setzt (frischt) hernach 4, 5 und 6, auch wohl mehr Junge. Ihr Wochenbett bereitet sie sich in der Dickung von zusammen getragenem Reißholz, Moos und Laub, und ihre Jungen, die ihr nach 8 Tagen schon folgen, versorgt und vertheidiget sie mit unglaublicher Sorgfalt und Herzhaftigkeit. Sie säugt dieselben, wie die zahme Sau, sucht nach zweien Monaten, wenn sie im Laufen ausdauern können, mit ihnen ihre alte Gesellschaft wieder auf, und behält sie so lange um sich, bis sie wieder frischen will. Die Jungen sind Anfangs roth gefleckt, mit schwarzen, braunfalben und weißen Längsstreifen, welches ihr bunter Rock (Livrée) heißt, und üben sich sehr bald in Kämpfen. Sechs Monate

heißen sie Frischlinge, alsdann aber, bis sie 2 und ein halbes Jahr alt werden, übergegangene Frischlinge, oder die Männchen Beckerlein, und die Weibchen Bachlein. Sie werden sehr zahm, laufen sogar in Wald und kommen wieder zurück.

Die wilden Schweine haben nicht die Krankheiten, welche die zahmen so leicht befallen, haben auch keine Finnen, doch sterben sie manchmal für Hunger in sehr harten Wintern. Auch allzuheiße Sommer verursachen ihnen den Brand, woran zuweilen ganze Gegenden aussterben.

Ihr Feind, dee Wolf, raubt Frischlinge und junge Schweine, wobei das ganze Rudel sich ihm in einem Kreise entgegen stellt. In Gesellschaft fällt er auch die Alten an. Sie werden auch von den Blasenwürmern, Haarwürmern und Egelwürmern geplagt.

Die Gegenwart der wilden Schweine an ungewöhnlichen Orten spürt der Jäger an der Fährte, die sie den Hirschen ähnlich machen, nur daß die ungeraden Klauen (Schalen) nicht so tief, als die Ballen eingedrückt, und die Schritte kürzer sind. Wer die zahme Schweinefährte kennt, kennt auch die wilde, nur daß die zahmen, jung und alt, abgenutzte Schalen haben, und keinen Beitritt machen. Die wilden machen nämlich die vordere Fährte allezeit stärker, als die hintere, und treten mit dem Hinterlauf allezeit in die Vorderfährte, nur ein wenig mehr auswärts, weil sie hinten breiter als vorne sind. Die Afterklauen setzen sie allemal ein. Die Jungen haben schärfere Schalen, schreiten mit geschlossenen Spitzen, und drücken ebenfalls die weiter auseinander gehenden Afterklauen in den Boden.

Ihre Jagd, die von St. Gallus bis heilige drei Könige dauert, ist sehr gefährlich, und Hunde und Jäger befinden sich dabei in Lebensgefahr. Bei Verwundungen durch die Büchse rennen sie rasend nach dem Orte zu, wo der Schuß herkam, und hauen entweder im Vorbeilaufen nach der Seite hin, oder stemmen sich, wo es möglich ist, mit dem Hintertheile des Leibes an einen Baum, und fechten so mit der größten Wuth und Verzweiflung gegen eine Menge Menschen und Hunde. Gegen die wilden Hetzhunde suchen sie ihren Hinterleib in einem Bache, Sumpf, Dickig

oder Dornstrauch zu sichern, und hauen alsdann fürchterlich um sich.

Sie werden zu den grausamen Hetzjagen, oder um sie in andere Reviere zu versetzen, durch Fallgarne, in welche sie gescheucht werden, und wo man ihnen mit einer Zange den Rüssel zukneipet, lebendig gefangen (s. Einfangen), oder auch in einen umzäunten Ort gelockt (s. Saugarten).

Mit dem kleinen Zeug werden sie eingelappt, und man schießt sie entweder, oder sie werden durch den Anruf: Huy Sau! auf welches Wort, dessen Laut sie in Zorn setzt, sie auf den angestellten Jäger blind zu rennen, durch ein Fangeisen (Schweinespieß) oder einen Hirschfänger an der Brust durchstochen (abgefangen). Diese letztere gefährliche Art zu tödten ist die gewöhnliche beim Schwarzwildpret, und macht ein vorzügliches Stück der Jägerkunst aus, weil wirklich viel Fertigkeit und Stärke dazu gehört, die Brust eines wüthenden Ebers zwischen den Vorderfüßen zu spalten (s. unter Abjagen).

Ferner werden sie durch die Saufinder aufgesucht, vor welchen sie sich stellen, dann durch die losgelassenen Hatzhunde gepackt, und vom Jäger mit dem Hirschfänger todt gestochen (s. Streifjagen). — Man schießt sie auch Abends, wenn sie zu Felde ziehen, auf dem Anstand von einem Baume herab, oder erlegt (birscht) sie in Wäldern durch Geschoß, indem man sie die Saufinder aufsuchen läßt, oder an einem Platz (Saukirre genannt), wohin man Gerstenmalz, Erbsen und Kartoffeln wirft, und sie dadurch herbei lockt; s. unter Saubirschen.

Ihre Jagd (s. Saujagen) ist am gewöhnlichsten und besten im November (nach Martini), wo sie am feistesten, aber auch am grimmigsten sind. Im December spürt man sie allenthalben. — Wenn man ein Bestätigungsjagen auf sie anstellen will, so dürfen sie nicht zu enge bestätiget werden, sonst gehen sie wegen ihres scharfen Geruchs durch.

Das Fleisch der wilden Schweine ist eine bessere und gesündere Kost für die Menschen, als das Fleisch der zahmen. Sie setzen oft, wenn sie gute Eichel- Buch- und Erdmast haben, so dick Speck an, daß die Feldmäuse Löcher in selbigen fressen. Man macht gute Schinken und Ribbenbraten aus ihrem Fleisch, und Würste aus ihrem Blute.

Der wilde Schweinskopf macht, durch seine Zubereitung, eine besondere Delikatesse aus. In der Rauschzeit verdirbt das Fleisch in etlichen Stunden, und nimmt einen sehr starken und widrigen Geruch an, wenn man die Hoden (Kurzwildpret) nicht gleich wegschneidet.

Die sehr dicke Haut wird zu Ranzen, Kumten und Decken vor die Thüren verbraucht, und das gegerbte Fell zu Riemen, Büchern, Schuhsohlen, Sieben und auf mancherlei Weise mehr genutzt. Man macht auch Pergament aus den Häuten. — Die Zähne poliren und glätten. — Die Haare haben eben denselben und einen noch vorzüglichern Gebrauch als die Borsten der zahmen Schweine. Die Wolle läßt sich spinnen und zu Unterfütterungen gebrauchen. — Das Schmalz wird zu Salben gebraucht.

Schaden thun sie den Wiesen und Aeckern, und sollten also nur in solchen waldigen Gegenden geheget werden, wo sie dem Landmann nicht so sehr zur Last fielen.

Wilde Taube, s. Holztaube.

Wildfuhr. Hierunter wird an einigen Orten die Wildbahn verstanden. In Niedersachsen verstehet man auch darunter diejenigen Fuhren, welche die Bauern bei großen Jagden, um das erlegte Wildpret weg, auch Hafer, Eicheln und Heu bei harten Wintern zur Fütterung des Roth- und Schwarzwildprets in die Hölzer zu fahren, thun müssen.

Wildfuhre, Fr. Raie. Heißen aufgeackerte oder gehackte Striche Feld oder Rasen, welche zur Spur des Wildes dienen. Wenn die Wälder mit Alleen versehen sind, so werden sie auf selbige am schicklichsten, sowohl auswendig an den Wäldern, als auch in der Mitte durch, gemacht. Sind aber keine Alleen oder Stellflügel vorhanden, so macht man sie auf die durch den Wald gehenden alten Wege sowohl, als aussen zwischen dem Walde an die Felder oder Wiesen, ingleichen an die kleinen Feld- oder Vorhölzer.

Die dazu ausersehenen Plätze müssen vorhero von Stämmen und Stöcken gereiniget werden, alsdann läßt man ordentliche gerade, und so viele Furchen pflügen, bis die Wildfuhre 8 Fuß breit wird; jedoch braucht nicht tief gepflügt zu werden. Bei dem Pflügen müssen Leute mit Hacken neben dem Pfluge hergehen, und die Wurzeln oder

andere dergleichen Hindernisse herausbringen. Nachher wird mit einer eisernen Egge alles eben gemacht, so daß es wie ein schmaler Acker Land wird.

Die Wildfuhten sind statt des Leithundes sehr gut zu gebrauchen, indem man allezeit wissen kann, was im Reviere für Wildpret wechselt oder seinen Stand darin hat. Sie sind daher nicht nur zum Jagen zu machen sehr nützlich, sondern auch wegen des Birschens an Gränzen und kleinen Revieren bequem. So sind sie auch zur Versuch und Bestätigen mit dem Leithunde dienlich, besonders wo dürre Anger mit vieler Heide und moosigtem Grase bewachsen sind, da man auf selbigem das, was der Hund angefallen und suchet, desto geschwinder erkennen kann. Denn da das Wild Abends aus seinem Stande, Bette oder Lager sich hervorthut und herauszieht, um auf den Feldern, Wiesen, jungen Schlägen und dergl. sein Geäse zu suchen, früh Morgens aber nach seinen Stand wieder ziehet, und sich in den Hölzern zu verbergen sucht, so muß es also über die gepflügten Wildfuhren. Mithin braucht man nur die Wildfuhren Morgens fleißig zu begehen, und darauf wohl Achtung zu geben, wo etwas übergezogen ist oder gewechselt hat, beurtheilet die Fährten genau, und bemerkt auch dabei, wo und an welche Orte die Hirsche, Schweine und anderes Wildpret seine meisten Wechsel hat. Dabei muß man allezeit einen Bruch oder Zacken von Holz mit sich führen, um damit, nachdem man die Fährten vorher betrachtet hat, dieselben wieder zu und die Wildfuhre wieder gleich zu streichen. Wenn man dieses allemal thut, so kann man sich auch jeden Tag davon vergewissern, was in dem Reviere ist. Wenn Regenwetter einfällt, so sind die Wildfuhren so gut, als ein neuer Schnee.

Im Fall nun im Sommer Hirsche im Revier wechseln, oder ihren Stand darin haben, durch die Viehhuth und Triften aber ihre Fährten undeutlich gemacht werden, so muß man des Abends, wenn das Vieh über die Wildfuhren heraus ist, dieselben mit einem Zacken wieder gleich streichen. Werden die Wildfuhren im Sommer etwa grün und zu fest, so läßt man sie wieder pflügen, auch mit dem Eggen überstreichen.

An Orten, wo sandigter oder lockerer Boden ist, sind die Wildfuhren sehr leicht zu verfertigen; jedoch kann es auch da, wo fester Boden ist, bewerkstelliget werden, wenn man nur die Zeit zum Pflügen wohl in Acht nimmt. — Man kann sie auch mit Hacken umarbeiten lassen, und kommen einige steinigte Oerter mit vor, so läßt man die Steine heraus hacken, auch wohl Sand oder lockeres Erdreich darauf fahren. Diese Wildfuhren kosten freilich Anfangs viele Mühe und Arbeit, sind aber doch nachher sehr leicht im Stand zu erhalten, und überhaupt dem Weidmann eine sehr nützliche Beihülfe.

Wildgarn, Fr. Filet. Ist ein Garn, welches so lang als ein Hirschgarn, aber nur 18 Maschen hoch ist, die Masche auch 1 Zoll enger wird. Diejenigen brauchen dergleichen Tücher nur zum Fangen, welche keine Tücher, und enge Reviere, Gränzen und Kuppeln haben, nehmen die Pässe und Wechsel in Acht, bestellen selbige mit diesen Garnen, jagen das Wild hinein, und schlagen es todt.

Wildhagen, s. Hagen.

Wildkalb, Fr. Faon, Fan. Heißt eigentlich das Junge einer Hirschkuh, wenn es weiblichen Geschlechts ist.

Wildling, Fr. Sauvageon. Hierunter verstehet man wilde Obstbäume, die hie und da in Wäldern wachsen, die man verpflanzt und Gartenobst darauf pfropft.

Wildmarder, s. Baummarder.

Wildmeister, Fr. Maitre des chasses, Capitaine des chasses. Ist der erste im Range von den untern Forstbedienten, und die nächste Bedienung nach dem Forstmeister, mithin höher als der Oberförster.

Wildniß, Wüstenei, Fr. Lieu sauvage, Lieu desert. Heißt eine Gegend in großen Waldungen, wo lauter Dickige sind, und worin, da Menschen und Vieh wenig hinein kommen, das Wildpret gute Ruhe hat, und sich gern aufhält. In vielen Gegenden Deutschlands sind dergleichen Oerter Seltenheiten worden.

Wildobst. Dergleichen sind die Aepfel, Birnen, Haselnüsse, ingleichen Elzbeeren, Vogelbeeren, Schlehen, Vogelkirschen ꝛc., welche dem Wildpret und Geflügel zur Aesung dienen, weshalb auch das Einsammeln derselben ver-

boten ist, zumal wenn keine Eichel- oder Buchmast im Jahr erfolgt ist. S. auch Eichellesen.

Wildpret, Fr. Venaison. Wird das Fleisch von denjenigen edlen wilden Thieren, die zum Verspeisen dienen, genannt. Sonst verstehet man unter Wildpret auch die Thiere selbst.

Wildpretskasten. Sind eine Jagdgeräthschaft, die zur Fortbringung des lebendigen Wildprets, wenn es in Netzen gefangen worden, unentbehrlich sind. Sie sind, nachdem die Größe des in demselben fortzuschaffenden Wildprets verschieden ist, auch in der Länge, Höhe und Breite unterschieden. Dergleichen sind: der Kasten zu Hirschen und Damhirschen (s. Hirschkasten), zu Rehen (s. Rehkasten), zu Hasen (s. Hasenkasten), bleibt also nur der Kasten zu wilden Schweinen zu beschreiben noch übrig.

Ein solcher, nämlich ein Saukasten, ist 6 Fuß lang, 3 und einen halben Fuß hoch, unten ein und einen halben Fuß und oben 3 Fuß breit. Er wird aus einzölligen Dielen zusammen geschlagen, und hat auf allen vier Seiten ein Luftloch, 8 Zoll hoch und 12 Zoll breit, das mit einem Gatter von kleinen eisernen Stäben verwahret ist. Vorne und hinten sind zwei Schubthüren, die mit starken Latten beschlagen und zwischen breiten Leisten geschoben werden. Ueber den Kasten gehen, um ihn besser zusammen zu halten, zwei eiserne Reifen, und die Ecken sind mit Winkeleisen verwahrt. Ein so verwahrter Kasten ist für die hauenden Schweine; denn für die Keuler, Bachen und Frischlinge bedarf man der eisernen Bänder nicht.

Wer es nicht daran wenden will, für das Roth- Tannen- und Rehwildpret die Kästen mit Haaren auspolstern, und mit Leinwand ausschlagen zu lassen, und sie dennoch für das Anstoßen an den harten Brettern gesichert sehen möchte; für die empfiehlt Herr Graf von Mellin einen Strohkasten. Es werden auf einem Bodenbrett, so lang und breit wie an den andern Kasten, vier 2½ zöllige Schwellen genagelt und in denselben vier kleine Stiele eingezapft, welche eine verhältnißmäßige Höhe zu der Art Wildpret haben, wozu der Kasten bestimmt ist. Diese vier Stiele sind wiederum vermittelst eines Rahmens mit einander verbunden. Sowohl dieser Rahmen, als die Stiele sind mit Löchern versehen,

die in der Entfernung von 3 Zollen über einander stehen, und wodurch Stöcke eines Daumens dick gestecket werden. Vorne und hinten sind zwei Klappthüren gemacht, die sich auf zwei Zapfen drehen, die in dem obern Theil der beiden Stiele eingesetzt sind, und die ebenfalls aus einem leichten Rahmen bestehen, durch welche horizontale Stöcke gehen. Der ganze Kasten hat demnach die Gestalt eines Vogelbauers. Dieser Käfich wird nun mit Stroh allenthalben ausgeflochten, ingleichen auch die Klappthüren, die vermittelst einer kleinen eisernen Kramme und Ueberfall auf dem Bodenbrette angepflöckt werden können, und wenn dieser ganze Kasten mit Stroh durchflochten, auf jeder Seite zwei Luftlöcher frei gelassen, und die hervorstehenden Strohhalme mit einer Gartenscheere inwendig und auswendig glatt beschnitten worden; so sieht ein solcher Kasten nicht allein gut aus, sondern das Wildpret kann auch in demselben gar keinen Schaden nehmen.

Wildpretstrage, Fr. Barnette à transporter le gibier. Dergleichen gehört eigentlich zu einem vollständigen Jagdzeug, und macht sich bei grossen Jagen nöthig, um damit das in dem Lauft gefällte Wildpret zusammen und vor den Schirm zu tragen. Sie wird 3 Ellen lang und 4 Ellen breit, von so starken Leinen als zu Hirschnetzen genommen, ingleichen auch so weit von Maschen gestrickt. Dieses Netz wird alsdann doppelt zusammen geschlagen, die letzte Reihe Maschen an die Anfangsmaschen gebunden und zwei Stangen durchgesteckt, und an dem Netze befestiget, damit vier Mann diese Stangen auf ihre Schulter legen, und vermittelst dieser Trage das gefällte Wildpret vor den Schirm zusammen tragen und strecken können.

Wildpretswage, Fr. Balance pour balancer le gibier tué. Ist eine zu den Jagdzeugen gehörige Wage, nämlich eine Schnellwage mit einem Haken auf der einen Seite, woran das Wildpret gehänget wird, und eine messingene oder eiserne Birn, die das Gegengewicht giebt. Hierzu gehört noch ein kurzer Wagen mit einem Kasten darauf, in welchem der Wagebalken nebst der Birn liegt. Etwas vorne hin nach der Mitte zu auf dem Kasten steht, wagerecht und wohl befestigt, ein 5 Zoll ins Quadrat und 5 Fuß hoher Stiel, auf welchem der Wagebalken mit seinem Zapfen

liegt, wenn man Wildpret wiegen will. Der ganze Wagen zu dieser Wage iſt grün angeſtrichen.

Wildſchaden, Fr. Hardées. Iſt derjenige Schaden, welchen die aus den Wäldern herausgetretenen wilden Thiere auf den Aeckern, Wieſen und zuweilen in Gärten, theils durch Aeſung, theils Zertretung verurſachen. S. hievon unter Wildbahn.

Wildſchütze, Fr. chaſſeur à l'arquebuſe. Heißt zwar ein jeder Jäger, welcher Wild birſchet; öfterer wird darunter ein Wilddieb verſtanden.

Wildſteuer. Iſt eigentlich ein neues noch nicht erhörtes Wort, worunter die Bezahlung verſtanden wird, welche ein Jagdberechtigter für die ſchuldige Erfüllung der alten Verbindlichkeit zu jagen von den Unterthanen fordert, und zwar nicht etwa um das Wild auszurotten, ſondern bloß um die unerträgliche Anzahl deſſelben nach eigenem gutmüthigen Belieben zu vermindern. Eine dergleichen Steuer iſt, als Regale und als Servitut, kein billiges Jagdrechts, äquivalent, ſondern verdient, eine widerrechtliche neue Steuer genannt zu werden, und würde, wenn ſie eingeführt werden möchte, ungemeine Aehnlichkeit mit dem Waſſerzolle haben, welchen das aufgeklärte Europa nach Afrika zahlt, und nur derjenige kann ſich zu Erlegung eines ſolchen Tributs bequemen, der ſchon durch übertriebene widerrechtliche Schonung des Wildes in unleidlichen Schaden gerieth. Man ſehe hierüber: D. J. G. Weber über die Einführung der Wildſteuer. Nürnb. 179?. 8.

Wildzaun, Fr. Haie. Iſt eine Verzäunung an dem Vorſaum eines Waldes, damit das darin befindliche häufige Wild von dem Heraustreten auf die Felder abgehalten werde. Eine ſolche Verzäunung bedarf um ſo weniger einer genauen Erklärung, da dergleichen zweckwidrige Vorkehrungen anjetzt wohl ſchwerlich mehr in Vorſchlag kommen dürften.

Wimbel, Fr. quand le cerf remue les fourmillières. Heißt bei den Jägern, wenn der Hirſch mit ſeinen Läuften oder Gehörne einen Ameiſenhaufen zerſchlägt oder von einander ſcharrt, und wird für ein Zeichen gehalten, den Hirſch von dem Thiere zu unterſcheiden, weil es von letzterem nicht geſchehen ſoll.

Windbruch, Windborken, Windfall, Windfälliges Holz, Fr. Bois roulé, Bois caablé. Heißt alles Gehölze, das vom Winde abgerissen, oder ausgewurzelt worden ist. Vormals gehörte der Windbruch den Forstbedienten und Jägern als ein Accidenz, und es war daher wohl kein Wunder, wenn sie solchen mehr zu befördern als zu verhindern suchten. Theils geschahe die Beförderung durch falsche Richtung der Schläge, theils durch Ausplentern, und dadurch wurde besonders in Nadelwaldungen dem Winde Thür und Thor geöffnet, so daß zuweilen ganze Striche in Holzungen vom Winde umgerissen wurden. Jetzt ist dieses Accidenz an den meisten Orten, wie löblich und billig, abgeschafft worden, und der rechtschaffene Forstmann bemüht sich, die natürlichen Mittel zur Verhütung des Windbruchs anzuwenden, und falls er sich ja ereignet, das umgerissene Holz auf die beste Art zur Forstnützung zu bringen. Von einer andern Benennung sehe man unter Wulzenholz.

Windbüchse, Fr. Arquebuse ou Canne à vent. Ist ein Gewehr, das statt ein scharfes mit Pulver, mit Luft (Wind) geladen wird. Es giebt deren zweierlei, entweder schießen sie nur eine einzige Kugel, und sind also Birschbüchsen, oder sie schießen Schrote, da man sie denn Schrotbüchsen nennt. Nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung ist auch ihre Beschaffenheit verschieden.

Eine Windbirschbüchse hat einen Lauf, der eben so gearbeitet wird, wie bei einer gewöhnlichen Birschbüchse; er muß mit vieler Genauigkeit gezogen, und aus gutem weichen Eisen gemacht, auch allenfalls mit einer tüchtigen Schwanzschraube versehen seyn. Statt des bei einer scharfen Büchse befindlichen Loches hat es eine größere Oefnung, durch welche die zusammen gepreßte Luft hinein fährt, und die Kugel heraustreibt. Diejenigen hohlen Körper aber, in welche diese Luft hinein getrieben und zusammen gedrückt wird, sind entweder metallene hohle Flaschen, die in der Kolbe liegen, und mit derselben an den Lauf angeschraubt werden, oder besser, hohle metallene Kugeln, die an der Seite des Laufs, an der Stelle ohngefähr, wo die Batterie bei der Büchse stehet, aufgeschraubt werden. Auf diese Kugel, nebst der guten Zubereitung des Laufs, kommt alles an, um der heraus zu schießenden Kugel die beste

mögliche Kraft zu geben. Diese Windkugel wird von Metall gegossen, welches von einer guten Mischung seyn muß, damit die zusammen gedrückte Luft denselben nicht zersprengen könne; eben aus dieser Vorsicht muß auch die Kugel nicht zu dünne gegossen seyn, und noch durch einen metallenen Reifen, der rund um dieselbe gezogen ist, verwahret werden. In diese Kugel wird eine dicke ebenfalls von Metall gemachte Röhre geschraubt, die einen 2 gute Finger breit heraus stehenden Saß hat, der auch unterhalb mit einer Schraube versehen ist, vermittelst welcher die Kugel auf das Schloß geschraubt wird. In dieser Röhre liegt das Ventil, welches die Luft in der Kugel verschließet, und das bei Losschlagung des Hahns, durch einen in die Höhe gedrückten stählernen Stift, so viel eröffnet wird, als nöthig ist einen Schuß Wind heraus zu lassen. Dieses Ventil muß so genau schießen, daß eine vollgepumpte Kugel 14 Tage und länger stehen kann, ohne die Luft auszulassen. Um nun aber diese Kugel mit Wind anzufüllen, hat man eine eigene Pumpe. Diese bestehet aus einer messingenen Röhre, in welcher ein eiserner Stempel befindlich ist, auf welchem am obern Ende kleine Scheibchen von Hirschleder, die in Oel getränket sind, geschoben, und vermittelst eines obern kleinen eisernen Scheibchens, fest auf einander geschraubt werden. Die messingene Röhre hat oben eine Schraubenmutter, worauf die Windkugel geschraubt, und die, wenn sie nicht gebraucht, durch einen hölzernen angeschraubten Stöpsel gegen den Staub verwahret wird. Neben dieser Mutter sind zwei eiserne Handhaben, die auf beiden Seiten hölzerne gedrechselte Handgriffe haben, an welche man anfasset, wenn man pumpen will, und man zugleich mit beiden Füßen auf dem Tritteisen stehet, welches unten durch den eisernen Stempel geschoben ist. Will man nun Wind in die Kugel pumpen, so schraubet man den Stöpsel ab, tritt mit den Füßen auf das Tritteisen, und ziehet die messingene Röhre etwas in die Höhe, um in den nunmehr befindlichen Raum zwischen dem Stempel und der obern Oefnung der Röhre, eine aus gleich viel kaltem Wasser und Baumöl zusammen geschlagene Salbe zu gießen, welches man die Speise der Kugel nennt. Hierauf wird die Windkugel recht fest angeschraubt, und man fängt an,

durch auf- und niederstoßen des messingenen Cylinders, Wind in die Kugel zu pumpen. Der Wind tritt durch die kleine Oefnung in den hohlen Cylinder, sobald derselbe ganz in die Höhe gezogen ist; stößet man ihn nun wieder herab, so verschließt der Stempel das Loch, und treibt die in dem Cylinder eingepreßte Luft aufwärts, die alsdann das Ventil in der Kugel eröfnet und in dieselbe tritt. Gewöhnlich werden 300 Stöße erfordert, eine Kugel mit Wind anzufüllen, mit welcher man alsdenn 20 bis 24 Schüsse thun kann, die jedoch immer kürzer und schwächer werden. Eine eben vollgepumpte Kugel muß die ersten sechs Schüsse, die eingeladene Bleikugel einem Hirsch, in der Entfernung von 70 bis 80 Schritt, durch und durch jagen, daß wenn er recht gefaßt ist, Knall und Fall beisammen ist; die leztern Schüsse sind schwach, und tragen nur 30 oder 20 Schritte. Bei dem Pumpen muß man beobachten, daß der Cylinder ganz aufgezogen sey, daß die in der eben beschriebenen kleinen Oefnung eindringende Luft, einen kleinen Schall giebt, worauf er hernach wieder herabwärts, recht stark, bis auf den an der eisernen Pumpstange oder Stempel befestigten messingenen Knopf gestoßen wird, sonst kommt kein Wind in die Kugel. Die ersten 100 Stöße kann einer allein zwingen, bei den übrigen beiden aber müssen zwei Mann anfassen, wenn die Pumpenleder scharf ziehen. So oft man 30 bis 40 Stöße hinter einander gepumpet hat, thut man wohl, so lange wieder inne zu halten, bis der messingene Cylinder ganz kalt geworden ist, sonst verbrennen die ledernen Scheibchen an der Pumpstange; denn durch das Hin- und Herziehen wird die Pumpenröhre sehr erhizt. Das vorhin angeführte Speisen der Pumpe und Windkugel geschiehet darum, damit die Leder feucht bleiben, und indem sie quellen, keinen Wind auslassen können. Bei jedem Schuß aber geht auch etwas Speise zugleich mit dem Winde heraus, daher, so oft frischer Wind eingepumpt wird, auch zugleich wieder Oel und Wasser eingegossen werden muß.

Wenn man die Windbüchse laden will, so nimmt man aus der in der Kolbe befindlichen Kugelschachtel eine Kugel heraus, und setzet sie so auf, wie unter Birschbüchse gelehret worden, schlägt sie ebenfalls mit dem Hammer hinein, und stößt sie mit dem Ladestock herab, bis auf den Stift der

an der Schwanzschraube sitzt, und auf welchem die Kugel ruhet, damit hinter derselben der Wind aus der Windkugel eindringen, und sie aus dem Lauf treiben kann. Es ist ebenfalls ein Visier und Korn auf dem Lauf, durch welchen man das Abkommen bei dem Schießen sehr genau nehmen kann, womit im übrigen eben so verfahren wird, als bei einer scharfen Birschbüchse. Weil diese Windbüchsen gar nicht knallen, sondern nur einen Platz thun, so sind sie mit vielem Nutzen in den Thiergärten zu gebrauchen, weil das übrige Wildpret dadurch gar nicht erschrecket wird; und da man so außerordentlich genau damit halten kann, so ist man seines Schußes fast immer gewiß. Eben aus dieser Ursache ist dieses auch eine Art Gewehre, die von niemand, als angesehenen und sicheren Personen, geführet werden darf, weil sonst der allerschädlichste Misbrauch zu befürchten wäre. Gut ist es auch, daß der theure Preis dieser Art Gewehre die Ausbreitung derselben noch mehr verhindern hilft.

Die Beschaffenheit einer Wind-Schrotbüchse oder Flinte ist die nämliche, und unterscheidet sich nur dadurch, daß die Züge in dem Lauf gerade sind, und keine gewundene Richtung haben. Weil indeß die ausgeschossene Luft auf die sich zerstreuenden und gegen einander stoßenden Schrotkörnern nicht mit dem Nachdruck wirken kann, als auf eine einzige Bleikugel, so sind sie auf der Jagd eben von keinem sonderlichen Gebrauch, es sey denn, einen Sperling oder andern kleinen Vogel von einem Baum herab zu schießen. Wenn man eine Schrotbüchse ladet, fängt man damit an, etwas Papier in den Lauf allmählich herab zu stoßen, bis auf den Stift der Schwanzschraube; hierauf schüttet man etwa 30 Körner Schnepfenschrot, als welches die beste Art zu den Windbüchsen ist, ein, und thut auf dasselbe wieder einen Pfropf von Papier. Weil bei diesem Gewehre die Schrote sehr zusammen gehalten werden, so bedient man sich zum Zielen ebenfalls eines Visiers und Korns auf den Lauf.

Winden, Fr. haléner, Chien de haut nez; oder mit dem Winde suchen, heißt, wenn ein Hund mit der Nase in der Höhe um sich her fähret, und die Witterung eines Gegenstandes in der Luft wahrzunehmen sucht.

Windhetzer, Fr. Chasseur de menu gibier. Ist ein Charakter, welchen an einigen Höfen diejenigen Jäger führten, welche das kleine Weidwerk exercirten, und in dem Range eines Hofjägers stunden.

Windhund, lat. Canis grajus, Lienn. Fr. Levrier (Buff.), Chien courant, Engl. the common Greyhound, Penn. Ist der schönste unter den Hunden, indem alle Theile des Körpers dünner und schlanker sind, als an andern. Es giebt vielerlei Arten derselben. Die größten braucht man bei der Jagd zu Hatzhunden auf Sauen und Hirsche. Zum Jagen und Hetzen der Hasen und Füchse wählt man aber diejenigen, die von mittlerer Größe sind. Denjenigen Windhunden, die man zur Jagd brauchen will, löset man gleich nach ihrer Geburt die inneren Afterklauen an den Vorderfüßen, und die kleinen obern Ballen ab; denn jene hindern sie im Laufen, und diese werden bald wund, daher sie sich bei dem Jagen wegen des Schmerzes, den ihnen das Anstreichen verursacht, schonen.

Bei dem Windhund verhält sich die Sache ganz anders, als bei einem Hühner- oder Jagdhund; denn letztern beiden kann der Jäger, wenn sie nur nicht ohne alle Anlage sind, durch Dressur und Fertigkeit im Schießen zu Hülfe kommen, der Windhund dagegen muß alles von der Natur mitbringen, und hat ihn diese irgend vernachläßiget, so ist er schlechterdings ganz und gar untauglich. Der Jäger kann weder durch Kunst noch Mühe das Maaß seiner Schnelligkeit vermehren, und kann ihn weder laufen noch Fangen lehren. So wie nun aber hiernach natürliche Anlage, und zwar vorzüglich Körperbau, bei dem Windhunde beinahe einzig und allein für seinen mehrern oder mindern Werth entscheidet, so trügt auch bei dieser Hundegattung die äußere Gestalt ungleich weniger, als bei dem Jagd- und Hühnerhunde, und es wird der sachkundige Jäger, selbst nach dem Aeußern des Windhundes, mit ziemlicher Gewißheit seine Tauglichkeit bestimmen können.

Die drei wesentlichen Eigenschaften, die dem Windhunde von Natur aus eigen seyn müssen, sind, daß er gut äuge, den Hasen nämlich, sobald er aufgeht, nicht nur gleich ins Auge fasse, sondern auch immerfort im Auge behalte; daß er gut laufe, und daß er gut nehme. Zum

Augen hat er ein scharfes Gesicht, zum laufen nicht nur Schnelligkeit sondern auch Kraft, zum Fangen, nicht nur Uebung sondern ein diesem Endzweck entsprechendes Körpergebäude nöthig.

Ein wohlgebauter Windhund muß einen mittelmäßig starken wohlgeebneten Kopf und Stirne, eine schmale spitzige Schnauze, ein mit scharfen Fängen versehenes lang geschlitztes Gebiß, ein helles vorliegendes Auge, einen lang gestreckten Leib, einen hohen breiten Rücken, eine lange dünne Ruthe, einen stark eingezogenen engen Bauch, fleischigte Hüften, lange dünne trockne mit luchsen- oder katzenartigen Zehen und Krallen, und mit harten Ballen versehene Füße, platte Schultern und einen festen Knochenbau haben. Je mehr oder weniger man diese körperlichen Eigenschaften bei einem Windhunde antrifft, oder vermißt, je mehr oder weniger wird er die vorberührten Forderungen zu erfüllen im Stande seyn.

Zu einem Strick Windhunde nimmt man gewöhnlich 3 an der Zahl. Der Windhund muß wenigstens ein und ein halbes Jahr alt seyn, ehe er eingehetzt werden kann, weil sonst seine Kräfte, ehe und bevor sein Wachsthum vollendet ist, durch diese Anstrengung zu sehr leiden. Man macht ihn alsdann zuvörderst strickbändig, d. i. man gewöhnt ihn, daß er sich auf den Zuruf des Jägers an den Strick, wovon ein Ende an den Hetzriemen, den der Jäger umhangen hat, befestigt, das andere aber durch den Halsbandring der Hunde gezogen und von dem Jäger in der rechten Hand geführt wird, annehmen und beim Pferde führen lasse. Das letzte muß fromm, der Hund aber demohngeachtet vorsichtig seyn, damit er nicht unwillkührlich getreten oder beschädiget werde. Sobald er dem Pferde zu nahe kömmt, wird er durch den Zuruf hüt dich oder schon dich gewarnt. Wenn man zwei junge Hunde einhetzt, nimmt man diese mit einem dritten bereits eingehetzten, in einen Strick, und führt sie mit ihrem Lehrmeister (denn dieser ist es im eigentlichen Verstande mehr als der Jäger) ins Feld heraus. Letzterer muß nun vor allen Dingen zwei wesentliche Fehler vermeiden; einmal, daß er nicht zu weit anhetze, und dann, daß er sich im Anfange mit wenigen Hetzen und je nachdem diese lang oder kurz sind, höchstens mit zweien bis dreien begnüge.

Wenn der Hase zu weit aufgeht, und der junge Hund gewahr wird, daß er ihn troß aller Anstrengung nicht einholt, so bleibt der Hund, wenn dieß nur zwei oder dreimal geschieht, am Ende selbst dann, wenn der Hase nahe aufgeht, stehen und läuft gar nicht nach. Er ist auf solchen Fall, nach dem Jägerausdruck, verhetzt. Hetzt man dagegen mit einem jungen Hunde im Anfange zu viel und zu oft, so leiden, besonders wenn einige Hetzen unmittelbar nach einander folgen, seine Kräfte, der Hund kömmt, wenn die Hetze lang ist, ausser Athem und wird überhetzt. Ein dritter Fehler, den man vermeiden muß, ist der, wenn man dem etwa durch Jagdhunde oder sonst aufgescheuchten und auf den Hetzer zukommenden Hasen entgegen hetzt. Die Hunde schießen auf solchen Fall über den Hasen fort, und er hat, ehe sie sich wenden, einen großen Vorsprung und entkommt gar leicht, besonders wenn ein Strauch in der Nähe ist, dem er entgegen eilt. Man hetze im Gegentheil, wenn der Hase auf den Jäger zukömmt und der Strauch zu nahe ist, entweder gar nicht, oder man lasse ihn, selbst dann, wenn man Feld genug hat, erst vorbei und behetze ihn dann.

Sobald der Hase gefangen ist, muß der Jäger herbei eilen und den Hunden unter dem Zuruf herab! frühzeitig das Reissen abgewöhnen, und sie nach Umständen strafen, wenn sie es nicht lassen. Es giebt Hunde, die, wenn der Hase gefangen ist, ihn eben so wenig selbst reissen, als dieß andern gestatten. Man nennt sie Retter oder Ritter, und es ist dieß allerdings eine vorzügliche Eigenschaft; wie man ihnen diese verschafft, sehe man unter Ritter. Man darf aber nicht zwei dergleichen in einem Strick führen; denn dieß giebt nicht nur zum Raufen Anlaß, sondern beide pflegen auch auf solchen Fall den Hasen zu nehmen, und dann gerade am ersten zu reissen.

Wenn der Hund eine lange Hetze gemacht und sich durch übermäßige Anstrengung übernommen (verfangen) hat, so hebt man ihn in die Höhe und schüttelt ihn einigemal tüchtig; auch ist es auf diesen Fall nicht undienlich, wenn man ihm einen Schuß Pulver in den Hals schüttet, damit er sich wieder erhole. Bei hartem Frost, oder wenn es glatteiset, oder auch wenn der Schnee eine Kruste hat, und

zwar den Hasen nicht aber den Hund überhält, zu hetzen, ist nicht nur den Hunden nachtheilig, sondern auch größtentheils und eben so wenig von Erfolg, als wenn man nach anhaltendem Regen auf fetten oder leimigen Aeckern hetzt, wo im ersten Fall die Hunde wegen der Glätte, im letzten aber wegen der Tiefe des Bodens nicht fortkommen. Bei weichem tiefem Schnee zu hetzen, wo jeder Bauernhund den Hasen fangen kann, ist im Grunde ein erbärmliches Vergnügen, und nur einzig und allein Gewinnsucht kann den Jäger hierzu verleiden.

Die vorberührten auf Witterung beruhenden Umstände ausgenommen, ist es gut, wenn der Hetzer den Hund, sobald er einigermaßen eingehetzt ist, mit Geläufen aller Art bekannt macht. Hunde, die auf hartem Boden mit leichter Mühe nehmen, pflegen, wenn sie zum erstenmal auf Sandboden kommen, gern laufen zu lassen. Unkundige werden dadurch zu der offenbar irrigen Meinung verleitet, daß der Hase auf dem Sande schneller als auf anderm Boden läuft. Denn seine mehrere oder wenigere Ueberlegenheit im Laufen auf diesem oder jenem Boden, rührt wohl nur größtentheils davon her, daß der Hase in der Gegend, wo er aufgefunden wird, zu Hause und mithin an das Geläufe von Jugend auf gewöhnt ist, dagegen der Hund, wenn er auf ein ihm fremdes Geläufe gebracht wird, im Anfange, und ehe er damit bekannt ist, allerdings im Laufen zurück bleiben, auch wohl wenn das Terrain mit Wachholdergesträuch oder mit großen Steinen bedeckt und er daran nicht gewöhnt ist, den Hasen leichter aus dem Gesichte verlieren wird. Sobald er aber nur erst Boden und Gegend kennen gelernt hat, wird er, vorausgesetzt, daß er von Natur gut läuft und offenes Terrain hat, den Hasen auf jedem Boden einholen und fangen. Daß aber ein Hase vor dem andern von Natur aus mit mehrerer oder minderer Schnelligkeit versehen ist, und daß ein und derselbe Hase zu einer Zeit schneller wie zu der andern läuft, ist unläugbar. Der Grund der letzten Erscheinung liegt vorzüglich in der Aesung. So wie diese nach Verhältniß der Jahreszeit besser oder schlechter ist, so wird der Hase auch z. B. im Anfange des Herbstes, wo die Wintersaat noch nicht völlig aufgekeimt ist, schwächer, später

hinaus, wenn er sich erst auf dieser geäset und mehrere Kräfte erlangt hat, ungleich stärker laufen.

Nur selten pflegen junge Hunde gleich beim erstenmal einen Fuchs, so leicht sie ihn auch übrigens einholen, zu nehmen. Der Anführer muß mithin auf Hase als Fuchs eingehetzt seyn, weil sie den letzten sonst sicher durchlassen. Einige Hunde haben die Gewohnheit, daß sie anstatt hinter dem Hasen herzulaufen, ihm seitwärts vorzubeugen und ihn zu kehren suchen. So sehr auch unwissende Jäger diese Gewohnheit zu rühmen pflegen, so ist sie doch nichts weniger als ein Vorzug. Sie ist vielmehr größtentheils nur solchen Hunden eigen, die von Natur schlecht laufen und die den Abbgang der Schnelligkeit durch andere Mittel zu ersetzen suchen, und man wird sie nie bei Hunden, die sich auf ihre Behendigkeit verlassen können, antreffen. Von der Art und Weise, wie und wo der Hetzer nach Maßgabe der verschiedenen Witterung und Jahreszeit, den Hasen aufsuchen, oder wenn Jagdhunde dabei sind, sich zum Hetzen anstellen muß, sehe man unter Hetzenreiten.

Windisch, Windigt, Windschelig, Windschief. Hat den Namen von winden oder gewunden (s'entortiller), und heißt ein Holz, dessen Fasern eine schiefe schnecken- oder schraubenförmige Richtung genommen haben, so daß der Baum aussieht, als wenn er ein wenig verdreht wäre. Dergleichen Bäume können nicht zu Werkholz benutzt werden.

Windleinen. Sind kurze etwa 4 Klaftern lange Leinen, die bei dem hohen Jagdzeuge an der Oberleine paarweise angemacht, und im Stellen oder Richten eine hinein in das Jagen, und die andere hinaus gebunden werden, damit der Wind die Tücher nicht umwerfen kann.

Winterente, lat. Anas hyemalis s. glacialis, Linn. Fr. le Canard de Miclon ou Canard à longue queue de Terre neuve, Buff. Engl. the longtailed Duck, Penn. auch genannt: Eisente, Weißbacken mit langen Schwanzfedern, Spitzschwanz, Langschwanz von Neuland, Langschwanz von Island, Hanik, Klashanik. Ist ein Wasservogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, die als Kennzeichen, schwarz und weiß ist und einen langen zugespitzten Schwanz hat. Diese Ente wird

in Deutschland nur zuweilen im November und December auf Sümpfen und Teichen angetroffen und gefangen.

Sie ist 2 Fuß 2 Zoll lang, der Schwanz 8 Zoll, die Breite der Flügel, welche kaum den vierten Theil des Schwanzes berühren, 2 Fuß 10 Zoll. Der Schnabel ist 2 Zoll lang, schwarz, in der Mitte orangengelb, die Nasenlöcher sind länglich, die Sterne gelb, die Füße roth, die Beine 1½ Zoll hoch, die Mittelzehe 2¼ Zoll lang, die Hinterzehe 7 Linien, und die Kniee 5 Linien hinauf kahl.

Die Stirn, die Seiten des Kopfs und der Hals sind blaßbraun, rosenroth bespritzt, unter jedem Ohre steht ein großer dunkelbrauner Fleck, welcher nach hinten zugeht, der Hintertheil des Kopfs und des Halses, und Kehle und Brust sind weiß, der Rücken und der Bauch schwarz, die Seiten- und die Afterfedern weiß, die Schulterfedern lang und weiß, die Deckfedern der Flügel glänzend schwarz, die vordern Schwungfedern dunkelbraun, die hintern tief rostbraun, die Flügel unten aschfarbig, die beiden mittlern Schwanzfedern, die um 4 Zoll länger, als die übrigen sind, schwarz, die andern weiß. — Der Scheitel des Weibchens ist dunkelbraun, die Wangen sind weiß, das übrige des Kopfs, der Hals, Rücken, die Brust, die Deckfedern und vordern Schwungfedern sind dunkelbraun, die Schultern und hintern Schwungfedern rostfarbig, der Bauch weiß, die Seiten grau, der Schwanz kürzer als beim Männchen, obgleich die mittlern Federn noch länger als die übrigen sind.

Diese Enten ändern aber in der Farbe gar sehr ab, denn man fängt ihrer, von denen die Männchen schwärzlich blaue Füße, einen fast ganz weißen Kopf und Hals, schwarze Backen, und die Weibchen, einen ganz braunen Schnabel haben. Ueberhaupt muß man bemerken, daß je schwärzer, dunkler und mehr braunfleckig eine solche Winterente auf dem Rücken ist, desto jünger ist sie. Immer aber ist der graue Augenkreis unveränderlich. Nach dem Maaße, wie die braunen Kanten an den Schulterfedern abnehmen, nimmt die Weiße des Halses zu, und der Schwanzfedern Kanten werden nach und nach weiß, je näher den längsten, desto später. Nacken und Schulterfedern werden zuletzt weiß, aber Rücken und Brust bleiben beständig schwarz.

Sie hat einen sehr unregelmäßigen Flug, und läßt zuweilen den Rücken, zuweilen den Bauch sehen. Ihr angenehmes Geschrei klingt wie Aan-gitsche. Sie schwimmt und taucht bewundernswürdig, ist nicht scheu und läßt sich leicht schießen und fangen, daher sie auch von den Jägern den Namen die Kirre erhalten hat. — Sie nährt sich meist von lauter Schaalthieren, die sie aus dem tiefsten Wasser herausfischt.

Zur Brütezeit ist sie in den nördlichsten Gegenden, und macht ihr Nest wie die Eidergans aus den Dunen ihrer eigenen Brust. Diese haben gleichen Werth mit den Eiderdunen. Sie legen 5 Eier. So lange sich in ihrer Heimath noch offene Plätze an der Küste finden, bleiben sie da, so bald aber der Frost eintritt, werden sie weiter nach Süden getrieben, und besuchen alsdann die süssen Gewässer. Wo sie des Nachts in Heerden liegen, machen sie einen solchen Lärm, daß man sie bei kaltem Wetter eine Stunde weit hören kann.

Ihr Fleisch schmeckt nicht sonderlich angenehm, wird aber dadurch wohlschmeckend, daß man den Enten die Haut abzieht, sie alsdann einen Tag in Milch legt, überwallen läßt, und so spickt und bratet. Im April und Mai sind sie ganz mit gelben Fett überzogen, wahre Fettklumpen.

Winterepheu, lat. Hedera Helix, Linn. Fr. la Lierre, Engl. the great common Ivy-tree, auch genannt: Wintergrün, Ephеu, Epheubaum, Mauerepheu, Erdepheu, Epheustrauch, Eppig, Evig, Ewig, Waldeppig, Mauerewig, Mauerwurz, Mauerpfau, Baumwinde, Lorbeerkraut, Iven, Ivenblätter, Iloof, Ilob, Ilaub, Klimop. Ist immergrünes Laubholz, und ein gemeines kriechendes, dauerhaftes Rankengewächs, welches in Wurzeln und Ranken, wo es Nahrung und freies Wachsthum findet, ausschweifend wuchert, es dringt sogar mit seinen wurzelähnlichen Anhängen in die Baumrinde und in das Gemäuer ein, wodurch es sich einen hinlänglichen Zufluß von Nahrung verschafft.

Dieses Gewächs erreicht in vierzig Jahren sein ganzes Wachsthum. Es treibt flache, 1 Fuß tief und 4 Fuß in die Weite gehende Wurzeln, die mit vielen Lohden oder Ranken wuchern. Die Rinde am jungen Holze ist glatt,

grünlich, und am alten rauh, borstig und aschfarbig; nach dem Gegenstande hin, woran die jungen Triebe aufklettern, sind sie mit Wurzelwarzen besetzt. Die Blätter sind gewöhnlich eckig, herzförmig, sehr zähe, lederartig, dunkelgrün, glänzend, mit weissen Adern durchwebt und immergrünend. Das Holz ist weißlich, grüngeflammt, faserig, weich, und überaus schwammig. Die fruchtbare Zwitterblüte erscheint erst im September und Oktober, und zwar in gelbgrünlichen Büschein oder Dolden. In der Krone, die aus fünf Blätterchen besteht, befinden sich fünf aufgerichtete Staubfäden mit zweifach getheilten Staubhülsen. Der Staubweg ist sehr kurz, und die auf demselben befindliche Narbe einfach. Die Frucht ist eine runde erbsengroße Beere, die Anfangs grün und bei ihrer Reife im April schwarz ist, sie enthält ein grünes Mark und fünf große eckigte Saamenkörner.

Es ist ein mehr schädliches als nützliches Gewächs, da es den Bäumen den Saft entzieht, und die Rinde durchbohret, sollte aber sein Anbau in gewissen Fällen, z. B. zur Bekleidung der Mauern und Gebäude, nothwendig seyn, so säet man die Kerne in Moos, feuchte Wald- und Holzerde, im Frühling, wo sie dann im andern Jahre hervorkeimen, oder man nimmt die Wurzelranken, und verpflanzt sie, wohin man will.

Das Holz hat keinen sonderlichen Nutzen, von starken Stammreben ist es weich und schwammig, so daß man Filtrirbecher daraus drehen kann. Bei schweren Geburten der Schafe kochen die Schäfer die frischen Blätter im starken Biere zur Hälfte ein, und geben den Schafen diesen Absud, wenn er hinlänglich abgekühlt ist. Die Bienen suchen dies Gewächs, und die Beeren werden mit zum Vogelfange gebraucht.

Winterlinde, siehe Linde.

Winterstand. Heißt derjenige Ort, wo Quellen, warme Brücher und gute Dickigte sind, und welchen sich die Hirsche und das Wildpret aussuchen, um sich den Winter über dort aufzuhalten, damit sie sich sowohl vor der Kälte schützen, als auch hinlängliches Geäse haben können.

Wipfel, ist soviel als Gipfel.

Wipfeldürre, siehe Gipfeldürre.

Wipfelreich, siehe Gibelreich.

Wischer. Ist ein geschmiedetes Eisen, welches oben mit einer Schraube, bald wie ein Krätzer, gemacht ist, und unten, statt der krummen gegen einander stehenden Zinken, eine breite Platte hat; man schraubt sie auch an die Ladestöcke, und putzet die Büchsen damit aus.

Wistling, lat. Motacilla Erithacus, s. Motacilla Tithys, Lath. Mot. atra & gibraltariensis, Linn. Fr. le Rouge-queue, Buff. Engl. the Grey Redstart, Penn. auch genannt: Hausrothschwänzchen, Schwarzkehlchen, Röthling, Stadtröthling, Stadtrothschwänzchen, Waldrothschweif, Hausrötele, schwarzkehlige Mauernachtigall, schwarzer und blauer Rothschwanz. Ist ein Singvogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Sänger eine Art, deren Oberleib grau, der Unterleib bis zur Brust schwarz, der Schwanz gelbroth ist.

Er ist 6 Zoll lang, der Schwanz $2\frac{1}{2}$ Zoll, und die Breite der Flügel 9 Zoll, letztere reichen etwas über die Mitte des Schwanzes hinaus. Der Schnabel ist 6 Linien lang, rund, spitzig, schwarz, mit gelben Ecken und Rachen, und schwarzen Barthaaren, die Augen schwarzbraun, die geschilderten Füße schwarz, die Beine 1 Zoll hoch, die mittlere Zehe $7\frac{1}{2}$ und die hintere 6 Linien lang. — Der ganze Körper ist mit langen, feinen und dichten Federn besetzt, daher er sich auch vor der Kälte nicht fürchtet, im Herbst sehr spät wegzieht und im Frühjahr besonders bald wieder da ist.

Der Oberleib ist schön tief bläulich grau, die kurzen Deckfedern des Schwanzes dunkelgelbroth, der Augenkreis weißgrau, ein Streifen vom Schnabel bis zu den Augen, die Wangen, Kehle und Brust schwarz, zuweilen an der Brust schön weiß gewölkt, der Bauch und die Seiten wie der Rücken tief bläulich grau, weiß überlaufen, der After röthlichgelb, die Kniefedern schwarzgrau mit hellgrauen Rändern, die Deckfedern der Flügel schwärzlich, die Schwungfedern dunkelbraun, mit weißen Kanten, die Schwanzfedern gerade, die beiden mittelsten dunkelbraun, die übrigen dunkelgelbroth, die untern Schwungfedern grau, und ihre Deckfedern graulichweiß. — Das Weibchen ist gar merklich verschieden. Der Oberleib ist schmutzig dunkelaschgrau,

der Unterleib aschgrau röthlich überlaufen, das Kinn und der Unterbauch röthlich weißlich, die Ränder der Schwung- und großen Deckfedern weißlich, die der kleinen Deckfedern weißgrau.

Wegen seiner Lockstimme: Fit, fit, fi, za! und seines rothen Schwanzes, welches beides Eigenschaften der Nachtigall sind, hat er von einigen den Namen Mauernachtigall erhalten. Sein trauriger und wunderbarer Gesang bestehe aus drei Strophen, wovon die mittlere ein unangenehm klingendes krächzendes Geschrei ist, fast wenn er vomiren wollte, die vordere und hintere aber aus hell pfeifenden Tönen besteht. Er fliegt sehr leicht und schnell und sobald er sich gesetzt hat, ruft er Fittzazaza! schüttelt den Schwanz abwärts und seitwärts, und bücket sich hurtig, wie ein Rothkehlchen. Wenn er böse ist, so läßt er auch noch eine schnarrende Stimme hören. Eine ganze Familie bleibt bis zum Wegzuge beisammen, und alt und junge jagen und necken sich unaufhörlich. Uebrigens ist er, so nahe er auch den Menschen wohnt, furchtsam und scheu.

Er bewohnt Europa und das nördliche Asien, in Deutschland wird er, besonders in gebirgigen Gegenden, in ziemlicher Anzahl angetroffen. Er ist einer von den Zugvögeln, die am frühesten im Jahre, nach der ersten Hälfte des Märzes, wieder erscheinen. In der Mitte des Oktobers nimmt er wieder von uns Abschied, und zwar singt er von seiner Ankunft an bis zum letzten Augenblick, da er uns verläßt, auch bei der kältesten und rauhesten Witterung. Er bewohnt in Städten und Dörfern die höchsten Gebäude, als Thürme, Kirchen, Schlösser, Mauern und im Walde die Felsenspitzen und Felsenwände. Vorzüglich häufig ist er in solchen Gegenden, die hohe steile, kahle Kalchgebirge haben. Nur im Herbst und Frühjahr besucht er seiner Nahrung halber auch das Gebüsch und die Gärten. — Im Frühjahr, sobald nur einige warme Sonnenblicke kommen, kriechen an Häusern und Felsen eine Menge Fliegen hervor, die ihnen zur Nahrung dienen, und diese Insektengattung macht dann aber auch ihre vorzügliche Speise zu allen Jahrszeiten aus. Zur Brutzeit suchen sie noch andere Insekten und Kohlraupen auf, und im Herbst fliegen sie nach den

kleinen Erdkäfern und wenn diese der Frost verscheucht, nach den schwarzen Hollunderbeeren.

Sie nisten des Jahrs zweimal in den Klippen der höchsten Felsen, der Mauern und unter und auf dem Gebälke hoher Häuser. Am mehrsten findet man ihr Nest auf den hohen, und wenig besuchten Böden der Kirchen und Schlösser, und zwar auf den durch dieselben hinlaufenden Balken frei stehen. Es ist sehr fest aus Grashalmen und Haaren zusammengewebt, und enthält 5 bis 6 schöne glänzend weiße Eier, die in 13 Tagen ausgebrütet sind. Die Jungen sehen röthlichgrau aus, oben dunkler unten heller, und die Kanten der hintern Schwungfedern sind schmal und röthlichgrau, werden aber schon am Männchen nach dem ersten Mausern heller und breiter, so wie auch der Unterleib dunkler.

Die Katzen und Marder suchen ihre Brut auf, und auch der Kukkuck soll in ihr Nest legen, welches aber, da derselbe nicht in die Häuser fliegt, und in die Fels- und Mauerritzen nicht kommen kann, nicht zu vermuthen steht. Dies zeigt daher an, daß man unter dem Namen Mot. Erithacus einen andern Vogel verstanden hat.

Um sie zu fangen, besteckt man den Platz, wo man sie oft hinfliegen sieht, mit Leimruthen, an welche man etliche Mehlwürmer hängt. Im Herbst fängt man sie auch einzeln in Sprenkeln, wenn sie großer Hunger zwingt, Hollunderbeeren zu fressen. — Sie nützen durch ihr nicht unschmackhaftes Fleisch, und vorzüglich durch die Vertilgung des weißen Kornwurms auf den Kornböden.

Als Verschiedenheiten giebt es 1) Alte, die überall bis auf die Flügel und den Schwanz schwarz sind, am Unterleibe am dunkelsten. Sie sind dann wenigstens 8 Jahr alt, und werden zuletzt an der Brust sogar blau schimmelfarben. Dieß ist im Systeme eine besondere Art unter dem Namen Motacilla atrata, Linn. Engl. Black Red-tail, Latham. 2) Solche die dem Weibchen mehr ähnlich sehen, welches die Ein- und Zweijährigen sind, die am Oberleibe aschgrau, am Unterleibe röthlich aschgrau aussehen.

Witterung (der Hunde), Fr. Vent. Nennt man alle Ausdünstung, die ein Hund oder Thier durch die Nase

empfindet. — Unter Witterung versteht man auch eine gewisse zubereitete Salbe (z. B. eine Fuchswitterung), um damit allerhand Raubthiere anzulocken und zu fangen.

Wohlbehangen, siehe Behangen.

Wohlbestandene Hölzer, siehe Bestanden Holz.

Wolf, Lat. Canis Lupus, Linn. Fr. le Loup, Buff. Engl. the Wolf, Penn. auch genannt: Wolfshund. Ist ein Raubthier, und gehört als Säugethier unter die Gattung der Hunde. Als Kennzeichen seiner Art, hat er langhaarigen Schwanz; und trägt ihn bald hängend, bald zieht er ihn zwischen die Hinterbeine. Dieses Raubthier, das in allen Welttheilen und fast unter allen Zonen in Wäldern wohnt, wird in Deutschland immer seltener. Man könnte den Wolf billig einen wilden Hund nennen, so sehr ist er demselben in seinem innern und äussern Körperbau ähnlich. Er hat beinahe die völlige Gestalt eines großen Fleischerhundes, doch einen stärkern und gestrecktern Leib, einen größern Kopf, und kleinere, aber stämmigere Füße. Auch in den Kinnladen und in den Muskeln des kurzen Halses besitzt er eine größere Stärke, so daß er Ochsen und Pferde niederzureissen im Stande ist.

Sein Körper ist ohngefähr 3 Fuß 11½ Zoll lang und 2 Fuß 10 Zoll hoch. Der Kopf ist länglicht, stark, hat eine flache und breite Stirn und eine lange, aber stumpfe Schnauze. Der Rachen ist beinahe bis an die Ohren gespalten. Die Zunge ist lang und rauch. Er hat, wie die Hunde, 6 Vorderzähne in beiden Kinnladen, vier einzelne große Eckzähne (Fänge) und auf jeder Seite sechs zackige Backenzähne, doch sind sie in der Bildung von den Hundezähnen unterschieden. Die Augäpfel und Augenlider sind abwärts gesenkt, und die Augen stehen also schiefer, als beim Hund, sind klein, funkeln im Dunkeln, und sind wegen ihres schelen Blicks schauerlich anzusehen. Die Ohren sind kurz, spitzig und stehen aufgerichtet. Der Hals ist kurz und stark; die übrige Proportion des Leibes, wie beim Hunde. Den lang und dick behaarten Schwanz (Ruthe, Standarte), welcher 1 Fuß 10 Zoll lang ist, trägt er entweder grade herabhängend, oder die Spitze (Blume) zwischen die Beine eingezogen. Seine derben Füße sind mit graden, stumpfen Nägeln (Klauen) besetzt. Im Gange

(Trabe) ist er plump, langsam und schüchtern wegen der vielen Verfolgungen von Menschen.

Das Haar ist ziemlich lang, am Halse steif aufrecht stehend, und wechselt im Sommer und Winter die Farbe. Im Sommer ist es auf dem Rücken rothgrau, im Winter aber gelblicht braun mit grau und schwarz gemischt und am Bauche immer schmutzig weiß oder weißgrau. Der Schwanz hat gleiche Farbe. Die Vorderfüße sind gelbbräunlich mit einem weißen Streif auf der innern und einem schwarzen auf der obern Seite, welcher bis an den eigentlichen Fuß reicht, und die Hinterfüße auswendig bräunlich und inwendig weißgrau gezeichnet.

Sein Geruch ist, wie sein Gesicht und Gehör, sehr scharf. Seine größte Stärke besitzt er in den vordern Theilen des Körpers, in den Hals- und Kinnbackenmuskeln. Er bellt nicht, sondern heult gräßlich, wie ein Hund. Von Natur ist er ungeschickt und furchtsam, aber die Noth macht ihn verschlagen und beherzt. In den Wildnissen geht das Männchen in Gesellschaft seiner Gattin oder in einer Rotte, wenn es nöthig ist, zusammen auf den Raub aus. — Die Wölfin hat einen spitzigern Kopf und dünnern Schwanz, ist niedriger und schwächer. Beide, Männchen und Weibchen, haben einen allen Thieren unausstehlich widrigen Geruch. Ihr Alter dauert 15 bis 18 Jahre.

Ihr Aufenthalt ist, wegen ihrer Nahrung, unbeständig. Vorzüglich lieben sie düstere Wälder, Dickigte, Brüche mit morastigen und trocknen Stellen, in welchen sie sich am Tage verbergen. Hier ist es auch, wo sie sich begatten, und die Mutter ihre Jungen gebiert. Ihre Nahrung müssen sie sich immer mit vieler Mühe und weiten Reisen verschaffen, und die Erlangung derselben hängt immer von einem Ohngefähr ab. Besonders geht es ihm im Winter zuweilen sehr kümmerlich, wo ihn aber auch bei großem Hunger seine sonstige Furchtsamkeit verläßt und Kühnheit an ihre Stelle tritt. Des Tages über hält sich der gefräßige und unersättliche Wolf im Frühjahr in dem dicksten Gehölze und im Sommer, wo möglich im hohen Getraide auf, und geht gewöhnlich nur des Nachts auf den Raub aus. Er verfährt dabei zu seiner Sicherheit sehr behutsam, geht nie aus seinem Hinterhalte hervor, ohne vorher zu wittern

und zu horchen, und soll sich, wenn er nur mit dem Fuße an etwas anstößt, vor Unwillen Geräusch gemacht zu haben, in denselben beißen. Er scheut gespannte Stricke, Thüren und Thore und springt lieber über Hecken und Mauern. Er hat den stärksten Geruch (Witterung) und wittert über eine Viertelstunde weit sehr genau, die Art des ihm zu Theil werdenden Raubes, und ist ihm dieser nach seinem Gaumen, so sind die andern Thiere, welche ihm begegnen, vor seinem Morden sicher. Im größten Hunger greift er Menschen an, und hat er einmal ihr süßes Fleisch gekostet, so lauert er beständig auf diese Nahrung, schleicht in die Dörfer, raubt Kinder, und gräbt sogar die todten Leichname aus (s. a. Währwölfe). Im Hunger fällt er auch in Gesellschaft wilde Schweine, Pferde und erwachsenes Rindvieh, besonders des Nachts auf der Weide an, auch jagt er auf diese Art Hirsche, vorzüglich trächtiges Rothwildpret, ja sogar Bäre. Mit seinem Weibchen allein ermüdet er listig das schnelle Reh und den Hirsch, wobei, wenn Schnee liegt, das Weibchen gerade in die Fußstapfen des Männchens tritt, daß man es also nur für die Spur eines Wolfes hält. Im Winter, wenn der Hunger zu groß ist, und sie Paarweise nichts erjagen können, versammelt sich zuweilen eine ganze Gesellschaft Wölfe durch ein gräßliches Geheul zu einer förmlichen, künstlichen Jagd. Sie vertheilen sich auf die gewöhnlichen Wechsel des Wildes, und jagen es dann einer dem andern zu, um es desto leichter zu ermüden und zu erhaschen. Lämmer, Frischlinge und Gänse sind ihre Lieblingsspeisen. Die Schafe stiehlt er aus den Horden und Ställen. Er ist oft so dreiste, daß er sich bei trüber, neblichter, regenhafter und schneiender Witterung an die an Schaf- und Viehställen liegende Hecken schleicht, und sich unter den Schwellen durchgräbt. In den Ställen würgt er dann alles, und scheut dabei oft auch die Schüsse und alles Klingeln nicht, das ihm sonst so sehr zuwider ist, und ist er einmal in einen Hof eingebrochen, so wagt er alles, um einen Hund, ein Schaaf, Schwein, eine Ziege, oder ein Stück Federvieh mit fortzuschleppen. Hasen, Kaninchen, Ratzen, Hamster, Maulwürfe, Mäuse und Waldvögel erlauscht er sehr listig. In Ermangelung lebendigen Viehes stillt er auch seinen Hunger mit ausge-

worfenen Eingeweiden und mit Luder, und in der äussersten Noth fällt der Stärkere den Schwächern selbst an. Seinen Raub weiß er sehr künstlich aus der Haut, ohne große Verletzung derselben, auszuschälen. Nach genossener Mahlzeit wälzt er sich. Er purgirt sich auch zuweilen, wie die Hunde mit Gras, oder schafft sich die Knochensplitter auf diese Art aus dem Magen und den Gedärmen. Nicht leicht raubt die Wölfin in der Nähe ihrer Jungen, damit diese unentdeckt bleiben.

Die Ranz- oder Rollzeit beginnt zu Ende des Decembers und dauert bis in die Mitte des Hornungs, doch bleibt jedes Paar nur 14 Tage hitzig. Zwei und drei Wölfe kämpfen oft grimmig um ein Weibchen. Bei ihrer Begattung hängen sie, wie die Hunde, wegen des knochenartigen Wulstes an ihrer Ruthe zusammen. Das Weibchen ist des Jahrs nur einmal und zwar $2\frac{1}{2}$ Monat oder 11 Wochen trächtig, und wölft alsdann in einsamen düstern Wäldern in einem selbst gegrabenen Loch unter den Baumwurzeln, oder unter einem Ufer, oder in einem alten vergrösserten Dachs- oder Fuchsbau auf ein von Moos bereitetes Lager, ihrem Alter nach, 3 bis 9 Junge, welche einer gewöhnlichen falschen Sage nach, mehrentheils weiblichen Geschlechts seyn sollen. Die Jungen werden blind gebohren, bleiben es 10 Tage, die Mutter säugt sie 5 bis 6 Wochen und verbirgt sie, bis sie laufen können, sehr sorgfältig vor dem Vater und ihres Gleichen, welche sie sonst auffressen würden. Sie trägt sie auch, wie die Füchsin, bei der Witterung von Menschen am Halse von einem Orte zum andern. Die jungen Wölfe sind von weißlichrother Farbe, und bleiben bei der Mutter, bis sie sich wieder begattet. Sie sind nach 2 Jahren fast gänzlich ausgewachsen und zur Fortpflanzung fähig; sie lassen sich nie zähmen.

Die Wölfe werden, wie die Hunde mit der Raude und Tollheit, auch in der Wildniß befallen, und ihr Biß in der Wuth ist ohne Rettung tödtlich. Der Jäger kennt einen wüthenden Wolf an der hin und her wankenden unregelmäßigen Fährte. — Ihre Feinde sind alle Hunde, besonders der starke Bauerhund, welcher ihn auch muthig verfolgt. Siegt er, so läßt er seine Beute den Raben und andern Wölfen, siegt aber der Wolf, so frißt er seinen

Raub auf. Die Wölfe fressen sich auch einander selbst auf, und ein kranker oder verwundeter ist für die gesunden allezeit eine herrliche Mahlzeit. Von den gelben Hundeflöhen werden sie sehr geplagt, auch findet man Spulwürmer und Bandwürmer in ihnen.

Die Jäger spüren das Daseyn eines Wolfes an der Fährte, welche mehr lang als breit, und einer großen englischen Hundefährte nicht unähnlich ist, nur daß die zwei mittlern Zehen enger zusammen und die zwei äussern besser abstehen, und überhaupt besser geformt sind, als bei der englischen Dogge, die gemeiniglich mit offenen Klauen geht. Seine Ballen sind auch weit stärker, breiter, weiter von den Zehen abstehend, und drücken die Gestalt eines Herzens mit drei sichtbaren Grübchen im Boden ab. Er schreitet weit regelmäßiger und fester, als irgend ein großer Hund in einer Linie fort (schnürt), wanket niemals in seinem Gange, sondern setzet allezeit, wenn er gehet, den Hinterfuß gerade in die Vorderfährte, und wenn er trabet, die Hinterfährte allezeit drei Finger breit von der vordern ab, und diese ist weit größer als jene. Wenn ihn die Jäger gespürt haben, und seinen Aufenthalt wissen, so wird er eingelappt und auf diese Art in Gruben gefangen (s. Wolfsgruben). Man stellt ihm auch große eiserne Wolfsfallen (s. Wolfseisen). Wenn ihrer mehrere gespürt werden, so stellet man ein ordentliches Jagen (s. Wolfsjagd) an. Auch werden sie in einem Treibjagen durch Trommel- und Pfeiffenschall und Schreckschüsse in Netze (s. Wolfsnetze) getrieben und darin todt geschlagen, oder, wenn keine Netze da sind, so stellen sich da, wo er vorbei traben muß, Schützen an, und erlegen ihn mit der Flinte. Vormals wurden sie auch in eingezäunte Oerter (s. Wolfsgarten) gelockt. Ein Hund, welcher nicht darauf abgerichtet ist, geht den Wolf nicht leicht an, und die Wunden, die er ihm reißt, heilen auch schwer. In seiner Gefangenschaft ist er so zahm, daß man ihn ohne Gegenwehr tödten kann.

Sie nützen wohl dadurch, daß sie in Wildnissen das Ebenmaas unter dem Wild und den schädlichen Thierarten, die der Mensch daselbst nicht nutzen kann, erhalten. — Sein Balg giebt ein gutes Pelzwerk, welches keine Insekten besuchen. Man braucht ihn zu Wildschuren, Müffen,

und andern Kleidungen, zu Pferdedecken und Decken vor die Stubenthüren. Je weißer das Haar ist, desto schöner und kostbarer sind die Bälge. — Das Leder weißgahr gegerbet, giebt Handschuhe und andere Sachen. — Der Zähne bedienen sich, in Stiele eingefaßt, viele zur Glättung und Polirung. Man faßt sie auch mit Silber ein für Kinder, um durch das Beißen auf dieselben das Durchbrechen der Zähne vermeintlich zu erleichtern. — Sein stinkender Athem macht, daß man sein grobes Fleisch nicht ißt, ja die Hunde wollen es gebraten nicht fressen. Doch genießen es die Kalmucken, Tungusen, und die ärmsten Lappländer. — Wenn man über seinen Koth Wasser schüttet, und die Schaafe damit betröpfelt, so sollen sie in wolfreichen Gegenden vor seinen Anfällen sicher seyn. — Noch einen kleinen Nutzen stiften die jungen Wölfe, indem sie, ehe sie noch stark genug sind, selbst zu jagen, die Felder vom Aas reinigen.

Der Schaden der Wölfe ergiebt sich aus ihrer Nahrung. Den Menschen fallen sie nur in dem größten Hunger an. Der Reisende ist in den größten Wildnissen vor ihnen gesichert, wenn er Feuer aufschlagen, oder sonst einen klirrenden Schall hervorbringen kann. Der Reuter braucht nur etwas rauschendes, eine Kette, einen Strick, oder ein Strohseil hinter sich her zu schleppen, so flieht der Wolf. Ist er gesättigt, so verjagt ihn auch jeder Hund. Auch scheuet er sich vor einem Seil, das über eine Hecke gezogen ist, über welche er seines Raubes halber springen muß.

Wölfen, Schütten, Fr. louveter. Heißt sowohl bei den Wölfen als bei den Hunden, wenn sie ihre Jungen bringen.

Wolfsart, Fr. Race de loup. Wird ein Hund genannt, wenn er geitzig im Fressen und beissigt ist.

Wolfseisen, Wolfsfalle, Fr. Chausse-trappe. Sind große eiserne Fallen (Schwanhälse, oder Berliner Eisen), welche die Gestalt der kleinen eisernen Mäusefallen ohne Teller haben, und in der Mitte mit ihren beiden Biegeln, wenn der Haken, an den sie aufgestellt werden, berührt wird, zusammen schlagen. Sie werden, um die Wölfe darin zu fangen, in die Wälder geleget. Siehe unter Wolfsjagd.

Wolfsfalle, siehe Wolfseisen.

Wolfsfänge, Fr. Crocs de loup. Heißen die großen und langen Spitz- oder Eckzähne der Wölfe; siehe auch Fänge.

Wolfsgarne, siehe Wolfsnetze.

Wolfsgarten, Fr. Jardin à portes faites en trappes. Sind umzäunte Oerter in Wäldern, um Wölfe darin einzufangen. Man kann einen solchen Garten mit einem Zaune von Planken oder Pallisaden, oder einen geflochtenen Zaun machen, und auf diesen Reisigbündel von Dornen drauf legen, der Umfang des Gartens kann 800 bis 1000 Schritte seyn. An einer Seite, und zwar gegen Mittag oder halb Morgen und halb Mittag (Südost) bleibt eine Oeffnung ohne Zaun, mit einem Wechsel von 200 Schritten, und zwar muß der Wechsel oder Eingang um deswillen in die Mittagsseite gemacht werden, weil der Wolf gerne unter Wind kömmt, die meisten Winde aber von Abend oder Mitternacht kommen.

Auf einer Seite vom Eingange herunter, bald bis ans Ende, und gegen den Eingang, wird eine Wachthütte entweder auf einem Baume, oder auf Säulen 12 Ellen von der Erde gemacht, und zum Zeuge muß eine Ecke von der Wachthütte und dem Eingange noch ein Häuschen ebenfalls erhöhet stehen, damit der Wolf nicht Wind haben kann. Hierzu gehören zwei Wolfsgarne und zwei Bund Federlappen, jedes von 100 Schritten, in dem Garten muß Holz oder Dickung seyn, und die Wölfe werden in den Garten nahe der Wachthütte mit alten Pferden oder Rindvieh angeludert.

Wenn man nun etwas zu fangen glaubt, steiget einer in die Wachthütte, und giebt wohl Achtung, wenn der Wolf zum Luder kömmt, da denn im Zeughäuschen auch zwei Personen zum Zeuge seyn müssen. So bald der Wolf bei das Luder kömmt, ziehet jener an dem Drat, welcher vorher vom Wachthause zum Zeughause gemacht, und an welchem entweder eine Schelle oder ein Hammer ist. Wenn diese nun das Zeichen vernehmen, so nimmt sogleich ein jeder ein Bund Lappen auf die Schulter, womit so geschwind, als nur möglich, der Eingang verlappt wird. Alsdann holen sie schleunig die beiden Garne, und machen unter den

Lappen damit zu. Auf diese Art sind die Wölfe gefangen, und werden darin auch todt geschossen.

Sonst wird auch an eine Ecke des Zauns eine Grube in die Erde gemacht, 12 Fuß tief und 9 bis 10 Fuß breit und lang; diese muß mit gehobelten Pfosten fein ausgebohlet, die Pfosten aber dürfen nicht in die Quere, sondern müssen gerade aufgesetzt werden, damit der Wolf sich nicht anhalten und herauf machen kann.

Ueber der Grube darf der Zaun nicht aufstehen, sondern etwa 2 Fuß hoch über der Erde erhöhet seyn. Die Grube aber wird mit zwei oder drei glatten Stangen überlegt, und diese mit etwas Reisig bedeckt, damit die Grube nicht sichtbar ist, sondern wie Buschholz aussieht.

Wenn nun die Wölfe auf diese Art ein- und zugestellet sind, geht man in den Garten, jaget sie herum, da sie denn durch den freien Platz zwischen dem Zaune hinaus wollen, in die Grube aber fallen, und warten müssen, bis man sie lebendig oder todt heraushølt. Will man sie lebendig herausholen, so muß man zwei Zangen haben, eine große, die um den Hals, und eine enge, die um den Hinterlauf und über die Hessen geht (s. unter Einfangen der Sauen). Man kann sie zwar auch mit einer Schleife herausholen, welches aber mühsamer und gefährlicher ist. Hiebei ist noch zu gedenken, daß bei den Garnen und Lappen diejenigen bleiben müssen, welche sie gestellet haben, damit, wenn der Wolf etwa eher die Garne, als die Grube trifft, sie ihn auch mit einer tüchtigen Gabel in dem Garne empfangen können.

Auf eine andere Art wird ein Wolfsgarten in einem dicken Walde angelegt, indem entweder ein Zaun, oder eine Wand von Brettern um einen freien rein abgeholzten Platz gemacht wird, um welchen aber rings herum Holz steht. An der einen Seite der Wand ist eine ordentliche Wohnung für einen Jäger, welcher sich Vieh halten kann, und besonders gut ist es, wenn er im Winter Schaafe bei sich hat, weil an selbige die Wölfe um so dreister gehen. Dieser Garten wird viereckigt, eine jede Wand kann bis 150 Schritte lang werden, mitten in jeder Wand bleibt ein Thor 12 Schuh weit, zu beiden Seiten kommen Säulen, und oben ein Oberschweif, auf den Oberschweif von

zwei Brettern ein kleines Dach, und unter dem Oberschweif wird ein Falltuch feste angemacht. Das Falltuch ist von guter grober Leinwand, und auf beiden Seiten sind eiserne Ringe, die an die Seitenstangen gehen, das Falltuch aber muß bis herunter auf den Boden reichen.

Am untersten Ende des Falltuchs wird eine Stange angemacht, an deren beiden Enden eine Scheere von Eisen, wie an den Wagenleisten, sich befindet. Inwendig an den Säulen müssen zwei Stangen seyn, welche unten in die Schwelle, und oben in den Oberschweif gehen. An diese beiden Seitenstangen kommen die eisernen Scheeren mit der Querstange des Falltuchs, müssen aber leicht daran hinauf und hinunter gehen.

Oben an den Oberschweif wird auswendig ein eiserner Stab angemacht, welcher 18 Zoll lang und 1 Zoll dick, auch $1\frac{1}{2}$ Zoll breit seyn muß. An einem Ende ist ein Wirbel, wie an einem Thürbande, woran ein breites eisernes Blech ist, welches an den Schweif genagelt wird; der 18 zollige Stab aber muß sich an dem Wirbel auf- und nieder drehen können.

Inwendig an dem Oberschweif des Thors wird gegen den vorbenannten eisernen Stab auch ein eiserner Haken gemacht, auf die Art, wie an den Berlinischen Fuchseisen das Häkchen an dem Schneller oder Schlosse ist, woran der Abzugs-Brocken gemacht wird, dieser aber muß nach Verhältniß größer und stärker seyn. In dem Haken ist ebenfalls ein Loch, daran ein starker Drath befestiget wird, welcher in die Wohnung des Jägers geht.

Wenn nun aufgestellet wird, so schiebt man die Querstange mit dem angemachten Tuche hinauf, noch besser aber ist es, wenn man es mit einer Leine, die im Kloben geht, hinauf ziehet. Dabei muß man eine kleine Leiter haben, daß man zur Stellung hinauf kann. Ist nun das Tuch hinauf, so nimmt man den angemachten Stab Eisen, und legt ihn unter die Querstange weg, daß er mit dem Ende auf den Haken zu liegen kommt, jedoch so, daß sich der Haken mit dem Drath gut abziehen läßt. Auch kann an beiden Enden der Querstange ein Gewicht, welches nicht eben allzuschwer seyn muß, angemacht werden, damit im Losziehen das Tuch desto schneller herunter fällt. Auf diese

Art werden alle drei Thore aufgestellt, und von jeder Stellung geht der Drath ins Haus.

In den Garten hinein muß nun fleißig Luder geschleppet werden, und hat der Jäger Schaafe, so sperret er auch eins alleine in einen andern Stall, damit dieses, indem es sich nach den andern sehnet, fleißig schreiet. Wenn nun die Wölfe auf die Schleppen kommen (man schleppt auch wohl mit Wildprets-Gescheide), werden sie bald nachreisen, und ohne Anstand in den Garten traben, um daselbst ihren Hunger zu stillen, besonders wenn es recht kalt ist, oder Schnee liegt, da denn jemand im Hause wachen muß, und so sie kommen, zieht man an den Dräthen der Stellung der drei Thore ab, worauf sie gefangen sind.

An einer Seite in der Wand muß auch eine Grube seyn, wie bei dem vorhergehenden Wolfsgarten gesagt worden, in welche man die Wölfe hinein jagen kann. Wenn der Fang gut gehen soll, muß auch kein Licht aus der Wohnung scheinen, wovor sie sich scheuen könnten. Auch kann man in diesem Garten Füchse fangen, welche man aber, falls man Wölfe vermuthet, abziehen läßt, indem jene wohl zu einer andern Zeit wieder kommen.

Wolfsgrube, Fr. Louvière. Vormals, als es noch in den Wäldern häufige Raubthiere, und unter diesen auch viele Wölfe gab, bereitete man, außer den Gruben in Wolfsgärten, auch hie und da in den Waldungen noch besondere Gruben, um darin Wölfe, ohne Jagen, zu fangen. Eben daher haben auch noch heutiges Tages viele Oerter in den Waldungen, wo vormals Wolfsgruben gestanden, davon ihren Namen. Sie sind auch, in so fern sie keinen kostspielsigen Aufwand erfordern und leicht zu erhalten sind, sehr gute Erfindungen, und sollen daher ihrer zwei hier beschrieben werden, obschon vorjetzt die Wölfe in Deutschland eine Seltenheit geworden, und wenn sich auch noch zuweilen einer sehen läßt, sogleich umkreiset und gebirschet, oder auf andere Art gefangen und erleget werden kann.

Eine Wolfsgrube z. B. mit Schnappdeckeln macht man 16 Schuh tief, und 12 Schuh lang und breit, auch fein glatt (s. unter Wolfsgarten) ausgebohlet. In der Mitte wird eine glatte Stange hinein, und ein kleines Rad

oder eine Scheibe darauf gesetzt. Auf dieses Rad oder Scheibe bindet man ein Schaf, eine Ziege oder Ente, sodann werden zwei Schnappdeckel gemacht, die an der Stange zusammen stoßen, jedoch einander nicht hindern.

Die Deckel sind von dünnen glatt gehobelten Brettern, oder von Reisholze geflochten, müssen aber an den Seiten in einer Angel hängen, damit sie sich umdrehen und in die Grube hinein schlagen können. Es kann auch ein wenig Reisig darauf gestreuet werden, damit es nicht so helle scheint.

Wenn nun der Wolf das Schaf oder die Ente vernimmt, so will er darauf zu eilen, da er aber über die Deckel springt, wird er in die Grube geworfen. Sollten dergleichen Gruben in Brüchen oder nassen Oertern nöthig seyn, wo man wegen des Wassers keine so tiefen Gruben machen kann, so macht man sie dann nur so tief, daß die Deckel nicht auf den Boden streichen, nimmt aber ein oder 2 Tellereisen, und legt sie auf Brettern hinein, füttert sie aber in Spreu, damit sie nicht einfrieren. Wird nun der Wolf von den Deckeln hineingeworfen, so empfangen ihn die Eisen, welche er auch nicht weit aus der Grube wird bringen können.

Eine Wolfsgrube auf eine andere Art, wird zwar gleich der vorigen tief, aber nur 9 bis 10 Schuh weit und breit, ebenfalls mit einer Stange in der Mitte, und oben mit einer Scheibe gemacht, auf welcher, wie vorher erwähnt, ein Schaf oder eine Ente gebunden wird. Die Enten wählt man vorzüglicher, weil sie nicht so leicht, als die Schafe erfrieren; doch nimmt man, was am ersten zu haben ist.

Es ist auch gut, wenn die Grube rund gemacht wird. Ueber die Grube legt man ein Paar geschälte glatte Stangen, und darüber dünnes Reisig. Hierauf bedeckt man die Grube rund herum mit Stroh, so daß von der Mittelstange nach den Rand der Grube, das Stroh der länge nach heraus liegt. Auch ist es recht gut, wenn man etwas Schafmist über und vor das Stroh streuet, weil dann der Wolf desto dreister ist, und wenn er nach dem aufgebundenen

Thiere springen will, geht der Strohboden mit ihm durch, so daß er in die Grube fällt und gefangen ist.

Wolfsjagd, Fr. Chasse générale du loup. Da es zuweilen geschieht, daß sich die Wölfe aus den Gebirgen oder großen Waldungen und Wildnissen, nach entfernten Gegenden in die Vorhölzer, oder wohl gar nach dem flachen Land in kleinere Waldungen ziehen, besonders dahin, wo eine gute Wildbahn und Gehege ist, und welches mehrentheils im Winter geschieht; so macht sich zuweilen ein Hauptjagen auf Wölfe nöthig, so kostspielig es übrigens ist. Denn man hat auch nicht in allen Wintern viel Neues, oder aber die Wölfe traben bald hier, bald da, und den ganzen Tag über, so daß man sie nicht einkreisen und mit Garnen oder dem kleinen Zeuge einstellen kann. Auch sind in den kleinen Waldungen keine Wolfsgärten, oder aber, weil sie bald hier, bald da herum und weit weg traben, ist ihnen nicht viel mit Schlagbäumen, Gruben, Eisen und dergl. Abbruch zu thun. Auch sind derer wohl nicht in Vorrath gemacht, und ehe sie fertig, so sind die Wölfe schon wieder in andere Reviere, wiewohl man sich da, wo dann und wann Wölfe kommen, auf Gruben, Eisen oder Schießhütten vorher gefaßt gemacht haben muß. Weil nun zwei oder drei Wölfe schon, geschweige mehrere, in der Wildbahn großen Schaden thun, oder auch wohl eine Wölfin zurück bleibt, und etliche Junge wölft, mithin eine baldige Vermehrung geschehen kann; so ist es am rathsamsten, so viel Zeug als im Vorrath da ist, zu nehmen, und ein Hauptjagen zu machen.

Bei dergleichen Jagen wird der Anfang eben so gemacht, als unter Hauptjagen, in Ansehung der Hirsche und Sauen, schon beschrieben worden ist. Jedoch ist hier zu bemerken, daß das Wolfsjagen gleich Anfangs mit Leuten und Feuer belegt wird. So macht man etliche Treiben, bis das Jagen etwa noch in 10 oder 12 Fuder Zeug besteht. Hierbei ist aber die Ausnahme, daß, wenn nicht viel mehr als 12 Fuder Zeug an manchen Orten vorräthig wären, man das Jagen so weit zusammen treibt, daß so viel Zeug abgetrieben ist, damit durch das Jagen quer durch zu stellen ist, und die eine Hälfte vom Jagen wieder durchgestellt werden kann.

So bald es nur angehen will, durchzustellen, muß man das Rothwildpret von den Wölfen scheiden. Wo aber durchgestellet wird, erwählet man ein Gehau oder hellen Ort, oder einen recht breiten Stellflügel, und hinter dem Hellen müssen die Tücher gerichtet werden, damit vorher wohl gesehen werden kann, ob Wildpret oder Wölfe kommen. An den Tüchern des durchgestellten Flügels müssen oben Stangen mit Rädern seyn, wie bei den Läuften, die Falltücher haben (s. unter Lauft zum Abjagen), beschrieben worden ist.

Auf gleiche Art werden die Tücher auch herunter gelassen und wieder aufgezogen. So gar sehr aber läßt man die Tücher nicht auf den Boden, als es auf den Läuften geschieht, damit man, wenn ja ein Wolf unversehens käme, desto geschwinder mit dem Zeuge aufkommen kann, und sie begehren auch nicht sogleich überzuspringen.

Hierbei ist vornehmlich dieses zu beobachten, daß sich die Leute, welche die Tücher aufziehen und herablassen, so gut, als es möglich ist, verborgen halten, und genau Acht haben, daß wenn Wild kommt, die Tücher unten bleiben, damit es hinüber kann, selbige aber sogleich aufziehen, wenn ein Wolf kömmt. Die Jäger, welche bei den Falltüchern sind, geben mit den Jagd- Flügel- oder Hiefhörnern denen, die treiben, durch Blasen zu verstehen, wenn sich ein Wolf vor den Fallthüren sehen läßt. Darauf halten diese mit Treiben an, lassen die Leute auf Haufen treten, nehmen von den Flügeln einige Mannschaft, und treiben gemach von den Falltüchern her, um die Wölfe zurück zu bringen.

Sollte es ja nicht zu ändern seyn, daß etliche Stücke Wildpret mit darin blieben, so ist es doch immer besser, als wenn ein Wolf verlohren geht; es kommt auch nur darauf an, daß das meiste Wildpret heraus, und aus der einen Hälfte geschieden ist, da es denn nun in die beiden kleinen Theile kömmt. Vorher aber müssen die zwei kleinen Theile herein in das Große getrieben seyn, sodann treibt man einen kleinen Theil in den andern, aber sehr gemach und behutsam. Wenn nun der eine kleine Theil auch recht rein ist, so scheidet man aus dem letzten wieder zurück, und läßt das letzte auch wieder recht durchsehen, und wäre etwa noch ein Wolf darin; so treibt man selbigen in das Jagen. Das Wild

aber läßt man aus dem Theile, worin es geschieden worden, heraus und in seine Freiheit.

Wenn viele Zeuge vorhanden sind, so scheidet man auch schon eher etwas Wildpret heraus, so viel man kann, weil es ihm Schaden bringt, wenn es so lange im Zeuge bleibt. Sauen und Rehe müssen zwar noch dabei bleiben, bis das Jagen enger wird, und alsdann stellt man etliche Treiben mit Zeuge durch. Sollen aber keine Sauen und Rehe dabei bleiben, so scheidet man alsdann die Sauen auch von den Wölfen ab, und wie das Rothwildpret über das Zeug hinaus gebracht wird, so müssen dagegen die Sauen unter den Tüchern hinaus, wozu die Zugleinen, welche durch die Räder gehen, an die Unterleine gebunden werden.

Bei diesem Hinauslassen muß man aber sehr wohl Acht haben, weil der Wolf eben so geschwind, als die Sauen, darunter wegkommen kann, mithin ist es viel besser, daß wenn das Jagen nur etwas ins Enge gebracht worden, der Herr oder Jäger, oder wer sonst schießen kann, sich ins Jagen stellt, die Wölfe rege machen läßt, und sie darin todt schießt, als daß man ein prächtig Abjagen mit dem Laufte bei so mißlichen Umständen zu machen sucht.

Wenn die Wölfe etliche Tage im Zeuge stehen, werden sie verwegen, so daß sie sogar die Windleinen im Jagen abfressen. Ja wenn auch Tücher mit Gemäsche unten sind, so zerfressen sie selbige auch, und wandern hernach ihren Weg. Dieserhalb muß die ganze Nacht am Zeuge, und von einem Feuer zum andern Wache seyn. Am besten ist es, wenn fleißig mit Fackeln patrouilliret wird, weil sie dadurch von dem Zeuge abgehalten werden. Man wird es auch bald gewahr, ob die inwendigen Windleinen los sind, wenn man die auswendigen angreifet oder ziehet. Wird dieses aber versehen, so fällt das Zeug um, besonders wo es im Winde steht, und weil sich die Wölfe des Nachts beständig umsehen, wo sie hinaus wollen, so finden sie auch gar bald die Oefnung zu ihrer Freiheit und gehen fort, wenn man ihnen nicht zuvorkommt, und das Zeug wieder befestiget.

Ein anderes Jagen nach Wölfen geschieht durch eine Lappstatt. Die Wölfe stecken entweder in großen Bergen und Dickigten, oder in Brüchen und morastigen Oertern. Hat man nun im Winter Neues, so kreiset man die Oerter, wo die Wölfe zu vermuthen sind, ein; ohne Neues aber verlappt man die großen Dickigte, Brüche oder Berge des Nachts, wenn sie aus auf den Raub sind, giebt ihm darneben ein anderes Stück in die Lappen, und läßt den Ort, wo sie gemeiniglich heraus oder hinein traben, offen. Wenn es Tag geworden, lappt man zu, bei dem Schnee aber ist man schon versichert, wo sie stecken. Die Lappstatt muß aber nicht zu enge, und auch Dickigt mit darin seyn.

Die Wölfe halten die Lappen gut, und läßt man dann einige Leute hinein gehen, welche mit einem Steine auf ein Beil oder Axt klappern, so werden sie sich bald aufmachen, weil sie besonders das Klappern nicht vertragen können, und dem, der sich vorgestellt, zum Schuß kommen.

Das Dickigt muß nicht völlig auf die Lappen zu getrieben werden, sondern von der einen Seite bis etwa auf die Mitte, worauf man die Treibeleute wieder heraus nimmt, und sie wieder von der andern Seite nach der Mitte zu treiben läßt. — Kann die Lappstatt weit seyn, so löset man eine Kuppel Jagdhunde hinein. Der Wolf läßt sich lange darin herum jagen, und geht nicht gern durch die Lappen, wenn er anders nicht allzu stark forciret wird. Dieses kann man thun, wo keine Garne oder Zeuge sind.

Ein Wolfsjagen kann man auch mit Garnen oder Netzen einrichten Wenn man nämlich in Dickigten, Brüchen oder dergl. Wölfe vermuthet, oder im Winter auf dem Schnee kreisen und ausmachen kann, so ist es sehr thunlich, daß man Wolfsgarne oder Rehgarne, so viel man ihrer hat, oder dazu nöthig sind, nimmt, und den Ort umstellet.

Will man eine Lust haben, dieselben zu schießen, so stellt man die Garne fest, daß sie nicht leicht von den Furcheln fallen können. Alsdann läßt man etliche Kuppel Jagdhunde hinein, die sie tüchtig darin herum forciren. Auch

kann man sie wohl mit Hatzhunden hetzen; alle Hunde aber gehen den Wolf nicht an. — Diesen Spaß kann man auch mit niedrigen oder halben Tüchern haben, obschon es mit den Netzen gewisser ist. Dergleichen Jagen kann man wohl zwei in einem Tage einstellen und abjagen.

Unter die Wolfsjagen mit Zeuge gehört auch das, wenn man die Wölfe im Garne fängt. Wenn im Winter Neues kömmt, so muß ein Jäger und Forstbedienter da, wo Wölfe vermuthet werden, schon vorher ein für allemal beordert seyn, seinen bestimmten Beritt oder Gang zu nehmen, so daß an einem bestimmten Orte, welcher gemeiniglich mitten im Walde ist, alle zusammen kommen. Daselbst wird auch ein Fuder Zeug hingebracht, welches aus 15 bis 16 Wolfsgarnen und zwei halben Tüchern besteht, und dahin wird auch der Rapport abgegeben Falls nun einer von den Jägern Wölfe auf seinem Beritte oder Gange gespüret und ausgemacht, so wird das Fuder Zeug alsbald dahin geruckt, wobei denn etwa, wenn es die Gelegenheit des Landes verstattet, auf 200 Bauern sind. Alsbald werden die 16 Garne durch Bauern, so viel ihrer nöthig, vom Wagen (zu einem halben Tuche müssen auch etwa 10 bis 12 Mann seyn) genommen, und sofort an den Ort getragen, wo die Wölfe eingekreiset sind, und aus welchem sie ihren Wechsel gern nehmen. Können die Garne zugleich mit unter Wind gerichtet werden, so ist es besonders gut.

Die Garne werden in der Mitte und die beiden Tücher auf beiden Flügeln daran gerichtet; zuweilen aber sind die Tücher auf einem Flügel nützlicher. Die Garne müssen fein gerade gezogen seyn, und die Ober- und Unterleine muß sich nicht an einem Baume oder Busche zwingen und anstreichen; deshalb müssen sie eben nicht auf einem Wege, Stellwege, Flügel oder Schneuße, in einer gleichen Linie als ein Tuch stehen, sondern herüber und hinüber des Stellwegs, wie winkelicht gebunden werden, so wie es der Weg zeigt, daß die Leinen gerade fallen. Denn wenn ein Garn nicht frei fallen kann, fängt es nicht, und dieß ist bei allen Netzen und Garnen, darin man etwas fangen will, zu beobachten.

Wenn die Garne gerichtet und nachgestellet werden, so tritt der Bauer, welcher das Garn getragen, 20 oder 30 Schritte vor das Garn hinein, hat zugleich eine starke Gabel mit zwei eisernen Zinken in der Hand, hält sich so viel möglich verborgen, doch so, daß er sehen kann, wenn der Wolf kömmt. Die andern Jagdleute, welche eine Trommel, Schalmeien, und zum Theil Flinten bei sich haben, werden unterdessen um den Ort herum gelegt, so weit als der Wolf eingekreiset ist. Denen, welche Flinten haben, werden etwa 3 bis 4 Patronen Pulver gegeben, und zwischen den andern Treibeleuten eingetheilet, die Trommel oder Pfeifen in der Mitten.

Wenn nun auf solche Art eingerichtet ist, so bleiben die Leute auf ihrem Orte stehen, und der mit der Trommel giebt das Signal, wenn sie anfangen sollen zu feuern, worauf erstlich hinten und dem Garne gegenüber, und sodann auch von denen auf beiden Flügeln gefeuert wird. Alsbald werden sich die Wölfe losmachen, und da es bei den Garnen stille seyn muß, nach denselben zueilen. Sobald sie bei den Bauern, die vor den Garnen stehen, vorbei kommen, springen diese hervor, worüber die Wölfe vollends geschreckt werden, und blind in das Garn laufen, der Bauer aber springt zu, und fängt ihn mit der Gabel.

Hiebei geht es geschwinde zu, ist auch in zwei bis 3 Stunden geschehen. Noch ist zu gedenken, wenn ein Schnee gefallen ist, und man desselben Tages auf diesem Neuen nichts hat, oder auf des Jägers Beritt und Gange Wölfe gewechselt und weiter getrabet sind, so daß es nicht möglich ist, sie einzukreisen, so muß man die Fährten mit einem Zacken von Holz verstreichen, ein jeder auf seinem Gange, da man denn des andern Tages, ohne daß frischer Schnee gefallen ist, wieder so gut als Neues hat. Unterbleibt aber dieß, so kann man ohne frischen Schnee nichts schaffen.

Wie die Wölfe in Gärten und Gruben gefangen werden, davon sehe man unter Wolfsgarten und Wolfsgrube.

Auch kann man die Wölfe mit Selbstschüssen schießen, und auf solche Art sie zu tilgen, ist wenig kostspielig, auch sehr leicht zu bewerkstelligen. Wer dergleichen legen will, muß sie an einen einsamen Ort legen, wo weder Menschen noch Vieh hinkommen. Zum voraus müssen die Menschen öffentlich davor gewarnt werden, damit sie sich nicht an solche Oerter hin wagen, und sich selbst in die Gefahr stürzen. Man verfährt aber damit folgendergestalt.

Man himmt Gescheide von Wildpret, oder ein todtes Pferd, oder ein Stück Rindvieh, und bringt es an einen solchen Ort, wo man im Walde der Wölfe ihr Traben vermuthet, und pflöckt es an einen Baum; es muß aber auf einer Seite mit beschlagen werden, damit der Wolf nur auf einer Seite heran kommen kann.

An den freien Ort schlägt man einen Pfahl, und an diesen Pfahl werden die Drahtsaiten von den Selbstschüssen, aber etwas hoch, feste gemacht, damit die Füchse solche nicht antreffen, und alsdann legt man die Selbstschüsse, deren zwei genommen werden. Doch bindet man sie hoch entweder an einen Baum, oder schlägt Gabeln dazu.

Die zwei Selbstschüsse aber müssen so gelegt werden, daß sie übers Kreuz schießen, damit der Wolf, er komme von welcher Seite er wolle, doch einen abstößt, auch wohl im Abschrecken an den andern fährt. Wenn sie mit gehöriger Ordnung geleget, und mit rechtem großen Hagel geladen werden, so läuft der Wolf nicht weit, sondern wird bald liegen bleiben.

Um die Wölfe mit Fallen zu fangen, muß man Schwanhälse oder Berliner Eisen (s. Wolfseisen), jedoch noch einmal so groß, als die Fuchseisen haben, und die Feder muß schwer seyn, damit der Wolf nicht weit damit fort kann. Am besten sind diese Eisen bei dem Schnee; bei flachem Froste pflegen sie zuweilen gut fortzukommen. Ehe aber eine solche Falle aufgestellt wird, muß der Wolf vorher mit in Gänse- oder Entenfett, gebratener Rehleber, oder einem Gescheide von Wildpret gekirrt und alsdann die aufgestellte Falle und der Braten, der an ihr befestigt ist, mit

Genist von einem Ameisenhaufen bestreuet werden. Das Lager zum Eisen muß man vorher einhauen. Wenn nun die Wölfe die Brocken der Kirrung auf den Plätzen einigemal weggenommen haben, so legt man das Eisen, und verwittert es auf folgende Weise.

Man nimmt rein Gänsefett, läßt es zergehen, thut darein Fenchel- oder Baldriankraut, Fichten- oder Tannenknospen, läßt es ein wenig braten, jedoch daß der Rauch nicht hinein schlägt, auch nicht anbrennt. Alsdann thut man ein wenig Kampfer hinzu, drückt es durch ein reines Tuch, und schabt ein wenig Wachs hinein, damit die Mischung steif wird, und verwahrt sie zum Gebrauch in einem reinen Geschirre. Mit dieser Witterung bestreicht man das Eisen. Die Brocken an dem Abzuge müssen nicht zu lang gemacht werden. Von der Legung des Eisens sehe man auch unter Fuchsjagd.

Junge Wölfe kann man auch recht gut mit Teller- oder Tritteisen fangen, und zu diesen braucht man keine Witterung; nur müssen die Eisen das ganze Jahr draussen im Holze bleiben, da sie die Witterung von draussen behalten. — Man legt auch ein Paar Eisen, und hängt eine Ente, Gans oder etwas von einem Schafe an eine Gabel. Wenn sie dieses vermerken, so wollen sie nach dem Raube springen, fangen sich aber darüber. Noch besser ist es, wenn man etwas lebendiges auf einen Pfahl oder eine Scheibe bindet, da die Alten auch daran gehen. Die Eisen müssen an Ketten gelegt werden.

Man kann auch die Wölfe vor der Schießhütte schießen. Man macht zu diesem Ende eine Hütte auf einen Baum von 8 Schuh Länge und 6 Schuh Breite, so daß sie aber mit dem Schießloche gegen Mittag steht. Vor diese wird Luder geschleppt, und man setzt sich am besten des Nachts bei Schnee oder Mondenschein hinein. Wenn dann der Wolf kömmt, so kann man ihn mit einem Schusse recht groben Hagels bewillkommen.

Wolfsnetze, Wolfsgarne, Fr. Rets pour la chasse au loup. Sie werden zu Wolfsjagen gebraucht, und was die Leinen zum Gemäsche, wie auch Ober- und Unterleinen

betrifft, von gleicher Stärke, als die Rehnetze, gemacht, müssen aber nur 15 Maschen hoch und 37 und eine halbe Klafter lang gestrickt seyn; die Maschen werden 3 und einen halben Zoll von einem Knoten zum andern weit, die Ober- und Unterleine, beide zusammen, 60 Klaftern lang, so daß ein solches Netz 50 Waldschritte stellen muß. Diese Netze werden um deswillen nicht zu schwer gemacht, damit mit einem ein Mann überall bequem hinlaufen kann, weil, wenn man mit Wagen den Wölfen zu nahe fährt, die Wölfe durch das Poltern rege gemacht werden.

Auf einem Wagen Wolfszeug ladet und fährt man 16 bis 20 dergleichen Wolfsnetze und zwei halbe Tücher, zu jedem Garn 6 Furcheln, zu jedem Tuch 12 Stellstangen. Diese Netze können auch auf dergleichen Haken, wie die Rehnetze, aufgehoben und darauf gesteckt werden; jedoch kann man selbige auch ohne Haken, und auf beiden ausgestreckten Armen aufheben, und mit dem letzten Ende von den Leinen zusammen binden.

Wolfswerfen, s. Werfen.

Wolle, Fr. Pail. Werden die Haare genannt, welche der Wolf auf seinem Balge hat.

Wulst. Ist eine erhabene Narbe an der Rinde der Bäume, welche durch eine vorhergegangene Verwundung entsteht.

Wulzenholz. Werden in Schwaben diejenigen Stämme Holz genannt, welche vom Wind abgebrochen oder umgeworfen worden. Ist der Baum nur gebrochen, gespalten und zersplittert, so heißt er ein Windbruch; hat aber der Wind den Baum ganz umgeworfen und aus der Wurzel gerissen, so heißt ein solcher Baum ein Windfall oder Windwurf, Wulzenstamm, beides zusammen aber überhaupt Wulzenholz.

Wümmern, s. unter Kochwildpret.

Wundholzbaum, s. Esche.

Wurf, Fr. Boutoir, Groin. Wird der Rüssel der wilden Schweine genannt.

Wurf, Fr. Ventrée, Portée. Heißt auch die Anzahl der jungen Hunde oder Wölfe, die ein Weibchen auf einmal wölfet.

Wurffessel, s. Fessel.

Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Ammern eine Art, welche sich durch schwarze Kehle und olivengrüne Brust von den übrigen unterscheidet.

Er hat ohngefähr die Größe des Goldammers, ist 6 Zoll lang, der Schwanz 2 und einen halben Zoll, die Beine sind 10 Linien hoch, die Mittelzehe 9 und die hintere Zehe 8 Linien lang. Die Flügel sind 9 und ein Viertel Zoll breit, und endigen sich auf den Drittheil des Schwanzes. Er wiegt 1 und ein halbes Loth. Der Schnabel ist klein, 5 Linien lang, sehr gedruckt spitzig; die Nasenlöcher sind rund, der Oberkiefer bräunlichblau, der Unterkiefer hellblau, der Augenstern dunkelblau, die geschilderten Füße fleischfarben, die Nägel bläulich hornfarben.

Der Oberkopf und Oberhals sind olivengrün mit schwarzen Strichen; von den Nasenlöchern läuft über die Augen bis in die Mitte des Halses herab ein goldgelber Streifen, ein anderer vom untern Schnabelwinkel unter demselben weg, und quer durch dieselben ein schwarzer; der Rücken und die Schulterfedern sind schön zimmetbraun mit Schwarz und Grüngelb untermischt und gerändert, die mittelmäßigen Steißfedern olivengrün, die kleinen Deckfedern an den Flügelecken olivengrün, die folgende Reihe schwärzlich mit bräunlichgelben Rändern, die großen Deckfedern der Flügel und die Schwungfedern schwarzgrau, der Schwanz ein wenig gespalten, schwarz, die zwei äußern Federn mit einem weißen Fleck, alle mit grüngelben Kanten. Die Gurgel ist goldgelb, die Brust schön olivengrün, an den Seiten nach dem Bauche zu hellkastanienbraun, der übrige Unterleib goldgelb, die untern Deckfedern der Flügel hellgrüngelb.

Das Weibchen unterscheidet sich durch die weit hellern Farben gar merklich vom Männchen. Kopf und Oberhals sind olivengrün, und mehr schwarz gestrichelt; der Rücken und die Schultern sind heller rothbraun mehr schwarz gefleckt, der Steiß mehr schwarz gestrichelt, der Schwanz mehr schwarzgrau als schwarz, über und unter den Augen ein hellgelber Streifen, durch die Augen eine schwärzliche Linie, die sich mit einer schwärzlichen Einfassung der Wangen verbindet, die Kehle bräunlich, auch zuweilen schwärzlich gefleckt, am Unterhals ein hellgelber Fleck, die Brust

gelbolivenfarbig mit schwarzen Strichelchen und rothbräunlichen Seitenflecken, der übrige Unterleib hellgelb. — Die Jungen sind vor dem ersten Mausern am Oberleibe hellbraun und schwarz gemischt, und am Unterleibe hellgelb und schwarz gestrichelt, an der Brust, je älter sie werden, je mehr ins Olivengrüne schimmernd.

Die Lockstimme dieses Ammers drückt sich durch die Töne: Zi, zi, zä, zirr! aus, und sein Gesang, der einige Aehnlichkeit mit dem des Goldammers hat, nur weniger melodisch ist, durch die Sylben Zis, zis, zis! Gör, gör, gör! Er läßt sich zähmen. Als Zugvogel wandern sie im Winter ihrer Nahrung halber aus, begeben sich im November weg und kommen im April wieder zurück. Er hält sich vorzüglich gern in den kleinen Hölzern der Vorberge auf, wo er dem Felde nahe ist, auch wohl in Gärten. Wenn er ankömmt, setzt er sich immer auf die Spitze eines Baums, läßt da seine Locktöne und seinen Gesang hören, und neckt und beißt dabei den Goldammer. Wenn er sich gepaart hat, begiebt er sich in die Tiefe herab ins Dickig. Er läuft viel und gern auf der Erde herum, daher man ihn auch leicht mit der Flinte und dem Blasrohre hintergehen kann.

Sie nähren sich im Sommer vorzüglich von Kohlraupen, kleinen schwarzen Erdkäfern, reifenden Waizen- und Gerstenkörnern und von reifem Hafer, Hirsen und Rübsaamen, und ihren Magen findet man immer voll kleiner Quarzkörnerchen und klar zermalmter Ziegelsteine.

Sie nisten in den Gärten und Vorhölzern in Hecken und Gesträuchen an den Wegen, und legen in ein Nest, das aus Grashalmen gebaut und mit Thierhaaren ausgefüttert ist, 3 bis 4 grauliche mit blutbraunen Flecken und Punkten überstreute Eier. Da sie sich nur einmal des Jahrs fortpflanzen, so werden sie nur selten angetroffen. Man findet sie schon zu Ende des Julius mit ihren Jungen im Felde, besonders in Kohlfeldern, wo Weidenbäume in der Nähe sind.

Sie können auf den Lockbüschen gefangen werden, indem sie im Frühjahre einem guten lockenden Goldammer, ehe sie sich gepaart haben, nachfliegen. Nur muß man die Locke so nahe als möglich an ihren Standort anbringen. —

Sie nützen durch ihr Fleisch, das einen bessern Geschmack, als das der Goldammer hat, und im Herbste sehr fett ist.

Zaunbohlen, s. Bohlen.

Zaunkönig, lat. Motacilla Troglodytes, Linn. Fr. le Troglodyte, Buff. Engl. the Wren, Penn. auch genannt: Winterkönig, Winterzaunkönig, Schneckönig, Nesselkönig, Zaunschlüpfer, Zaunschliffer, Meisenkönig, Dornkönig, Zaunschlipflein, Königlein, Troglodit, spottweise Groht Jochen; Crainisch: Stresch und Störschek. Ist ein Singvogel, und von der fünften Familie der Sänger, den Laubvögelchen, eine Art, deren Kennzeichen keilförmiger, und so wie die Flügel schwarz bandirter Schwanz ist.

Die Länge dieses kleinen muntern Vögelchens beträgt 4 Zoll, der Schwanz 1 und einen halben Zoll, und die Flügelbreite 6 Zoll. Die gefalteten Flügel reichen bis an die Mitte des Schwanzes. Der Schnabel ist 5 Linien lang, oben schwarzbraun, unten gelblichweiß, inwendig gelb, beide Kinnladen von gleicher Länge, und macht mit dem gemeinen Baumläufer den schicklichsten Uebergang von den Waldvögeln zu den Singvögeln. Der Augenstern ist nußbraun; die geschilderten Beine sind 8 Linien hoch und mit den starken Zehen und den Klauen graubraun, die mittlere Zehe 7 und die hintere 6 Linien lang.

Der Kopf ist klein, läuft in eine sehr spitzige Stirn aus, und ist mit dem Rücken schmutzigrostbraun; über die Augen hin läuft ein röthlichweißer Strich, die braunen Flügel und der etwas röthliche Schwanz schön schwarz gestreift mit weißen Flecken und Punkten, die innere Fahne an allen Federn schwarzgrau, die Unterschwingen sind schwarzgrau und ihre Deckfedern schmutzig weiß und schwärzlich bandirt, die 12 Schwanzfedern keilförmig geordnet, doch abgerundet und die Flügel stumpf; der ganze Unterleib ist röthlichgrau, am Bauche weiß, an den Seiten und After fuchsroth überlaufen und am Bauche, After und Seiten schwärzlich in die Quere gestreift, auch am After noch weiß punktirt. — Das Weibchen ist ein wenig kleiner, rothbrauner, oben und unten mit undeutlichern Querstrichen bezeichnet, und hat gelbliche Füße.

Wegen der kurzen Fittige und des kurzen Schwanzes ist sein Flug immer niedrig, kurz und immer abgebrochen. Er fängt daher seine Nahrung auch nicht im Fluge, sondern durchschlüpft schnell hüpfend alle Löcher, Winkel und Ritzen, wie eine Maus. Den Schwanz trägt er beständig erhaben, und die Flügel herabhängend, und wenn er sitzt, macht er beständig mit der größten Schnelligkeit Bücklinge. So klein er ist, so stark ist seine Stimme, und er singt abwechselnd, angenehm, und hat einige angenehme Strophen in seinem Gesange von dem Canarienvogel, die er nicht nur im Frühjahr und Sommer, sondern auch mitten im Winter hören läßt. Seine Lockstimme klingt: Zrr! Zrr! Zezererr! Er ist bis spät des Abends in steter Bewegung. Er läßt sich, wiewohl mit einigen Schwierigkeiten, zähmen.

Er bewohnt nicht nur das nördliche Europa, sondern auch Amerika, ist aber im letztern etwas größer; in Deutschland ist er allenthalben bekannt. Er zieht nicht weg, hält sich im Sommer gern in gebirgigen kalten Waldungen, wo Flüsse und Bäche nahe sind, auf, und verliert sich im Herbste einzeln in die Ebenen, in die Städte, Dörfer und Gärten, wo er auch im Winter bleibt, und immer lustig, lebhaft und vergnügt ist, da er wegen seiner vielen Pflaumfedern die strengste Kälte vertragen kann.

Seine Nahrung besteht im Sommer in verschiedenen Arten von Insekten, die sich in Höhlen und Ritzen verbergen, und man sieht sie daher immer unter hohlen Ufern, in hohlen Bäumen, in Erdklüften ꝛc. herum kriechen; im Herbst frißt er darneben noch rothe und schwarze Hollunderbeeren und im Winter sucht er die schlafenden Insekten, Spinnen, Insekteneier und Puppen überall auf.

Jede Art des Schlupfwinkels und verborgenen Orts ist ihm bequem genug, sein Nest darin anzulegen. Man findet es daher an verschiedenen Orten, und vorzüglich in den aus Rasen zusammengelegten Köhlerhütten. Es besteht aus einem sehr künstlichen großen Oval, das auswendig aus grünen Erdmoos sehr dicht zusammengewebt ist, oben oder zur Seite eine kleine Oefnung hat, und inwendig mit Federn, Haaren oder Wolle ausgefüttert ist. Das Weibchen legt des Jahrs zweimal 7 bis 8 kleine, rundliche, weiße, verlohren roth punktirte Eier. In 13 Tagen brüten sie,

Männchen und Weibchen, gesellschaftlich aus. Die Jungen sehen überall rostfarben, weiß und schwarz gesprengt aus, und werden mit grünen Räupchen, Schnaken und Mücken aufgefüttert.

Ihre Feinde sind die Wieseln und Iltisse, die ihrer Brut nachstellen, und der Kuckuk wirft ihnen ihre Eier aus dem Neste, damit sein großes Platz gewinnt. Wenn ein Pärchen einen Kuckuk aufziehen muß, so arbeitet und mattet es sich so sehr ab, daß es alles Fleisch vom Leibe und sogar die Federn verliert.

Man kann sie im Winter leicht fangen, wenn man da, wo man sie oft sieht, einen Meisenkasten hinstellt, um und in welchen man Mehlwürmer an Stecknadeln steckt. Sie gehen auch im Herbst in die Sprenkel, vor welchen schwarze Hollunderbeeren hängen.

Obgleich ihr Fleisch sehr angenehm schmeckt, so leisten sie dadurch doch den geringsten Nutzen, weil der ganze Vogel nur 3 Quentchen wiegt. Weit wichtiger werden sie durch die Vertilgung so vieler schädlichen Insekten, und besonders des weißen und schwarzen Kornwurms, den sie im Winter auf den Böden verfolgen. Auch ihr Gesang erfreut die Menschen, und soll dann, wenn sich das Wetter ändern will, am stärksten ertönen. — Sie schaden, indem sie im Winter und Frühling die an den Fluglöchern der Bienenstöcke sitzenden Bienen wegnehmen. In Thüringen wird auch Aberglaube damit getrieben. Wenn nämlich ein Zaunkönig in ein Haus oder in einen Theil desselben baut, so ist es ein Glück für das Haus, und zwar auf folgende Art: Wenn die Jungen ausgekrochen und etliche Tage alt sind (blind aber müssen sie noch seyn), so nimmt man sie aus, aber ja nicht mit bloßen Händen, sondern mit Handschuhen, knetet sie lebendig in Brodteig und bäckt sie mit, giebt dieß Brod dem Hausviehe jeder Art zu fressen; dadurch gedeihet es nicht nur besser und wird vor Krankheiten bewahrt, sondern was die Hauptsache ausmacht, es kann auch nicht behext werden.

Zeerling, siehe Bergfink.

Zeichen, Fr. Signes, Marques. Heißen die Merkmale, woran der Jäger einen Hirsch, ehe er solchen zu sehen bekommt, dennoch genau ansprechen kann.

Zeichnen, Fr. marquer. Heißt, wenn ein Jäger mit einem guten Leithunde ausziehet, zu Fährten kömmt, und der Hund dem Jäger die angefallene Fährte munter zeichnet, nämlich mit der Nase genau zeigt, und den Tritt des Wildes angiebt.

Zeimer, siehe Zimmer.

Zeisig, Lat. Fringilla Spinus, Linn. Fr. le Tarin, Buff. Engl. the Siskin, Penn. auch genannt: Gemeiner Zeisig, Zeißchen, Zißchen, Zeißlein, Ziesle, Ziesel, Zeisel, Zising, Erlenfink, Engelchen, grüner schwarzplattiger Hänfling, Zeisigfink. Ist ein Singvogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Finken eine Art, die zeisiggrün ist, die Schwungfedern in der Mitte und die Schwanzfedern an der Wurzel gelb sind.

Er ist 5 Zoll lang, der Schwanz davon 2 Zoll, die Breite der Flügel, welche bis über die Hälfte des Schwanzes reichen, 8 Zoll. Der Schnabel ist 5 Linien lang, gegen die scharfe Spitze zu schmal, an der Spitze braun, das übrige aber hellaschgrau, im Winter weiß, der Augenstern dunkel kastanienbraun, die geschilderten Füße schwarzbraun, die Beine 8 Linien hoch, die mittlere Zehe 8 Linien und die hintere 7 Linien lang.

Der Scheitel und die Kehle sind schwarz, beide zuweilen grünlich angeflogen, der Hals, die Backen, die Schulterfedern und der Rücken grün mit schwärzlichen Flecken, die mittelmäßigen Steißfedern so wie ein Strich durch die Augen, der sich hinter den Ohren erweitert, die Gurgel und die Brust grünlichgelb, der Bauch, die langen Afterfedern und Weichen weißgelblich, die beiden letztern mit schwarzen Flecken, die Schwungfedern schwarz, äußerlich gelbgrün und innerlich weißgelb kantirt, auf der untern Seite sind die Schwingen weißgelb, die kleinen Deckfedern der Flügel sind grün, die unterste Reihe schwarz mit gelber Spitzenkante, die folgende mit olivenfarbiger Kante, der Schwanz gabelförmig, über die Hälfte nach der Wurzel zu gelb, die Spitzen mit den zwei mittlern Federn, die nur grünlich geräudet sind, schwarz. — Das Weibchen ist blässer, der Kopf und Rücken mehr grau und schwärzlich gefleckt, die Kehle und die Seiten weißlich, die Brust und der Hals weiß, grünlich und schwärzlich gefleckt, die Füße

graubraun. — Dem Männchen fehlt auch gewöhnlich vor dem zweiten Jahre die schwarze Kehle, und im Alter wird es immer heller gelb und grün, und also schöner.

Der Zeisig ist ein kirrer, zahmer, lebhafter, gelehriger, aber auch boshafter Vogel. Seine Lockstimme ist sehr stark, und er läßt sie beständig hören, sie klingt: Dillah! In seinem Gesange hat er eine ganz eigene Strophe, die viel Aehnlichkeit mit dem Tone hat, die der Stuhl des Strumpfwebers von sich giebt, wenn er eine Reihe Maschen zuwebt. Er lernt auch andere Vogelgesänge nachahmen, eine Arie aber mag ihn wohl schwer zu lehren seyn. Er singt im Freien und im Zimmer unaufhörlich, die kurze Mauserzeit ausgenommen. Gezähmt erreicht er ein Alter von 8 bis 12 Jahren.

In Deutschland sind die Zeisige Strichvögel. Vom April bis in den September bewohnen sie paarweise die Schwarzwälder, in der Mitte des Septembers aber rottiren sie sich in kleine Haufen zusammen und besuchen die Hopfenberge und die Plätze, wo viele Disteln wachsen. Im Oktober entstehen aus diesen kleinen Heerden große Schaaren, die von einem Erlenbusche und Erlenbaume zum andern ziehen. Ein solcher Schwarm fliegt bogenförmig und schnell, und macht ein unaufhörliches Geschrei.

Im Sommer frißt er Fichten- und Kiefernsaamen, auch wohl die jungen Knospen der erstern, im Herbste Hopfen- Kletten- und Distelnsaamen und im Winter vorzüglich Erlensaamen. Man findet auch Quarzkörner und Grünes in seinem Magen. Er ist außerordentlich gefräßig, aber auch ein eben so großer Säufer. Er badet sich wenig, steckt dabei den Schnabel nur ins Wasser und bespritzt seine Federn; desto öfterer aber kämmt er sich, daher seine Federn immer schmucker am Leibe anliegen.

Ihr sehr gut gebautes halbkugelförmiges Nest mit etwas eingebogenem Rande findet man in Schwarzwäldern, besonders in Fichtenwäldern auf den äußersten Spitzen der hohen Zweige, seltener auf Erlenbäumen, die an den Waldbächen stehen. Sie sind mit Spinngewebe, Puppenhülsen und haarigem Corallenmoos an den Zweig befestigt. Auswendig sind einige Reischen und Würzelchen mit diesem Haarmoos 2c. verwebt, und die inwendige Füt-

terung besteht aus ganz kleinen Würzelchen. Die Eier, deren immer an der Zahl 5 bis 6 sind, sind grauweiß, mit röthlichpurpurbraunen Flecken. Sie legen bei uns des Jahrs zweimal, brüten 13 Tage, und äzen ihre Jungen aus dem Kropfe mit Sämereien. Die jungen Männchen verschönern sich bis zur vierten Mauserung. In Häusern kann man sie zuweilen zur Begattung bringen, auch zieht man mit ihnen und den Canarienvögeln Bastarde. — Im Käfich bekommen sie oft die Darre und den Durchfall, welche Krankheiten geheilt werden können. Sie werden auch mit der Epilepsie befallen, die sie aber mehrentheils tödtet. — Dem Sperber sind sie im Winter vorzüglich zu seiner Nahrung angewiesen, es verfolgen sie aber auch andere Raubvögel, z. B. der große graue Würger.

Wenn man im Herbste oder Winter einen oder zwei lockzeisige in Käfichen auf dem Heerde hat, so fallen sie oft so häufig ein, daß man mehr als ein Schock auf einmal fängt. Man muß aber, sobald sich keine mehr aufsetzen, und die übrigen sich verfliegen, zurücken, sonst fliegen die sich aufgesetzten oft auch in einem Hun weg. Die übrigen begeben sich gewöhnlich auch nicht weit weg, kommen zurück und werden auch gefangen. — Im Frühjahr werden sie auf den Lockbüschen mit Leimruthen hintergangen. — Wenn man den Ort weiß, besonders in Erlenbüschen, wo sie gewöhnlich hin ans Wasser fliegen, um sich zu tränken, so darf man nur Zweige mit Leimruthen über das Wasser legen, und man wird sie in Menge fangen. Auf ihren Zügen kann man ihrer auf einen Schuß mit Vogeldunst sehr viel erlegen.

Im Herbst werden sie sehr fett und wohlschmeckend. Ihr Fett ist gelb. Sie nützen ferner durch ihren Gesang und allerhand Künste, und fressen auch den schädlichen Distelsaamen. — Schaden thun sie zuweilen in Hopfenbergen. In einigen Gegenden hat auch der Pöbel den Aberglauben, daß ihr Nest deswegen unsichtbar sey, weil sie einen unsichtbaren Stein darin hätten. Es spiegle sich daher, bis die Jungen flück wären, nur im Wasser; alsdann aber nähmen die Eltern den Stein heraus, und es sey sichtbar. Wer so glücklich sey, einen solchen Stein zu bekommen, der könne sich selbst unsichtbar machen.

Abänderungen von ihm sind: 1) der Zeisig mit schwarzer Brust (Fringilla spinus pectore nigro), welches vermuthlich ein sehr altes Männchen ist. 2) Der weiße Zeisig (Fringilla spinus candidus), der entweder ganz weiß oder gelblichweiß mit weißem Schnabel und Füßen ist, und dann fast wie ein kleiner Canarienvogel aussieht. 3) Der bunte Zeisig (Fringilla spinus varius), der zuweilen nur weiße Flügel und Schwanz hat, zuweilen aber auch überall weißgefleckt ist. 4) Der schwarze Zeisig (Fringilla spinus ater, Fr. le Tarin noir, Buff.) ist schwarz mit einem gelblichen Scheitel, zuweilen auch ganz schwarz. 5) Der Bastardzeisig (Fringilla spinus hybridus), dessen Eltern der Zeisig und der Canarienvogel sind. Er ist klein und grüngelb, auch wohl schwärzlich gemischt.

Zeitelbär, siehe Bär.

Zemmer, siehe Zimmer.

Zerlegen, oder besser

Zerwürken, Fr. depouiller, dépécer. Ist diejenige Verrichtung, wenn man einen Hirsch oder Thier aus der Haut würket, die Läufte ablöset, und das übrige in Stücke und gewisse Braten zertheilet. Nachdem der Hirsch aufgebrochen (s. Aufbrechen) ist, löset man die Haut von vorne über der ganzen Brust auf, tritt sodann auf die rechte Seite, und fängt am Vorderlaufte an, löset die Haut über das Knie bis vorne auf den Brustkern auf, desgleichen eine Querhand von dem Geäfter oder Oberrücken rund herum ab, und würkt solche vom Laufe herunter, nimmt die Faust und stößet die Haut sowohl nach dem Halse, als auch hinterwärts, und bis über das Blatt und auf den Rücken ab. Sodann löset man auch die Haut am rechten Hinterlaufte über den Hessen hinauf und nach dem Schlosse, desgleichen auch unter dem Geäfter rund herum ab, und stößt die Haut auch vollends bis über den Ziemer los, löset sie aber an der Blume mit dem Messer ab, damit auf derselben die Haut sitzen bleibt, desgleichen wird auch die Haut unter den Augen und hinter dem Gehörne herum abgelöset. Alsdann wird die abgestoßene Haut wohl auseinander gebreitet, und auf der andern Seite auch von vorne an also, wie gesagt, verfahren.

Nach völliger Abstoßung der Haut wird das rechte Blatt abgelöset, ferner die Keule aus der Kugel gelöset, die Dünnung oder Flanken hinauf bis an die Rippen werden auch abgelöset, die Rippen aber bis an die vorderste dritte Rippe mit dem Blatte oder Weidemesser aufgeschlagen. Nachher wird auf der andern Seite das Blatt ab und die Keule ausgelöset; der Hals aber mit den drei vordersten Rippen mit dem Blatte bis durch den Rückgrat abgeschlagen, welcher eigentlich das Jägerrecht ist. Nach diesem wird die Wand oder Rippen abgeschlagen, der Rücken und Ziemer auch durchgeschlagen, und endlich das Gehörn mit dem Weidemesser ausgeschlagen.

Auf diese Weise wird alles Rothwildpret zerwürkt; bei den Sauen aber wird der Kopf erst abgelöset, und die Haut zwar auch, wie bei den Hirschen, herunter gewürkt, jedoch läßt sie sich hier nicht mit der Faust abstoßen, sondern es muß alles mit dem Messer, immer ein Strich nach dem andern abgelöset werden. Uebrigens wird mit dem Zerwürken ebenfalls, wie bei dem Rothwildpret, verfahren.

Zeug dupliren, siehe Dupliren.

Zeuge, siehe Jagdzeuge.

Zeughaus, Fr. Venerie. Ist dasjenige Gebäude, worin die Tuche, verschiedene Garne und Lappen, Zeugwagen und überhaupt alles sonstige Geräthe, was zu einem Jagen gehörig, trocken und zu künftigem Gebrauche aufbewahret werden.

Zeugjagen, Fr. Chasse avec toiles. Heißt ein Jagen, wenn Hirsche und Wildpret mit Tuchen eingestellet, und der Herrschaft zum erlegen vorgejagt werden.

Zeugknecht, Fr. Valet des équipages de chasse. Ist ein Jäger, welcher nebst andern bei dem Jagen den Zeug stellen und richten helfen und für alles sorgen muß, damit kein Fehler vorkömmt.

Zeugmeister, siehe Zeugwärter.

Zeugschneider, Jagdschneider, Fr. Tailleur de chasse. Ist ein Schneider, welcher die zu den verschiedenen Jagen erforderlichen Zeuge verfertiget, und dazu besonders angestellet ist.

Zeug stellen, Fr. placer toiles. Sagt man überhaupt, wenn Tuche, Garne und Lappen um einen gewissen

Bezirk gezogen und aufgerichtet werden; eigentlich aber versteht man darunter das Stellen mit hohem Zeuge oder hohen Tüchern. Hiebei ist aber eine große Genauigkeit nöthig, und müssen die Zeuge nicht nur richtig in ihrer Höhe, sondern auch oben und unten wohl verwahret seyn, weil es sonst leicht geschieht, daß das Wildpret, wenn es erst in der Enge ist, darüber wegfliehet, oder das Zeug umfällt, oder auch das Wild unten durch fällt. Wenn daher nun gleich ein Jagen noch so richtig mit dem Leithunde bestätiget worden ist, so wird es dann doch für ein Fehljagen um deswillen gehalten, weil es in Unordnung gerathen ist.

Wenn man ein Jagen mit hohem Jagdzeuge einrichten und stellen will, so stellet man gemeiniglich auf zwei Flügel. Um aber desto eher fertig zu werden, so wird an einem Orte, wo die Zeuge zusammen angefahren sind, das Zeug getheilet oder von einander gebunden, da dann ein Theil auf dem rechten, der andere auf dem linken Flügel fortgefahren wird, wornach sich auch die Jägerei, nebst den Jagdbauern theilet, der Chef führet den rechten Flügel, und der nach diesem im Range folgende obere Jagdbediente, den linken Flügel.

Auf jeden Flügel gehören 8 Jäger, deren jeder seine besondere Arbeit hat, und zwar wird, der Ordnung halber, am besten jedem seine Nummer gegeben, wozu er bestellt ist, um es alsdann von ihm fordern zu können, als: der erste bindet die Oberleine vor; der zweite die Unterleine; der dritte bindet die Oberleine nach, der vierte die Unterleine, der fünfte knebelt ein, der sechste stellet nach, der siebente bindet die Windleinen an, und der achte verhaket und befestiget das Jagen. Jedoch können es auch ihrer viere verrichten, der erste bindet die Oberleine vor, der zweite knebelt ein und bindet die Unterleine vor, der dritte bindet die Ober- und Unterleine nach, der vierte stellet nach, und bindet die Windleinen an, nur aber geht es mit vier Jägern auf einem Flügel nicht so geschwinde von statten.

Von den Jagdbauern nimmt man auf jeden Flügel 30 bis 36 Mann, als: 12 zum Anziehen der Leinen; 2 Mann zum Einknebeln, 2 zu den Pfahleisen, 2 mit Schlägeln, 8 mit Hebegabeln, 2 zum Anbinden der Windleinen, 4 zum Nachhaken, 6 zum Herbeiholen der Stellstangen und

Heftel. Alsdann wird angefangen von zwei Wagen von edem ein Tuch herunter zu ziehen, die beiden Wechsel weren in einander geknebelt, ein jeder bindet seine Ober- und Unterleine nach, ein Wagen fährt alsdenn rechts, der anre links fort; der, welcher das Einknebeln besorgt, ingleihen die, welche die Ober- und Unterleine verbinden, eilet einer um den andern, welcher zuerst fertig ist, mit zum Wagen, und läßt die zum Anziehen der Leinen angestellten Bauern das Tuch ordentlich mit ausschlagen, damit es sich nicht verdrehet oder verkehrt. — Die Zeugwagen müssen auf jedem Flügel alle vor dem Stellen herfahren, und wenn einer abgestellt ist, so wird derselbe am Wechsel des letzten Tuchs außen neben das Tuch gerückt.

Bei dem Vor- und Nachbinden der Oberleinen muß man vorzüglich darauf sehen, daß, so viel möglich die Leinen fein gerade, und nicht weit ab vom Tuche, auch nicht so nahe oder kurz am Wechsel, sondern auf 24 bis 30 Schritte vom Wechsel angebunden werden. Die Oberleinen müssen so scharf, als sie es ausstehen können, angezogen seyn, damit, wenn das Tuch nachgestellet ist, die Oberleine gerade, wie eine Saite, stehe, und nicht zwischen den Stangen im Bogen herunter hänge, weil es theils übel aussieht, theils auch gefährlich ist. Denn kömmt von Hirschen oder Wildpret etwas gegen die Zeuge, so wissen sie die Bogen genau zu treffen, und fliehen über. Auch müssen die Ober- und Unterleinen nicht im Jagen hinein, sondern außer dem Jagen gebunden seyn, worauf besonders beim wirklichen Abjagen gesehen werden muß; s. auch unter Anbinden.

Kann man die Leinen an Bäume oder Stangen binden, so ist es besser, als an Heftel, weil es besser hält, und nicht so viel Lärm macht, auch kann man an diese die Leinen höher binden, denn sie müssen ohnehin nicht auf dem Boden und in der Nässe liegen, deshalb muß auch, wenn im Anbinden von der Leine etwas übrig ist, solches nicht auf die Erde geworfen, sondern auf die angebundene Leine geleget werden.

Da, wo Krümmen oder Ecken sind, muß man Bäume suchen, um sich daran schwenken, oder der Krümme wegen hinter dem Baume mit dem Tuche herum fahren zu kön-

nen, und wieder ins Gleiche zu kommen. Auch kommen die Tücher auf der auswendigen Seite des Stellweges oder der Allee, damit der Stellweg im Jagen hinein frei bleibe. Wenn nun an ein Tuch die Ober- und Unterleinen angezogen und angebunden worden, so wird der Wechsel des andern Tuches sogleich vom Wagen gezogen, und an das erstere Tuch geknebelt, zuvor aber die Oberleine über die vorher angezogene Oberleine einmal herum geworfen oder geschrenket; jedoch nehmen einige nur eine Leine gerade über die andere weg. Wenn indessen die Oberleinen mit einander geschrenket werden, so hält eine in die andere recht fest, auch dürfen dabei die Knebel nicht so viel leiden, wenn etwa die Tücher aus einander schlagen wollen; ferner kann man auch, wenn etwa die eine Leine einer Krümme oder eines Baumes wegen das Tuch auf dem Stellwege ungleich zieht, durch das Schrenken der andern Leine jene wieder gerade ziehen. Mit Anbindung der Unterleinen richtet man sich allemal nach der Oberleine, unter welche sie gerade gebunden werden. — Am Vor- und Nachbinden ist sehr viel gelegen, denn sind die Leinen zu kurz gebunden, so hebt es sich sehr schwer, und müßte ja allenfalls kurz gebunden werden, so muß es hoch geschehen. So kann auch der Nachsteller keinen geraden Flügel zuwege bringen, wenn die Leinen zu weit hinaus oder herein, oder hin und her, und nicht nach der Linie gebunden sind.

Das Nachstellen und Anbinden der Windleinen verrichten die Zeugknechte, oder auch Jägerbursche, und diese müssen, was jene erst eingerichtet, glatt und in Ordnung bringen. So bald ein Tuch angezogen und angebunden ist, läßt der Nachsteller gleich im Wechsel mit dem Pfahleisen ein Loch stoßen, in welches eine Stange kömmt, und richtet seine Leute mit dem Pfahleisen so ein, daß sie die Löcher in gerader Linie fortstoßen. Wenn das Tuch recht gerade ausgebunden ist, so dürfen sie sich nur mit den Löchern nach der Oberleine richten, daß sie gerade unter die Oberleine kommen; und allemal da, wo ein Paar Windleinen sind, kömmt eine Stellstange, und zwischen zwei Windleinen auch wieder eine.

Die Stangen müssen zwischen der Unterleine und der Saumleine eingestoßen werden, oben kömmt der Haken von

der Stange hereinwärts, und das starke an der Oberleine herauswärts. Sind aber die Tücher nicht recht gerade ausgebunden, so muß man ihnen mit den Stangen und Windleinen helfen, die Stangen kommen im Jagen alle herein, im Laufte aber, wo nicht mit Prellnetzen dupliret wird, müssen die Stangen auswendig eingestoßen werden.

Mit den Windleinen ist auch dieses zu beobachten, daß, da eine inwendig, und die andere heraus gebunden wird, man nicht mit denselben das Tuch zu weit hinaus oder herein ziehe; sondern mit den Windleinen muß das Tuch, wo es ja nicht recht gerade stünde, ordentlich gerade gezogen werden. Wenn es aber auf dem Froste oder felsigtem Boden ist, oder aber bei stillem Wetter, zugleich auch recht geschwinde vor sich gehen soll, werden anfangs, wenn es noch Winter ist, fast gar keine Löcher zu den Stellstangen vorgestoßen, sondern nur ein wenig eingestochen, und die Stangen eingehalten, und das Tuch sogleich darauf gehoben. Damit aber das Tuch, weil die Stangen lang sind und auf diese Art nicht tief in die Erde kommen, nicht unten abstehen, und alles darunter weg schleichen könnte, so müssen die Stangen längst des Tuches etwas schräge oder gebrochen stehen, jedoch so, daß wenn es bergigt, die Stange oben gegen den Berg gebrochen ist, weil sie sonst nicht halten sondern umfallen; auf ebenem Boden aber wird eine um die andere hin- und herwärts gebrochen. Die Windleinen müssen dabei geschwind, und die Ober- und Unterleinen so gerade als möglich angebunden werden.

Das Stellen, ohne Löcher vorzustoßen, geht an, wenn das Jagen noch im Weiten stehet; beim Abjagen aber, und wenn es enger wird, müssen Löcher gestoßen werden. An der Kammer, beim Zwang- und Beitreiben, auch Hinter-Jagen, kommen die Stangen inwendig; am Lauft aber, wenn nicht mit Prellnetzen dupliret wird, auswendig. So muß auch keine Ober- und Unterleine, weder in der Kammer, noch im Zwangtreiben und am Lauft, nie ins Jagen, sondern alle auswendig gebunden werden, wiewohl es anfangs, um geschwinder fertig zu werden, und das Jagen zumachen zu können, geschehen kann. Auch darf keine Windleine auf dem Laufte vom Tuche ab, und in den Lauft hinein gebunden werden, indem es sowohl nicht gut aus-

sieht, als auch das Wildpret daran läuft, so daß viele herausgerissen würden. Weil aber doch die Windleinen das Tuch oben festhalten müssen, daß es nicht vom Winde umgeworfen wird, so nimmt man die eine Windleine, und zieht sie inwendig am Tuche hinunter, schlägt aber einen Heftel auswendig dichte an der Unterleine ein, und ziehet die inwendig herunter gezogene Windleine unter dem Tuche hinaus, und bindet sie auswendig an, die andere Windleine aber wird auswendig vom Tuche abwärts gebunden.

Nicht bei allen Jagen aber ist es hinreichend, mit einfachen Tüchern zu stellen, und dieses ist besonders der Fall beim Saujagen, sondern man muß noch Netze oder Garne hinzu nehmen; s. hievon unter Dupliren.

Zeugwagen, Fr. Chariot pour les toiles, le Coche pour les équipages de chasse. Ist ein, einem Rüstwagen nicht unähnlicher, verdeckter Wagen, auf welchem die Tücher und Netze, nebst allem, was zu einem vollständigen Jagdzeuge gehört, auf die Stelle des Jagens und von da wieder abgefahren werden. Da ein Zeugwagen lang seyn muß, so ist es am besten, wenn der Langwagen gebrochen, und kurz vor dem Vorderwagen mit einem eisernen Ringe und Backen und Zugnadel gemacht ist, damit er sich besser im Gelenke umwenden läßt. Die Leitern müssen 18 Fuß lang, und inwendig mit dünnen gehobelten Brettern ausgeschlagen seyn. Vorne ist ein Kästchen angebracht, worin Leinen, Bindfaden, Knebel und Ringe in Vorrath mitgenommen werden; hinter diesem Kästchen gehen die Bretter gleich inwendig in den Leitern hoch hinauf, da denn noch ein Fach von eingeschobenen Brettern ist, welches $1\frac{1}{2}$ Fuß lang seyn kann, in welchem Pfahleisen, Wagenwinde, Heftel und kleine Haken sind. Ueber und an die Leitern sind eiserne Bogen, in deren Mitte oben Löcher sich befinden, durch diese wird eine Stange, so lang als der Wagen ist, gestochen, und über diese die zwillichen Decke gezogen. Die Zwillichdecke ist an einer Seite an den Leiterbaum feste angenagelt, wird hierauf über die Bogen und Stange gezogen, und an der andern Seite mit vier Schnallen und Riemen an den Leiterbaum angeschnallt; auf der Seite, wo die Decke angenagelt ist, kommen auch zwei Schnallen, womit man, wenn das Zeug auf- und abgeladen oder abgefah-

ren, und deshalb die Zwillichdecke zusammen und zurück gerollt wird, die Decke anschnallt, und feste macht.

In der Mitte des Wagens ist an jeder Seite an der ganzen Leiter hinunter ein Brett, 1 Fuß breit, beide Bretter werden unten durch einen Querringel zusammen befestiget. Hinter dem hintern Rade ist an jeder Seite eine dünne Stange, fast wie eine Wagenleiste, oben an den Leiterbaum angemacht; beide Leisten gehen herunter bis gegen den untersten Leiterbaum, stehen aber unten so weit ab, als es sich wegen des Rades thun läßt, so daß das Rad sie nicht berührt; dergleichen sind auch auf beiden Seiten am hintern Theil des Wagens angebracht, worauf unten quer über ein Querriegel geht, womit die beiden Bei-Leisten feste zusammen gehalten werden. Vor dem Rade, und also zwischen der Wagenachse und dem Brett in der Mitte, kann noch auf jeder Seite eine dergleichen Leiste angebracht werden; in diesen und den vorher genannten Leisten, und unten über die Querreiegel und die Wagenachse weg liegt ein Brettchen, auf welchem die Stellstangen, die zu beiden Seiten in die Leisten ein- und bis an das mittlere Brett vorgeschoben werden, ruhen, so daß die Stellstangen und Furcheln, so viel ihrer zu einem Fuder Zeug gehören, auswendig am Wagen bequem mit fortgebracht werden, und mithin die Tücher nicht, als wenn sie in selbigen liegen, verletzen können. Dieses dient vorzüglich zur Bequemlichkeit und Geschwindigkeit beim Abstellen und Aufheben, denn wenn ein Tuch vom Wagen abgefahren und abgelassen wird, braucht nur einer neben her zu gehen, der nach und nach so viel Stangen hinten herauszieht, und sie längs des Tuches hinunter wirft; eben so werden beim Heben des Zeuges, so wie der Wagen geht, und das Tuch hinauf gebracht wird, die Stangen nach und nach von hinten am Wagen wieder hinein geschoben. An jeder Seite am untersten Leiterbaum muß ein eiserner Ring seyn, worein der Schlägel gesteckt, und mit fortgebracht wird. Hinten auf den untersten Leiterbäumen wird quer über eine Rolle noch angemacht, aber so, daß sie über das Unterlagen-Brett herauf kömmt, auf welcher die Tücher beim Abfahren und Stellen gut ablaufen, und beim Heben sich leicht aufziehen, und sich also die Tücher nicht so sehr, als auf dem Brett, abscheuern.

Nützlich ist es auch, wenn hinten an den Zeugwagen wilde Schweinshäute vorgeschnallet werden, damit die Tücher vor Regen und Nässe bewahret sind; sie müssen aber so angemacht seyn, daß sie im Abstellen und Aufheben abgenommen, und zur Seite an die Leiter gehänget werden können. Endlich gehört auch noch ein Frostbohrer und ein Paar Spitzhauen zum Jagdzeuge, um damit bei hartem Frost Löcher in die Erde zu machen. — Zur Ersparuug der Kosten für einen dergleichen Zeugwagen, lassen manche Herrschaften dergleichen ganz weg, und nehmen statt derselben Bauern-Wagen, legen auf jeden ein Tuch, und lassen sie mit 2 Pferden durch die Jagdbauern fahren. Ohnstreitig aber hat ein ordentlicher Zeugwagen viele Vorzüge, und dient auch zur Erleichterung der Jagdfrohnen für die Unterthanen.

Zeugwärter, Zeugmeister, Fr. Garde de la Venerie. Ist ein zum Jagdwesen gehöriger Diener, der das Zeughaus unter seiner Aufsicht hat, und bei einem Jagen für den Zeug und dessen Zubehör gehörige Sorge trägt, damit auch nach geendigtem Jagen alles richtig wieder aufgeladen und vor der Aufbewahrung wieder getrocknet wird; hiezu sind ihm die Zeugknechte beigegeben und untergeordnet.

Zeumer, siehe Krametsvogel.

Ziege, heißt das Weibchen vom Reh.

Ziegelsparren. Heißen an einigen Orten Stangen von 30 bis 35 Ellen lang, und 13 bis 13½ Zoll im Durchmesser stark.

Ziehen, siehe Ausziehen.

Ziehende Vögel, siehe Zugvögel.

Ziemel, siehe Zimmer.

Ziemen, siehe Ruthe.

Ziemer, siehe Misteldrossel.

Ziergarten. Heißt in den Schlössern großer Herren dasjenige Gewölbe, welches zunächst der Hofküche befindlich und dazu bestimmt ist, daß das zum Hof gelieferte Wildpret darin zerwürkt, und aufbehalten wird.

Zimmel, siehe Ruthe.

Zimmer, Zemmer, Zeiner, Ziemel, Zämel, Zämer, Fr. Cimier, Nerf de cerf. Ist der Theil des Rückgrats beim Hirsch, von der Blume über den Keulen bis an

die Rippen, und zwar der beste Braten am ganzen Thier.

Zimmerholz, Fr. Bois quarré ou d' équarrissage. Heißt ein viereckigt beschlagener Stamm oder Kloß, der nicht zu Brettern, sondern zu Zimmerholz bestimmt und über einen halben Schuh dick ist. Das kleinere heißt Sparrenholz.

Zinken, Fr. Tournebout, siehe unter Hiefhörner.

Zipammer, Lat. Emberiza Cia, Linn. Fr. le Bruant fou, Buff. Engl. the foolish Bunting, Lath. auch genannt: Wiesenammer, Wiesenemmeritz, Wiesenmerz, Steinemmerling, graukopfiger Wiesenammering, Knipper, Bartammer, Ziepammer, aschgrauer Goldammer. Ist ein Singvogel, und von der Gattung der Ammern eine Art, die sich von den übrigen durch folgende Kennzeichen unterscheidet. Durch die Augen geht ein schwarzer Streifen, und ein gleicher umgiebt die Wangen; die Schwanzfedern sind schwarz und die zwei ersten bis zur Hälfte weiß.

Er ist etwas kleiner als ein Goldammer, 6¾ Zoll lang, der Schwanz 3 Zoll, die Flügelbreite 11 Zoll, und die Flügel legen sich über die Mitte des Schwanzes zusammen. Der Schnabel ist 5 Linien lang, scharf zugespitzt, oben schwärzlich unten aschgrau, die Nasenlöcher sind rundlich, mit einer aufgeblasenen Haut oberhalb bedeckt, der Augenstern schwarzbraun, die Ränder der Augenlider rothgelblich weiß, die geschilderten Füße bräunlichfleischfarbig, die Krallen braun, die Beine 10 Linien hoch, die mittlere Zehe und die hintere 9 Linien lang.

Der Kopf ist aschfarbig, rostroth bespritzt, zur Seiten mit einem undeutlichen schwarzen Striche, und in der Mitte mit schwarzen Strichelchen, die Wangen sind hellaschgrau rostfarben gewölkt; von den rundlichen Nasenlöchern läuft über die Augen weg ein schmutzigweißer Streifen; durch die Augen geht ein schwarzer, der mit einem andern am untern Schnabelwinkel die Backen einschließt; der Rükken und die Schultern sind rothbraun, schwarz gefleckt; der Unterrücken und die mittelmäßigen obern Deckfedern des Schwanzes hellbraunroth, die Kehle hellaschfarbig, der Unterhals bis zur Hälfte der Brust aschfarben, der übrige Unterleib rostbraun, die kleinern Deckfedern der Flügel dun-

kelaschgrau, dunkelbraun gewölbt, die übrigen Flügelfedern schwarz, die Schwungfedern der ersten Ordnung röthlich weiß gerändet, die übrigen mit der ersten Reihe Deckfedern rostfarbig eingefaßt, die zweite Reihe Deckfedern mit röthlich weißen Spitzen, die eine weiße Linie auf den Flügeln bilden; die Schwanzfedern etwas gabelförmig, schwarz, die beiden ersten mit einem weißen Flecken auf der innern Fahne, die mittelste dunkel rostfarben gespitzt und gerändet. — Das Weibchen ist nicht gar merklich verschieden, der Kopf ist aschgrau, röthlich überlaufen, schwarz gesprengt, die aschgrauliche Kehle und Gurgel sind ebenfalls schwarz gestrichelt und röthlich überlaufen, und der Unterleib ist heller als beim Männchen.

Es sind lustige, unruhige Vögel, lassen sogar des Nachts ihr unaufhörliches hellklingendes: Zi, zi, zi! hören, und singen fast, wie die Goldammern, nur kürzer und reiner, vom Frühjahr bis in den Herbst: Zi, zi, zi, zirr, zirr! Sie lassen sich sehr leicht zähmen, sind immer lustig, und bewegen stets Kopf- und Schwanzfedern. Mit den Goldammern, als ihren Anverwandten leben sie sehr vertraut.

Sie nisten vorzüglich im südlichen Deutschland, kommen nur auf ihren Zügen in das nördliche Deutschland, werden aber in Sachsen und Thüringen fast alle Frühjahr gefangen, und nisten daher auch wahrscheinlich darin. Sie lieben die Einsamkeit und bewohnen daher mehr die gebirgigen als ebenen Gegenden im südlichen Frankreich, in Italien, und im Oestreichischen. Nicht alle Jahre bleiben sie den Winter über in ihrem Vaterlande, sondern ziehen auch zuweilen strichweise weg; daher fängt man sie im mittlern Deutschland im März und April einzeln in denjenigen Gegenden, die an Feld- und Vorhölzer gränzen. — In der Freiheit nähren sie sich von allerlei Insekten und Gesäme, Hanf, Hirsen, Hafer ꝛc. im Zimmer fressen sie Mohn, Hanf, Brod- und Semmelkrumen, und besonders gern in Milch geweihtes Gerstenschrot.

Auf die Heerde und Lockbüsche lassen sie sich sehr leicht von den Goldammern locken, und eben daher haben sie den französischen Namen Narren bekommen. — Sie nützen

durch ihr wohlschmeckendes Fleisch, und durch ihren Gesang im Vogelbauer.

Zippdrossel, siehe Singdrossel.

Zirpen, Fr. pépier; siehe unter Fink und Schirken.

Zitrinchen, siehe Citronensink.

Zitterpappel, siehe Aspe.

Zocken, siehe Einbinden.

Zopf, Fr. Chablis. Ist das oberste Ende eines Baums, und wird damit, jedoch uneigentlich, die Krone benannt; daher heißt das

Zopfende, Fr. Chicots, dasjenige Ende eines Klozzes, welches dem Zopf- oder der Krone am nächsten war.

Zorch, siehe unter Haubentaucher.

Zu Baue kriechen, oder gehen. Heißt es vom Dachs oder Fuchs, wenn sie in ihre Aufenthaltshöle unter der Erde schlupfen.

Zu Baum fallen. Sagt man von den Birk- und Haselhühnern, wenn sie auf einen Baum fliegen.

Zu Banme steigen, oder treten. Heißt es von dem Auerhuhn, wenn es sich von der Erde erhebt und auf einen Baum steiget.

Zuckerahorn, s. unter Ahorn.

Zuckerbirke, siehe unter Birke.

Zu Fährte kommen. Heißt, wenn ein Jäger, indem er mit dem Leithunde zieht, auf eine Spur kömmt, wo Hirsche und Wildpret gewechselt haben, und der Hund solches annimmt. Daher sagt man, er ist nicht zu Fährten gekommen, wenn der Hund nichts anfällt.

Zu Felde gehen. Sagt man vom Roth- sowohl als anderem Wildpret, wenn es des Abends aus den Wäldern, nach seinem Geäse oder Fraß, ins Feld ziehet.

Zug, (Strich) Fr. le Passage. Heißt die Wanderung der Vögel im Herbst.

Zugvögel, Lat. Aves migratoriae, Fr. Oiseaux passagers ou pélerins. Sind solche Vögel, die, weil sie entweder die Winterkälte ihrer körperlichen Beschaffenheit nach nicht ausdauern können, oder ihre Nahrung, die bei einigen zum Theil in Amphibien und Insekten besteht, im Winter, selbst in den gemäßigten Gegenden nicht antreffen, nicht nur ihr Vaterland, sondern überhaupt die kalten ja

zum Theil gemäßigten Gegenden ganz und gar verlassen und nach weit von ihrer Heimath entfernten Himmelsstrichen, aus dem nördlichen Europa bis nach Italien, ja zum Theil bis nach Afrika und Asien hinziehen. Hierher gehören die Schwalben, Störche, die meisten kleinen Insekten fressende Vögel, Rothkehlchen, Blaukehlchen, Nachtigallen, weiße Bachstelzen, Feldlerchen, Baumlerchen, Wendehälse, kleine Neuntödeer, Singdrosseln, Wachteln, Turteltauben, Staaren, Wachholderdrosseln, Seidenschwänze, Flachsfinken, wilde Gänse und dergl. Von diesen verlassen aber nicht nur die meisten Deutschland, sondern einige kommen auch aus den kältern und kältesten Gegenden und überwintern bei uns, so die wilden Gänse, Wachholderdrosseln und Seidenschwänze, und andere kommen aus kältern Ländern, gehen in wärmere und ziehen nur bei uns durch, wie die Roth- und Singdrosseln. — Viele Raubvögelarten begleiten auch die kleinern Vögel auf ihren Zügen, um immer ihrer Beute gewiß zu seyn, und müssen also auch zu den Zugvögeln gerechnet werden.

Diese Wanderungen der Vögel geschehen sowohl im Herbst (s. Zug), als im Frühjahr (Wiederzug), vorzüglich nach den verschiedenen Nahrungsbedürfnissen, die jede dieser Vogelart hat, in einer gewissen Ordnung, bei einigen früher, bei andern später, je nachdem sie nämlich im Herbst Mangel an Nahrung verspüren, oder im Frühjahr Ueberfluß an derselben vermuthen.

Auf dem Zuge machen den Anfang schon in der Mitte des Julius die Uferschwalben, auf sie folgen die Pirole. Bartholomäi macht sich der Kuckuk reisefertig, und gewöhnlich begleitet ihn die Nachtigall, Bastardnachtigall und der Storch. Im September zieht sich alsdann das meiste Geflügel, das den Winter fürchtet, als Schwalben, Wachteln, Turteltaube, Staaren, Wiedehöpfe u. d. g. vollends zusammen und verläßt uns, bald früher, bald später, je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist. Im Oktober endlich gehen die Bachstelzen, Rothkehlchen, Lerchen, Singdrosseln und Kiebitze weg. Auf der andern Seite kommen aus kältern Gegenden im September die wilden Gänse und Flachsfinken, im Oktober die Roth- und Singdrosseln, und im

November und December die Wachholderdrosseln und Seidenschwänze bei uns an.

Die Reisen selbst geschehen mehrentheils des Nachts bei Mondenschein, und man hört alsdann im September und Oktober oft ein lautes Geschrei hoch in der Luft, das der abergläubische Landmann für das Lärmen des wilden Jägers oder des wüthenden Heeres ausgiebt. Die Zugvögel haben einen bestimmten Ausdruck in ihrer Stimme, wodurch sie sich einander zum Aufbruch zusammen rufen, und scheinen auch Anführer zu haben. Einige pflegen auch ordentliche Zusammenkünfte und Uebungen zu halten, ehe sie ihre Wanderungen antreten. Sie fliegen mehrentheils der Luft entgegen, welche sich sonst in ihre Federn legen, sie sträuben und ihren Flug hemmen würden, daher man oft ganze Schaaren nach Westen, anstatt nach Süden oder Osten fliegen sieht; nur die niedrig fliegende und kurzfedrige Wachtel reiset mit dem Luftzug.

Diejenigen Zugvögel, die bei uns überwintern, nähren sich mehrentheils von Beeren, und nur sehr wenige wie die Gänse und Enten von Wassergräsern und grüner Saat. Auch diejenigen insektenfressenden Vögel, die uns spät verlassen, nähren sich beim Mangel ihrer eigentlichen Nahrung mit Beeren, und sind unter den Namen der Schneußvögel bekannt.

Sobald im Frühjahr wieder wärmere Tage eintreten, fangen die Zugvögel an, ihren Wiederzug zu halten, oder in ihr Vaterland zurück zu kehren, um daselbst die ihrer Natur vorzüglich angemessenen Temperatur der Luft zu genießen, ihre Nahrungsmittel in Menge zu finden und sich fortzupflanzen. Den Anfang macht die Feldlerche, welche zu Ende des Februars oder Anfang des Märzes kömmt, je nachdem die warme Witterung etliche Tage hinter einander fortdauert. Vierzen Tage nach ihrer Ankunft läßt sich in Wäldern die Baumlerche hören. Fast zu gleicher Zeit kömmt die weiße Bachstelze bei uns an; hierauf folgt der Staar, dann der Storch, die wilde Taube, die Singdrossel, und zu Ende des Märzes das Rothkehlchen und Rothschwänzchen u. s. f.

Diejenigen Vögel, welche bei uns überwintert haben, z. B. die Wachholderdrosseln, Seidenschwänze, wilden Gänse verlassen in diesem Monate ebenfalls unsere Gränzen,

und gehen in ihre nördlichere Heimath zurück, und andere, z. B. die Rothdrossel, Ringdrossel ꝛc. ziehen wiederum durch.

Bewunderswürdig ist bei dieser Wiederkunft der Zug- und Strichvögel, daß allemal die Männchen etliche Tage, ja zuweilen eine ganze Woche und länger vorher ankommen, ehe die Weibchen eintreffen. Daher fangen die Vogelsteller bei den ersten Zügen lauter Männchen, bei den letztern aber oft nichts als Weibchen.

Weiter ist zu bemerken, daß die Zugvögel fast gerade in verkehrter Ordnung wiederkommen, als sie weggegangen sind, so daß diejenigen zuerst wieder da sind, welche am spätesten wegwanderten, und diejenigen am spätesten wieder erscheinen, welche zuerst wegreiseten. Auffallende Exempel hierzu sind die Feldlerchen und Pirole. Ferner nimmt auch jeder Vogel wieder den Platz (Stand) ein, den er das vorige Jahr bewohnte. Der Finke sucht die nämlichen Bäume wieder auf, die er voriges Jahr beflog, die Nachtigall die Büsche, die sie voriges Jahr durchkroch, die Schwalbe das Nest, das sie voriges Jahr baute und bewohnte, und der Storch den Schornstein, auf welchem sein altes Nest steht.

Indessen bindet sich die Natur in Ansehung der Auswanderung der Vögel nicht so genau an die festgesetzten Regeln, daß jeder Vogel nach unsern Begriffen entweder ein Standvogel, oder ein Strichvogel, oder ein Zugvogel seyn muß; denn es giebt hier, wie sonst immer, auch Ausnahmen. So ist z. B. die Rabenkrähe in Deutschland in einigen Gegenden ein Standvogel, hingegen in andern und besonders platten Gegenden ein Strichvogel, die Nebelkrähe für einige Gegenden ein Zugvogel, für andere ein Standvogel und für noch andere ein Strichvogel.

Zu Holze gehen, Fr. le Cerf s'embuche. Heißt es vom Hirsch und Wildpret, wenn es früh Morgens von dem Geäse auf dem Felde wieder in seinen Stand im Walde ziehet, wo es sich des Tages über verborgen hält.

Zu Holze richten. Heißt, wenn man die Hirsche, das Wild oder die Schweine mit dem Leithunde vom Felde zu Holze sucht, und die Fährten daselbst verläßt und verbricht.

Zu Holze ziehen. Geschieht von der sämmtlichen Jägerei, wenn sie bei einem Haupt- oder Laufrjagen, von dem herrschaftlichen Jagdschirm an, unter Anstimmung ihres Waldgeschreies, hinauf in das Jagen geht.

Zündloch, Fr. Lumiére. Ist das kleine runde Loch an den Büchsen- und Flintenläuften, welches gleich über der Schwanzschraube in den Pulversack gebohret ist, und woneben das Schloß angeschraubet wird. — Zündloch heißt auch die Oefnung an einem Kohlenmeiler, durch welche die Köhler denselben anzünden.

Zurück, Fr. retirez vous! en arrière. Wird den Jagdleuten zugerufen, wenn im Treiben etwas von Wildpret rückwärts durch die Treibeleute, wieder in die vorige Stallung geht, und aufs neue nachgeholet werden muß.

Zurück blasen, Fr. sonner pour arrière. Geschieht, um den Jägern und Jagdleuten mit dem Flügelhorne ein Zeichen zu geben, daß von Hirschen etwas durch die Treibeleute zurück gegangen ist, und wieder nachgeholet werden soll.

Zurück bleiben, s. Hinterlassen.

Zurück setzen, Fr. diminuer. Heißt es von Hirschen, die, wenn sie alt werden, und bereits 14 bis 16 und mehr Enden auf dem Kopfe gehabt haben, selbige öfters bis auf 8 Enden wieder zurück setzen, dem Leibe nach aber nicht geringer, sondern vielmehr stärker werden.

Zusammen haben, Fr. avoir ensemble. Der Leithund, sagt man, möchte es gern zusammen haben, wenn mehr als ein Stück Wildpret oder Hirsche im Felde gegangen, und man bei der Vorsuche mit dem Leithunde darauf kömmt, solcher aber nicht auf einer Fährte bleibt, sondern bald auf diesen, bald auf einen andern Tritt fährt.

Zuschläge. Heißen so viel als Gehege, nämlich Reviere in Forsten, die mit Gräben und andern Befriedigungen so verwahret sind, daß das junge Holz ungestört darin heranwachsen kann. Daher sagt man, einen Wald, Hau oder Holzschlag in Zuschlag nehmen; s. Hegung.

Zuspruch, Zusprechen, Fr. Encouragement, hucher. Heißt, wenn der Jäger seinem Hunde, besonders dem Leithunde, mit einem sanften Ton zuspricht, und gleichsam mit

ihm redet, und dadurch dem Hunde zu verstehen giebt, was er thun oder lassen soll.

Zwang, Zwingen, Fr. la Contrainte. Wird vom Hirsch gesagt, welcher in seinem Gange das Erdreich mit den Schalen fest an sich und zurück ziehet. — Ein übermachtes Zwingen wird genannt, wenn der Hirsch mit der hintern Schale in die vordere zwinget, daß die hintere Schale viel kleiner, als die vordere, scheint, und man fast gar nicht glauben sollte, daß beide Schalen von einem Hirsche in selbiger Fährte wären, dieweil die vordere wohl einen Hirsch von 10 Enden anzeigt, die hintere aber einen Spießer.

Zwangtreiben, Fr. chasser et faire entrer les bêtes dans les toiles. Ist bei einem Hauptjagen das allerletzte und nächste Treiben an der Kammer, aus welchem die Hirsche, entweder des Abends vorher, oder Morgens früh an demselben Tage, da abgejaget werden soll, je nachdem die Dickung beschaffen ist, aus dem Zwangtreiben heraus in die Kammer gejaget werden.

Zweideutige Drossel, lat. Turdus dubius. Ist ein Singvogel, und von den Drosseln eine Art, bei welcher, als Kennzeichen, der Oberleib olivenbraun, die Brust weißgrau und schwarzbraun gewölbt ist, und unter den Flügeln die großen Deckfedern hellorangenfarbig sind. Die Vögel dieser Art werden von den Jägern die kleinen Krammetsvögel genannt, und sollen in Gesellschaft der Ringdrosseln kommen.

Dieser Vogel stehe in Ansehung seiner Größe zwischen der Wachholderdrossel und Rothdrossel in der Mitte, ist also fast so groß als die Singdrossel, 9 und 3 Viertel Zoll lang und 1 Fuß 5 Zoll breit. Der Schwanz ist 3 und 3 Viertel Zoll lang, und die Flügel reichen bis auf seine Mitte; das Gewicht ist 3 und eine halbe Unze. Der Schnabel ist drei Viertel Zoll lang, stark, hornbraun, von der Mitte an beiden Kiefern bis in die Ecken gelb gerändert, der Rachen gelb, die Nasenlöcher eirund, der Oberkiefer an der Wurzel vorwärts mit 6 schwarzen Bartborsten besetzt, der Augenstern dunkelkastanienbraun, die Augenlider hellorangefarbig eingefaßt, die Füße fleischbraun, die Nägel dunkelbraun, die geschilderten Beine 15 Linien hoch, die Mittel-

zehe von gleicher Länge, die hintere starke mit einem großen Nagel und drei Viertel Zoll lang.

Der ganze Oberleib vom Kopfe bis zu den mittelmäßigen Steißfedern ist schön olivenbraun, am Rücken dunkelbraun gewölkt, und am Steiß graulich gewässert; von den Nasenlöchern läuft bis hinter die Augen ein schmutzig rostgelber Streif; Kehle, Gurgel, ein Stück von den Wangen und die Brust sind blaß lohgelb, an der Mitte der Gurgel ein Fleck, eines Groschens groß, ohne Flecken, an der Kehle und an den Seiten des Halses herab aber stehen schwarzbraune Striche, und an der Brust dergleichen stumpfe dreieckige Flecken, die aber durch die großen weißgrauen Kanten sehr verdeckt werden, daher die Brust weißgrau und schwarz, braun gewölkt erscheint; der übrige Unterleib ist weißgrau, an den Seiten weg mit dunkelbraunen Längsstreifen, die sich unten dreieckig ins Weißgraue verlieren, die mittelmäßigen Afterfedern lohgelb, die längsten dunkelbraun eingefaßt, die Deckfedern der Flügel und ihre Schwungfedern dunkler als der Rücken, die großen Deckfedern der Unterflügel hellorangenfarben, die kleinern rothgrau, und die vordern untern Schwungfedern an der Wurzel schwach rothbraun angeflogen, der Schwanz gerade und schwärzlich, die mittelsten Federn olivenbraun angelaufen, und die drei Seitenfedern wie die Schwungfedern sehr schmal weißgrau eingefaßt. — Die Nahrung dieser Vögel ist wie bei den andern Drosselarten, Beeren, Würmer und Insekten.

Zweifacher Splint. Ist ein Fehler der Bäume, wenn ein Ring von so weichem Holz', als Splint ist, sich gegen die Mitte zu befindet.

Zweifeltanne, s. Meßbalken.

Zweijährige Bachen und Keuler. Sind diejenigen wilden Schweine, welche, nachdem sie kurz vorher übergegangene Frischlinge geheißen, nunmehr zwei Jahre alt sind.

Zweiling. Ist ein Brett, welches 14 Zoll breit, 2 Zoll dick und 16 Schuh lang seyn soll. Es wird aber auch geschnitten von 18 Schuh lang, 2 Zoll dick, und wird für 2 Bretter gerechnet. Gewöhnlich ist es Tannenholz; man hat aber Zweiling von Eichenholz.

Zweiling. Wird auch bei dem Handel auf der Kinzig in Schwaben; ein Stamm Tannenholz genannt, der 13 bis 20 Schuh in der Länge hat, und am dünnen Ende 3 bis 5 Zoll stark ist.

Zweilingsstück, s. Thillspitz.

Zwei Stückbalken. Heißt bei dem Kinziger Floßhandel ein Stamm Tannenholz, der 20 Schuh lang und am dünnen Ende 8 bis 10 Zoll dick ist.

Zwergbüsche. Darunter werden Kniebüsche, Genicke, verbeizte Büsche, Knüppelbusch, verbuttet Holz und Kuhmäuler verstanden, und haben den Namen von ihrem niedrigen Wuchs, in welchem sie immer verbleiben.

Zwergente, lat. Anas minuta, Linn. Fr. Canard brun et Canard brun et blanc, Buff. Engl. the little brown and white Duck; auch genannt: braune Kriechente mit weißen Kopffedern. Ist ein Wasservogel, und von der zweiten Familie der Gattung der Enten eine Art, welche von den übrigen Arten dadurch sich unterscheidet, daß sie dunkelbraun, an den Ohren weiß und an den vordern Schwungfedern schwärzlich ist. Sie hat mit der Kragenente einerlei Vaterland, Lebensart und Nahrung. Nach Deutschland kömmt sie fast alle Jhre im November in kleinen Heerden, und hält sich besonders auf den Waldteichen auf, in welche warmes Quellwasser von den Bergen fließt, sind aber diese zugefroren, so zieht sie weiter.

Ihre Länge beträgt nur 14 Zoll, und ihre Breite 22; der zugespitzte Schwanz ist 2 Zoll lang, und die Flügel endigen sich an dem vierten Theile desselben. Der Schnabel ist 15 Linien lang und schwarz, der Stern nußbraun, die Füße sind schwärzlich ins Röthliche schimmernd, die Beine ein und einen halben Zoll hoch, die Mittelzehe fast 2 Zoll lang und die hintere 6 Linien, die Kniee nur ein klein wenig kahl.

Der Oberleib ist dunkelbraun, die Stirn und ein Fleck an den Ohren weiß, die kleinen Deckfedern der Flügel röthlichbraun, die größern schwärzlich, der Unterleib weiß, verwaschen in die Quere braungestreift, an der Brust und am After nämlich röthlichbraun, am Bauche wechselsweise röthlich und dunkelbraun, die größern Schwungfedern schwärzlich, die andern, so wie der Schwanz, dunkelbraun.

Zwergtrappe, s. unter Trappe.

Zwergulme, s. Ulme.

Zwiesel, zwieselig gewachsen. Heißt ein Baum, wenn er zwei oder drei Herzschüsse zugleich gemacht hat, die wie eine zwei- oder dreizackige Gabel in die Höhe gegangen sind. Um einen geraden Stamm zu erziehen, wenn man es bei noch jungen Bäumen wahrnimmt, muß man das geringere Reiß wegschneiden und das beste stehen lassen.

Zwingen, s. Zwang.

Zwinger, s. Hundezwinger.

Zwitschern, Zwitzern, Fr. gazouiller. Heißt bei den kleinen Vögeln, wenn sie keinen ordentlichen Gesang haben, sondern nur allerhand Töne unter einander vermischen.

Zwitter, Fr. métif. Ein Zwitter, heißt es beim Jäger, wenn ein Hund von dieser, und eine Hündinn von einer andern Race zusammen gebracht werden, daß sie sich mit einander vermischen und Junge bringen. So giebt es z. B. sehr gute Hatzhunde, wenn eine englische Docke und eine Windhündinn sich mit einander belaufen.

Ende des dritten und letzten Theils.

Anhang.

Saugarn, Saunetz, Fr. Panneau aux sangliers. Sind Garne, welche da gebraucht werden, wo es viele Sauen giebt, und doch nicht viel auf Tücher gewendet wird, ingleichen auch in kleinen Revieren, wo nur gesucht wird das, was von andern Gränzen herein wechselt, wegzuschnappen. Die Anschaffung solcher Garne ist nicht zu kostspielig, und sind auch leicht fortzubringen.

Ein Saugarn wird nur halb so hoch gestrickt, als ein Hirschgarn, jedoch auch 75 Klaftern lang; die Ober- und Unterleinen müssen ebenfalls so stark und lang, wie auch die Leinen zum Gemäsch von gleicher Stärke seyn. Am besten aber ist es, wenn die Ober- und Unterleinen die Länge haben, wie eine Tücherleine, damit sie auch ausgestreckt und ohne Busen gestellt werden können.

Wenn man zwei Fuder halbe Tücher hat, und zwei Fuder von dieser Art Saugarn, so hat man schon genug, Sauen damit einzustellen. Auf einem Fuder kann man 8 Stücke von diesem Garn leicht fortbringen, und 1200 Schritte damit stellen. Ueberdieß braucht man dazu nicht viel Leute, und kann sie auch in Gebirgen durch Tragen bequem fortbringen. Anfangs, wenn das Jagen noch im Weiten ist, bindet man, wo die Tücher aufhören, die Garne an, und ziehet den Busen an den Garnen aus, stellet sie fest, daß sie nicht ablaufen können, auf welche Art mit solchen vier Fudern Zeug ein Umfang von 4800 Waldschritten umstellet werden kann. Soll nun das Jagen mit einem Laufte gemacht und abgejagt werden, so sind die zwei Fuder Zeug oder 12 Tücher hinreichend, das Jagen und den Lauft vollkommen damit einzustellen, da man alsdann mit diesen Saugarnen dupliren kann.

Diese Garne sind auch sehr nützlich, wo Saujagen mit hohen Tüchern eingerichtet werden, da man ebenfalls damit dupliren kann; denn obschon sie den hohen Tüchern nicht gleich hoch stellen, so ist es auch nicht nöthig, weil die Sauen nicht oben überfliehen, sondern nur unten und in der Mitte durchzuschlagen suchen. Weil nun diese Garne nicht allzu schwer sind, und damit leicht umzugehen ist, so ist es rathsam, daß dergleichen zum Saujagen, sie mögen mit hohen, Mittel- oder halben Tüchern eingerichtet werden, angeschafft und mitgeführet werden. — Von einer andern Art Saugarne, welche bei Saujagen vor die Tücher zum Abprellen gestellt werden, sehe man unter Prällnetze.

Regiſter

der lateiniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Wörter.

Die römiſche Zahl zeigt den Theil und die deutſche die Seite an.

A.

C.

D.

E.

M.

S.

T.

W.

X. Y.

Z.

Register der deutschen Wörter.

Not. Was mit Schwabacher Schrift gedruckt ist, sind Hauptartikel.

A.

B.

C.

E.

F.

Ot

K.

Register.

M.

N.

O.

S.

T.

V. U.

Y.

Z.

